



















Aus dem „Corpus imaginum“ der Photographischen Gesellschaft, Berlin

Henrik Ibsen









# HENRIK IBSEN SÄMTLICHE WERKE

*VOLKSAUSGABE IN FÜNF BÄNDEN*

HERAUSGEGEBEN VON  
JULIUS ELIAS UND PAUL SCHLENTHER  
EINZIGE AUTORISIERTE DEUTSCHE AUSGABE



---

S. FISCHER, VERLAG, BERLIN

1908

HENRIK IBSEN  
SÄMTLICHE WERKE

*ERSTER BAND*



---

S. FISCHER, VERLAG, BERLIN

1908

SÄMTLICHE TEXTE GESCHÜTZT AUF GRUND  
DER GESETZE UND VERTRÄGE. DEN BÜHNEN  
GEGENÜBER MANUSKRIFT. AUFFÜHRUNGS-  
RECHTE DURCH FELIX BLOCH ERBEN, BERLIN.

# INHALTSVERZEICHNIS

|                                       | Seite |
|---------------------------------------|-------|
| VORWORT . . . . .                     | XI    |
| EINLEITUNG . . . . .                  | XII   |
| GEDICHTE: *)                          |       |
| Spieleute . . . . .                   | 3     |
| König Håkons Festhalle . . . . .      | 3     |
| Baupläne . . . . .                    | 4     |
| Feldblumen und Topfpflanzen . . . . . | 5     |
| Eine Vogelweise . . . . .             | 5     |
| Auf Akershus K . . . . .              | 6     |
| Der Eidervogel . . . . .              | 8     |
| Mit einer Wasserlilie . . . . .       | 9     |
| Vogel und Vogelfänger . . . . .       | 10    |
| Der Bergmann . . . . .                | 11    |
| Mein junger Wein . . . . .            | 12    |
| Lichtscheu . . . . .                  | 12    |
| Lied des Dichters . . . . .           | 13    |
| Die Schlucht . . . . .                | 14    |
| Hochlandsleben . . . . .              | 15    |
| Sängerfahrt . . . . .                 | 16    |
| Ein Schwan . . . . .                  | 18    |
| Gepriesen sei das Weib! . . . . .     | 19    |
| Zum 4. Juli 1859 . . . . .            | 19    |
| Das Schulhaus . . . . .               | 22    |
| Volkstrauer . . . . .                 | 23    |
| An die Thingmänner . . . . .          | 24    |
| Gruß an die Schweden . . . . .        | 26    |
| An die Überlebenden . . . . .         | 27    |

---

\*) Die Gedichte mit K sind von Emma Klingenfeld und die mit B von Max Bamberger, die Gedichte ohne Zeichen sind von Christian Morgenstern übersetzt.

|   | Seite |
|---|-------|
| An Professor Schweigård . . . . .           | 27    |
| Wiegenlied . . . . .                        | 28    |
| Fort! . . . . .                             | 29    |
| Die Sturmschwalbe . . . . .                 | 29    |
| Agnes . . . . .                             | 30    |
| Stammbuchreim . . . . .                     | 31    |
| Macht der Erinnerung . . . . .              | 31    |
| Offener Brief . . . . .                     | 32    |
| An einen fortziehenden Künstler . . . . .   | 35    |
| Oernulfs Drapa K . . . . .                  | 36    |
| Friedrich des Siebenten Andenken . . . . .  | 38    |
| Ein Bruder in Not . . . . .                 | 39    |
| Des Glaubens Grund . . . . .                | 41    |
| Das Storthingsgebäude . . . . .             | 43    |
| Terje Vigen . . . . .                       | 44    |
| Verwicklungen K . . . . .                   | 55    |
| Aus meinem häuslichen Leben . . . . .       | 57    |
| Eine Kirche . . . . .                       | 57    |
| In der Galerie K . . . . .                  | 58    |
| Chor der Unsichtbaren . . . . .             | 59    |
| Auf den Höhen . . . . .                     | 59    |
| Gebet der Frauen . . . . .                  | 72    |
| Dank . . . . .                              | 72    |
| Abraham Lincolns Ermordung K . . . . .      | 73    |
| An meinen Freund, den revolutionären Redner | 75    |
| Ohne Namen B . . . . .                      | 76    |
| Bei Port Said . . . . .                     | 78    |
| An Friedrich Hegel K . . . . .              | 79    |
| Ballonbrief . . . . .                       | 80    |
| Reimbrief . . . . .                         | 93    |
| Zu einer Hochzeit K . . . . .               | 101   |

|  | Seite |
|--|-------|
| Einem Komponisten ins Stammbuch B . . .    | 102   |
| Verbrannte Schiffe . . . . .               | 102   |
| Sängergruß an Schweden K . . . . .         | 103   |
| Aus der Ferne . . . . .                    | 104   |
| Ein Reimbrief K . . . . .                  | 107   |
| Zur Tausendjahrfeier . . . . .             | 111   |
| Ein Vers . . . . .                         | 117   |
| Sterne im Lichtnebel K . . . . .           | 117   |
| Sie saßen, die beiden K . . . . .          | 117   |
| <b>CATILINA:</b>                           |       |
| Vorwort zur zweiten Ausgabe . . . . .      | 120   |
| Catilina . . . . .                         | 126   |
| <b>FRAU INGER AUF OESTROT</b> . . . . .    | 203   |
| <b>DAS FEST AUF SOLHAUG:</b>               |       |
| Vorrede zur zweiten Ausgabe . . . . .      | 306   |
| Das Fest auf Solhaug . . . . .             | 314   |
| <b>DIE HELDEN AUF HELGELAND (NOR-</b>      |       |
| <b>DISCHE HEERFAHRT):</b>                  |       |
| Vorwort zur ersten deutschen Ausgabe . . . | 368   |
| Die Helden auf Helgeland . . . . .         | 370   |





## VORWORT

Der Tod Henrik Ibsens rief den Gedanken wach, sein Lebenswerk, das allmählich in den geistigen Besitz der Deutschen übergegangen ist, in einer populären Gedenkausgabe weiten und weitesten Kreisen unseres Volkes zugänglich zu machen. Diese Ausgabe ist nach denselben textkritischen Grundsätzen redigiert wie die im gleichen Verlage von uns besorgte große zehnbändige „Gesamtausgabe“, von der sie sich jedoch dadurch unterscheidet, daß die romantischen Schauspiele der ersten Frühzeit wegen ihrer mehr historischen als künstlerischen Bedeutung hier weggelassen sind; ebenso werden die Prosaschriften, Reden und Briefe nur in der „Gesamtausgabe“ zu finden sein. Von den lyrischen Dichtungen wurde bloß die Sammlung aufgenommen, die Ibsen selbst 1871 veranstaltete; was später hinzukam und noch weiter hinzukommen wird, bleibt gleichfalls der „Gesamtausgabe“ vorbehalten.

Der Text der Prosaübersetzungen ist noch einmal an der Hand der Originale revidiert worden. Wir haben einst als unser Ziel bezeichnet, dem nordischen Urtext einen ebenso formvollendeten, sprachlich reinen, alles Charakteristische treu und doch frei wiedergebenden deutschen Text gegenüberzustellen, der als deutsche Originaldichtung gelten könnte. Wie weit dieses Ziel erreicht worden ist, das zu beurteilen steht nicht uns zu. So viel aber wird eine Vergleichung des älteren und des jüngeren Textes, besonders bei den Prosadramen der mittleren und späteren Periode, ergeben: daß in der überwiegenden Zahl der Fälle aus der „Revisionsarbeit“ Übersetzungen entstanden sind, die man in ihrem Gesamtton als neu bezeichnen muß. Dadurch kann die Bedeutung der älteren Übertragungen nicht geschmälert werden; sie hatten für ihre Zeit ein wesentliches und unbestreitbares Verdienst. Aber je mehr Henrik Ibsen der Unsere wurde, desto notwendiger erschien es, den deutschen Ausdruck so zu gestalten, wie

ihn Henrik Ibsen vielleicht gewählt hätte, wenn er nicht norwegisch, sondern deutsch geschrieben hätte.

An der Neugestaltung ihrer Übersetzungen konnten Emma Klingenfeld („Frau Inger auf Oestrot“ und „Helden auf Helgeland“) sowie auch Sigurd Ibsen zustimmend teilnehmen, während Adolf Strodtmann, Marie von Borch und Julius Hoffory diese Krönung ihrer Verdienste nicht mehr erleben durften.

In abschließender Revision ist aus der Gesamtausgabe Paul Herrmanns Übersetzung von „Kaiser und Galiläer“ aufgenommen; ganz unverändert wurden dagegen die Lyrik und die Versdramen in der Volksausgabe abgedruckt: die Übersetzer der einzelnen lyrischen Gedichte werden im Inhaltsverzeichnis angegeben. Übersetzer von „Catilina“, dem „Fest auf Solhaug“, der „Komödie der Liebe“, „Brand“ und „Peer Gynt“ ist Christian Morgenstern, der auch am deutschen Text des Epilogs „Wenn wir Toten erwachen“ mitgearbeitet hat.

Während in der großen Gesamtausgabe jede Dichtung durch eine besondere Betrachtung eingeleitet wurde, beschränkt sich die vorliegende Ausgabe auf eine allgemeine Einführung in das Leben und die Werke des Dichters. Hierfür sind jene gesonderten Einleitungen, soweit sie die späteren Dramen (seit dem „Bund der Jugend“) betreffen, verwertet worden. Für den Lebensabriß ist u. a. auch die unter Halvdan Kohts tatkräftiger Mitwirkung entstandene Einleitung zum Briefband benutzt worden. Die einführenden Erläuterungen zu „Brand“ und „Peer Gynt“ verdanken wir der Feder Roman Woerners, der diese beiden Dramen ja auch in seinem Werk über Ibsen (Bd. I, 1900) einer besonders ausführlichen und nach mancher Seite hin neuen Würdigung unterzogen hat. Für hilfreiche Unterstützung beim Korrekturlesen sind wir Theodor Poppe zu großem Dank verpflichtet.

Berlin, Ende März 1907      Die Herausgeber

## EINLEITUNG

**H**enrik Johan Ibsen wurde am 20. März 1828 zu Skien (sprich: Schien) geboren als der Sohn des Handelsherrn Knud Henriksen Ibsen (1797 bis 1877) und der Marichen Cornelia Martine Altenburg, die zu der Zeit ihrer Verehelichung sechsundzwanzig Jahre zählte und aus einer sehr wohlhabenden Kaufmannsfamilie stammte (gest. 1869). Sein Geburtshaus stand am Markt, hieß Stockmanns Gaard und hatte die merkwürdige Nachbarschaft von Kirche, Pranger, Arresthaus und Irrenzelle. In Ibsens Stamm mischte sich dänisches, deutsches, schottisches Blut, während gerade norwegisches — und dies muß betont werden — bei seinen Vorfahren nicht nachzuweisen ist. In Henriks frühester Jugend herrschte Wohlstand in seines Vaters Hause; man gehörte zu den „Aristokraten“ des Städtchens und lebte auf großem Fuße. Dann, als Ibsen ungefähr acht Jahre war, kam der Zusammenbruch, die gesellschaftliche Deklassierung. Der Knabe empfand, was es heißt, „selber nicht mittun“ zu dürfen an der Tafel des Lebens und „auf der Straße zu stehen“, vor den „hellen Fensterscheiben“. Glück und Ende des Hauses „Gynt“ ist nach frohen und traurigen Kindheits-erinnerungen geschildert; und wenn uns in des Photographen Ekdal Dachstube die Tragikomödie der Menschheit ergreift, so haben wir auch hier herbe Wirklichkeitszüge.

Mit der gesellschaftlichen Existenz wurde auch Ibsens Bildungsleben geknickt. Was ihm an Wissen zu erarbeiten übrig blieb, das sah er erst später, als er in Christiania Anschluß an ein akademisches Studium suchte. Damals aber mußte er, ein Fünfzehnjähriger, gleich nach der Konfirmation (1849) Haus und Schulbank verlassen und den Kampf ums tägliche Brot aufnehmen. Er wäre gern Maler geworden, doch diesen Wunsch muß er bald aufgeben. Er kam also nach Grimstad zum Apotheker J. A. Reimann, unter dessen Nachfolger Lars Nielsen er Gehilfe wurde. Er steuert im stillen auf die

medizinische Wissenschaft los und sucht sich in den Freistunden zum Abiturientenexamen vorzubereiten. Bei seiner Familie in Skien ab und zu ein Besuch; im allgemeinen löst sich der Zusammenhang mit den Seinen, äußerlich wie innerlich. Er kann seine Eltern nicht einmal materiell unterstützen, denn er selbst kommt von Notlage in Notlage, und als ihm glücklichere Zeiten anbrachen, da ist er ihnen ein „Fremder“ geworden. Sein Geistesleben hatte keinerlei Berührungsflichen mit den Ideenkreisen des Vaterhauses, wo man konservativ fühlte und bibelgläubig und von einer strengen Religiosität war, während er sich allmählich von jeder äußeren Autorität freimachte und als „Vollblutegoist“ nur seinem Lebenswerke diente. Und die revolutionäre Weltanschauung, die in seinen Dichtungen durchbrach, mußte weiter und wesentlich die Entfremdung fördern, so daß von zwei nach Amerika ausgewanderten Brüdern in seinem späteren Leben nicht einmal mehr die Rede war; ein dritter Bruder, Ole Paus Ibsen, ist noch in Skien lebend nachzuweisen, blieb aber auch zeit lebens dem Dichter fern. Nur mit seiner einzigen Schwester Hedvig (geb. 1832 — sie heiratete den Schiffskapitän Stousland in Skien und hat den Bruder überlebt) ist Ibsen immer in einer gewissen Verbindung geblieben. In der herrlichen Kindesgestalt der „Wildente“ hat er diese Schwester geschildert, so wie ihr Bild aus den Jugendtagen vor seinem Herzen stand. Von Hedvig Stousland hat Bjørnstjerne Bjørnson einmal gesagt: nachdem er ihre Bekanntschaft gemacht habe, verstehe er erst, wie sehr der Hang Ibsens zum Mystizismus ein Familienerbe sei. In ganz frühen Jahren befaßte sie sich viel mit religiösen Fragen; sie hat gewiß auch den Versuch gewagt, auf Ibsen einzuwirken; freilich ohne positives Ergebnis. Ihre feine, warme und starke Seele aber fand allmählich und in der Stille den Weg zu einer milden und verzeihenden Toleranz; so ging ihr auch für ihres älteren Bruders so ganz anders geartete Entwicklung das Verständnis auf. Ihr hat Ibsen

schon früh seine Zukunftspläne anvertraut. Er war zwanzig Jahre alt, als er ihr bei seinem letzten Besuch in Skien erklärte: er habe den Willen, „das Allerhöchste und Allervollkommenste zu erreichen, das ein Mensch erreichen könnte in Größe und Klarheit“, und so wolle er sterben. Voll Freude hat die Schwester gesehen, wie er sich zu einer immer reineren und klareren Lebensanschauung vorwärts rang, wie das gute Herz seiner Kindheit stärker und stärker in des reifen Mannes Urteil über die Menschen durchbrach.

Die Grimstader Jahre waren für Ibsen auch insofern wichtig, als er den Grund seines Dichterwesens legte. Dem armen Apothekergehilfen waren die feinen Kreise des Städtchens verschlossen, wo gesellschaftlich reiche Reeder- und Kaufmannsfamilien dominierten; er stand allein und trat in Opposition zu der kleinen Gesellschaft. Er schrieb satirische Reime und zeichnete scharfe Karikaturen. Sein Betragen war alles andere eher als bürgerlich. Ums Jahr 1848 war die Welt politisch erregt, man rüttelte an den Ketten, und Ibsen rüttelte mit. Er sendet nach Ungarn ein gesinnungstüchtiges Freiheitslied und erhebt den Weckruf zur Einigung an die norwegischen und schwedischen Brüder: sie sollen dem dänischen Bruder helfen, der „von der deutschen wilden Horde“ bedrängt wird. Ibsen gewinnt zwei Freunde. Beide gehören zu den zugereisten Leuten: Christoffer Lorentz Due und Ole Schulerud. Sie wurden in seine Dichterträume eingeweiht — und sie standen an der Wiege des „Catilina“-Dramas, des Hauptergebnisses Grimstader Mußestunden. Schulerud mußte mit dem Manuskript nach Christiania reisen, um eine Bühne und einen Verleger für die Tragödie zu suchen. Aber Schuleruds Bemühungen gediehen selbst zur Tragödie, die freilich nach fünfundzwanzig Jahren dem reifen Dichter in den Gesichtswinkel der Komödie rückte.

Als „Catilina“ im Selbstverlage des Verfassers erschien, war Ibsen schon nach Christiania gegangen, um

die Universität zu beziehen. Er besuchte zunächst die berühmte Abiturienten-Presse des alten Heltberg. In zwei Fächern fiel er durch — eins davon war das Griechische, so daß er später einmal von sich sagen konnte, er sei kein großer Grieche gewesen; — aber Ibsen war auch wie sein Bischof Nikolas („Kronprätendenten“) kein großer Lateiner. Er machte von dem Rechte, sich in beiden Fächern nachprüfen zu lassen, keinen Gebrauch und war auf diese Weise niemals immatrikulierter Student. Als armer Literat fristete er ein höchst kümmerliches Dasein. Radikaler Ideen voll, stürzt er sich in die politische Bewegung. Seine Wohnung teilt einige Zeit der Studiosus Theodor Abildgaard, der in die sogenannte Arbeiterbewegung des Marcus Thrane praktisch eingegriffen hatte. Ibsen gewinnt nun auch Fühlung mit den Arbeiterführern und nimmt an den sozialen und nationalen Wirrungen teil, an den Versammlungen und Demonstrationen; er schreibt sogar für das Kampfblatt der Arbeitervereine. Im Juli 1851 entging er mit knapper Not der Verhaftung. In dieser Christianiaer Frühzeit hatten besondern Einfluß auf sein geistiges Leben und seine schriftstellerische Entwicklung Aasmund Vinje und Paul Botten-Hansen; mit ihnen gründete er ein Wochenblatt „für literarische Satire und politische Opposition“ („Der Mann“ und später „Ändhrimmer“ betitelt, nach dem Walhallkoch der Edda). Das Blatt, nach dem Vorbild des dänischen „Korsaren“ entstanden, folgte den Ideen von 1848 und der Richtung des „jungen Deutschland“: Gedanken von der Veränderlichkeit des Wahrheitsbegriffes, vom Parteiwesen, von der kompakten Majorität und von dem Verhältnis des Einzelnen und Einsamen zu dieser Majorität stellen „Volksfeind“-Keime dar.

Vinje, Bauernbursch, Schulmeister und Journalist, stand, wie Ibsen, in gärendem Sturm und Drang und bereitete sich, wie Ibsen, mit zähem Eifer zu einer aktiven Teilnahme an den norwegischen Geisteskämpfen vor. Bei Vinje fand Ibsen schon sicht-

barer entwickelt das Element einer herben Skepsis, die ihm selbst im Blut lag: jener Skepsis, die dem Streben der Zeitgenossen mit Hohn und Spott begegnete und alles Große und Erhabene pietätlos in den Staub zog. Für Vinje war alle Wahrheit nur relativ; — die Wahrheit sei in unaufhörlichem Wachsen und Werden. Und aus dieser Erkenntnis abstrahierte er seine „Doppelanschauung“ („Tvisyn“) — jenen zwiefachen Gesichtspunkt, von dem aus dasselbe Ding Rechts und Unrechts sein konnte. Diese Erkenntnis war es, die seinem ironischen Stil die originale Kunstform gab — jenem Stil, der zugleich schlägt und streichelt, weint und lacht —, der, nach Vinjes eigenen Worten, „auf des Messers Schneide zwischen Himmelreich und Hölle tanzt“. Es war ein Stil der Zweifelsucht; in der Worte lustigem Tanz glitt leicht die persönliche Verantwortung weg. Eben darin lag eine Gefahr für Ibsen wie für Vinje: erst hatten sie sich zu des Zweifels Stärke durchringen müssen, und nun mußten sie mit ihrem Zweifel selbst kämpfen. Das war die Geistesbrüderschaft, die sie zusammenführte. Ein besonders intimes Verhältnis jedoch hat sich zwischen ihnen kaum entwickelt, und als reife Männer kamen die beiden Dichter einander mehr und mehr aus dem Gesichtskreis, — Vinje, „der nationale“, der Sprachstrebler, vertrug sich nicht mit dem Skandinavisten und Germanen Ibsen. Aber bei beiden siegte der leidenschaftliche Kampfeswille über die Zweifelsucht. Wohl bewahrten sie sich den wider alle Autorität empörten Radikalismus des Zweifels: doch sie gelangten über ihn hinaus zur intensiven Hingabe an einen Kampf für Ideen. Botten-Hansen, ebenfalls von bauerlicher Herkunft, war ein Mann von noch gediegeneren und umfassenderen Kenntnissen als Vinje, und ein Mensch mit einem ganz selbständigen und originalen Gedankenleben. In mancher Beziehung repräsentierte er dieselbe Geistesrichtung wie Vinje; er war ein ironischer, beinahe blasierter Skeptiker. Aber sein Zweifel ging den Dingen nicht so derb

auf den Leib; sein Spott war milder, mit Humor versetzt. Es hieß von ihm, „er schreibe so fein und zweischneidig wie kaum einer“, und Ibsen hat für seinen Stil, wie er sich namentlich in der „Komödie der Liebe“ und in „Peer Gynt“ darstellt, ungemein viel von Botten-Hansen gelernt. Das Muster Botten-Hansens war Holbergs Ausdrucksform: und frisch, fromm, frei erstand dieser Holbergische Geist wieder in Botten-Hansens journalistischer Tätigkeit. Holberg war überhaupt die Parole in dieser Freundestrias. Ibsens tiefe Liebe für Holberg und seinen literarischen Befreiungskampf stammt aus jenen Tagen.

Die erste Nummer des „Andhrimner“ erschien am 5. Januar, die letzte am 28. September 1851: Botten-Hansen tritt Anfang Oktober d. J. in die Redaktion des „Illustreret Nyhedsblad“ („Illustrierte Neueste Nachrichten“) ein, das er bis 1866 leitete und seinen Freunden Ibsen und Vinje zur Verfügung stellte, so oft sie einer literarischen Unterstützung bedurften. Hier veröffentlichte Ibsen seine kleineren dichterischen Arbeiten, hier kämpfte er seine künstlerischen Lebensinteressen durch, hier kämpfte man auch für ihn selbst, den Reformator von Drama und Bühne. Ibsen war in die praktische Theaterlaufbahn abgeschwenkt; unter dem 6. November 1851 erhielt er einen Ruf als Regisseur und Hausdichter an „Norwegens erste nationale Bühne“, an das Bergener Theater, das von Ole Bull am 2. Januar 1850 gestiftet worden war.

„Ich habe damit angefangen, mich als Norweger zu fühlen“ — in Bergen hatte Ibsen als jungnorwegischer Dramatiker seine erste Epoche: die Schauspiele „Das Hünengrab“, „Frau Inger auf Östrot“, „Das Fest auf Solhaug“, „Die Johannisnacht“, „Olaf Liljekrans“ (bereits 1850 in Christiania unter dem Titel „Rypen i Justedal“ entworfen) werden in Bergen aufgeführt; die „Helden auf Helgeland“ („Nordische Heerfahrt“) werden zunächst in Versen skizziert, dann in Prosa umgeformt und ein gutes Stück vorwärts gebracht. Am



Schluß des Bergener Aufenthaltes (1857) steht, programmartig in die Zukunft deutend, die Schrift über die Kaempeviser und ihre Bedeutung für die Kunstpoesie: dieser Aufsatz zeigt, wie tief die Sagen seines Volkes Ibsen ergriffen haben, wie er bedacht war, die eigene Poesie daraus zu nähren. Der große Aufsatz, der sich scheinbar nur mit Lyrik und Epik beschäftigte und wissenschaftlich von jeher viel umstritten war, kann als eine Auseinandersetzung des Dichters mit seinem Stoff, als Vorarbeit zum dramatischen Schaffen gelten. Die Schaffensstimmung Ibsens kennzeichnet eine theaterkritische Bemerkung, worin er von einem nationalen Schriftsteller den Grundton verlangt, „der uns von Berg und Tal, von Hang und Strand, vor allem aber aus unserem eigenen Innern entgegenklingt“.

Das Leben schlägt in Ibsens Dichtung hinein. Es gibt einen biographisch wichtigen Brief an den Kopenhagener Literaturprofessor Peter Hansen; da (28. Okt. 1874) schreibt Ibsen: „Frau Inger auf Östrot‘ beruht auf einer schnell angeknüpften und gewaltsam abgebrochenen Liebschaft.“ Das lautet recht tragisch, ist es aber im Grunde gar nicht. Es handelt sich um ein Fräulein Holst; jetzt heißt sie Frau Tressel und lebt noch in Bergen. Ibsen war verschossen in das schöne Kind. Sie aber war ein frommes Mädchen und wollte von Liebe nichts wissen, ehe sie konfirmiert sei. Die Katastrophe wurde dadurch herbeigeführt, daß Ibsen auf einem der verschwiegenen Spaziergänge vor der plötzlich auftauchenden Gestalt des alten Holst das Weite suchte. In Herzensfragen ist Ibsen immer scheu gewesen; die Überwindung, die Erinnerung war ihm alles; auch was ihn zum Dichten trieb. Erst nach seiner Verheiratung bekommt „sein Leben einen schwerer wiegenden Inhalt“. Im Hause ihres Vaters, des Probstes Hans Conrad Thoresen, lernte er Susanna Daae, Thoresens Tochter aus erster Ehe, kennen; am 7. Januar 1856. Er sprach mit dem neunzehnjährigen Mädchen über seine Stücke und äußerte plötzlich, wie in einer Eingebung:

„Jetzt sind Sie Eline, doch mit der Zeit werden Sie Frau Inger sein.“ Und im Bild der hochgemuten Frau Inger sah er sie später, nach zwanzig Jahren, als er ihr die deutsche Ausgabe der „Herrin von Östrot“ mit der Einzeichnung überreichte: „Rechtmäßige Besitzerin dieses Buches bist Du, die geistig herkommt vom Hause Östrot.“ Und dazu die Charakteristik im Hansenbrief: „Sie ist ein Charakter, wie ich ihn just brauche, — unlogisch, aber von einem starken poetischen Instinkt: groß ist ihre Denkungsart und beinahe zügellos ihr Haß gegen alle kleinlichen Rücksichten.“ Einer zweiten Tochter des Hauses Thoresen-Daae, Marie, brachte er damals und später eine herzliche Sympathie entgegen. Mit natürlicher Schärfe schieden sich die Individualitäten der beiden Schwestern. Marie lieblich, frank, eine schöne, weiche Seele — Susanna von einem entschiedenen, fast männlichen Auftreten, ein kräftiges Naturell, ein eiserner Kopf, dabei hochsinnig, vornehm, von heroischem Schwung, eine interessante Persönlichkeit. Ibsen verlobte sich 1857 mit Susanna; im Herbst 1858 war die Hochzeit zu Bergen. Ibsen führt seine junge Frau aus der Heimat nach Christiania, wohin er schon im Frühjahr übersiedelt war. Am 23. Dezember 1859 wurde ihnen ein Sohn geboren, der nach der Hauptgestalt der „Nordischen Heerfahrt“ den Namen Sigurd empfing.

Susanna Ibsen war die grausam-schwere Lebenssendung zugefallen, die Frau eines Dichters zu sein, und ohne Klage, ohne Vorwurf hat sie, wie ihr einmal an einem Ehrentage gesagt wurde, die Aufgabe durchgeführt: „als Walküre den jungen Helden auf dem Wege der Kämpfe und Leiden zu begleiten“. Die sieben Jahre in Christiania, die folgten, waren erfüllt von Entbehrungen und Enttäuschungen. Mit Schulden kam Ibsen aus Bergen und von Schulden mußte er in Christiania leben. Die Gage, die er nunmehr als artistischer Direktor des „Norwegischen Theaters“ bezog, war für einen Mann mit Frau und Kind nichts weniger als glänzend, und als das Theater im Juli 1862 in Kon-

kurs geriet, verlor er Stellung und Geld. So findet man ihn 1863 als ästhetischen Konsulenten am alten „Christianiaer Theater“ — die Gage ist nicht nur geringer noch, sie wird auch gar nicht einmal ganz ausbezahlt, weil die Einnahmen des Theaters nicht hinreichen. Einen Kampf ums Dasein, im eigentlichsten Wortsinne, mußte Ibsen in jenen Tagen führen, und Hilfe mußte er teilweise bei Geldgebern suchen, die Wucherern ver zweifelt ähnlich sahen.

Das „Norwegische Theater“, an dem Ibsen seit dem Herbst 1857 eine leitende Stellung einnahm, diente einer Nationalisierung der Schaubühne, stand mithin im bewußten Gegensatz zum danisierten „Christianiaer Theater“. Die Anstalt war unter der Bezeichnung „Christiania norske dramatiska Skole“ von einem Schauspieler und einem Gartenkünstler gegründet worden, und hatte die Bestimmung, eine Schauspielergeneration für eine kommende Nationalbühne heranzubilden. Zur besonderen Aufgabe dieser merkwürdigen Theaterschule wurde erhoben, den dänischen papierenen Sprachstil durch die lebendige norwegische Sprechsprache zu ersetzen; zum linguistischen Instruktor wird der nationale Sprachkämpfer Oberlehrer Knudsen berufen. Bald aber wurde aus den Schülervorstellungen eine ständige Einrichtung, und das „Norwegische Theater“ erstand als ein Stützpunkt der nationalen Opposition. Ihr temperamentvolles Haupt war der junge Björnson, der noch vor Ibsens Rückkehr durch Tat und Wort das „Dänentheater“ befiehlt und der Kritik wie der theaterpraktischen Wirksamkeit Ibsens den Boden vorbereitet hatte. Der Posten am „Norwegischen Theater“ konnte Ibsen nicht abhalten, die Leistungen und die Verfehlungen der Konkurrenzbühne kritisch zu beleuchten. Von dieser seltsamen Freiheit hat er nachdrücklich Gebrauch gemacht, was die kleine Sammlung seiner Prosaschriften (Gesamtausgabe, Bd. I) hinreichend bezeugt. Diese seine Kampfartikeln pro domo werden durch das Ideal eines nationalen Standpunkts

gerechtfertigt. Äußerer Anlaß bot ihm die Kränkung, die ihm das „Christianiaer Theater“ dadurch zugefügt hatte, daß man die „Helden auf Helgeland“ zuerst annahm und später nicht aufführte. Ibsen erweiterte seine eigene Sache zu einer großen Angelegenheit der neuen norwegischen Literatur, als deren Repräsentanten er sich in jenem hohen Augenblick fühlte. In Ibsen selbst bereitete sich damals schon die Entwicklung zum „Skandinaven“ vor, d. h. der Marsch zu dem höheren Ziele des skandinavischen Einheitsgedankens, aber gerade deshalb will er, daß jedes der drei Völker seine eigene Kraft rette und stärke, um gleichberechtigt im Dreibund bestehen zu können. Ein vierjähriger theaterkritischer Krieg setzt ein, der 1861 seinen Höhepunkt mit Ibsens großer, kraftvoller und tief eindringender Schrift über „die zwei Theater in Christiania“ erreichte und 1862 mit der Verschmelzung beider Theater schloß.

Dem Dichter in Ibsen fehlte um jene Zeit noch immer die Anerkennung; erscrieb die „Komödie der Liebe“ und die „Kronprätendenten“; dort war die öffentliche Stimmung gegen seine Person, hier gegen die scharf geprägte Tendenz des Stückes, den Sammlungsgedanken, der dem norwegischen „Yankeetum“ zum Opfer fiel. Und das andere Opfer war der größte Dichter des skandinavistischen Traums selbst: Ibsen. Er fühlt sich „auf allen Punkten“ geschlagen. Er nimmt

„ . . . Der Landflucht Stab,  
Der Sorge Bund, den Wanderschuh der Qualen,  
Des Überernstes härenes Pilgerhemde, —

und geht in die Selbstverbannung.“

Dem jüngeren Björnson dagegen huldigte bereits das ganze Land wie einem nationalen Klassiker. Über das sehr merkwürdige persönliche Verhältnis beider Dichter zueinander wäre hier, zurückdeutend wie vorausgreifend, einiges zu sagen. Persönliche Berührungspunkte waren schon im Frühling 1850 auf Heltbergs Schule vorhanden. Das Jahr 1851 führte sie räumlich auseinander; doch

innerlich kamen sie einander näher denn je: beide waren dem nationalen Sturm und Drang ergeben, der bewußten Wiedererweckung der altnorwegischen Romantik. Später sahen sie sich im Verein der „Holländer“, einem freien Schriftsteller- und Gelehrtenkreis, wieder, der die besten Köpfe Norwegens um den regsamen Botten-Hansen sammelte. Björnson lenkt mit Enthusiasmus die öffentliche Aufmerksamkeit auf Ibsens „Fest auf Solhaug“, als das Stück erschien; er unterstützt Ibsen im Kampf um die „Helden auf Helgeland“; er steht Gevatter bei der Taufe Sigurds; er gründet mit Ibsen die „Norwegische Gesellschaft“. Auf dem Sängerfest zu Bergen (Sommer 1863) gab es eine besonders tiefe und warme Annäherung: ein großes schmerzliches Erlebnis öffnete ihre Herzen, löste ihre Zungen. Das Gefühl bitterer Enttäuschungen. Es ergriff ihre Seele, daß das dänische Brudervolk einen Verzweiflungskampf wider deutsche Übermacht führte; daß ein Stück nordischer Art und Zunge einem fremden Reich einverleibt wurde, während die norwegischen und schwedischen Gesippen trotz heiligen Gelübden nicht zu Hilfe kommen wollten. Björnson und Ibsen fanden sich in ihren Hoffnungen für den ganzen Norden wie für das norwegische Vaterland betrogen. Besonders an Ibsens Seele nagten damals Zweifel und Mißmut. Er fühlte und fühlte den brennenden Schmerz der Frage, ob er denn je zu der „Ganzheit und Klarheit“ gelangen würde, die er in seiner Frühzeit sich geträumt und gewünscht hatte. Würde seine Entwicklung an äußeren Rücksichten und Fesseln zu schanden werden; würde er nur ein „geistreicher Schriftsteller“ und nicht ein dichterischer Kämpfer für hohe Menschheitsziele werden? In den „Kronprätendenten“ steht eine erschütternde Frage, die Skule dem Skalden stellt: „Glaubst Du jederzeit so sicher, daß Du Skalde bist?“ Das war die Frage, um die Ibsen in seiner Seele einen furchtbaren Kampf führte.

Björnsons leuchtende Persönlichkeit aber half ihm, die Geister der Skepsis niederzuringen. Wodurch riß

Björnson die Welt so sieghaft hin? Er hatte den unerschütterlichen Glauben an sich und seine Sendung. Er war nie ein Zweifler gewesen; er hatte das kindlich-naive Vertrauen in seine Kraft, zu allen guten Mächten des Daseins, und jeder, der ihm nahte, mußte jenes Vertrauen teilen. An diesem Mannes- und Dichterglauben richtete sich Ibsen auf. Aber es war kein lichter und froher Glaube, wie der Glaube Björnsons; es war ein strenger Wille und ernster Mut zum Leben, ein Vertrauen in seine Macht, sich selbst durchzusetzen, das Gefühl der Gewißheit, daß den Idealen Fortpflanzungs- und Entwicklungsfähigkeit innewohnen. Und auch diese Seite des eigenen Ringens gestaltet Ibsen in den „Kronprätendenten“ dramatisch in dem Gegensatz zwischen Skule und dem König Håkon: beide Thronbewerber entsprangen seiner eigenen Seele, und Håkon war das Neue, das Björnson ihm gegeben hatte.

Aber auch in Ibsens materielles Dasein greift Björnson hilfreich-fördernd ein. Er verschaffte ihm Geldunterstützungen und öffentliche Stipendien, um dem Heimatmüden die Reise ins Ausland zu ermöglichen; und er führte Ibsen dem größten Verleger des Nordens zu: Frederik Hegel, dem Chef der Gyldendalschen Buchhandlung zu Kopenhagen. Durch die Verbindung mit Hegel kam allmählich jener segensreiche Umschwung in Ibsens äußere Lage, der ihn zu einem freien und unabhängigen Schriftsteller machte. Ibsens Briefe strömen über von Dankgefühl gegen Björnson . . . und doch bereitet sich im stillen eine Scheidung vor. Björnson stürzt sich in den Parteikampf; er stellt sich unbedingt auf die Seite der aggressiven Linken und streitet leidenschaftlich für nationale Selbständigkeit und Demokratie. Ibsen aber hatte da draußen in der Ferne keine heimatspolitischen Parteiinteressen und lebte und strebte nur für den skandinavischen Zusammenschluß. Die Verbrüderung Björnsons mit der Bauernlinken war ihm ein Greuel, denn hier entdeckte er „nicht eine Spur mehr

wirklichen Freisinn, als ihn die ultramontane Bauernbevölkerung in Tirol“ hat. Vor allem aber fürchtete er für Björnsons dichterische Tätigkeit: über der Politik könnte der Freund die „Pflichten seiner Begabung verabsäumen“. „Peer Gynt“ erscheint: die Rechte betrachtet das Drama als ein Spottgedicht auf nationale Bestrebungen und spielt Ibsen gegen Björnsons Partei aus. Der „Bund der Jugend“ erscheint: die Rechte sieht in dem Gedicht eine unmittelbare Kampfschrift für die eigene Partei und spricht Ibsen als Gegner Björnsons an. So sehr der Gedanke, sich in den Dienst einer Partei verschleppt zu sehen, ihn peinigte, so sehr er die Abkehr von jeder Partei als eine Lebensfrage für den Dichter ansah, so sehr er nichts anderes sein wollte, als ein „einsamer Franktireur auf Vorposten“ — er konnte nichts gegen die vergewaltigenden Bestrebungen seiner schlimm-guten Freunde tun. Björnson eigrimmte: den „Bund der Jugend“ nannte er einen „Meuchelmord“; er wettet gegen Ibsens „Geneigtheit“, Orden anzunehmen, und zetert — damals noch auf dem Boden des Christentums — gegen des alten Freundes atheistische Geisteswandlung. Der Antagonismus wurde für Ibsen wesentlich verschärft durch die Wahrnehmung, daß Björnson, der Übernationale, allmählich konsequenterweise von der allgemein-nordischen Idee abfiel. Die Aufforderung Björnsons, Dänemark solle Deutschland gegenüber „die Signale“ verändern, d. h. den schleswig-holsteinschen Revanchegedanken aufgeben, bedeutete für Ibsen einen Akt der Untreue gegen einen gemeinsamen großen Lebenstraum: er schreibt sein Gedicht „Des Nordens Signale“, worin er Björnson als schwenkenden „Wetterhahn“ und Priester des Pangermanismus aushöhnt. 1868 war der Bruch vollzogen.

Es fehlte im Lauf des nächsten Jahrzehnts nicht an Wiederannäherungsversuchen. Sie schlugen fehl; die Versöhnung konnte nicht von außen, sie mußte von innen kommen. 1875 siedelte sich Björnson mit dem „Redakteur“ und dem „Fallissement“ auf dem Gebiet des mo-

dernen Gesellschaftsdramas an, und Ende der siebziger Jahre brach er, nach hartem inneren Kampf, entschieden mit seinem alten Christentum — ihm ging nun wie Ibsen das freie Denken und die persönliche Wahrheitsforderung über alles. In der Rede an die Christianiaer Studenten, den 31. Oktober 1877, hatte er schon sein berühmtes Programm: „Sei in der Wahrheit!“ formuliert. Auch Ibsen wandte sich 1877 mit den „Stützen der Gesellschaft“ demselben Schaffensgebiete zu: die Keime eines sozialen Dramas, die schon in der „Komödie der Liebe“ und im „Bund der Jugend“ vorbereitet lagen, beginnen zu sprießen und Frucht anzusetzen, und er verfolgte seine heftigen Angriffe auf die bestehende Gesellschaftsordnung mit eiserner Folgerichtigkeit im „Puppenheim“ und in den „Gespenstern“. Der Partei der Rechten wurde „ihr“ Dichter immer verdächtiger. Und als die „Gespenster“ 1881 das Licht erblickten, da wandte sich die Rechte mit dem Aufgebot ihrer ganzen moralischen Entrüstung gegen dieses gottlose, unsittliche, zersetzende Werk — und Ibsen war in Ungnade gefallen. Da — während alles sich gegen den zornerfüllten Anklagedichter wandte — trat Björnson frank und frei zu seiner Verteidigung hervor. „Er hat in Wahrheit eine königliche Seele“, — dies wundervolle Wort fand Ibsen damals für den wiedergewonnenen Gefährten. In beiden Männern war die Empfindung durchgebrochen, daß sie im Grunde, jeder in seiner Art, für dieselbe Sache gestritten hatten. Zu gleicher Zeit auch schickte sich die norwegische Linke an, die Worte in Taten umzusetzen. Aus den „Schreihälsen“ wurden Reformer; die Politik der Linken fing an, Ibsen sympathischer zu werden. Ein „Linker“ im Parteisinn ist Ibsen zwar nie geworden, aber die positive Gesetzesarbeit des norwegischen Liberalismus begegnete sich mit Ibsens Dichtung im gleichen Ziele. September 1884 kamen Ibsen und Björnson in Schwaz (Tirol) zusammen; der Freundschaftsbund empfing eine neue Weihe, — fürs Leben. Nichts trübte mehr das gute Einvernehmen. Ibsens einziger Sohn



Sigurd heiratete 1892 Björnsons Tochter Bergliot, und beiden Männern gedeihen gemeinsame Enkel. Als Björnson an Ibsens fünfundsiebzigstem Geburtstage erschien, um ihm Glück zu wünschen, da umarmte Ibsen den Freund mit Tränen im Auge und sagte: „Du bist doch der, den ich am meisten geliebt habe.“ —

Im Frühling 1864 zog Ibsen mit einem öffentlichen Reisestipendium von 1600 Kronen nach Rom ab; Privatleute, unter ihnen der kunstfreundliche Advokat Dunker und der liberale Parteiführer Johan Sverdrup, mußten mit Geldmitteln einspringen, um Ibsen weiterzuhelfen. Die bösen Christianiaer Zeiten drohten sich fortzusetzen, in Ibsens Lage wie in seinen Stimmungen. Seine menschlich-dichterische Gärungsepoche, die er mit nach Rom bis in die Tage des „Brand“ hinübertrug, herrschte damals mit einer Intensität, die an die Gefährtheit der Lebensgefährtin nicht geringe Ansprüche stellte. Hinzu kam Krankheit; ein heftiges Fieber; Ibsen schwebt zwischen Leben und Tod; in einem unbewachten Augenblick verläßt er wahngetrieben das Haus: er hat, wie er seinem Lebensfreunde Laurentz Dietrichson 1864 in Rom erzählte, das Gefühl, als müsse er Selbstmordgedanken nachgeben. Susanna trug die Schreckenszeit äußerlich mit großartigem Gleichmut; kein Wort der Klage fiel. Die Selbständigkeit beider Naturen macht sich im Zusammenleben geltend, auch nach außen. Er führte ein Phantasieleben und hatte an irdischer Künstlerschwäche und Künstlerleidenschaft sein gemessen Teil; sie beharrte auf ihrer eingeborenen Charakterfestigkeit wie auf einem sicheren Pol: und so ward sie ganz von selbst im Hause das haltgebende Element. Und trat Ruhe ein nach brausenden Stimmungen, so ergriff ihn eine Art Heiligenverehrung vor dem tiefen menschlichen Wert seiner Frau. Sie war in Kopenhagen geblieben und traf erst im Herbst 1864 in Rom ein. Am Ankunftstage war Dietrichson um ihn. Ibsen hatte eine innere Unruhe, die auf Erwartungsfreude hindeutete. Es war, als hätte er gern immer nur von ihr gesprochen;

aber er tat es nicht. Da erschien sie mit dem Kinde auf Dietrichsons Zimmer. Keine Redensarten, nur ein Kuß, lang, zart und innig. Dietrichson schildert gesprächsweise die Szene, als sei sie gestern geschehen, und fügt hinzu: „Nie sah ich einen herzlicheren Empfang, und es ward mir zur Gewißheit: diese so individuell gearteten Menschen gehören doch innerlich zusammen, und sie ist die Frau, die für ihn und zu ihm paßt.“ Ibsen hatte im Alltagsleben einen Necknamen für seine Frau. Er rief sie immer: „Meine Katze“, (Kat), und er schrieb viele Gedichte für sie, Verse von persönlichstem Gehalt, die Frau Susanna „Katzengedichte“ nannte und sorgsam aufbewahrte, Stück für Stück. Später, als er seine lyrischen Arbeiten sammelte und ihr mitteilte, der Band sei nun fertig, fragte sie ihn: „Hast Du kein Katzengedicht mit aufgenommen?“ Er: „Sieh nur nach; Du wirst ein Katzengedicht finden, wenn Du den Titel dieses Gedichtes umgekehrt liest.“ Und sie fand das zarte und ernste Gattenbekenntnis „Tak“ (Dank).

Nachdem er „Brand“ geschrieben und in die Welt gesandt hatte, ging mit Ibsen eine auffallende Veränderung vor; er warf fast plötzlich die Hülle des Bohémien ab, nahm eine neue, beinahe elegante Tracht an und der Welt gegenüber eine gemessene Förmlichkeit und Reserve im Wesen. Er ließ sich rasieren, und jenes merkwürdige charaktervolle Kinn kam nun zum Vorschein. Seinen Freunden war, als wollte er sagen: „Der dieses Werk geschrieben hat, muß zeigen, daß er ein Mann ist, der sich in der Gesellschaft sehen lassen kann.“ Die dämonischen Stimmungen seiner Gärungsepoche wichen von ihm, er begann, sich in die umgebende Welt mit seiner ganzen Lebensführung zu schicken.

Mit der Lebensführung daheim hatte freilich Frau Susanna noch immer ihre liebe Not. Sie mußte des Mannes „sauren Schweiß“ zusammenhalten; doch praktischen Sinnes, wie sie war, übte sie mit Glück die schwere Kunst, sich mit wenigen Mitteln so einzurichten und durchzuschlagen, daß des Dichters eigene Welt von

aller Misere unberührt blieb. Das erste Buch, das Ibsen aus der Ferne in die Heimat sandte, war die Dichtung „Brand“. März 1866. Sie ist empfangen unter dem tiefen Nachhall der Ereignisse von 1864. Hier und in dem dramatischen Gedicht „Peer Gynt“, das 1867 herauskam, ist er am reinsten Skandinavist: Er tritt in Fehde mit der norwegischen Halbheit in Gesinnung und Tat, gegen Absonderung und Selbstgenügsamkeit. In so weiter Distanz beginnt er das Leben der Heimat klarer und schärfer zu schauen, als er je in der Nähe es vermocht hatte, und er fängt an, er selbst zu werden. Zu Hause hätte er nicht „Opposition machen“ können. Er hätte unterducken müssen oder wäre von den Trägern der Macht zerrieben worden. Mit eherner Schärfe bildet sich seine Anschauung vom Verhältnis des Individuums zum Staat heraus. In „Peer Gynt“ steht eine Grabrede; sie handelt von einem Bauer, der im engsten Lebenskreise groß war, „weil er er selber war.“ Sie handelt von einem, der unfruchtbar für Staat und Kirche sein will, um fruchtbar für seine eigenste Lebensaufgabe werden zu können; von einem, der sich angesichts der Soldatenpflicht selbst verstümmelt, der sich der Verführung preisgibt, um durchzusetzen, was er als sein persönlichstes Daseinsglück umfaßt; von einem, dem „der eingeborene Klang nie schwieg.“ Dem Dichter steht das Leben der Nation, d. h. ihre geistige und kulturelle Existenz, höher als das Wesen des Staatsverbandes; die Existenz des Staates und des gegenwärtigen „politischen und sozialen Begriffes“ gehört ihm nicht zu den irdischen Notwendigkeiten. Durch Staatsumwälzungen werden, nach seiner Ansicht, nur einzelne Freiheiten, nicht die Freiheit gewonnen. Nur diejenige Revolution billigt er, die den Staat ganz beseitigt. Und warum, weil sie dem Individuum für alle Zeiten ein unbegrenztes Maß von Selbständigkeit und Freiheit sichern würden.

Er selbst verließ die Heimat, um keinen „Staat mit sich herumschleppen zu brauchen“, wie er vom Wander-

volk der Juden sagte. Es war ihm Naturnotwendigkeit geworden, zu Norwegen und den norwegischen Verhältnissen Distanz zu wahren. Gerade in der Ferne konnte er, vom Alb des Staats erlöst, als Dichter norwegisch empfinden und gestalten. Rom verläßt er erst, nachdem es „den Menschen genommen und den Politikern“ überantwortet war. Das war 1868. Preußen mied er immer, weil dieses Land für ihn das Vorbild einer Nation war, deren „Stärke erkauft war mit dem Aufgehen der Individuen in dem politischen und sozialen Begriff.“ Er geht nach Dresden, wo er schon 1852 gern gewohnt hatte. Zunächst versuchsweise. Auf seinen Entschluß wirkte die Sorge um die Ausbildung seines Sohnes wesentlich ein, dem er deutsche Schulen und Hochschulen öffnen will. Nach Dresden brachte er die erste Niederschrift eines modernen Dramas mit: er vollendete den „Bund der Jugend“ 1869. Deutschland und Deutschlands große Zeit gewann ihn jetzt, mit „lockendem Grauen“. Das Gesetz der Wandlung spürte er an sich selbst. Zwar hegt er lyrische Zweifel, ob jenes Große wirklich groß sei; zwar ist ihm um „die Schönheit“ bang, die „kein Bismarck“ auferwecken könnte. Überflüssige Klagen: gerade Ibsen war es, der dem neuen realen Zeitalter die neue reale Poesie schenken sollte. Kurz, er sah nun deutsches Volk und deutsche Art mit „neugeborenem Auge“ an. Die körperliche, geistige, sittliche Disziplin imponierte ihm; auf sie führte er den Sieg Deutschlands und den Erfolg der Einheitsbestrebungen zurück. Hier war sein alter Reichsgedanke verwirklicht, wie er ihn für die nordischen Länder so heiß ersucht hatte. Sein Gedankenleben beschäftigt stärker denn je die fortschrittbildende Kraft einer starken Volksdisziplin — in Deutschland „landet“ der Skandinav beim „Allgemein-Germanischen“; das neue Fahrzeug freilich nimmt ins Schlepptau jenes Sehnsuchtsschifflein, das die skandinavistische Hoffnung weiter durch sein Leben trägt. Unter dem starken Einfluß des deutschen Geisteslebens schreibt er (Winter 1871 bis Frühling 1873) sein

welthistorisches Drama vom „Kaiser und Galiläer“; die neue Geistesbewegung des „Kulturkampfes“ machte die Dichtung „zeitgemäßer“, als Ibsen je hätte ahnen können. Der Plan reichte ins Jahr 1864 zurück; die Orientreise, die Ibsen als Gast des Khedive zur Eröffnung des Suezkanales unternahm (September und Oktober 1871), weckte ihm die schlafenden Geister des Gedichts wieder.

Damals in Dresden war Ibsens Heim ein Idyll. Neben Frau Susanna stand ihre Schwester Marie, und die friedlichsten Stimmungen gingen von dieser fast engelhaften Frauennatur aus. Sie war der gute Geist für alle. Frau Ibsen, die doch manche einsame Stunde hatte — in jenen Entscheidungsjahren, da ihr Mann allein sein mußte mit seinem Schöpferwerk — empfand Mariens Anwesenheit als ein Glück: die Schwester war immer heiter und vergnügt und konnte jeden beklemmenden Druck wegscheuchen; Sigurd genoß neben der ernstesten Elternpädagogik eine frische und belebende Tanten-erziehung, und an Henrik Ibsens Seite stand noch ein zweiter Mensch, der an seinem gärenden Gedankenleben teilzunehmen innerlich berufen war. Ibsen blickte in das beste Herz, und wenn er später, so warm und so zart, ein Ideal des Grundgütigen in Wangel und Tante Julle aufstellte, so ist es Mariens Geist, der in diesen Gestalten lebt. Doch Marie war und wollte nichts anderes sein als ein Gast in ihrer Schwester Hause, ein Gast, der erscheint und eines Tages geht. Sie konnte nicht auf die Dauer mit und von den Ihrigen leben. Sie rang nach Selbständigkeit, nach einem eigenen Beruf. Alle Versuche, sie zurückzuhalten, scheiterten; herzhafte Widerstände sie sowohl den Bitten Susannas und des Schwagers wie klein Sigurds Tränen. Sie hat früh die Erde verlassen. 1873 fiel sie in schwere Krankheit. Susanna Ibsen, die eben von Kopenhagen heimgekehrt war, eilte unverzüglich dahin zurück, an das Krankenzimmer der Schwester und blieb bei ihr in der letzten Stunde . . . .

Ibsen hatte in Marie seelisch vielleicht mit Dichtern die Ergänzung Susannas gesehen. Für seine wirkliche Künstlerlaufbahn aber taugte ihm nur ein in sich gefestigtes Wesen wie Susanna, eine Natur, die ihm in allen Dingen, in geistigen wie realen, frei entgegentrat, eine liebende Richterin, eine, die nie das Gefühl dafür verlor, dem überlegenen Geiste gegenüberzustehen.

Sie gingen beide ihren geraden Persönlichkeitsweg, in der sicheren Empfindung, an jedem Punkte, wo sie wollten, sich wieder zu finden. Eigene Bahn für jeden, das war ihr stillschweigender Vertrag auf dem Grunde ehelicher Treue. Früher gab es wohl auf seiner Seite manch scharfes und spitzes Wort, auf ihrer Seite kurze Gegenrede — aber alles war nur momentaner Ausdruck ihrer Eigenwerte. Allerlei Umschwünge in der häuslichen Stimmung. Aber auch diese psychologischen Begleiterscheinungen verlieren sich über dem heimlichen Grundprinzip ihres Ehelebens: unverbrüchliche Treue nach innen, Freiheit nach außen. Keine Ausbrüche der Laune mehr. Frau Susanna hatte ihren Helden dorthin geleitet, wo Gott ihn haben wollte. Sie, die früher Wortkarge, kann nun nicht genug von seiner Größe reden. Sie ist von der reinen Glücksempfindung beherrscht, eines solchen Mannes Weib zu sein, und muß ihr Glück andern mitteilen. Ihr eigenes Leben war ein Kunstwerk, und sie hatte die erstaunliche Seelengröße, hinter ihrem eigenen Werke zu verschwinden. Wie ein Denkmal spricht uns Camilla Colletts klassisches Zeugnis an:

Ihr war, der Frau, ein Großes aufgegeben.

Sie aber hat's erkannt, — hat's zärtlich-milde

Und doch voll Kraft erfüllt: das war ihr Leben . . . . .

Am 13. April 1875 verläßt Ibsen Dresden, um nach München zu ziehen und sich dauernd in Deutschland anzusiedeln. Er war dreiundzwanzig Jahre unser Heimatsgenosse. Freilich fallen in diesen Zeitraum zwei Reisen nach Italien, wo er sich einmal zu kürzerem (1878—79), ein ander Mal zu längerem (1880—85) Aufenthalte niederließ. In München entstanden Sommer

1877 „Die Stützen der Gesellschaft“, in Amalfi wird Sommer 1879 das „Puppenheim“ geschrieben: unter dem Einfluß Susannas tritt Ibsen auf den Kampfplatz für das Recht der Frau; die leidenschaftliche Nora-Epoche dankt er der eigenen Gattin. Sie lasen zusammen Camilla Colletts Werk „Aus dem Lager der Stummen“, die erste Anklageschrift der norwegischen Frau, und Stuart Mill, der Ibsen literarisch zwar zu „philiströs“, zu sehr als „Weisheitsleuchte“ vorkam (Brief an G. Brandes vom 30. April 1873), dessen Grundideen jedoch nicht ohne Einfluß auf seine Weltanschauung geblieben sind. Voll von dem Problem „Gleichstellung der Frau“ war Ibsen im Herbst 1878 nach Rom gekommen. Im Schoß des „Skandinavischen Vereins“ will er durch zwei Anträge (die Damen sollen Sitz und Stimme in den Generalversammlungen erhalten; den Posten des Vereinsbibliothekars soll eine Dame bekleiden dürfen) seine Ideen praktisch erproben, in kleinen Verhältnissen — es mißlingt ihm, und nun hat er jenes Maß von Indignation empfangen, dessen er zum Dichten bedurfte.

„Gespenster“ werden 1881 in Sorrent geschrieben; der „Volksfeind“ wird 1882 in Rom begonnen und auf einer Tiroler Reise in Gossensaß zu Ende geführt, ebenso 1884 die „Wildente“. In die Münchener Zeit fallen sodann „Rosmersholm“ (1886); „Die Frau vom Meere“ (1888) und „Hedda Gabler“ (1890).

Je tiefer Ibsen in die Kritik moderner Zustände eindringt, desto heftiger werden in der Heimat und in Deutschland die Widerstände gegen seine Dramen, was sich beim „Puppenheim“, ganz besonders aber bei den „Gespenstern“ zeigt. Aus dem Verfemten aber ward im Wandel der Jahre ein Vergötterter, aus dem kleinen „Schriftsteller aus Norwegen“ eine europäische Größe, aus dem angefeindeten dichterischen Bahnbrecher ein wegweisender „Ahnherr“. An dieser Stelle ist Georg Brandes zu nennen, der durch seine literarische Pionierarbeit in den skandinavischen wie deutschen Ländern

für die Gesamtproduktion des norwegischen Dichters und ihre zeitliche wie ewige Bedeutung aufklärend gewirkt hat. Sehr früh, in seiner ersten römischen Zeit, ist Ibsen auf den kommenden Mann seiner eigenen Sache aufmerksam geworden: es hatte ihn ungemein angesprochen, wie dieser Vierundzwanzigjährige keck der Orthodoxie des Landes den Fehdehandschuh hinwarf, wie er auf der anderen Seite Rasmus Nielsen in die Schranken forderte, den Philosophen, der es sich zur höchsten Aufgabe gestellt hatte, „den Wert zu erkennen, welcher der Wissenschaft innewohnt, und doch festzuhalten an den Forderungen des Glaubens“. Ibsen war sich bald darüber klar, daß Brandes „noch einmal eine große Rolle in der Wissenschaft und den höheren Lebensverhältnissen der Heimat spielen würde“. Allerdings war auch Brandes anfangs in den Traditionen dänischen Ästhetentums befangen; beim „Peer Gynt“ verdammt er mit den stärksten Worten Ibsens „Moralisieren“ und fand die Dichtung „weder schön noch wahr“. Ibsen wandte ein, daß er sich um die „herkommlichen Regeln“ der Ästhetik nicht kümmern und im formal Unschönen noch Schönheit finden könne, wenn es charaktervoll sei — „kraft der ihm innewohnenden Wahrheit“, und zu dieser Anschauungsweise wurde Brandes unschwer hinübergezogen, weil seine Persönlichkeit einer solchen Kunst- und Lebensbetrachtung innerlich zustrebte. Die Welt gibt ihm bald einen weiteren Gesichtskreis und ein geschmeidigeres Empfindungsleben, und Ibsens Aufforderung an Brandes, einer „von denen zu sein, die bei der Revolutionierung des Menschengesistes an der Spitze marschieren“, wurde von Brandes mit einem flammenden Huldigungsgedicht erwidert, worin er sich als den geborenen „Knappen“ dieses „Häuptlings ohne Gleichen“ bekennt. Die neue Kunstanschauung, die als oberstes Gesetz die charakterisierende Menschenschilderung aufstellt, hat Brandes in seinen „Hauptströmungen“ schärfer und leidenschaftlicher als irgend ein anderer festgelegt. Dieses Buch



ist „epochemachend“ für Ibsens Dichtung geworden. Es stählte ihn in seinem produktiven Kampfe für das Drama der modernen Gesellschaft. Auf allen Entwicklungspfaden und bei allen Wendungen seines Schaffens sah Ibsen fortan Georg Brandes als bedingungslos ergebenden Verteidiger an seiner Seite: bei seinen Anklagedramen („Gespenster“); bei den Dramen der politischen Interessen („Volksfeind“, „Rosmersholm“); bei den Schöpfungen, in denen Ibsen den Menschen nicht verurteilen will, sondern zu verstehen sucht, in denen er nur „s e h e n“ und das Leben in seinen zugleich tragischen und komischen Ausdrucksformen schildern will („Wildente“); in der letzten, vorwiegend psychologischen und halb symbolisierenden Epoche („Solneß“ und „Klein Eyolf“). Waffenbrüderschaft, gegenseitiges Verständnis, Freundschaft — schroffe und streitbare Männer, Dichter wie Kritiker, doch beide innig verbunden durch die „höhere Einigkeit“ einer gemeinsamen Kulturaufgabe.

Mit seiner Berühmtheit wuchs für Ibsen das Gefühl der „Pflicht“ zu allerlei Kunstfahrten und Repräsentationsreisen. „Zu Hause“ aber fühlte er sich nur in München: „weit mehr als in meiner eigentlichen sogenannten Heimat“. Das war wenigstens seine Stimmung um das Jahr 1885. Hier hatte er gute Freunde gewonnen: der Münchener Ibsenkreis war es, der das streitbare „Gespenster“-Drama zum ersten Mal auf eine Bühne zu bringen wagte; damals setzte die eigentliche „Ibsenbewegung“ ein.

Während der siebenundzwanzig Jahre seiner freiwilligen Landesflucht kam zweimal das Verlangen über ihn, sein Vaterland wiederzusehen. Bei seinem Aufenthalt in Christiania 1874 empfand er mit freudiger Genugtuung, daß „jede frühere Mißstimmung gegen ihn geschwunden sei“. Gleichwohl verspürte er damals keine Neigung, wieder festen Fuß in der Heimat zu fassen. „Als ich den Fjord hinauffuhr“, so schrieb er später einmal an Björnson, „da fühlte ich, wie sich mir die Brust in Beklemmung und Unbehagen buchstäblich

zusammenschnürte. Dieselbe Empfindung habe ich während meines ganzen Aufenthaltes da oben gehabt: ich war nicht mehr ich selbst unter all diesen norwegischen kalten und verständnislosen Augen, die aus den Fenstern und auf den Bürgersteigen blickten“. Als er dies schrieb, stand der Dichter der „Gespenster“ und des „Volksfeinds“ schon in offener Fehde mit den politischen und gesellschaftlichen Mächten der Heimat, und der folgende Besuch in Norwegen 1885 endet mit einem schrillen Mißton: die Jugend, auf die er gehofft hatte, verleugnet ihn. Doch diese Reise hat er dazu benutzt, um einmal ganz in der Nähe Verhältnisse und Menschen zu studieren — und die erste Frucht dieser Studien war das aufwühlende Kampfesdrama „Rosmersholm“. In Wirklichkeit war das polemische Verhalten seinem Vaterlande gegenüber, die Rolle des „Staatssatirikus“, die er gespielt hat, nur die andere Seite seiner Vaterlandsliebe. Von allen seinen früheren Mitkämpfern war er der einzige, der den alten Traum eines einigen Nordens nicht aus seiner Seele bannen konnte; er hat eine unerfüllte Hoffnung mit ins Grab genommen. Seine Liebe zu Norwegen war krank, weil norwegische Staatsweisheit weiter und weiter in separatistische Bahnen einlenkte (im Zusammenhang hiermit lese man Christian Collins wichtigen Aufsatz „Ibsen und Norwegen“: Neue Rundschau, 17. Jahrg., 1907). Ibsen war ein Staatssatirikus aus Romantik. Er wollte sein Lebenlang nur als Künstler und Gestalter beurteilt sein, und der Dichter war das Stärkste in ihm, gewiß, — doch ein geheimer ethischer Trieb ist unverkennbar — die Sehnsucht: sein „Volk zu wecken und es zu lehren, groß zu denken“. Seine „Briefe“ gewähren die nötige Ergänzung. Da stellt er einmal etwas wie ein politisches Programm auf, dessen Grundgedanke ist, daß alle „Unprivilegierten“ sich aufraffen sollen, um ihr Recht auf Freiheit durchzusetzen. Im allgemeinen aber war es ihm doch sehr „zweifelhaft, ob es gelingen könnte, das norwegische Volk stückweise zu reformieren“: ihm blieb es immer das wichtigste,

den „geistigen Grund und Boden nach jeder Richtung auszuroden und zu säubern“ — die „Revolutionierung des Menscheingeistes“. Hier spricht der Künstler, der an einer Bevölkerung verzweifelt, die es „noch für wichtiger hält, Bethäuser zu bauen als Theater“ und „lieber die Zulassung unterstützt als das Museum der Künste“. Was ihn aber trotz alledem in diesem Kampf um eine höhere Volkskultur ein wenig stärkt, das ist die Hoffnung auf die Jugend, die er nicht wie sein Baumeister Solneß fürchten will, wenn sie kommt und an die Tür klopft.

Hat Ibsen sich auch in seinen bittersten Stunden oftmals vorgenommen, „alle seine Beziehungen zu Norwegen abubrechen und nie wieder einen Fuß dorthin zu setzen“, so schreckt er doch vor dem Gedanken einer eigentlichen „Expatriierung“ wie vor einer „gar zu ernstesten Sache“ zurück, „zu der er sich unsagbar schwer entschließen würde“.... 1891 nimmt er wieder seinen festen Wohnsitz in Christiania. Es spielen praktische Notwendigkeiten mit. „Ich möchte doch ein guter Hausvater und Wirt sein“, sagte er einmal einem Freunde, „ich muß also wohl mein Vermögen konsolidieren, fest anlegen und verwalten, und das tut man am besten da, wo man ein Staatsangehöriger ist.“ Die geheime Sehnsucht aber, die in der Fremde dann und wann über ihn kam, hat sich in eine Sehnsucht nach der nordischen Landschaft und nach dem Meere umgesetzt, das einst der Jüngling in Grimstad so sehr lieben lernte. „Von allem, was ich hier entbehren muß, kann ich mich damit am schwersten aussöhnen, daß ich das Meer entbehren muß“, so schreibt er an Hegel sowohl aus München wie aus Rom. Aber seine große, schweifende Sehnsucht blieb in der Heimat auf die Dauer ungestillt. „Wer ein Heim gewonnen hat in den vielen fremden Ländern draußen, der fühlt sich in der Tiefe seines Innern nirgends zu Hause. Vielleicht nicht einmal im eigenen Vaterlande“, — zu diesem schmerzlichen Resultat ist er nach siebenjährigem Aufenthalt in Chri-

stiania selbst gekommen. Er konnte sich nicht mehr akklimatisieren. Er hat es in der Heimat nicht gefunden, das freie offene Meer. Hier waren „alle Sunde zu — und alle Kanäle des Verständnisses verstopft“. Und abermals sehnt sich der alte Dichter in die Welt hinaus. Diesmal nach Dänemark, wo er schon einmal, im Sommer 1887, an einer „freien, offenen Stätte“ in Skagen des Meeres froh geworden war. Aber nun war er an Christiania gebunden, wo ihm seine Dichtung die reifsten Altersfrüchte in den Schoß warf: 1892 Baumeister Solneß, 1894 Klein Eyolf, 1896 John Gabriel Borkman und 1899 Wenn wir Toten erwachen. Diesen seinen Kunst- und Lebensepilog hat er mit solcher Anstrengung und leidenschaftlichen Erregung geschrieben, so krampfhaft und so fieberhaft, daß es seine Umgebung fast beängstigte. Nur fertig werden, fertig werden! Als höre er düstere Schwingen über sich. Als stünde der unheimliche Gast, der seinen Alfred Allmers auf Bergespfad gespenstisch begleitet, schon mit erhobener Hand hinter ihm. Ibsen wußte, als er dieses Drama dichtete, ganz genau, daß es das letzte sei, daß er fortan nichts mehr werde schreiben können —.

War auch ihm, dem alten Heimatlosen, die Heimat unbehaglich, so war er doch glücklich in seinem Heim. Er wurde froh der Seinen: mit Sigurds politisch-diplomatischer Laufbahn, die ihm zunächst nicht zusagte, hatte er sich ausgesöhnt — Sigurd hatte der väterlichen Persönlichkeit gegenüber auf seiner eigenen Persönlichkeit bestanden; der schönen, klugen und gütigen Tochter Björnsons war er ein zärtlicher Schwiegervater, und seine Enkel liebte er über alles, zumal das zweite Kind, ein Mädchen: nach der letzten Frauengestalt, die der Großvater-Dichter schuf, führte das Enkeltöchterchen den symbolischen Namen Irene. Als im Vorfrühling 1906 Sigurds drittes Kind geboren wurde, war der leidende Mann noch eindrucksfähig für das Glück, das seinem Hause abermals geworden war. Er erkundigt sich, wie die Kleine heißen sollte. „Wir wollen sie Eleo-

nora nennen“, sagt Bergliot Ibsen. „Das ist gut“, meint der Alte, „das ist gut, — Eleonora, das ist meine Nora.“

Henrik Ibsens sechsjährige Krankheit war ein Martyrium, wenn er auch nicht physische Schmerzen zu dulden hatte. Sie kündigte sich am 15. März 1900 durch eine leichtere Schlagberührung an. Es schien, als würde er das Leiden überwinden, doch die Arteriosklerose schritt fort, und Ende Januar 1901 erneuerte sich — unter den Nachwirkungen einer Gesichtsröse — der Anfall in wesentlich verstärktem Maße. Von da an ging es mit seinem Leben langsam dem Ende zu. Am 23. Mai 1906 nachmittags 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr ist er in den Armen seiner Frau gestorben.

Wenige Stunden später erfuhr die ganze zivilisierte Welt seinen Tod, der überall wie ein weltgeschichtliches Ereignis die Menschen ergriff. Der norwegische Staat hat diesen großen Staatsverleugner als sein Eigentum beansprucht und ihm alle Ehren eines nationalen Begräbnisses erwiesen. Der Tote, der nie weltliche Auszeichnungen verschmähte, hätte sich auch gegen diese letzten Ehren nicht gewehrt. An seinem Grabe sprach ein protestantischer Geistlicher, derselbe Mann, der mehr als vierzig Jahre früher der priesterlichen Gestalt seines „Brand“ vielleicht wesentliche Züge mag geliehen haben: Christoffer Bruun. Ibsens Grab liegt auf dem „Erlöserkirchhof“ mitten auf einem grünen großen Anger. Hier wird sich fortan kein anderer Grabhügel mehr erheben. Ein Obelisk aus silbergrauem Labradorstein bezeichnet die Stätte. Auf dem Denkmal liest man kein anderes Wort als den Namen „Henrik Ibsen“. Nur wie ein Runenzeichen ist in den Stein eingemeißelt die alte Bergmannshand, die den Hammer schwingt. Nicht weit von diesem Anger, auf leichter Anhöhe, liegt das Grab eines anderen Hammerschwingers und Lichtbringers: das Grab Henrik Wergelands, der in Norwegen der genialste Dichter vor Ibsens Epoche gewesen ist.

Ibsens erstes Lied (1847), das in die erste Sammlung der Gedichte nicht aufgenommen wurde, trägt die Überschrift „Resignation“. Dies könnte die Überschrift seines Lebens sein. Schon der Jüngling spricht vom vergeblichen Ringen, vom Phantom seiner Wünsche, vom Versagen der Seelenflügel, vom Ermatten und Erkalten seiner Poesie. Er verzagt. Unbekannt und still will er leben und vergehen — ein Vergessener. Denn der Blitz, der aus seinem Innern glänzt, kann nicht durch die Finsternis der Wolken dringen. Diese Stimmung zieht durch Ibsens ganzes Lebenswerk und herrscht an den entscheidendsten Punkten vor. Ein Mann der Tat, der auf die Tat verzichten mußte, und dessen Resignation Dichtung ward.

Noch im Jahre 1852 überwog der Nachtgedanke des „Lichtscheuen“ oder vielmehr des lichtscheu Gemachten: Einst gewann der Knabe seinen Mut erst mit dem Morgen, und im Dunkel der Nacht schreckten ihn spukhafte Träume; dann kam die Wandlung. Ihn entsetzt und scheucht der Lärm des Tages, und erst im Finstern erwachen Mut und Tatenlust. Im Hinblick auf seine Zukunft kommt er zu dem unheimlichen Schlusse:

Ja, tu' ich einmal etwas Großes,  
So wird's eine dunkle Tat.

Er ahnt in sich den Dichter der Abgründe des Lebens.

Das Streben in die Gründe, ob sie auch Abgründe wären, führte ihn schon damals zum Symbol der John Gabriel Borkman-Tragödie. Als „Bergmann“ dringt er in die Tiefen, um dort den Rätseln des Lebens auf den Grund zu kommen:

Bich den Weg mir, schwerer Hammer,  
Zu des Berges Herzenskammer!

Aber er hat umsonst des Lebens Lust, den Frühling der Unschuld, der Erde heiteren Klang dahingegeben: wie den Blick zur Höhe der Sonnenglanz blendet, so nimmt dort unten die undurchdringlich tiefe Nacht der Hoffnung jeden Schimmer,

Dieser Dramatiker hat sich nie lange bei Liebeleien aufgehalten. Sein Geist brauchte stärkere Probleme. Wenn er in dem sommerlichten Sternenhimmel die altersgraue Feste „Akershus“ hoch über das Land und über des Landes Hauptstadt emporragen sieht, wenn unten der Meerbusen wie eine keuchende Menschenbrust dem Hochschloß entgegenquillt, dann taucht wie ein Erinnerungstraum des alten Gemäuers selbst auf, was da oben auf der Höhe und dort unten im Fjord an Bluttat und Friedenswerk geschah: des abgesetzten Dänenkönigs Christian II. vergebliches Ringen um die Herrschaft in Norwegen, der Todesgang kühner Insurgenten unter König Hans, und bis in des Dichters eigenes Jahrhundert hinein die Begründung der freiheitlichen norwegischen Verfassung von 1814. Aber aus diesem Gedicht wie aus so manchem der späteren Zeiten spricht nicht die reaktionäre Absicht, über der Vorzeit den Augenblick zu vergessen oder zu verkleinern, sondern nur der Wunsch, daß den Enkel der Anblick hoher Ahnen stärke und des Nordens Eichbaum in seiner Herrlichkeit nicht zersplittere.

Wenn ihm die Welt um sich her zu eng und zu klein wurde, so ging von jeher seine Sehnsucht nicht in zeitliche, sondern in räumliche Fernen. Der Zugvogel wird Gegenstand seines schwermütigen Neides. Wie Faust verfolgt auch ihn das Bild: „O, daß kein Flügel mich vom Boden hebt!“ So werden ihm befiederte Geschöpfe zum Symbol seiner Stimmung. Aus dem Leid, dem Dichterleid, entsteht das Lied von der „Sturmschwalbe“, von der die Seemannsmär geht, daß sie weder fliegen noch schwimmen kann, und daher im ewigen Wechsel bald das eine, bald das andere versucht; das ist „der Dichtervogel“, der sein eigentliches Element nicht findet. Dann vergleicht sich der Dichter dem „Eidervogel“, der im nordischen Fjord sein Nest mit den Daunen der eigenen Brust erwärmt, und ob ihm auch das weiße Federbett seiner Brust immer wieder geraubt wird, er rupft sich die Brust, bis sie kahl ist und blutet; dann fliegt er nach Süden.

Und an seiner höheren Kraft verzweifelnd, begrüßt Ibsen wohl oder übel die Schriftstellerei als Broterwerb; langsam, vorsichtig in Verfall geratend, wie eine Tonne, die den Most verspritzt hat und nur trockenen Bodensatz umfaßt; ein Bild, das aus älteren Versen in dem Gedicht „Mein junger Wein“ (1856) wiederkehrt und auf ein Liebesverhältnis bezogen wird. Dem also Ernüchterten, dem also Ausgetrockneten verursacht der Dämon des Zweifels, sein arger Elf, keine Schrecken mehr. In dem Gedicht „Baupläne“ kommt er noch einmal (1858) auf seine dichterischen Anfänge zurück, um sie mit seinem Liebesleben in Beziehung zu bringen. Da erzählt er, dem Motiv des „Baumeisters Solneß“ vorgreifend, von seinem Wolkenschloß, das in dem einen Flügel einen großen Dichter, im anderen ein kleines Mädchen beherbergen sollte; aber es kam anders: der Kunstflügel war zu klein, und der Liebesflügel verfiel.

Damals fand Ibsen die Gefährtin seines Lebens. Mit boshaftem Humor verglich er im Bereich des Weiblichen „Feldblumen und Topfpflanzen“ (1858), und wenn sich dieses Gedicht auch nicht unmittelbar auf Frau Susanna bezieht, so wird er sie sicher zu den Feldblumenkindern gezählt haben.

Zur selben Zeit spricht aus dem Gedicht „Vogelweise“ (1858) der Wunsch, Kunst und Liebe als zwei Geheimnisse vor der Welt zu hüten. Auch daraus mag sich erklären, daß Ibsen, zumal in den ersten Ehejahren, fast nur durch äußere Gelegenheiten zum Poesisieren bewogen wurde. Schon sein Theaterberuf, noch mehr seine kameradschaftlichen Beziehungen zur journalistischen Welt veranlaßten teils huldigende, teils polemische Gelegenheitsgedichte. Ende 1859 sollten im Christianiaer Theater lebende Bilder gestellt werden; es wurde zu diesem Zweck auch ein Gemälde von Ibsens Altersgenossen Knut Bergslien gewählt. Den beschreibenden Text dichtete Ibsen, und die Schauspielerin Gundersen sprach ihn. So entstand das landschaftliche Gedicht „Hochlandsleben“; es schildert ein



Hochgebirge im Hochsommerabendschein; die einsame junge Saetermaid, die im Zwielflicht steht und mitten in dieser großen Natur den Weg ihres kleinen Menschen Glückes zu sehen scheint — ihr darf dieser Ausblick in doppelte Ferne einen langen einsamen Winter dort oben wert sein.

Wer den einsamen Mann der späteren Zeiten kennt, vermag kaum ihn sich auf Sängereften vorzustellen. Und doch läßt er im Juni 1859 beim Sängereft in Arendal, das Herz voll lenzsprießender Triebe, ein Preislied auf die Damen singen; und doch ist er eines schönen Sonntagsmorgens im Juni 1863 an Bord des Dampfschiffes „Lindesnaes“ zwischen Christiania und Bergen mit jungen, frohlichen Brüdern, die „sich vogelfrei singen“, unterwegs zu einem Sängereft. Um sich und in sich fühlt er einmal die Lebensfreude, die er später seinen Oswald Alving vergeblich suchen ließ. Es ist der Optimist Ibsen, dem man es später so sehr verargte, daß er das Menschenvolk von seinen Sorgen befreien wollte, indem er diese Sorgen enthüllte; es ist der Menschenfreund mit seinem standhaften Glauben, daß auch aus Höhlen und Gräften ein Widerhall der Schönheit klingt, und daß es nicht vergebens ist, Freude zu säen; es ist freilich auch derselbe Betrachter sozialer Kontraste.

Als Journalist wurde Ibsen vielfach auch zu politischen Gelegenheitsgedichten veranlaßt. So entstand 1858 der Text zu einem Bilde von „König Håkons Festhalle in Bergen“, die nach langer Vernachlässigung damals restauriert wurde; diese Halle und die große historische Vergangenheit, deren Denkmal sie ist, kommt ihm vor wie der verstoßene König Lear auf der Heide, dem sie nun seine Königsstracht flicken und ein Narrenhütlein aufsetzen. Das Lied „an die Thingmänner“, das Ibsen 1860 in Christiania singen ließ, rückt der politischen Gegenwart wieder einmal das Beispiel der alten Sage vor, wie der uralte König Egil als einsamer waffenloser Streiter, mit Schiefer die Brust umpanzert, dem Jarl von Jemtland entgegentrat und allein durch Macht

und Mut seiner Persönlichkeit diesen Feind in einen Freund umwandelte. Gegenwart im Kontrastlichte der Vergangenheit zeigt auch der Dichtergruß, den Ibsen 1860 an die Schweden entbot, als im Storthing zu Drontheim eine schwedische Reichstagsdeputation bei der Krönung des neuen Königs Karl XV. erschien. Die alte Olafskirche mit ihren Erinnerungen an schwedische Sänger und Helden, der Gletscherfirn, der Norwegen von Schweden trennt, wo im Winter 1718 ein ganzes Schwedenheer auf der Flucht aus Norwegen erfror, stehen da als Zeugen der Versöhnung und der Einigkeit beider Bruderstämme.

Was Ibsen durch seine Flucht aus der Heimat bewirkt, sah er schon im Winter 1859—60 voraus; das beweist seine Dichtung „Auf den Höhen“, ein autobiographisches Symbol in neun Gesängen. Der Dichter, der einst ein Träumer war, wird hier ein Künstler, den aber seine eigene Kälte höhnt. Auf den Höhen wird nun erst die eigentliche Ibsenkunst geboren. Dieses gewaltige Beichtgedicht ist das Hochportal zu dem, was Henrik Ibsen fortan Eigenstes geschaffen hat. Ibsen war nun reif geworden für Werke wie „die Komödie der Liebe“, für Gestalten wie Håkon, Skule und den Baglerbischof Nikolas, der ihm ein leibhaftiges Bild alles dessen wurde, was ihm daheim verhaßt geworden war und was ihn endlich auch verjagte. Freilich sah er zu derselben Zeit mit großer dichterischer Intuition auch einen anderen norwegischen Typus. Und wenn Ibsens Landsleute ihm später vorwarfen, daß er durch Gestalten wie den Bischof Nikolas und Peer Gynt den norwegischen Volkscharakter vor dem Auslande bloßgestellt habe, so könnte er sich auf „Terje Vigen“ berufen, das Urbild des wetterharten, tapferen, aber bis zur äußersten Selbstüberwindung opfermütigen und seelengütigen, schlichten und wahrhaftigen Norwegers. Diese größte Ballade, die Ibsen (Ende 1860) gedichtet hat, arbeitet mit starken Kontrasten. Hier arm, dort reich, hier Güte, dort Härte, hier Heimat, dort Fremde. Sie ist ein Hochlied der

Menschenliebe. Mit der Kraft und dem Mut der alten Wikinger vereinigt Terje Vigen die stille Demut des Urchristentums.

Mehr und mehr aber mochte Ibsen fühlen, daß in Norwegen die Bischof Nikolas-Seele über die Terje Vigen-Seele das Übergewicht gewann, und mit blutender Brust flog der Eidervogel gen Süden. Wie sich sein Wesen, seine Weltanschauung umwandeln, das sieht er im Bild einer „Schlucht“, durch die er einst einen wettergeschwellten Strom tosen sah, und die er dann in dürrer Sonnenhitze steinig und staubig daliegen sieht. Nur ein Nachklang des stürmenden, brausenden Einst ist geblieben: es knistert der Sand, ausgedörnt das Leben in ihm und um ihn! Und in dem Gedicht „Macht der Erinnerung“ kommt ihm ein anderer Vergleich. Wieder ist es ein Tier seiner Heimat: der Bär, der in einem Feuerkessel das Tanzen lernen mußte; aus Angst, sich die Tatzen zu verbrennen, hüpfte er von einem Fuß auf den anderen, und dazu spielt man „Freut euch des Lebens“. So oft er später die Weise hört, besinnt er sich auf seine Qual, und immer muß er dann tanzen. Das Lied aus Leid sitzt ihm im Leibe. Dem Dichter klingen auch in die Fremde seine Heimatschmerzen nach. Das alte Gleichnis vom „Schwan“ taucht 1865 in Italien wieder auf. Ein weißer Schwan zieht stumm durch stumme Wogen. Als aber rings um ihn her Lug und Meineid die Wellen aufrühren, trifft ihn der Todesschmerz, und nun muß der Dichterschwan singen. Es sind die Geburtswehen der großen und größer gewordenen Ibsenschen Poesie, derjenigen Poesie, die hinter dem Baglerbischof entstand. Sie kam in überströmender Fülle. Von „Kaiser und Galiläer“ angefangen brach Ibsens große Epoche heran. Und wie Ibsen als Dramatiker nach „Brand“ und „Peer Gynt“ ganz zum Prosadialog überging, so flossen auch seine Verse immer seltener.

Aber die großen Weltereignisse, die nun kamen, fanden ihn doch nicht stumm. Er mußte protestieren. Schon die „Ermordung Abraham Lincolns“ am 14. April

1865 reizte Ibsen zu einem Gedicht, dem man, wenn es heute erschiene, eine stark anarchistische Färbung zuspräche. In dem Gedicht „Ohne Namen“ (1869), das auf Karl XV. von Schweden und Norwegen geht, beklagt er, daß in einer Zeit, da anderwärts große Gedanken Wirklichkeit werden, die Tatenlust dieses Königs, den er für den möglichen Verwirklicher des großskandinavischen Gedankens hielt, nicht zur Geltung kommen kann; und als Sedan die Krönung des Düppeler Werkes brachte, schlug er seine Dichterklänge so scharf wie möglich in dem „Ballonbrief“, den er im Dezember 1870 an eine schwedische Dame richtete. Zum Aufsehen, das dieser Brief machte, trug weniger sein Hauptinhalt bei, eine höchst humoristisch-satirische Schilderung seiner Suezreise und der Reisegesellschaft, die nach Ibsens lebenslänglicher Vorliebe als ein zoologischer Garten erscheint. Aufsehen erregte der Brief erst dadurch, daß Ibsen seine ägyptischen Eindrücke als ein Sinnbild für den Feldzug der Deutschen nach Frankreich benutzte. Mit den Götzenbildern ägyptischer Vorzeit verglich er die Politik Bismarcks, die Kriegskunst Moltkes. An den Heroen des Jahres 1870 vermißte Ibsen die Größe des Persönlichen; er sah nur den Drill, nur den Kommiß, nur den „schwarzweißen Trauerflor“, nicht Preußens Schwert, nur Preußens Rute, er sah nur die Prosa, nirgends den großen Gegenstand für eine große Poesie:

Und nur das kann weiter leben,  
Was ein Dichter kann erheben.

So kam Ibsen in seiner „Dresdener Stubenfeste“, während er den Lärm draußen mit seiner eigenen inneren Welt verglich, zu dem Trugschluß, Bismarck nicht für eine Persönlichkeit, sondern für einen Memnonsklotz zu halten, der durchaus nicht tönt. Und er gelangte zu einem Gegensatz zwischen dem, was Bismarck der Welt gibt, und dem, was die Welt braucht und sucht. Die Welt lechzt nach Schönheit, nach festlicher Reinheit, nach hochzeitlichen Gewändern, und Bismarck gibt ihr

— ja, was gibt er ihr? das sagt Ibsen nicht noch einmal ausdrücklich, aber es stößt ihn ab und zieht ihn in sich selbst zurück. Das Gedicht, das auch der Reichsdeutsche heute, nach einem Menschenalter, mit großer Seelenruhe und mit vielem Vergnügen an den zahlreichen satirischen Finessen lesen darf, erregte damals die größte nationale Entrüstung. Wir Deutschen aber müssen dem Norweger seinen Bismarckhaß schon deshalb verzeihen, weil Bismarck auch im eigenen Lande, gerade so wie Ibsen im seinigen, die Feinde nie los geworden ist. Heute aber gibt es kaum noch einen Bewunderer Ibsens, der nicht zugleich ein Bewunderer Bismarcks wäre. Wir heute stellen Bismarck in die Nähe jener Großen, die Ibsen verherrlicht hat, wie Gustav Adolf, Harald Hårfager. Und Ibsen selbst hat dem deutschen Reichsbegründer zwar nie seine Sympathien zugewendet, aber ihn doch als Vorbild für die Staatsmänner seines Volkes hingestellt. Am 18. Juli 1872 feierte Norwegen die tausendjährige Erinnerung an die Einigung seiner Stämme durch Harald Hårfager. Aus Rom entbot auch Ibsen hierzu seinen poetischen Gruß. Er entrollt das Bild jener großen Zeit und geht mit einem mächtigen Sprunge zum Kontrastbild der Gegenwart über, in der Haralds alte schlimme Feinde, die Träger des Zwists und der Trennung, wieder heimlich durchs Land schleichen und, statt Haralds Reich weiter auszubauen, es ganz zerstören möchten. Aber nicht nur den alten Ahnenkönig stellt Ibsen seinem Volk als Vorbild hin, sondern auch Männer der Gegenwart, die für ihre Nation dasselbe taten, was vor einem Jahrtausend für Norwegen Harald Hårfager tat; und Ibsen sucht zu derselben Zeit, da ein neuer König, Oskar II., die Throne Schwedens und Norwegens bestieg, den Mann, der den gesamten Norden eint, wie Cavour und Garibaldi die Einheit Italiens gründeten, Bismarck das Deutsche Reich schuf. Derselbe Bismarck, dem er Düppel nicht vergeben konnte, wird ihm durch Sadowa und Sedan zum Politiker seines Einheitsideals.

Bisweilen trieb es ihn, ein persönlicheres Lebenszeichen, als es die Dramen sein konnten, nach Hause zu schicken. Denn wenn er auch seine Schiffe hinter sich verbrannt hatte, der Rauch schlug eine Brücke zurück ins Vaterland, und auf dieser Rauchbrücke ritt ein Reiter Nacht nun um Nacht („Verbrannte Schiffe“). Im Juni 1875 hielten zu Upsala alle nordischen Studenten eine Versammlung ab, durch die Ibsen an seinen alten Einheitstraum erinnert wurde. Nicht weniger als in zwei langen Gedichten, „Sängergruß“ und „Aus der Ferne“, behandelt er von München aus diese Angelegenheit. Wieder mahnt er an das Beispiel Italiens und Deutschlands, die blutigen Ernst gemacht hatten; und zuletzt kommt er zu dem bitteren Schluß: das Volk im Norden habe die Freiheit erhalten, ohne für die Freiheit reif zu sein:

Nun stehn wir wie Träumer und wissen nicht Rat  
Zu einer mannhaft entscheidenden Tat.

Unter den Träumern fühlt sich auch Ibsen stehen, in dem der Tatmensch latent blieb, um den Künstler aus sich loszuringen. Auch das Künstlerringen gab ihm noch immer Anlaß, sich aus der Ferne daheim vernehmlich zu machen. Als ihn im November 1869 „bei Port Said“ die Nachricht traf, in Christiania habe sein „Bund der Jugend“ einen Theaterskandal geweckt, rief er mitten aus der Herrlichkeit des Orients angesichts eines neuen Riesenwerks bitterhöhnisch hinüber: „Mein Land ist das alte!“ Auch der „Reimbrief“, den er zu Ostern 1871 aus Dresden an die dänische Hofschauspielerin Frau Heiberg sandte, enthält künstlerische Bekenntnisse, wie dieses:

Prosastil ist für Ideen,  
Vers für Bilder.  
Herzenslust und Herzenswehen,  
Sorgen, die durchs Haupt mir gehen,  
Groll und Fehde  
Ich am liebsten äußr' und schilder'  
In gebundner Rede.

Das eigentliche Glaubensbekenntnis seiner Dichtermis-  
sion enthält aber der andere „Reimbrieff“, den er  
1875 an Georg Brandes richtete. Hier findet sich die  
einfachste Erklärung für Ibsens dichterische Stellung  
zu den Stoffen, die ihm die Welt bietet:

Mein Amt ist fragen, nicht Bescheid zu geben.

Ins Neuland, zu den Zukunftszielen geht auf dem  
Schiffe eine Leiche mit. Es wird nicht schwer sein, in  
allen Werken Ibsens diese Leiche zu spüren. Ibsen, der  
ein Frager und kein Tatmensch ist, schafft die Leiche  
nirgends weg, aber er deutet nach der Richtung, in der  
sie liegt. Nun mögen andere sie suchen, sie finden und  
sich und andere von ihr befreien!

1874 beschloß Henrik Ibsen sein Jugendstück „Cati-  
lina“ neu herauszugeben. Er schreibt am 22. November  
seinem Verleger Hegel: „In den letzten Jahren hat es  
die Kritik oft als für mich charakteristisch hervorgehoben,  
daß ich mit diesem Stück debütiert habe, und ich selbst  
muß dem zustimmen, da ich jetzt fühle, wie eng es mit  
meinen damaligen Lebensumständen zusammenhängt,  
und wie es die Keime zu manchem einschließt, was  
später in meiner Dichtung zutage getreten ist“. Er will  
die Gedanken und Motive nicht antasten, nur die sprach-  
liche Form will er überarbeiten. Und in seinem biogra-  
phischen Schreiben an Hansen (28. Okt. 1870) bemerkt  
er zur Entstehungsgeschichte des Dramas: „Catilina  
wurde geschrieben in einer kleinen Spießbürgerstadt,  
wo mir die Möglichkeit nicht gegeben war, dem, was da  
alles in mir gärte, Luft zu machen“. Er hat der zweiten  
Ausgabe ein Vorwort mitgegeben, und es wäre ver-  
messen, dem feinen Humor, mit dem der reife Mann  
auf sein frühestes Werden zurückblickt, irgend etwas  
hinzuzufügen. Wer die jugendliche Unreife des Erst-  
lingsdramas nicht als etwas Rührendes und Anheimeln-  
des empfindet, der wird dem Ibsenschen Catilina sein  
Dasein schon um dieses Vorworts willen verzeihen

müssen, das zu den liebenswürdigsten und zugleich schärfsten Beichten gehört, die ein Dichter über seine Uranfänge abgelegt hat. Wie Schiller begann Ibsen sein Lebenswerk mit der catilinarischen Existenz, die ihm bei der Vorbereitung zur Reifeprüfung durch Sallust und Cicero nähertrat. Während er seinem Gedächtnis den Lehrstoff einpaukte, regte sich etwas ganz anderes in ihm; die Gestalt des römischen Verschwörers trat vor sein inneres Auge durchaus nicht so, wie sie Cicero und Sallust ihm übermitteln wollten.

Das Stück beginnt mit einem Monolog des Catilina, der fast wie ein höhnischer Protest der reifen Kunst Ibsens seine dramatische Wirksamkeit zu eröffnen scheint: Catilina strotzt von Selbsterkenntnis. Da treten drei Gesandte einer von Roms Tyrannei bedrückten gallischen Völkerschaft auf, die so unvorsichtig sind, sich von Catilina belauschen zu lassen. Pfui, schäme dich, tadelt ein Allobroger den Horcher an der Wand, aber Catilina weiß sich zu rechtfertigen. Er entwirft den Zugereisten eine Schilderung seines Vaterlandes, in die Ibsen wohl manches hineingeheimnisste, was er gegen sein Norwegen auf dem Herzen trug; Catilinas Vertrauen zu den drei Fremdlingen ist so groß, daß er ihnen seinen Umsturzplan verrät: „Doch bald soll eine neue Sonne flammen“. In dieser Hoffnung wechselt die Szene, und vier junge römische Patriziersöhne geben ein Bild der Verworfenheit ihres Standes, bis ein Veteran aus Sullas Heer in dieser jeunesse dorée deren Instinkte weckt, und man einig wird, Catilina zum Haupt einer Verschwörung gegen den Mißbrauch der herrschenden Amtsgewalt zu machen. Catilina aber ist gerade im Begriff, ein frevelhaftes Liebesabenteuer zu bestehen; er schleicht im Vestatempel einer Vestalin nach, und diesmal belauscht er nicht aus Zufall, sondern mit Absicht ihren Monolog, worin sie ihr Nonnentum beklagt. Beide kennen sich schon, ohne zu wissen, wer sie sind. Beide einigen sich im Hochflug ihrer Gedanken und Gefühle. Sie will sich ganz an ihn schließen, wenn



er sie an ihrem Todfeinde, dem Entehrter ihrer Schwester, wird gerochen haben. Er schwört es ihr zu. Aber wer ist der Todfeind? Das ist Catilina! Catilina? Das bin ich.

Vor Entsetzen erlischt das heilige Vestafeuer, das die rasch aus Lieb' in Haß verkehrte Jungfrau hätte hüten sollen; sie wird zum Lebendigbegrabenwerden abgeführt, aber ein Neffe Catilinas, der alles belauscht hat, ist auch schon in Furia verliebt und wird das seinige tun. Catilina ist nun in der übelsten Lage: er hat geschworen, sich selbst zu verderben, und andererseits braucht doch die Zeit einen Mann wie ihn notwendigst. Dabei ist er Familienvater, und sein sanftes Weib Aurelia möchte gern alles wissen, was ihn quält. Sie möchte ihren Verschwörer vom Orte seiner Taten in idyllische Einsamkeit ziehen. Aber ihr väterliches Landgut hat er versilbert, um seine politische Agitation damit zu bezahlen. Sie erträgt es mit Fassung; denn die sanfte Frau hat, wie so manche spätere Ibsensche Dulderin, ein Heldenherz; ja sie hat ihren Catilina nie inniger geliebt als eben jetzt, da er den Rest des Geldes, für das er ihr Vatererbe loschlug, einem hilfsbedürftigen alten Krieger schenkt. Die Frage, ob der Ehebrecher und Mädchenschänder edler Wallungen fähig ist, begleitet uns zu Furia, der lebendig Begrabenen, die in einem langen Monolog sichtlich matter werdend, über ihr merkwürdiges Schicksal brütet und mit ihrem heißgeliebten Todfeinde Catilina in demselben Kahn den Styx befahren möchte, bis Catilinas Neffe Curius sie befreit.

Im zweiten Akt plant Catilina trotz allem Zuspruch seiner Freunde, sich mit dem sanften Weib Aurelia nach Gallien zurückzuziehen. Zuerst aber will er noch einmal über sein Leben nachdenken; seine Selbstbetrachtung schließt mit der Frage an das Schicksal, ob er ohne Heldentat aus der Welt gehen muß, und sein Schicksal antwortet: nein. Sein Schicksal hat nämlich auch diesen Monolog belauscht; sein Schicksal ist die Exvestalin Furia. Sie scheint Haß und Rachgier im Grabe gelassen zu haben. Nun spornt sie ihren Helden zur Heldentat,

zur Befreiung Roms, und nachdem er längere Zeit ihrer Rede Zauberfluß in sich gesogen hat, erklärt er kurz und bündig: „Ich reise nicht!“ Furia offenbart sich ihm in einem Sinne, dessen sich auch der spätere Ibsen nicht zu schämen braucht, als das Bild aus seiner eigenen Seele, als seine schöne Nemesis, die ihm dasselbe zuraunt, was damals Ibsen so oft in seinen Gedichten sich selbst gesagt hat: „die Nacht ist unser Reich; im Dunkeln herrschen wir“, und unter dem Einfluß des Weibes erklärt (echtester Ibsen) der Mann: „jetzt bin ich erst ich selbst!“ So tritt dieser Karl Moor unter seine Bande, als diese eben im Begriff ist, einem Spiegelberg auf den Leim zu gehen. Catilina entwickelt nunmehr sein politisches Programm, den alten Römergeist wieder zu wecken, aber da kommt er beim jungen Adel schön an, der nichts als prassen, saufen und herrschen will. Man dringt dölchlings auf Catilina ein, doch dieser Todbereite bietet selbst die freie Brust den Freundesdolchen dar, und das macht Eindruck, — man ist wie umgewandelt. Catilina beginnt in langer Rede zu schwärmen, wie Karl Moor bald „wild“, bald „hingerissen“; damit hat er einen großen parlamentarischen Erfolg, und man verschwört sich. Selbst Spiegelberg-Lentulus tut mit; nur Curius, der Retter Furius, soll fern vom Schuß bleiben, denn er ist Catilinas Lieblingsneffe. Aber während dieser Knabe gerade seine eigentümliche Lage bedenkt, erfaßt die lauschende Furia ihn beim Zipfel seines Monologs und macht ihrem Retter den Standpunkt klar, daß er nichts von ihr zu hoffen habe, daß sie für ihn und die Welt tot sei, daß Furia nur ist, wo Catilina ist. Das geht dem armen Jüngling nahe, ihn erfaßt wilde Eifersucht auf seinen Oheim, und er läßt sich von Furius Basiliskenblick verleiten, die catilinäische Verschwörung anzugeben; die Szene erinnert an Adelheid und Franz in Goethes Götze auch durch das Motiv vom Liebeslohn, der winkt; aber auch Curius spricht ein echtes Ibsenwort: „Wer bin ich selbst? Ich kenne mich nicht mehr. Eins weiß ich nur: daß ich ein

anderer war, eh' ich dich sah". Mithin besitzt Furia die Kraft, zwei Männer umzuwandeln. Aber Furia besitzt diese Kraft auch fremden Völkerschaften gegenüber; jene Gallier, die sich von Rom unterdrückt fühlten und nun mit Catilina gemeinsame Sache machen wollen, werden durch die intrigante Kassandrapose dieser römischen Hedda Gabler kopfscheu und lassen den Verschwörer im Stich. So sehen wir beim zweiten Akt-schluß das edle Wild umstellt; dort lauert der meuchlerische Parricida; hier stiebt das Rütli auseinander; und durch die Nachtluft schrillt ein Racheschrei. Er kommt aus Furias Kehle, aber Catilina fragt sich: „Rang diese Stimme sich aus meinem Innern?“ Ja, ihn beherrscht Rache; er stößt sein Weib zurück, und gegen seine Vaterstadt richtet sich seine Zerstörungswut.

Der dritte und letzte Akt führt von Rom in etrusische Wälder, aber er führt zugleich aus einer verhältnismäßigen Ordnung und Klarheit der Gestaltung in chaotisches Wirrsal der Begebenheiten; ein Faden ist nicht mehr festzuhalten. Jener Parricida meuchelt nicht, sondern verrät nur den Catilina, um dann sofort reumütig Abbitte zu leisten. Aus der Unterwelt steigt, wie der schwarze Ritter vor der Jungfrau von Orleans, ein Schatten auf, Sullas Geist, der nach längerem Schwulst zu Catilina das prophetische Rätselwort spricht, das wir freilich nun schon verstehen: „Du fällst von eigner Hand, und doch wird eine fremde Hand dich fällen“. Catilina verliert die Schlacht; alle seine Freunde fallen, nur er bleibt leben; und doch wirkt er auf Furia und auch auf sich selbst wie ein Schattenbild, gejagt von tausend Schatten: Ibsen, der fünfzig Jahre später seinen Epilog „Wenn wir Toten erwachen“ betitelt, ließ in seinem Erstlingswerk die Furia sagen: „Bald steht sie auf, die Schar der tausend Toten“, die durch Catilina ins Unglück gerieten; und er vertritt schon hier den Gedanken, daß das Tote lebendig, das Lebendige tot ist; ein Gedanke, aus dem nicht mehr der kleine Apotheker, sondern schon der große Dichter spricht,

der seinen ersten Helden die Frau, die ihm gut ist, erstechen läßt, weil sie ihn mit ihrer hausfraulichen Liebe „an ein halbes Leben schmieden will“. Und auch das ist schon echt ibsenisch, daß er, indem er die Frau tötet, mit ihr seine ganze Welt tötet und zu dem Schlusse kommt: „Tot ist die Sonne“. Wie später Pfarrer Rosmer die Leiche seiner Frau auf dem Rücken tragen sollte, so fühlt schon hier Catilina die eigene Leiche auf seinem Rücken, und sein Rücken ächzt unter dieser Last. Zwischen dem Genius des Guten und dem Genius des Bösen schwebte ein aus Gut und Böse gemischter Charakter; das Böse brachte ihm den Erdentod, aber — so wenigstens steht die Hoffnung — an der Hand des Guten, seiner Aurelia, steigt er empor „zum Reich des Lichtes und des Friedens“, zu dem Reiche, welches das wahre Leben ist; die Erde war nur Furias Grabgewölbe; die hienieden Wandelnden sind lebendig begraben! Wie oft werden wir diesem Ton in Ibsens Dramen noch begegnen!

Die Bergener Tätigkeit warf Henrik Ibsen als erste reifere Frucht das nationale „Geschichtsdrama“ „Frau Inger auf Östrot“ ab. Es ist im Winter 1854 geschrieben, wurde am 2. Januar 1855, dem Stiftungstag der Bergener Bühne aufgeführt, 1857 in „Illustreret Nyhedsblad“ abgedruckt und erst 1874, nach stilistischer Umarbeitung, als Buch herausgegeben. Historisch freilich sind an diesem Drama nur die Namen und das Kostüm, die Einkleidung: Charaktere, Begebenheiten, der tragische Gedanke, die Ideen überhaupt beruhen auf Ibsens freiester Erfindung. Wäre Ibsen geschichtlich verfahren, so hätte er seinem Stücke vor allem nicht die starke Färbung einer antidänischen Tendenz geben dürfen, die dem Hausdichter des urnorwegischen Kunstunternehmens sozusagen im Blute lag. Das Drama führt in die Kämpfe um die norwegische Selbständigkeit, um die Befreiung vom fremden Joch. Eine Aufgabe, würdig einer überragenden Männernatur, ist auf die Schultern eines Weibes gelegt. In diesem Weib ist Größe; hohe

Geistesgaben sind ihr verliehen, ein ungewöhnlicher Scharfsinn, geschmeidige Klugheit und Energie; hinzukommen der Wert vornehmster Geburt und das starke moralische Übergewicht, das sie in den Augen der Welt hat. In den Augen der Welt. Auf Inger richtet sich die Hoffnung des Landes. Jetzt aber steht sie da, gleichsam mit gebundenen Händen. Sie kann ihr Lebenswerk nicht erfüllen, weil diese Hände nicht rein sind. Ibsens Kunstmittel dramatischer Analyse wagt sich hier zum erstenmal schüchtern hervor. Langsam rollt sich das Vergangenheitsbild auf.

Inger hat einst an der Bahre eines schmachlich hingemordeten Helden geschworen, sie werde nicht nur diese Bluttat an den Feinden des Landes rächen, sie werde auch die Rächerin und Erloserin ihres Volkes sein. Gott selbst hat sie dazu berufen. In Liebestaumel aber vergißt sie des Gottesrufes. Sie hat einem Sohn das Leben geschenkt, und dieser Sohn wird ihr in das Land der dänenfreundlichen Schweden durch den Buhlen entführt. Die Mutter löst in Inger die Volksheldin ab. Sie ist der Aufgabe nicht mehr gewachsen; sie ist unfähig zum Handeln geworden; eine hamletische Ader hat sich in ihr aufgetan. Den Sohn ihrer Liebe wieder zu erlangen, — darauf ist ihr ganzes Sinnen gerichtet. Sie wird halb und halb zur Verräterin ihres Volkes: sie sucht sich die Neigung der Schweden zu erkaufen durch die Heirat mit einem ungeliebten Mann, durch schmachliche Verkuppelung ihrer Töchter. Aber der „Lohn“ dieser ihrer schlimm-heiligen Bemühungen wird zugleich ihre „Strafe“. Da ihr der Sohn ins Haus gesandt wird, erkennt sie ihn nicht, oder vielmehr sie verkennt ihn, indem sie ihn für seinen eigenen Wettbewerber um den schwedischen Thron hält. In der Mutter ist die „Königsmutter“ erwacht, und so läßt sie den Gast ermorden, um dem eigenen Kinde, wie sie glaubt, Leben und Reich zu retten.

Roman Woerner, dessen erster Band die Schöpfungen bis 1871 behandelt, legt dem gewaltigen Hauptmotiv

des Dramas: „die Mutter tötet ihren unerkannten Sohn“, die aristotelische Lehre unter, die einen solchen dramatischen Vorwurf als im höchsten Grade tragisch bezeichnet. Doch er hat andererseits auch recht, wenn er sagt, daß sich hier unser Gefühl von dem Empfinden der schicksalsgläubigen Griechen scheiden muß, und daß unheilvolle Verwechslungen die Romantiker, ja selbst Schiller (Braut von Messina) auf den Bühnen unseres Landes nicht heimisch machen können.

Aber „Frau Inger auf Östrot“ ist nicht eigentlich ein Schicksalsdrama, denn nicht der Zufall beherrscht den tragischen Ausgang Ingers, sondern das Strafgericht, das aus ihren eigenen Taten aufwächst. Eher ein Drama der Mißverständnisse und Verwechslungen. Ibsen, der die Dramaturgie Scribes genau studiert hatte, knüpft sein tragisches Gewebe ganz mit den Mitteln der französischen Intriguenkomödie. In Fechterstellung stehen Nils Lykke, der ränkesüchtige und selbstische Dänengesandte, und die gescheit-energische Edelfrau einander gegenüber, und mit einer kalten, fast mathematischen Genauigkeit behandelt Ibsen Schlag und Gegenschlag in diesem Kampf um Lebensinteressen. Doch Nils Lykke, der ganz wie ein Diplomat der alten Schule auftritt, spürt nach Ibsenart an sich das Gesetz der Wandlung; die Wandlung kommt durch die Frau. Ehedem hat ihn, den geübten Don Juan, das Weibliche nur angezogen, jetzt aber zieht es ihn hinan. Er wird geläutert durch die Liebe eines Mädchens, das das tiefste Leid durch ihn erfahren hat und an diesem Schmerz zugrunde geht. Hier erscheint zum ersten Male, schärfer umrissen, Ibsens individuelle Umbildung des Gretchenideals. „Ein Weib ist das Mächtigste auf Erden, und in ihrer Hand liegt es, den Mann dahin zu leiten, wo Gott ihn haben will.“ In diesem Wort steckt der Keim der Vorstellungen von der Macht des Frauenherzens, von der sittlichen Sendung der Frau, die das Dichterleben Ibsens fortan beherrschen. Bei ihm ist dem Manne die Frau

nicht die Lebensbegleiterin, die Lebensverschönerin nur, — sie ist im Dasein des Mannes eine Gewalt, eine läuternde, aufwärtsweisende, opferbringende, rettende Gewalt. Und andererseits treibt Ibsen in der Charakterschilderung Frau Ingers schon jene „Selbstanatomie“, durch die seine reifsten Dichtungen Leben empfangen haben. Selbstanatomie im Gegenbilde, in negativer Darstellung: Frau Inger muß untergehen, weil sie — um es prosaisch auszudrücken — ihren Beruf verfehlt hat. Ihr war bestimmt, im „eigenen Namen“ zu kommen und etwas Großes in der Welt durchzusetzen, — durch göttliche Fügung wie durch eigene Wahl. Sie hat sich vom Wege abdrängen lassen durch „etwas außer ihr“. Das war ihr Glück und ihr Untergang. Sich selber treu zu sein, das verlangt Ibsen von jedem, dem ein Lebenswerk und Lebensziel geworden ist, — und er hat es an sich selbst erfüllt.

Im Sommer 1855 entsteht das dreiaktige lyrische Drama „Das Fest auf Solhaug“. Der nächste Stiftungstag des Bergener Theaters (2. Jan. 1856) sieht auch dieses Werk des Hausdichters wieder auf den Brettern. Der Erfolg war groß. Ein menschlich-persönlicher Gehalt erwärmte; es schlug etwas durch von der zarten Frische eines jugendlichen Liebeslebens. Das Studium von Landstads epochemachender Sammlung „Norwegischer Volkslieder“ hallte in Ibsen lebhaft nach. Er geht von der Betrachtung des späteren norwegischen Mittelalters („Inger“) auf die Sagazeit zurück, aber vorläufig schaltet er die Motive der „Streitigkeiten zwischen Königen und Häuptlingen, zwischen Parteien und Gefolgschaften“ von dramatischer Behandlung aus. Dagegen findet er in den isländischen „Aettesagaer“ (Familien-sagas) das, was er „zur menschlichen Einkleidung der Stimmungen, Vorstellungen, Gedanken brauchte, die ihn damals erfüllten“. Durch das Zusammenleben mit den Männern und Frauen jener Sagas, durch die Vertiefung in ihre Wechselbeziehungen entsteht der erste

Entwurf der „Helden auf Helgeland“. Nun aber drängt das Studium der Volkslieder vor; romantisch-erotische Lebenserfahrungen mischen sich ein, und aus den „Helden“ wird zunächst ein lichter, leichteres Kunstgebilde.

Das Grundthema des reizenden Stückes wird entscheidend für Ibsens spätere Dichtung: der Mann, der zwischen zwei Frauen steht, die Schwestern sind. Es liegt in „Catilina“ und „Frau Inger“ vorbereitet: Catilina gewinnt die leidenschaftliche Neigung des Weibes, dessen Schwester er in den Tod gebracht hat; Nils Lykke wird von Eline geliebt und hat doch Lucia, die Schwester, auf dem Gewissen. Hier aber lebt die Frau mit den früheren Ansprüchen, die Verschmähte, in ihrem Liebesleben Gekränkte, neben dem Mädchen, das unbewußt das Herz des umworbenen Mannes erobert und als die Siegerin ins Glück davon zieht. Es ist nicht immer das Glück, das diese Siegerinnen bei Ibsen erringen: Dagny, Frau Bernick, Gunhild Borkman kommt der Sieg teuer zu stehen. Hier aber, wo das Hochgefühl des Bräutigamglücks „Sommerwetter“ um Ibsen breitet, läßt er sein Liebespaar ins Land der Sonne ausziehen und auch über ihr, die wie ein geheimer böser Geist der Schwester in den Weg tritt und zur Sünderin wird, freilich nicht in Taten, aber in Wünschen, Absichten, Vorstellungen, — über Margit hängt er nur ein leichtes Sühnewölklein auf.

Der Held, Gudmund, ist ein unbehauster Sänger; das Fahrende und Unbehaute seines Lebens mag auch der arme Bergener Poet herb in sich gespürt haben: sein einziger Reichtum ist sein Lied. Gudmund findet die Freundin seines Herzens als die Frau eines andern wieder; diesen andern, einen platten, dummen, täppischen alten Rittersmann hat sie geheiratet, weil er reich und in seinem Gau mächtig war: nun aber, da die Leidenschaft für den Sänger mit dämonischer Macht wieder über sie kommt, fällt ihr der Fluch, sich um Geld und Gut verkauft zu haben, schwer ins Bewußtsein;



auch ihr ist der Lohn zur Strafe geworden: Margits unbändige Seele, ihre geistige Größe stammen von Catilinas Furia, von Frau Inger her, — doch in dem Motiv der durch Kauf geschlossenen Ehe ist sie wiederum die Ahnherrin der Frau Alving, Hedda Gabler, Ellida Wangel (in Klein Eyolf ist's ein Mann). In Margit steigen verbrecherische Gedanken auf: sie will sich von der verhaßten Ehe mit Bengt (dem vorausgeahnten Jörgen Tesman) wenn nötig durch eine Gewalttat befreien, um ihrem Dichter angehören zu können. Sie hat den Willen, aber nicht das unbedenkliche Gemüt zur Tat. Sie beneidet jene fränkische Prinzessin, die Norwegens Königin geworden ist: die nahm sich den Buhlen und mischte Gift für ihren Gatten. Und hier spricht Margit einen Gedanken aus, den Ibsen in seinen großen norwegischen Strafdramen wieder aufnimmt: diese Menschen in den fremden Landen sind nicht so weicherzig wie wir; die fürchten sich nicht, einen Gedanken zur Tat zu machen. Der Norweger aber „geht drum herum“. Margit spinnt ihren Plan auch dann noch fort, als sie ihren Gudmund in den Rosenfesseln der sorglosen Signe sieht. Sie kommt sogar (übrigens mit einer außerordentlich wirksamen Motivierung Ibsens, die das Geschlechtliche streift) über den toten Punkt der Willensschwäche hinweg; nur ein Zufall verhindert die Ausführung. Bengt fällt durch eine andere Hand, und Margit geht, von Gottes Finger gewiesen, in ein Kloster.

So freudig das Publikum die Dichtung aufgenommen hat, so bitter war die Tageskritik. Nach Jahr und Tag hat sich Ibsen mit seinen damaligen Rezensenten auseinandergesetzt und mit besonderem Ingrimme den Einwand widerlegt, er habe sein Stück nach des Dänen Henrik Hertz Schauspiel „Svend Dyrings Hus“ gearbeitet. Den schlagendsten Gegenbeweis bringt er selbst herbei, indem er feststellt, daß Hertzens Drama eine Nachahmung von Kleists „Käthchen von Heilbronn“ ist, während „das Fest auf Solhaug“ mit Kleists Dichtung nicht das mindeste gemein hat.

Das „Fest auf Solhaug“ ist Ibsen später (nach dem Brief an Hansen) fremder geworden als irgend ein anderes seiner Stücke. „Eine Studie, zu der ich mich nicht mehr bekenne“. Rasch wandelte sich ihm die lyrische Romantik eines einmal ergriffenen Stoffes zurück in die menschliche Tragik desselben Gegenstands; über Entstehungszeit und Jugendschicksal der „Helden auf Helgeland“ (Nordische Heerfahrt), der Dichtung, der Ibsen von allen seinen frühen Arbeiten am zärtlichsten zugetan blieb, weil sich in ihr stärker als in den anderen Werken der ersten Epoche seine Weltanschauung offenbart, ist schon vorher gesprochen worden. Margit und Signe wandeln sich in die menschlich stärkeren und volleren Naturen der Hjördis und Dagny. Ibsen betont ausdrücklich: „Für Hjördis habe ich dasselbe Modell benutzt wie später für Schwanhild in der „Komödie der Liebe“. Und vergegenwärtigt man sich Hjördis' Worte: „Klar seh' ich jetzt meinen Beruf im Leben: Dich berühmt zu machen über alle Lande! Du hast vor mir gestanden jeden Tag, jede Stunde, die ich hier gelebt“, — so kann es keinen Zweifel über das Urbild geben. Es war der Beruf seiner eigenen Frau.

In dem Vorwort, das Ibsen 1876 der deutschen Ausgabe mit auf den Weg gegeben hat, weist er ausdrücklich jeden Zusammenhang seines Werks mit unserem Nationalepos der Nibelungen zurück. Aber auch die Wölsungsaga seiner Heimat erkannte er nur unter Vorbehalt als Grundlage des Dramas an. Vielmehr hielt er sich auch hier an verschiedene Familiensagas, in denen allmählich die Riesen und Halbgötter zu heldenhaften Menschen und dadurch erst brauchbar für die Bühne wurden, die den Maßstab der Menschlichkeit nach Ibsens Ansicht nicht entbehren kann. Das Stück spielt im zehnten Jahrhundert, als schon das Christentum oder, wie Hjördis sagt, der weiße Gott nach Norden drang. Zum Schluß des Dramas überrascht uns etwas unvorbereitet die Wendung, daß Sigurd am englischen

Hofe Christ geworden ist und also auch der gemeinsame Tod ihn nicht mit der heidnischen Geliebten vereinen kann, die auf schwarzen jagenden Rossen den alten Göttern zueilt. Der am Schluß plötzlich hervortretende Gegensatz des Glaubens ist für die Stimmung des ganzen Dramas bezeichnend.

Auch hier machte der Dichter an einem Wendepunkte der Weltgeschichte Halt, wo zwei Zeitalter sich scheiden. Ein solcher Weltenwandel wirkt auf die Menschen der Übergangszeit wie ein gewaltiges Schicksal und trägt, wie dieses, jähem Zwiespalt in den Schoß der Familien und in die Brust des einzelnen. Die Gestalten des Dramas stehen alle somit unter dem Druck eines Verhängnisses. „Die Wege der Gewaltigen sind gekrümmt und dir wie mir unbekannt“, sagt der Heide Gunnar, der dem deutschen König Gunther entspricht, zu seinem Weibe Hjördis. Sigurd spricht ein Wort aus, das für den Wiking fast zu philosophisch ist: „So manches Werk kann Menschenwille vollbringen, aber die großen Taten werden vom Schicksal gelenkt“. Und Hjördis erwidert: „Ja es walten böse Nornen; doch ihre Macht ist gering, finden sie nicht Helfer in unserer eigenen Brust (beinah ein Solneßwort bereits!). Das Glück gehört dem, der stark genug ist, die Nornen zum Kampfe zu fordern“. Dieses Zwiegespräch klärt manches Rätsel der gesamten Ibsenschen Poesie auf, die überall, in alter wie in neuer Zeit, in altem wie in neuem Stoff nach dem einen Ziel ging: zu zeigen, wie Charaktere im Kampfe gegen ihr Schicksal erstarken, ohne es zu überwinden. Des Dichters Weltanschauung verwirft in Übereinstimmung mit der modernen Naturwissenschaft die Lehre von der Freiheit des Willens, aber seine Kunst führt Menschen vor, die ihre ganze Kraft und ihre ganze Liebe daran setzen, ihren Willen zu emanzipieren. Führt dieses Streben auch nicht zum Ziel, so macht es doch den Strebenden größer und besser und freier. Man wendet dagegen ein: warum dieses nutzlose Streben? warum bei so trostloser Weltanschau-

ung denn nicht lieber den Quietismus der Mohamedaner? Warum? Weil es mit dem sittlichen Streben nach der nie erreichbaren Freiheit nicht viel anders ist, als mit dem geistigen Suchen nach der nie erreichbaren Wahrheit. Und wie nach Lessings großbescheidenem Wort für uns Menschen der Wahrheitstrieb zuträglicher ist als die Wahrheit selbst, die nur für Gott, so darf man auch getrost dem lieben Gott den Besitz der Freiheit gönnen und sich mit dem seelenadelnden Freiheitstrieb begnügen. Ringet nach dem unbekannten Ziel, auch wenn ihr nie hoffen dürft, es zu erjagen.

Hjördis und Sigurd sind die beiden schönsten, stärksten und hehrsten Menschen ihrer Welt. Sie lieben sich, ohne daß eins vom andern es weiß. Die Konvention drängt sich zwischen sie und betäubt die Stimme der Natur. Bei Sigurd vereinigt sich das altheidnische Gesetz der Blutsbrüderschaft mit der Opferwilligkeit des neuen Christen. Er leistet nicht bloß zugunsten des Freundes auf die heimlich Geliebte schweigenden Verzicht, sondern bringt den Freund durch frommen Betrug sogar in Besitz des Weibes. So kommt sie zu einem ungeliebten Mann, und er nimmt eine gleichgültige Frau. Aus dieser Verleugnung des natürlichen Gefühls quillt alles Unheil. Hjördis wird in ihrem ungestillten Liebesbedürfnis, in ihrem Glücksverfehlen vollends wild und grausam — Hedda Gablers menschenquälerische Grausamkeit ist hier vorgedeutet —; und nicht bloß den gesitteten Sigurd reißt Hjördis mit sich ins Verderben, sondern auch die ganze Sippe.

In der Gestalt des alten Wikings Oernulf, der ihr Pflegevater war und Sigurds Schwäher wurde, verkörpert sich das zermalmende Schicksal, das, von einer schlimmen Tat erzeugt, auch schuldlose Häupter trifft. Um Hjördis' und Sigurds willen begräbt er sieben junge Söhne. Aber das Schicksal mag noch so furchtbar eingreifen, es liegen auch in des Menschen Brust Mächte, die der Mensch beherrscht und die ihn ertragen lassen, was von außen kommt. Wie Henrik Ibsen selbst oft zu-

gestanden hat, daß seine Kunst ihn vor der Verzweiflung schützte, so ist auch der alte Oernulf nicht bloß ein Wiking, sondern auch ein Skalde. „Mir gab ein Gott, zu sagen, wie ich leide“, ruft Goethes Tasso; und Ibsens Oernulf ruft, indem er selber seinen Söhnen das Grablied weiht:

Ist für Oernulf alles  
Nun in Nacht versunken?  
Nein, es hat der Sanger  
Suttungs Met getrunken!

Meine Sohne sanken;  
Doch mit Dichtermunde  
Geb' von meinem Leide  
Laut im Lied ich Kunde!

Lind auf meine Lippen  
Legt' ein Gott mir Tone —  
Kling hinaus, o Klage,  
Übers Grab der Sohne!

Und dieser greise Held und Sänger findet den Sinn des späten Ibsenwortes vom Sterben in Schönheit voraus, indem er bei der Ermordung des letzten der Söhne, der ihm ward, die Frage stellt: „Wo empfing er den Todesstreich?“ — Quer über der Stirn. — „Hm, eine rühmliche Stelle“. So fragt Hedda Gabler nach Ejlert Lövborgs Selbstmord: „Durch die Brust?“ — Ja, wie ich sage. — „Also nicht durch die Schläfe?“ — Durch die Brust, Frau Tesman. — „Ja, ja, — die Brust ist auch gut“.

Die Entstehung des munteren und mutigen Bekenntnisdramas „Komödie der Liebe“ fällt in Ibsens Verlobungsjahr (1858); es wird in Prosa niedergeschrieben. Der Schatten der „Kronprätendenten“ tritt dazwischen. Im Sommer 1862 erst wird die „Komödie“ wieder aufgenommen; nun empfängt sie Form, Farbe, Lebensinhalt. Die Sendung der Hjördis in der „Nordischen Heerfahrt“ nimmt Schwanhild auf: die Wege- weiserin eines zu großen Dingen berufenen Mannes zu

sein. Stark im Geiste und Gefühl, Menschlichem vertraut, befreit sie in dem Freunde den Dichter: sie hat den Glauben an ihn, sie vindiziert ihm das Recht der Persönlichkeit: nur sich und seinem Werke zu leben. Die Worte, mit denen Falk die Liebste grüßt, hätte Ibsen unmittelbar an seine junge tapfere Frau richten können:

Einsam steh' ich unter allen,  
Hab' keinen Freund, hab' Krieg mit jedermann;  
Gefälten Speeres tritt der Haß mich an; —  
Sie mußten mit mir stehn und mit mir fallen!  
Mein Wandern führt mich wider Schick und Brauch,  
Mein Platz ist mitten in der Feinde Zwinger; —  
Da deck' ich meinen Tisch, wie andre auch,  
Und steck' den Ring an meiner Liebsten Finger.

Und Susanna Ibsen hat gewiß für Schwanhilds glühende Herzensergießung eine tiefe Nachempfindung gehabt:

Leer war mein Herz, da du mit Siegerfahnen  
Und Liederjubiläum es erobern kamst,  
Bis daß du, Herr auf allen seinen Bahnen,  
Wie Frühlingsodem es gefangen nahmst . . .  
Willst du den Weg der Wahrheit wallen,  
So will ich mit dir stehn und mit dir fallen.

Der Weg der Wahrheit aber ist ein Weg der Selbsterkenntnis. Schwanhild-Susanna hält ihrem Dichter den Spiegel vor; was er bisher geschaffen hat, war klein; nicht als „Falken“, der frei aufschwebt dem Wind entgegen, sah sie ihn, sondern als „Papierdrachen“, der fremder Hilfe bedarf, um fliegen zu können, — als zahmes Literatenwesen, das sich am eigenen Pathos beerauscht und ewig Wechsel auf die Zukunft ausstellt. Die schöne Ermutigung:

Von heut' ab fliegen Sie aus eigener Kraft  
Und stellen sich auf Biegen oder Brechen.  
Papierner Dichtungen sind Pultbestand,  
Nur das Lebendige gehört dem Leben.

Falk empfängt den „Freibrief“ auf diese eigene Kraft, und für seinen Bund mit Schwanhild findet er das Wort vom „ausgewählten Adelspaar“. Das sind Johannes Rosmers „frohe Adelsmenschen“: in jenen Zeiten glaubte

Ibsen noch an die Fähigkeit der Menschenseele, sich adeln zu lassen, bis der Welt und seiner Tage Lauf über ihn, genau wie über den Pfarrer Rosmer, Zweifel und Resignation bringen. Jener schöne Glaube gab ihm damals das verstärkende Wort:

Ein Mann soll Bürger seiner Tage sein,  
Doch auch zugleich ihr Bürgerleben adeln.

In dem Punkt aber unterscheidet Ibsen sich vom Pfarrer Rosmer: der Wille zur Menschenadelung, zur Erhöhung des Bürgerlebens, zur Läuterung des Volksbewußtseins hat ihn nie verlassen. Nur vier Jahre liegen zwischen dem ethischen Programm jener Verse und der Eingabe an König Karl, worin er in erstarktem Selbstbewußtsein sein Lebenswerk bestimmt, das ihm „das wichtigste und notwendigste erscheint für Norwegen“: „das Volk wecken und es lehren, groß zu denken.“ In diesem Kampfe hat Ibsen in der Tat „nie das Feld geräumt“ — mit seinen „Intentionen“ wenigstens nicht.

Indem Ibsen sich der Gegenwart zuwendet, sucht er sein eigenes Verhältnis zum Gesellschaftsleben, zu Lieb' und Liebestreu, zum Problem der Ehe dichterisch zu fassen. Er stellt die Frage: „kann die Liebe ein Eheleben überdauern?“ und verneint diese Frage. Der praktische und gewandte Weltmann zerstört einem Poeten seine Liebesschwärmerei, aber durch eben diese Vernichtung eröffnet er ihm den Weg zu neuen Möglichkeiten. Falk liebt Schwanhild, an der er ein stärkeres Persönlichkeitsbewußtsein wahrnimmt, als ihm, dem Enthusiasten, beschieden ist. Unter Liebe aber versteht er nicht Ehefesseln, sondern einen Sommertraum. Sorglos und unbekümmert, wie er bisher seine Künstleraufgabe behandelt hat, behandelt er sein Leben. Rubeks „Dichteregoismus“ leitet ihn (beim Bildhauer Lyngstrand ist es naive Dilettantenselbstsucht): er glaubt Opfer verlangen zu dürfen, — und Episode nur soll Frauenhingebug sein. Schwanhild will ihm auf diesen Weg nicht folgen, — und in überrumpelnder Gefühlsüberschwenglichkeit kommt nun die Verlobung dieser

schönen Seelen zustande. Schwanhild ergreift die Hand, die aus kleinen und kleinlichen Verhältnissen sie herausführen soll in eine größere und freiere Welt, zu Aufgaben, die das Leben lebenswert machen können. Auch sie stand einsam; sie war anders als das Philistervölkchen, unter dem sie lebte. Sie hatte ein Herz für die Kunst, aber — für die Malerei reichte das Talent nicht aus, und den Wunsch, Schauspielerin zu werden, machten ihr Familienrücksichten und landläufige Moral zunichte.

Gleichwohl bleibt diese Liebe ein Sommertraum. An Schwanhild wie an Falk vollzieht sich das „Gesetz der Wandlung“. Schwanhild entsagt dem Schwärmer und braucht sich doch keiner Spießbürgerehe zu opfern. Sie nimmt Ibsens hochschweifende Anschauung von der Liebe an: die Liebe ist ein viel zu edles Gut, um durch den Alltagstrott geschleift zu werden. Das Glück der Liebe ist ein schöner Augenblick, ein sanftes Rückerrinnern: sie ist nicht geschaffen für die Gewohnheit; die Ehe andererseits ist nicht geschaffen für die Wahrheitssucher und Dichterschwärmer, die Taten noch erst zu vollführen haben.

Aber darum fallen doch keine Ideale. Zwischen beide tritt „mit den Gaben dieser Welt“ ein Mann, der das Leben und die Menschen kennt. Der Kaufmann Goldstadt ist, obwohl Realmensch und praktischen Dingen zugewandt, weit weniger Egoist als der idealistische Brausekopf Falk: er bringt Schwanhild eine warme und ehrliche Zuneigung entgegen, aber er will sie nicht überreden und durch die Lockung irdischer Güter beeinflussen. Er bietet ihr eine sichere Existenz gegen eine unsichere. Doch Schwanhild soll und muß „in Freiwilligkeit“ kommen. Er stellt ihr die Wahl, wie Wangel seiner Meerfrau. In seiner Art vertritt jener Goldstadt ein Prinzip der Güte, der Opferwilligkeit, — hier sind Geistes- und Gefühlsmächte, wie die gärende Jugend Falks sie nicht kennt. Wählt Schwanhild ihren Falk, so sollen beide ihm wie Kinder, sollen seine Erben sein.



Was Goldstadt in Aussicht stellt, das ist keine Konvenienzehe, keine Vernunftzwehe, keine Kaufzwehe: es ist ein Bund gegenseitigen Verständnisses und Einverständnisses, der Wertschätzung und der Freiheit auf beiden Seiten. Schwanhild hat diesen Goldstadt für einen Spießbürger gehalten, und es enthüllt sich ihr ein Mensch. Die beredten Worte klären ihr Gefühls- und Gedankenleben; sie zerstören ihren Traum nicht, sie wecken in ihr den Entschluß: zu einer höheren Erfüllung dieses Traumes ihrerseits ein Opfer zu bringen. Dieses Opfer wird schmerzlich eingreifen in Falks Existenz, aber Falk ist der Mann, der die „Gabe des Leids“ braucht, um Dichter zu werden. Falk soll das Freiheitsleben gewinnen, das sie selbst ihm als Ziel aufgestellt hatte. Und Leid und Freiheit werden alle guten Kräfte in ihm lösen. Er soll dem Ruf in die Weite, zur Höhe folgen. Zwei Jahre später folgte Ibsen dem gleichen Rufe, um in größeren Verhältnissen „er selbst“ zu werden.

Am 30. April 1872 schreibt der Dichter seinem englischen Freunde Edmund Gosse: „Die ‚Komödie der Liebe‘ ist eigentlich als ein Vorläufer des ‚Brand‘ zu betrachten, weil ich nämlich darin den in unseren sozialen Verhältnissen herrschenden Gegensatz zwischen der Wirklichkeit und der idealen Forderung in allem, was Liebe und Ehe betrifft, geschildert habe. Das Buch erregte, als es erschien, einen rasenden Sturm der Erbitterung in Norwegen.“ Nur seine Frau billigte das Buch. Dieses Buch hat einen stark satirischen Inhalt. Es wirft so lustige wie scharfe und gerechte Streiflichter auf die Verlogenheit der Gesellschaft, auf den Verkehr der Geschlechter, auf die langen Verlöbnisse, auf den Handel, der mit dem erhabenen Begriff Liebe getrieben wird, auf alle die hohen und niederen Jochträger der Ehe. Das Motiv der „Lebenslüge“ stimmt Ibsen mit jugendlicher Heftigkeit an. Falk spricht von der „Maskerade“, „der tragikomischen Hanswurstiade“, die diese bürgerliche Menschheit mit sich selber aufführt, diese „Lügner, die ihre eigenen Gläubigen sind“. Und die

späteren Bilder von den „Leichen“ und übertünchten Gräbern erscheinen:

O Schwanhild, halten wir uns über'm Schlamm,  
Du Rosenstock auf wustem Totenacker!  
So „leben“ sie nun, die geplackten Placker!  
Nach Leichen riecht die Braut, der Bräutigam.  
Nach Leichen riecht's, wo zwei im Sonnenschein  
An dir vorbeigehn, Lacheln auf den Lippen,  
Der Luge schwules Kalkgrab im Gebein,  
Verwesung hinter den gebrochenen Rippen,  
Das heißen sie dann leben!

Aber auch der Schatten Gregers Werles schweift leise vorbei: Falk wird mit Nachdruck der „Wahrheitswitterer“ genannt.

Durch Camilla Collett, die Schwester Wergelands und die Freundin Welhavens, war das Eheproblem in die öffentliche Diskussion geworfen worden, und Frau Collett beginnt auch eine Rolle zu spielen in Ibsens dichterischer Arbeit. Ihr Roman „Die Töchter des Amtmanns“ (1855) hat ohne Zweifel auf den Ideengehalt der „Komödie der Liebe“ stark eingewirkt; das Teegleichnis gar ist vom Roman unmittelbar in die Komödie hinübergelangen. Frau Collett, die damals ihren Kampf für das Recht der Frau (zunächst sehr schüchtern) begann, erörtert die Ehefrage als Sentimentalistin. Die Ehe kennt nur eine Grundlage: das ist die Liebe. Das Herz soll wählen, auf beiden Seiten, nichts anderes. Sie verurteilt jede Ehe, die auf Konvenienz, auf Versorgung beruht; sie spricht den Eltern das Recht ab, der Liebeswahl ihrer Kinder vorzugreifen. Das junge Mädchen soll für das Leben, nicht für die Ehe erzogen werden. Camilla Colletts Buch hat eine unmittelbare sittliche Tendenz; es will Bresche legen in eine veraltete und verderbliche soziale Anschauungsweise. Ibsen geht über die Anregungen dieses Romans weit hinaus; er ist einerseits radikaler (indem er in den Nähten das prüft, was „Liebe“ heißt), andererseits idealistischer, indem er seine überzarten, überfeinen, fast abstrakten Vorstellungen von Liebe als Einsatz gibt;

vor allem aber verfährt er in der Darstellung dieser Dinge nicht als Tendenzler, sondern als Künstler: er will Menschen schildern, lebendige Psychologie treiben.

Camilla Collett und ihr Schaffen haben fortan ihre Einwirkung auf Ibsen nicht verloren. Die Dichtendenkerin, die eine intime Freundin Frau Susannas gewesen ist, steht sozusagen an Noras Wiege: mit ihrer stetig wirksameren Lehre von der Gleichstellung der Frau. Sie wird auch unmittelbar Modell in der „Frau vom Meere“; hier spielt ihr Verhältnis zu Welhaven (der „fremde Mann“) sichtbar herein. Übrigens wird auch dem Motiv der ins Meer geworfenen Ringe schon in der „Komödie der Liebe“ eine gewisse Rolle eingeräumt. Schwanhild schleudert beim Abschied von Falk ihren Verlobungsring in den Fjord. Hier trennt symbolistisch das Meer, während es in der „Frau vom Meere“ binden soll.

Nachdem er die „Komödie der Liebe“ vollendet hatte, nimmt Ibsen den Stoff der „Kronprätendenten“, der aus seiner intensiven Beschäftigung mit der Sagazeit (1858) stammte, im Sommer 1863 wieder auf. Er schrieb das Drama, das vor seiner Seele fertig stand, in knappen acht Wochen nieder; im September ging das Manuskript in die Druckerei, und im Oktober kam das Buch heraus.

Über die Elemente seines äußeren und inneren Lebens, die gebietend zu dieser Dichtung hindrängten, unterrichtet die Einleitung (S. XXIV). Durch dieses dramatische Gedicht hallt ein Schrei der Verzweiflung; — ruft Skule, vom Bischof Nikolas, seiner bösen Vorsehung, bis aufs Herzblut gefoltet, das Schicksal an: „weshalb setzten sie mich in die Welt, wenn sie für mich kein besseres Los bereit hatten?“ — so war das Ibsens eigener seelischer Protest: „Hat man es so schlecht mit mir gemeint, mich in diese Welt zu setzen, und mich zu dem gemacht, der ich bin, so muß es eben seinen Lauf haben.“ (Briefstelle.)

Auf solchem Stimmungsgipfel entstanden Ibsens „Kronprätendenten“, dieses Wendedrama seiner Entwicklung. Ibsen fühlt sich als das „Stiefkind Gottes auf Erden“; aber er hat zugleich auch die „Wehrhaftigkeit des Willens“, sich zum Glück durchzukämpfen. Und wenn andere ihm und er sich selbst entgegenhalten: daß er „ein Königsarm“, „allenfalls ein Königshaupt“, nimmermehr „aber der ganze König sei“, so gehört er doch nicht zu den „ungesunden Zweiflern“, die an ihrem eigenen Zweifel zweifeln: sondern sein Zweifel ist wie eine heilsame Selbstbestrafung, die alles Wanken und Schwanken in der Erfüllung der Lebensaufgabe beseitigen soll, ein von ihm selbst beförderter Gärungsprozeß, in dem seine Genialität frei werden sollte. Durch Taten schlichtet er den Kampf in der eigenen Brust.

Zunächst aber versenkt Ibsen sich tief in die Tragik glückloser Zweifelsucht. Von allen Gestalten des Dramas ist der Herzog Skule die ergreifendste. Auf dem Hintergrunde dieser Gestalt erst gewinnt Håkon, dieser geborene Sohn des Glücks, der seine Königsaufgabe wie im Spiel überwindet, Licht; und auch der Bischof Nikolas, dieser größte aller menschlichen Dämonen, die die Geschichte der dramatischen Dichtung kennt, ist wiederum nichts anderes als der Schatten, den Skules Erscheinung auf die eigene unheilschwere Lebenslaufbahn wirft.

Die Bezeichnung „Kronprätendenten“ deckt sich nicht mit der erleuchtenden Symbolik des Originaltitels „Kongsemnerne“. „Emne“ — das ist „Urstoff“, „Materie“ — das Wort bedeutet soviel wie das Holz, aus dem Könige geschnitzt werden. „Prätendent“ ist Gewächs einer weit späteren Dynastienzeit. Aus den deutschen Ausgaben ist der Begriff „Prätendent“ in englische, französische, italienische, slavische Texte übergegangen. An diesem Zeichen wird das Stück in Europa erkannt, und so ließen wir aus Nützlichkeitsgründen dieses einmal eingeführte Zeichen. Es gibt im Deut-

schen keinen konzisen Ausdruck für die sachliche Bedeutung des Wortes, und „Thronbewerber“, „Thronforderer“ sind so gut Notbehelfe wie der kritisch angefochtene „Prätendent“.

Um ein Reich ringen Skule und Håkon. Skule ist mit zwei anderen Mitbewerbern zunächst unterlegen. Håkon hat durch Gottesurteil vor der Welt erhärtet, daß er allein vom wahren Königsstoffe sei. Er wähnt ein kluger Politiker zu sein, indem er sich das unterlegene Haus Skule näher verbindet und es dadurch unschädlich macht: er nimmt des Herzogs Tochter Margrete zur Frau und läßt den alten Reichsverweser Skule als Siegelbewahrer im Besitz seiner eigentlichen Machtbefugnisse, so daß Skule trotz seiner Niederlage sehr wohl einem Hochgefühl Luft machen kann: der König herrscht, aber er regiert nicht. Damit hat Håkon unbewußt kriegerischen Möglichkeiten vorgearbeitet.

Skule mißbraucht seine Macht in kleinen Dingen; aber auch der größere Konflikt läßt nicht lange auf sich warten. Wie der Bischof Nikolas, in böser Verfolgung eines großen, sowohl gegen Håkon wie gegen Skule gerichteten Plans, Håkon zu jenem scheinbar staatsklugen, in Wirklichkeit aber verhängnisvollen Vergleich mit Skule geraten hat, so führt er jetzt in der für böse Saat reif gewordenen Seele Skules den Gegendruck herbei. Überdies liegt Hader in der Luft; die Mannen des Königs und des Herzogs können sich nicht vertragen, haben sich nie vertragen können, denn zu tief schon hat der Haß gefressen. Also Nikolas handelt, — was er unter Handeln versteht. Er flößt Skule das Gift des Zweifels ein. Wie nun, wenn das Gottesurteil gelogen hätte, — wenn nun Håkon kein echter Königsproß, nicht der Nachkomme Sverres wäre? So sicher steht das gar nicht fest. Er, Nikolas, hat bisher geschwiegen, aber jetzt, da er in Skules leidendes Gemüt blickt, will er reden. Er selbst hat einst Befehl gegeben, den kaum geborenen Königssohn gegen ein Bauernkind in der Wiege einzutauschen. Ob der Befehl ausgeführt

worden ist, das kann keiner wissen, — oder höchstens einer: ein Pfarrer namens Trond, dem das Kind zur Pflege übergeben worden war, — und der ist außer Landes gegangen. Die Flucht des Pfarrers ließe sich aus zwei Gründen erklären: er hat die Rache des Bischofs gefürchtet, weil er seinem Wort nicht gehorcht hatte, — oder die Rache der andern, weil er ihm gehorcht hatte. Aber die Wahrheit kann in dieser Sache noch an den Tag kommen. Denn vor seinem Tode hat Trond eine Beichte niedergeschrieben, und dieses Schriftstück, das nach Norwegen unterwegs ist, muß entscheidend sein.

Das Gift hat eine unmittelbare Wirkung. Die versucherische Enthüllung des Bischofs weckt in Skule Trotz und Widerstandsgelüste. Er begegnet dem König, der ihn wegen eigenmächtiger Handlungen zur Rede stellen will, vor allem Volke mit Selbstüberhebung und Eigenwilligkeit und weigert sich hartnäckig, den Mörder eines Königsmanne zu bestrafen, wie Håkon verlangt. Håkon nimmt dem Herzog das Siegel ab. Wird der Herzog, im Wahn, daß sich für ihn eine günstige Wendung der Dinge vorbereite, diese Erniedrigung einfach hinnehmen? Wird er dem Kassandraruf der eigenen Schwester gehorchen oder des Bischofs Nikolas diabolisch hinhaltender Politik? Das Trugbild der Macht malt der Bischof schärfer und feuriger den verblendeten Sinnen des Herzogs. Er reizt ihn zu Ausbrüchen wilder Herrschbegierde und zu Worten des Verbrechens.

Dem Wort folgt die verbrecherische Tat. Bischof Nikolas läßt seinen Mann nicht aus dem Auge; er hat ihm durch Schwur verheißen, ihm Tronds Beichtdokument auszuliefern in dem Augenblick, da er es erhalten werde. Skule solle inzwischen nichts unternehmen, sondern sich sozusagen auf einen passiven Widerstand beschränken . . . Das Schriftstück läßt Jahr um Jahr auf sich warten, und erst in des hinsiechenden Bischofs Sterbestunde trifft es ein. In der Seele des bosen Alten ist nun der Kampf: übergibt er den Brief nicht,

so hat er den Eid gebrochen, und er hat Gottes Angesicht zu fürchten; übergibt er ihn, so kann er sein dämonisches Werk nicht vollenden, das er aus Freude am Bösen ersonnen hat. Er verfällt auf den Ausweg, dem Herzog den Brief in die Hand zu geben unter dem Vorwand, dies sei das Verzeichnis seiner Feinde, und ihn mit der Miene der Versöhnlichkeit zu bitten, er möge das Papier verbrennen. So hat der sterbende Satanssohn seinen Eid erfüllt, und der Herzog weiß nach wie vor nicht, woran er ist. So lange ja nur wäre Skule Håkons Gegner, als Håkons Recht auf den Thron sich nicht beweisen ließe. Aber Frieden will der schlimme Gottesmann nicht haben; er will Zwietracht; er will nicht, daß ein König in Norwegen sei, daß ein einziger die andern überrage.

Wie läßt sich Tun und Denken dieses Bösewichts, in dem Ibsen norwegische Nationalfehler, seinem „Peer Gynt“ vorsehend, symbolisieren wollte, menschlich erklären? Nikolas ist selbst eine Art heimlicher Thronforderer. Er hatte den Willen zur Größe, aber die Natur hat ihn entmannt. Statt Großes durchzusetzen, war er dazu verdammt, es zu verhindern. Er hatte nur Begierden, nicht das Vermögen, nicht Erfüllungsmöglichkeiten. Wie Håkon, wie Skule war er aus mächtigem Geschlecht hervorgegangen, war er durch seine Geburt schon zu wichtigen Dingen bestimmt. Tatendurst füllte seine Seele; er strebt nach Königsruhm, nach der Königskrone: aber in der ersten Feldschlacht macht ihn seine natürliche Ohnmacht zum Feigling und Ausreißer. Er wirbt um Weibesliebe, doch der Hämmling spottet nur seiner selbst und wird von anderen verspottet. So setzt sich Haß in seiner Seele fest: Haß gegen die kraftvoll Herrschenden oder doch kraftvoll um die Krone Ringenden; Haß gegen die, die mit gesunden Sinnen genießen können. Nur negativ kann er wirken — die einzige kühne Tat, die er vollbringen, durch die er in Norwegen regieren und unsterblich werden könnte: er wird die Seelen Håkons und Skules zu einem perpetuum mobile machen

— in ihnen „Räder und Gewichte und Hebel derart in Gang setzen, daß keine Macht der Erde sie zu hemmen vermag“, — „beide sollen zugleich zweifeln und glauben, auf und nieder schwanken, niemals festen Grund unter dem Fuß bekommen.“ Und diese Tat gelingt dem schlimmen Priester in seiner letzten Stunde.

Der Nachweis dafür, daß Håkon nicht als König geboren sei, ist Skule nunmehr für immer abgeschnitten. Dafür aber empfängt er die untrügliche Bekräftigung, daß Håkon der geborene König sei. Zunächst feilscht er, in heftigem seelischem Aufruhr, mit Håkon um Landbesitz und Machtbereich. Håkon belehrt ihn aber, daß eine kleine und kleinliche Auffassung vom Herrscherberuf ihn leite, — und dann enthüllt er ihm, ausholend zu schwerem moralischen Schlage, seinen eigenen Königsgedanken, den Sammlungsgedanken; nicht Zwietracht soll herrschen, sondern Eintracht unter Norwegens Stämmen. „Norwegen war ein Reich, es soll ein Volk werden“: „Das ist die Aufgabe, die Gott auf meine Schultern gelegt hat; das ist das Werk, das Norwegens König jetzt vollbringen muß. Das Werk, Herzog, das lasset Ihr, denk' ich, einem andern — denn wahrlich, dazu habt Ihr nicht die Eignung.“

Hier tritt der tragische Wendepunkt in Skules Leben ein. Weil Hoffahrt und Eitelkeit ihm verbieten, vor dem Mysterium solcher Königsberufung sich zu beugen (gegen die Stimme seines besseren Selbst), weil er, der zum Dienen bestimmt ist, aus Selbstsucht herrschen will, muß er untergehen. Hinzu kommt schwere Seelenschuld: er wird zum Verbrecher an Håkons Königsgedanken: er konnte diesen Gedanken nicht finden, er konnte ihn nicht fördern, — aber er kann ihn stehlen.

Den Königsnamen hat er angenommen, den Königsreif aufgesetzt, — erste Siege scheinen ihm recht zu geben. Was ihm aber fehlt, ist die innere Überzeugtheit von dem Rechte seiner Sendung. Er fängt an, zu sinnieren und zu spekulieren und untätig zu sein, überwältigt vom Gespenste seines Innern, von hamletischer



Schwermut. Er ist nicht imstande, „alle Brücken abzubrechen“, bis auf eine, — und die „eine zu behalten und allein zu verteidigen und da zu siegen oder zu fallen“. Diese nicht abgebrochenen Brücken hat er für seine eigenen Feinde offen gelassen, für seinen Gegenkönig Håkon, der voll glücklicher Zuversicht den Sieg erwartet, obwohl er Niederlagen erleidet, und der auch den Sieg gewinnt. Wie Schillers Wallenstein über den Sternen sein Kriegsglück versäumt, so hat auch Skule eine Art Sterndeuter an seiner Seite: Jatgejr, den Skalden, dem er in nächtlicher Stille, unter der Maske der Gelassenheit, seine tiefbewegte Seele erschließt, um des Skalden Seele dafür zu gewinnen: denn er braucht einen Menschen in dem Kampf, der noch bevorsteht. Wir wissen, daß Ibsen diesen Jatgejr aus Teilen seines eigenen Wesens gebildet hat, auch wenn er es Björnson (16. Sept. 1864) nicht gebeichtet hätte: „Ich habe etwas von dem Skalden in den „Kronprätendenten“ an mir: ich bringe es nie recht über mich, ganz mich zu entkleiden. Ich habe die Empfindung, daß mir in den persönlichen Beziehungen nur ein falscher Ausdruck für das zu Gebote steht, was ich im tiefsten Innern trage und was eigentlich mein Ich ist. Deshalb ziehe ich vor, es zu verschließen.“ Dieser Skalde ist durch Leiden zum Liede gekommen; dieser Skalde kann nur dem eigenen, nicht dem Lebenswerke eines andern dienen; dieser Skalde hat sich von allem losgemacht, was Lebensglück und Lebensfreude heißt. Auch dieser Skalde dichtet in Nacht und nächtlichen Stimmungen und hält die „ungeborenen Lieder“, die nicht aufgezeichneten für die besten, wie Ulrik Brendel, wie Alfred Allmers das „platte Schreiberhandwerk“ gering schätzen.

Skule meint, in Jatgejr den Mann zu haben, der an ihn glaubt, ihm den Glauben gibt, den er selbst nicht hat: aber der König irrt sich darin: Jatgejr kann wohl für ihn fallen, aber nicht für seine Sache leben. Und tiefer greift das Schicksal ein; es läßt Skule den finden, den seine Seele sucht — ein gläubiges Wesen. Ein Sohn,

einst in Sünde gezeugt, wird ihm zugeführt. Um Herz, Willen und Kraft dieses reinen Toren ganz für sich zu gewinnen, schildert er dem Jüngling Håkons Königsgedanken als seinen eigenen. Und für diesen Königsgedanken gelobt der begeisterte Knabe zu siegen oder zu fallen. Mit der Lüge ist Skule auf wankenden Grund getreten, und nun arbeitet alles auf seinen Untergang zu. Von Håkon schwer bedrängt, hetzt er seine Mannen in die Ermordung seines Enkelsohnes hinein, des Königskindes, und da richtet ihn Håkon und schwört ihm den Tod. Seinen eigenen Sohn aber macht Skule durch die Lüge zum Tempelschänder, zum Kirchenräuber, und der abergläubische Schrecken über die mystische Vergehung entfremdet ihm die letzten Getreuen seiner Gefolgschaft.

Geschlagen, verlassen, vogelfrei muß Skule, als Mönch verkleidet, Unterschlupf suchen im Kloster Elgesäter. Dort findet er die Frauen seines Hauses. Die hohen, gütigen Frauen, die er verkannt hat: sie hätten ihn zu allem Guten führen können, wäre er ihrer Liebe und nicht seinem bösen Dämon gefolgt. Kurz vorher war der Versucher noch einmal an ihn herangetreten in der geisternen Gestalt des Bischofs Nikolas, und da schon hatte es in seiner düstern Seele zu tagen begonnen: daß er und sein durch Lüge und Kirchenraub entweihter Sohn Peter Werkzeuge nicht der Vorsehung, sondern der Hölle hätten werden sollen. Darin und im reinigenden Element der Frauengüte liegt für Skule die „Kraft der Wandlung“. Er erhebt sich sittlich über seine eigenen Taten. Er bekennt (bekennt wie Bernick und wie Rubek) vor seinem jungen Sohne, daß er seine Macht angemaßt, daß er den Inbegriff dessen, was er seine Sendung nannte, einem andern entwendet habe. Im Läuterungsfeuer des Leides ist er er selbst geworden. Er kann für Håkons Königsgedanken nicht leben, aber er kann für ihn sterben. Um Håkon nicht in die ungeheuerliche Notwendigkeit zu versetzen, seinem Eid gemäß den Vater seiner eigenen Frau hinrichten zu lassen, geht Skule an der Hand Peters

freiwillig in den Tod: sie liefern sich der Wut der Städter aus, — und dieselben Städter, die Skule einst zugejubelt haben, machen ihn nieder, ihn und sein Kind. So tritt Skule aus Håkons Sonne: er rettet ihm den Königsgedanken und seine reine Erfüllung.

Dem unverzagte Wollenden, allzeit der inneren Stimme Gehorsamen — so hatten die „Kronprätendenten“ verkündet — muß das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit werden. Zu einer ganz anderen Ansicht, nicht vom Wert, wohl aber vom Erfolg idealen Strebens führte nun furchtlose Weltbetrachtung. Sei unbeugsam der du sein mußt, sei ein Held des Willens zum Ideale, und du bist verloren. „Brand“ (geschrieben zu Arricia im Sommer 1865, erschienen am 15. März 1866) ist die Tragödie des Idealismus (s. o. S. XXIX). Darum hätte der Dichter auch, wie er selbst es ausspricht, ebensogut, wie einen Pfarrer, einen Bildhauer oder Politiker wählen und ganz dieselbe logische Schlußfolgerung durchführen können. Nur daß er auf religiösem Gebiete, in bezug auf etwas, was den Menschen über alles geht, seinen Idealisten eher durfte über alle Grenzen gehen lassen, ohne Ärgernis zu erregen oder an Teilnahme einzubüßen. Gleichwohl dient das Religiöse nur zum Prüfstein, an dem das Gold des echten Willens bewährt wird, und die ganze Fabel ist und bleibt ein Gleichnis — symbolisch.

Den religiös-kirchlichen Stoff hat das Leben dargeboten. In Ibsens Vaterstadt Skien trat gegen Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der Pastor Gustav Adolf Lammers aus der Staatskirche, weil er in seinem Gewissen an manchen Glaubenslehren und geistlichen Verrichtungen Anstoß nahm. Der redliche Eiferer, obwohl ohne Vermögen und Vater unversorgter Kinder, gab nicht nur Lebensstellung und Einkommen auf, er opferte alsbald auch sein Ruhegehalt durch die Gründung einer „freien apostolischen Gemeinde“. Dieser kühne und willensstarke Mann, dem seine Strenge Feindschaft und wiederum Vertrauen, seine nimmermüde Für-

sorge Hohn und wiederum Hingabe eintrug, ist das Urbild Brands gewesen im Tun und im Lassen. Schon ihm wurde, wie Brand, die Kirche zu klein. Ein „Freiluftagitator“, wanderte er mit seinen Anhängern hinaus ins Feld oder auf die Hohen, um dort Gottesdienst zu halten. Wir kennen auch, wie den Geistlichen, so den Pfarrhof in öder Gebirgseinsamkeit, bei Hellesylt, der des Dichters Phantasie vorschwebte, und wissen, daß der Schauplatz dem engen Fortundal nachgebildet wurde mit den schroffen, kahlen Felswänden und lawinendrohenden Gletschern in der Hohe und dem oft sturmgepeitschten Fjord in der Tiefe.

Ursprünglich war „Brand“ als epische Dichtung geplant, und auch jetzt noch, in der freien dramatischen Form, die gleich dem Faust für eine ideale Bühne gedacht, mehr zum Lesen bestimmt ist, wird der Rahmen, Szenerie und szenischer Vorgang, poetisch miteinbezogen. Ganz im Epischen zu verweilen, verhinderte das Bedürfnis nach dem unmittelbar lebendigen, weckenden Wort, und andererseits der strengeren bühnengemäßen Form widerstrebte der Stoff und die Stimmung des neu befreiten Dichters. In nicht ganz drei Monaten, dank der Ungeduld der „freiwilligen tätigen Natur“, ist das große Werk gelungen: einer der glücklichsten Versuche der Weltliteratur, Realismus und Idealismus zu vermählen durch die alles bezwingende Macht eines stets aus seinen Tiefen hervorwirkenden Gemütes. So eignet der Sprache bald höchster Schwung und edelste Schönheit, bald wieder senkt sie sich stäten Fluges zum schlichten alltäglichen Ausdruck herab. Als Realist vermeidet Ibsen weder die Anrede „Sie“, noch die Erwähnung des Dampfschiffes u. dgl. Ja, mitgeadelt und mitverklärt in alles erhebender Harmonie, gibt gerade das Werktätig-Lebenswahre dem Gedicht eine Kraft und Dauer der Wirkung, vor der Dichtungen mit gleichmäßig gesteigerter Darstellungsweise, mit durchaus bewahrter „Poesie“ des Inhalts und der Sprache, wie etwa Byrons Manfred, schemenartig verblassen.

Nicht klassizistisch typisierend, — modern charakterisierend ist auch die Seelenschilderung, die uns „geprägte Form“ zeigt, aber zugleich erkennen läßt, wie sie lebend sich entwickelt hat. Der starke Wille, fähig und bereit, sich alles zu versagen: von der geizigen Mutter, von dem erwerbgierigen Vater ist er Brand als Erbe zugefallen. Doch in ihm richtet sich nun die gleichsam aufgespeicherte Überfülle von Energie wieder auf ein edles Ziel, auf das Heil der Gesamtheit. Denn mit dem starken Willen paart sich das gleich starke Gefühl, das die Mutter einst besaß, aber für immer unterdrückte, als sie den geliebten Kättersohn aufgab für den wohlhabenden Freier. So ist Brand, nach freudlos und freudlos verlebter Kindheit, durch eigne Erziehung ein unbeugsamer Charakter geworden, selbst fertig, darum hart im Urtheil, streng im Fordern, ohne Kenntniss menschlicher Bedürftigkeit, ohne Verständniss menschlicher Schwäche.

Auf lebensgefährlicher Wanderung über die Schneefelder des Hochgebirges tritt uns der Unverzagte, der Mann des Berufes, zuerst entgegen. Sein Führer, ein Bauer, will umkehren, ob ihn schon die Pflicht zur sterbenden Tochter rufe, will Brand zur Umkehr zwingen. Der wirft ihn in den Schnee und schreitet fürbaß. Da zerteilt die Sonne den dichten Nebel, und ein fröhlich sich haschendes Liebespaar weckt den Wanderer aus seinem Sinnen über die willenlose Schlawheit des Menschen. Ihm vor Augen tanzen und singen die Glückseligen so dicht am Abgrund hin, daß sie mit knapper Not sein Zuruf noch rettet. Schon will er sich von diesen leichtlebigen, redseligen Kindern der Freude mit kurzem Gruß entfernen, als Ejnar, der Maler, einen Schulgenossen in ihm erkennt und Red' und Antwort fordert. So wird nun von den Lebensverhältnissen Ausreichendes kundgetan, die Handelnden als wirkliche Menschen der Gegenwart zu beglaubigen, nirgend aber so viel, daß die großen symbolischen Umrißlinien gestört würden. Und die lässige Art, wie Ejnar den gütigen

Gott im Munde führt, reizt Brand, aus seiner Zuruckhaltung zu treten, und erhebt das Gespräch alsbald zu den Hauptfragen der Dichtung. Wohin Brand eile? Zu einem Begräbnis. Jenen ewig milden und nachsichtigen Familiengott der Weltchristen ins Grab zu legen, unter dem es sich so bequem lebt, das ist sein Ziel und seine Aufgabe. An jämmerlicher Halbheit krankt das ganze Geschlecht, zu schwach zum Guten und nicht stark genug zum Bösen. Hier anzugreifen mit liebendem Haß, aus diesen Seelenstümpfen, diesen Häuptern, diesen Händen abermals einen Mann erstehen zu lassen, wie der Herr ihn einst gedacht und geschaffen: dazu fühlt er in sich Mut und Kraft. Er schaut seinen Gott im eignen Bild und Gleichnis: einherbrausend wie der Sturm, jung wie Herkules, in Feuerflammen gewaltig, wie er vor Moses stand auf Horebs Berg und die Sonne hemmte in Gibeons Tal. Brand ist eine urgermanische Gestalt, verwandt den alten Sachsenreken, denen der Dichter des Heliand den christlichen Erlöser umschaffen mußte zum Erlöserhelden.

In dreifacher Form stellt sich ihm auf der Gebirgswanderung das Feindliche, Schädliche in den Weg: als Schlafsinn, als Leichtsinn und nun noch als Wahnsinn. Das Zigeunermädchen Gerd läuft ihm entgegen, die unablässig Steine schleudert nach einem unsichtbaren Habicht, von dem sie sich verfolgt wähnt. Doch gewinnt die befremdende Gestalt erst später Bedeutung für uns, wenn sie für Brand Bedeutung gewinnt als das lebendige Zeichen einer zu sühnenden Schuld — als die Tochter jenes Jünglings, den seine Mutter einst verschmäht hat und in ein zügelloses Leben mit den Zigeunern getrieben. Nun steigt Brand zu Tal, entschlossen, diese dem rechten Willen feindliche „Tripelallianz“ zu bekämpfen.

Hungersnot herrscht auf der sonnenlosen Stätte seiner Kindheit, er findet im Dorf die Menge vor der Kirche versammelt, karge Spenden aus Staatsmitteln entgegenzunehmen. Ejnar und seine Braut Agnes verteilen ihr

Letztes; er aber verweigert jegliche Hilfe. Der Herr soll mit seiner Zuchtrute den schwachen Willen aufpeitschen, daß sich die Stumpfgewordenen endlich ermannen. Schon erheben sich drohende Hände gegen ihn, da zigt den Empörten die kühnste Tat sein hilfsbereites Herz und echte Mannesart. Von jenseits des stürmischen Fjords verlangt ein Unglückseliger, der in Verzweiflung sein hungerndes Kind getötet hat, priesterlichen Zuspruch. Brand löst ohne Zaudern das Boot. Wer will Schöpfkelle und Segel handhaben, während er steuert? Die Männer versagen; nur ein Weib ist opferbereit: Agnes. Dem flehenden Bräutigam ruft sie zurück: „Hier sind drei an Bord.“ Schon ist ihre Seele gelöst von Ejnar und wendet sich auf dieser glücklich verlaufenden Todesfahrt einem andern heilig-ernsten Leben zu.

Die Gemeinde erbittet Brand zu ihrem Priester. Ihn aber verlangt nach Rittertaten des Geistes auf größerem Schauplatz. Ob ihm auch Agnes die innere Stimme deuten hilft: nach innen, nicht nach außen gehender Weg, dort liege die neu zu schaffende Gotteswelt: — erst die Seelennot der Mutter entscheidet sein Bleiben und Wirken auf steinigem Heimatboden. Sie kann das strenge Gebot des Sohnes noch nicht erfüllen: alles abzuwerfen und nackt ins Grab zu steigen. Indes vielleicht in der Todesstunde sendet sie reuig nach ihm: dann soll sie die Hand nicht vergebens ausstrecken. Er bleibt, und Agnes, bereit, sein Leben in der Halbnacht ragender Bergwände zu teilen, nicht zurückgeschreckt von seiner stäten drohenden Forderung: Alles oder nichts! — folgt ihm, als seine Gefährtin, „in die Nacht, bis in den Tod.“

Über drei Jahre des Glückes — einen bloßen Aufschub der Prüfung — geht der Dichter hinweg. Weib und Kind haben die Schätze gehoben, die von Jugend her in Brands Gemüte verschüttet lagen. Er ist nun empfänglich für Freuden, doch auch für Qualen: der früher Gewappnete mag nun getroffen werden in seinen

Lieben. Die wiederholte Weigerung der sterbenden Mutter, ihr ganzes Gut den Armen hinzugeben für's Sakrament, erpreßt ihm Tränen, ihr unbußfertiger Tod erschüttert ihn aufs tiefste; dennoch läßt er sich von Agnes, von dem alten Doktor, von dem praktischen Vogte nicht das geringste abdingen an seinen hohen Forderungen. Da öffnet ihm der Arzt die Augen für die Lebensgefahr seines Kindes, das in der eisigen Felsengruft rettungslos dahinwelkt. Flucht ist sein erster Gedanke. Aber nun mahnt es ihn von allen Seiten, daß er sich erlassen wolle, was er von andern unerbittlich gefordert hat. Die Stunde des Opfers ist gekommen: sein Kind darf ihm nicht zum Abgott werden. Agnes kann, als Mutter, nicht den schrecklichen Kelch der Wahl von ihm nehmen — als Gattin ist sie bereit zu gehorchen. Alles oder nichts! Niedersinkend in Tränen, gebietet er ihr, das Kind zurückzutragen über die verlassene Schwelle.

Warum sendet Brand nicht Weib und Kind allein südwärts? Grundverschieden von den pflichtgetreuen Helden des Rührstücks ist der tragische Held. Er muß können, aber nicht wollen — nicht wollen können. In dem Augenblick, wo er das Kind fortsendet, — einen Teil der Gabe sichert, mit Gott markt, wie die geizige Mutter, — wird er sich untreu und seinem Berufe. Ja oder nein ist sein Wesen, das Wesen des Idealismus, der Sinn der Dichtung.

Das Opfer des Kindes bildet den Höhepunkt des Dramas, den Schluß des dritten Aktes; beim Beginn des vierten ist das Kind gestorben und begraben. Den willensharten Mann stärkt im Leiden das Bewußtsein erfüllter Pflicht und überzeugt ihn mehr als je von der Notwendigkeit seines Evangeliums der Kraft. Der Frauennatur hingegen, der einsam im öden Hause hintrauernden Agnes, ist das Übermenschliche, das ihr auferlegt worden, nur Bürde, nicht Genugtuung. In ihrem nicht zu stillenden Schmerze birgt sich eine neue Prüfung. Brand darf sie nicht halben Weges die Last ab-



werfen und sich zurückwenden lassen zu dem unwiderbringlich Verlorenen, sonst ist ihr beider Opfer umsonst gebracht. Da sie Weihnachtslichter ans Fenster stellt, daß der Schein hinausfalle auf das Grab ihres — Abgotts, muß er den Laden schließen; da sie einer bittenden Zigeunerin nicht alle Kleidchen ihres Kindes überläßt, nicht willig das letzte Erinnerungszeichen aus der Hand gibt, muß er sie dazu zwingen. Nun fallen die Fesseln des Irdischen von Agnes ab, sie hat sich innerlich überwunden und befreit, aber mit Erschöpfung ihrer letzten Kräfte. Noch könnte Brand das Zigeunerweib zurückrufen und den verklärt emporstrebenden Geist wieder herablocken in das himmelblinde Alltagsleben — wenn er Beruf und Opfer und sich selbst vergessen könnte! Gute Nacht bietet ihm Agnes — für immer. — Das germanische Ideal einer Gattin und Mutter hat kein stammgenössischer Dramatiker vor diesem norwegischen also erhöht, keiner hat die ideale Ehe derart in den Mittelpunkt eines Hauptwerkes gestellt.

Eingeschoben zwischen diese tragischen Erlebnisse ist ein Auftritt andrer Farbe und Stimmung: Brands nüchterner Widersacher, der Vogt, kommt als geschlagener Mann, am Weihnachtsabend Frieden und womöglich Bündnis zu schließen mit dem Geistesgewaltigen. Reift auch in der allzu umfangreichen Zwischenszene Brands Entschluß, mit dem schuldbehafteten Erben der Mutter eine neue, größere Kirche zu bauen, so dient sie doch mehr der schärfsten, über den künstlerischen Rahmen hinausgehenden Satire auf norwegische Zustände. Dieser Unterredung Brands mit dem Vertreter des weltlichen Beamtentums entspricht, im fünften Aufzug, eine ähnliche, künstlerisch besser gebundene, mit dem Propst, dem Führer des geistlichen Beamtentums. Unmittelbar vor der Einweihung der neuen Kirche muß ihr Stifter erkennen, welche Kluft ihn von den Amtsbrüdern scheidet. Und als ihm noch Ejnar entgegentritt, verwandelt von außen und innen, ein „bekehrter“ Frömm-

ler — der Gegenpol zu dem behäbigen Propste: da wirft er vor versammeltem Volke die Schlüssel der Kirche in den Bergstrom und führt die vom Geiste ergriffene Gemeinde hinweg von der Scholle — fort — in die Lande, überall die Seelen zu befreien und die Erde umzuschaffen in einen Gottestempel. Die Begeisterung erlischt unter Beschwerden — Brand vermag keine Wunder zu tun, keinen Lohn zu verheißen — und so fallen sie ab von ihm, den begütigenden, lügenden Machthabern wieder zu. Ja, sie treiben ihn mit Steinwürfen höher hinauf in die Gebirgswüste. Der Versucher naht sich dem zum Tode Gebeugten in Gestalt seines Weibes —: er weist ihn zurück, bereit, den langen Leidensweg von vorne zu beginnen. Unter weit überhängendem Gletscher steht er: in der „Eiskirche“! wie die wahnsinnige Gerd triumphierend ruft, die sich allein zu dem Verlassenen gesellt hat. Mit einem Büchenschuß nach dem vermeintlichen Habicht lockt sie eine gewaltige Lawine hernieder auf sie beide.

Gerade die schlichte Nacherzählung läßt überall das Symbolische der Vorgänge unmittelbar empfinden. Reiner Idealismus, alles oder nichts! — das ist das Schöne, das Unmögliche, das ist Sieg und Tod. Damit hätte der spätere Ibsen aufgehört, damit hört er in der Wildente auf. Damals aber versuchte er noch, seine Werke — auch Peer Gynt, ja noch den Bund der Jugend und die Stützen der Gesellschaft — im Stil und Geschmack der alten Schule abzurunden. Auf die Frage des sterbenden Brand an die ewige Macht, ob zur Erlösung nichts helfe: Manneswille quantum satis? antwortet eine Stimme von oben: „Er ist deus caritatis.“ Über die Bedeutung dieses Schlusses gehen die Ansichten weit auseinander. Sicherlich: die Verkündigung des Gottes der barmherzigen Liebe, ernstlich als Ziel der Dichtung genommen, würde ihr Wesen und ihren Wert durchaus verändern und den Dichter Lügen strafen, daß er mit einem Politiker oder Bildhauer „ganz denselben Syllogismus hätte durchführen können.“

Mehr tief als klar nennt Georg Brandes die Symbolik — in Hinsicht auf den Schluß nicht ohne Grund. Zwar die Umrißlinie ist auch hier festgezogen; im einzelnen aber gibt die Katastrophe manche Rätsel auf. Brand gelangt unvermerkt in die Eiskirche: das dürfte sagen wollen, er läuft Gefahr, innerlich zu erstarren, alles Gefühl für das Menschliche zu verlieren. Der Habicht wurde „als Geist des Akkordes“ gedeutet. Bemerkenswerter denn solche allegorische Einzelheiten ist, daß der fünfte Aufzug nichts andres vorstellt, als eine symbolische Wiederholung dessen, was Brand in den ersten vier Akten getan und erlitten hat.

Durch frühere „Bearbeitungen“ mußte der deutsche Leser den Eindruck empfangen, als wäre „Brand“ eine genaue Nachahmung goethischen Vorbildes. Aus guter Übersetzung leuchtet die Selbständigkeit der Urschrift in Geist und Gehalt, in Wort und Ton klar hervor. Faust trägt die Toga des Gelehrten, das Kleid des Ritters und die prunkvolle Hoftracht nach Laune und Bedürfnis; Brand trägt nur das dunkle Gewand des Predigers und Priesters. Nur eine Stimmung beherrscht, sich hebend und senkend, das Gedicht vom Kampfe und den Leiden des emporstrebenden Willens in der Öde nordischen Hochgebirges. Um so bewundernswürdiger die Kunst, mit den schlichten Mitteln Reichtum und Mannigfaltigkeit zu erzielen.

Wie „Brand“ war auch „Peer Gynt“ ursprünglich als epische Dichtung geplant. Der Konflikt in „Brand“ forderte dramatischen Aufbau mit strenger Linienführung; die Idee des „Peer Gynt“, nicht in die Höhe strebend, sondern in die Breite, ließ sich nur an einer Folge von Zuständen und bunt wechselnden Ereignissen entfalten. „Peer Gynt“ ist, trotz der äußeren dramatischen Form, episch geblieben: ein Zyklus von Bildern aus Peers Leben, höchst geistvoll, phantastisch und zur Deutung anregend, manche figurenreich mit dramatischer Gruppierung. „Stadien auf dem Lebenswege“

heißt ein Buch von Kierkegaard: so könnte auch dies Drama betitelt sein. Es ist im Sommer 1867 teils auf Ischia, teils in Sorrent geschrieben und am 14. November desselben Jahres erschienen.

Brand ist der willensstarke, der überstarke, furchtlose, der den geraden Weg zum erkannten Ziele über die Leichen der Seinigen hinweg fortsetzt, der sozusagen durch Fels und Mauer hindurch will. Sei, wozu du bestimmt bist, heißt seine Losung, sei du selbst! Peer ist der willenslose, ziellose, der sich überall und in alles fügt, überall „außen herum“ möchte, überall den Rückzug offen hält und feilscht und heuchelt und schmeichelt, der Feigling, der Egoist. Seine Lebensregel lautet: Tu immer nur, was dir genehm und bequem, lebe dir selbst!

So solltest du sein! spricht jede Zeile in „Brand“ zum norwegischen Volke; hier aber wird der Nation ein Bild ihres Wesens und Charakters vor Augen gebracht, unbeschönigt, ungemildert, mit allen Lastern und Fehlern: So bist du!

Ähnlichkeit der Absicht und der Aufgabe, bei völliger Unähnlichkeit der Dichtercharaktere, erlauben uns, „Peer Gynt“ mit Byrons „Don Juan“ zusammenzustellen. „Das große primum mobile Englands, die Lüge“, wollte Byron treffen: „die politische Lüge, poetische Lüge, religiöse Lüge, moralische Lüge, aber stets Lüge, die sich in allen Phasen des Lebens wiederholt.“ Und „Peer, Du lügst!“ ruft auch Ibsen schon mit der ersten Zeile dem norwegischen Volke zu. Die Alleinherrschaft der Lüge im freiwillig gemiedenen und doch mit der Kraft des Zornes geliebten Vaterlande war es, was beide Dichter im schönen sonnigen Süden nicht rasten und genießen ließ, was ihre Blicke immer wieder auf die Heimat zurücklenkte und ihnen den Bogen mit den ferntreffenden Pfeilen in die Hand zwang.

Don Juan ist ein aristokratisches Gewächs, Peer Gynt Bauernsohn. Die Norweger betrachten sich jetzt noch mit Vorliebe als Bauernvolk, und auf dem norwegischen

Parnaß ist darum, solange ihn die nationale Romantik beherrschte, eine wahre Bauernvergötterung in Schwang gewesen. Ihr wertvollstes Erzeugnis, Björnsons Bauernnovelle, Björnsons „unwahre“ Auffassung mit gleichen Waffen dichterisch zu bekämpfen, zu dieser nationalen und notwendigen Tat hielt sich Ibsen berufen. Und so wurde „Peer Gynt“, was sich Zug für Zug nachweisen ließe, auch ein vorbedachtes Gegenstück zu „Synnöve Solbakken“ und „Arne“. Laßt ein treffliches Mädchen Macht gewinnen über den handfesten, trotzigsten, aber im Grunde guten Sohn des Volkes, sagt Björnson, und ihr werdet Wunder sehen. Ich zeige euch, was ihr sehen werdet, antwortet Ibsen, und er zeigt, daß die Liebe an Peer nichts zu ändern noch bessern, kein Werk der Läuterung zu vollbringen vermag. Björnsons Thorbjörn ist wortkarg, Peer ein Schwätzer und Faselhans; Björnsons Arne ein Dichter, Peer ein Aufschneider und Lügner. Natürlich sind, im Ganzen verglichen, beide Schilderungen einseitig. Ibsen hat es aber zugleich verstanden, seinen ursprünglich als Vertreter des norwegischen Volkes gefaßten Helden sich rein ausleben zu lassen, so daß die geistvolle Frauenrechtlerin Camilla Collett der Dichtung nachrühmen konnte, ihr Held sei „schlechtweg der Mann“. Das größte Lob! — auch hier die Menschheit im Menschen.

Wiederum sammelt und ordnet Ibsen die mannigfaltigen Züge im Charakter seines Peer Gynt unter gewissen Gesichtspunkten; er stellt ihn begründend dar als ein Erzeugnis des Angestammten und der Erziehung oder vielmehr Vernachlässigung. Von dem durch sinnlose Verschwendung verarmten Vater hat Peer die eitle Selbstsucht, den Hang zu Wohlleben und Glanz; die bewegliche Einbildungskraft ist ein Erbteil von der Mutter Aase. Gleich die Eingangsszene liefert ein Beispiel der Erregbarkeit ihrer Phantasie: wie sie, mehr und mehr gepackt von der lebhaften Schilderung seines erlogenen Abenteuers, alles mit Augen schaut und es gar in der Erinnerung behält, als hätte er es wirklich be-

standen. Wenn der Vater auf endlosen Rundfahrten Hab und Gut verzechte, saß sie mit dem kleinen Peer zu Hause und half sich und dem Kinde über alles Unangenehme hinweg mit Märchenerzählungen, die ihr und ihm schließlich zu Wirklichkeiten wurden. Mit wahrer Affenliebe hängt sie nun an dem Schwindler und Faulpelz von Sohn, und auch ihr Schelten und Schmälen ist nur Strohfeuer. Immer ergreift sie seine Partei, selbst im Schlimmsten, und in der frechen Entführung der Braut vor den Augen des Bräutigams und der Gäste sieht sie zuletzt immerhin eine Tat. Alles wird ihr um des Sohnes willen gepfändet, aber was immer er verbricht — der Teufel ist daran schuld oder der Branntwein. Und der liebe Gott wird nicht so hart sein gegen einen so vortrefflichen Jungen. Wie durch einen Schleier scheinen in der Charakteristik beider Eltern Jugendeindrücke des Dichters durchzuschimmern, ohne daß man sie jedoch als Porträtstudien auffassen dürfte. Denn stets und überall fordert die Kunst den äußersten Fall.

Peer liebt die Mutter, der er so ähnlich ist, in seiner Art — behandelt sie als seinen einzigen Freund stets gutmütig, doch ohne jede Achtung. Die Szene ihres Hinscheidens — ein Gegenbild zum Tode der Mutter Brands — rückt das beiden Gemeinsame und ihr darauf sich gründendes Verhältniß zueinander ins hellste Licht. Auch über das Sterben, wie über alles Häßliche, hilft er ihr mit einer berühmt gewordenen Märchenerzählung hinweg. Dann geht er in die weite Welt, das Begräbniß der Nachbarin überlassend. Aber seine Gefühle für die Mutter, wie wenig tief sie auch wurzeln, erweisen doch, daß sein Herz nicht von vornherein dürres Erdreich gewesen, und bereiten uns vor auf das schnelle Aufkeimen, doch auch auf das frühzeitige Abwelken seiner Liebe zu Solvejg. Die Geschichte dieser Liebe bildet das Führende und Bewegende, die eigentliche Handlung der ersten drei Akte.

Daß Solvejg ihm, dem übelberufenen Burschen, auf jener Hochzeit den Tanz verweigert, macht ihn eben

zum Brauträuber und Flüchtling. Die Roheit seiner Handlungsweise steht hier in eindrucksvollem Gegensatz zum edlen Beweggrund. Und um seiner reinen, neuerwachten Neigung willen verschmäht er, der Lumpenprinz, die entführte Braut und ihren reichen Besitz. Auch die Verfolgung der empörten Bauern stärkt ihn nur, aber die aufgeregte Kraft entlädt sich bei der ersten Gelegenheit in wüster Ausschweifung mit den liebestollen Sennerinnen. Gewissensbetäubung, Reue ohne sittlichen Halt — ähnlich, wenngleich weniger titanisch, wie die der byronischen Helden, Trotz und Verzweiflung gemischt, im Grunde Selbstliebe und Selbstvergebung. Auch wo sich der Phantasiebegabte in der erhabenen Gebirgsnatur eines inbrünstigen Aufschwunges fähig zeigt, ist seine Sehnsucht überall nichts als der Wunsch nach Befreiung aus einer peinigenden Lage, ein abenteuerlicher Traum von einem Kaisertum jenseits der See. Kein Gedanke mehr an Solvejg.

Ist es schon bisher dem Phantasten nicht immer klar geworden, ob Traum ein Leben sei oder Leben ein Traum: die nächsten Auftritte führen ihn nun vollends in Fabelland. Den unmerklichen Übergang bildet die Szene mit den Sennerinnen, die ausgelassen in die Berge nach den Trollen rufen, und der sich anschließende Monolog Peers. Von den verschiedenen Verfahren, die mythische Welt mit der wirklichen in künstlerischen Einklang zu bringen, hat der Dichter hier das bewährte der niederländischen und altdeutschen Meister gewählt, die einfach das Schemenhafte mit menschenähnlicher Körperlichkeit ausstatteten. Stets wird jedoch das Symbolische der Gestalten und Geschehnisse durchgeföhlt, und das aus dem Märchen Entlehnte dient schließlich nur als Mittel zum Zweck, zur Projizierung seelischer Vorgänge auf die Bühne.

Peers Untreue gegen Solvejg, d. h. gegen alles Bessere in ihm, schon zur Tat geworden in der Begegnung mit den Sennerinnen, wiederholt sich, wenn er einer Trollprinzessin beim ersten Anblick mit Liebeswerbung folgt

bis in ihres Vaters unterirdisches Reich. Und dann, in der schlimmen Nacht, wo er ganz in die Gewalt der Kobolde, d. h. in die seiner niedern Begierden und Leidenschaften verfallt, empfinden wir, wie er tiefer und tiefer von der reinen Geliebten wegsinkt. Sie aber ist doch im Geiste immer in Treuen um ihn gewesen und kommt nun zu ihm in die Einöde, in den winterlichen Wald, sein Los zu teilen. Vergeblich, denn Peer hat nicht den Mut und die Kraft, die Sünden der Vergangenheit aus seinem Sinn auszutreiben durch ein hartes Leben, durch wahrhafte Reue. Er flüchtet aus dem Lande und läßt die Geliebte auf seine Rückkehr warten — ein Menschenleben lang.

Ibsens Landsleute bedürfen keiner Erklärung zu Peer Gynt; der Held und seine merkwürdigsten Erlebnisse sind ihnen wohlbekannter Stoff, den Feenmärchen Asbjørnsens, des nordischen Grimm, entnommen. Hier fand der Dichter den Grundzug im Charakter seines Helden und zugleich, durch den schöpferischen Gedanken, das Ringen mit dem „Krummen“ symbolisch zu wenden, die Idee zu seinem Werke. Hier borgte er auch all das Spuk- und Koboldwesen der drei ersten Akte, um es psychologisch und satirisch vollkommen umzuwerten zu seiner eigenen Erfindung. Welcher unsterbliche Hohn, daß Peer keinen Unterschied entdeckt zwischen diesen so gezeichneten Trollen und seinesgleichen! Das Trollenreich offenbart die gemeinen Begierden und Leidenschaften im Menschen, daher die Ähnlichkeit; aber es zeigt sie, durch keine Heuchelei und Verstellung gemildert, rein und in ihrem höchsten Grade, als Urbilder gleichsam. Ganz ohne Rest auszuliegen freilich wären die Trollszenen nicht. Denn die Geschöpfe der Phantasie erlangen ja mit der Körperlichkeit ein selbständiges Dasein; sie bedeuten nicht bloß, sie sind. Wohl aber läßt sich von dem Kampfe mit dem großen Krummen sagen, er versinnliche Peers Kampf mit dem eigenen Charakter, mit der eigenen willensträgen Natur, die sich wie ein zäher Ring um



sein besseres Selbst legt und es nicht durchlassen will zur Freiheit, zum Lichte.

Nur der Benennung nach in fünf, dem Inhalt nach in drei klar voneinander getrennte Abteilungen zerfällt das dramatische Gedicht. Akt I—III: Peers, des Tunichtguts Jugendjahre; Akt IV: Peer im reifen Mannesalter, ein selbstgemachter Mann und amerikanischer Krösus; Akt V: der wieder verarmte, viel umgetriebene Graukopf Peer, zuletzt noch Pelzjäger und Goldgräber, kehrt abenteuermüde heim in sein Vaterland. Anfang und Schluß entsprechen sich sehr gut, der mittlere Teil steht allein und abgesondert. Wie hat es der Tagdieb und Träumer zum reichen Schiffsreeder bringen können? Wohl liegen im norwegischen Charakter Träumerei und Erwerbssinn nebeneinander; aber der Dichter schildert sie nacheinander. Und einmal abgeschweift vom Wege der Wahrscheinlichkeit, ließ er sich von seiner Spottlust querfeldein verlocken. Die drei ersten Aufzüge und der fünfte sind rein symbolische Satire, aus sich selbst zu verstehen und zu genießen; der vierte, in Afrika spielende Akt führt nicht nur den Helden aus dem vollen Menschenleben hinweg in die Wüste: auch uns — in die Wüste der Allegorie und der Karikatur. Mit der gesucht genialen Sorglosigkeit eines Romantikers ältester Schule hat Ibsen hier die drei Erlebnisse Peers behandelt: seine Beraubung an der marokkanischen Küste, sein Prophetentum bei einem Araberstamme, seine Kaiserkrönung im Irrenhause zu Kairo. Aber das glänzende Aufgebot des Geistes und Witzes täuscht und tröstet keinesfalls über den fehlenden glaubwürdigen Fortgang der Handlung, und wir begrüßen mit herzlichem Beifall im fünften Aufzug die Rückkehr zu den natürlichen Kunstmitteln der ersten Akte.

Den eisgrau und wettergebräunt Heimsegelnden führt uns eine Schiffsszene vor, von frischer Seeluft erfüllt, den besten elisabethanischen gleichwertig. Wie leibt und lebt da wiederum alles, selbst der fremde Passagier, von dem der Dichter nie zugeben wollte, daß es der verkörperte Schrecken sei, obschon er doch für einen

gewöhnlichen „verstörten“ Fahrgast zu bedeutsam spricht und — zu gut schwimmt. Ehe dem alten Sünder Peer das Urteil gesprochen wird, soll kein Mittel unversucht bleiben, sein Gewissen wach zu rütteln, seine Reue und Umkehr zu bewirken. Dies der Zweck sowohl des Schiffbruchs, wie der eindringlichen Begräbnisszene und der Versteigerung im heimischen Kirchspiel. Vergebens. Zwar verspottet er nun sich selbst mit bitterem Humor, aber so kauft sich Einsicht wider Willen aufs billigste los von Reue und Besserung; zwar geht die Stimmung mit jäh, kräftiger Sicherheit in eine andere über, da er unvermutet in die Nähe der Hütte gelangt, wo Solvejg noch immer seiner harrt, aber wieder flüchtet er durch den Wald von dannen, nur erschüttert, nicht bekehrt.

Der Ausgang, der Rechtsstreit um die Seele, gehört zum Genialsten in gesamter germanischer Literatur: realistisch und im höchsten Grade symbolisch, symbolisch durch ein ganz unerhörtes Verfahren, durch die kühnste Mischung des Behaglich-Komischen, des Droligen mit dem bittersten Ernste. Der Abgesandte des „Meisters“, der ganz menschliche Knopfgießer, ist ein würdiges modernes Gegenstück zum menschlichen Teufel Goethes, und von modernstem Geiste funkeln die Szenen mit dem Dovre-Alten und mit Ehren-Diabolus als Beichtvater in schwarzer Sutane.

Schon ist das Beichtkind so gut wie gerichtet, und der Knopfgießer will sich seiner bemächtigen, da zwingt den Dichter, nachdem er seinen Peer so unerbittlich gezüchtigt, mit einem Male Rührung und Mitleid. Weil Peers ideales Selbst, makellos wie es dem Gottesgedanken entsprungen, immerdar in Solvejgs Herzen gelebt, wird seinem irdischen Selbst der schmachlichste Lebenswandel verziehen. Ja, „wer immer strebend sich bemüht“ . . .! aber ein Peer? Nur eine beinahe religiöse Überzeugung vom Wert und Gnadenamt des „unschuldigen Weibes“ macht den Schluß des Peer Gynt überhaupt begreiflich.

Oder hat die Vaterlandsliebe dem Dichter dies tröstende Zugeständnis abgerungen? Verzeiht er nach hartem Urteil — zur Ermutigung? Übrigens ist es eine sehr feine Gattung Lüge, die Ibsen seinen Volksgenossen zuschreibt, Lüge aus Überschwang der Phantasie, eigentlich die bloße Entartung einer künstlerischen Tugend, kein philisterhaftes Laster wie das britische *cant*. Und ihrem Groll über seine Strenge durfte er stets das Bekenntniswort entgegensetzen: „Ich bin nicht freundlicher gegen mich selbst als gegen andere.“

**I**n Dresden schreibt sich Ibsen während der Wintermonate 1868 auf 1869 seinen „Bund der Jugend“ von der Seele, der zuerst den Nebentitel führte „Herrgott u. Comp.“ (auf des Helden verstiegenes Wort hin: „mit dem Bund der Jugend steht die Vorsehung im Bunde“). Die Arbeit entwickelt sich ihm in „einer glücklichen und versöhnten Gemütsstimmung“. Er schafft nach „Modell“, aber er hat die Indignation überwunden, die ihm die Modelle einst verursacht haben. Man wies damals mit dem Finger auf Björnson. Doch Ibsen bestreitet (Brief an Hegel, 14. Dez. 1869), daß er Björnson hat treffen wollen, — vielmehr nur Björnsons „durch und durch verlogenen Parteikreis“.

Mit diesem ersten modernen Prosastück, worin Ibsen (was er sich selbst zur Ehre anrechnete) ohne einen einzigen Monolog, ohne ein einziges „Beiseite“ auskam, betrat er die Bahn, die er nur einmal noch und dann nie wieder verlassen sollte. Ibsen knüpft in dieser lustig-ernsten Zeitsatire an die Tradition des großen nordischen Komödiendichters Ludwig Holberg an. Es klingt wie eine Dankbarkeit- und Ehrfurchtbezeugung vor dem alten Meister, wenn im „Bund der Jugend“ der Buchdrucker Aslaksen fragt: „Wie lange war Jeppe in seinem Paradies?“ Jeppe vom Berge, ein Enkel des Shakespeareschen Kesselflickers, gehört zu Holbergs genialsten Komödien. Es ist der trunkene Bauer, dem eine Zeitlang beigebracht wird, er sei ein großer, vor-

nehmer, reicher Herr, und der dann doch wieder auf seinem Misthaufen zur ruppigen Wirklichkeit erwacht. Der vergebliche Kampf um die Illusion eines höheren und besseren Daseins wird fortan auch in Ibsens Stücken der tragikomische Grundstoff. Zu einem besseren und höheren Dasein strebt schon der Gründer des Jugendbundes, der Rechtsanwalt Stensgård, empor. Aber er strebt mit kleinlichen, lügnerischen Mitteln nach einem niedrigen Ziel. Reiche Heirat und Machtentfaltung, soweit eine Kirchturmspitze sichtbar bleibt, genügen seinem Ehrgeiz. Er kann nur ein Weilchen blenden, dann wird er wie der erste beste alte Holbergsche Lustspielesel entlarvt und verlacht. Während aber die meisten Holbergschen Helden ihre kleinen Laster und großen Narrheiten innerhalb der Familie betätigten, wird anderthalb Jahrhunderte darauf der Wirkungskreis des Strebers weiter: er berührt das Leben in der Kommune und im Staat. „Der Bund der Jugend“ ist eine politische Komödie, wie es Holbergs „politischer Kannengießer“ nie sein konnte. Dem Unverstand dieses alten Hermann von Breme ließ sich nur weismachen, daß er ein Bürgermeister sei, während der junge Rechtsanwalt Stensgård tatsächlich in der Gemeinde, im Staat eine Rolle spielen soll. Noch bevor er das Reichstagsmandat erwirbt, gehen seinen Wählern über ihn die Augen auf; er zieht mit langer Nase und einigen Körben ab.

Daß sich diese Wähler aber eine Zeitlang von ihm blenden und gängeln ließen, spricht weder für ihre Charaktergröße noch für ihre Geistesstärke. Allenthalben wird im Trüben gefischt. Was den hohlen Helden vor seiner Gefolgschaft auszeichnet, ist nur die sichere Beherrschung der Phrase. Rings um ihn her sieht man den Familiendünkel, die Selbstgerechtigkeit des bornierten Ehrenmannes und Bourgeois-Gentilhomme, man sieht den Geldmachtkitzel des unerfahrenen, verführten Sohnes, das protzenhafte Parvenütum des schwindelhaften Spekulanten, die hämische Zerstörungslust eines Entgleisten, die unterwürfige Zudringlichkeit

eines Gedrückten, man sieht sogar, als wären wir mitten im alten Komödienlande, die Mannstollheit der alternenden Witwe. Es wäre nicht schwierig, für alle diese Typen in Holbergs bürgerlich-moralischen Komödien Ebenbilder zu finden. Holberg blieb beim reinen Typus, beim Mustere Exemplar einer lustig-lästigen Menschengattung stehen. Ibsen schreitet zwar schon hier zur Entwicklung individueller Charaktere vor, aber entscheidend bleibt auch bei ihm noch der Typus. Im „Bund der Jugend“ ist noch nicht alles, was der Dichter zu sagen und zu fragen hat, „verdichtet“ worden, d. h. in Handlung oder Charakteristik umgesetzt. Der Raisonneur, Fabriksarzt Fjeldbo, hat noch viel durch direkte Betrachtung und Begutachtung auszusprechen, was der spätere Ibsen mit reiferer Kunst auf indirektem Wege beigebracht hätte. Nach Ibsens Weise wird schon hier das Wesen des Helden aus seiner Abkunft und Erziehung, der Mann aus dem Milieu erklärt. Aber während sich in späteren Werken die Vergangenheit der Personen allmählich wie durch Zufälle mit untrüglicher Gewißheit enthüllt, erfahren wir von Stensgårds Eltern und Jugendjahren nur das, was sein Freund Fjeldbo erzählt. Wir müssen an die Worte eines Dritten glauben; statt des untrüglichen Beweises der Tatsachen soll eine Zeugenaussage genügen. Auch die konventionelle Rolle des Confident, der nur dazu da ist, damit ein anderer dem Publikum ohne Monolog sagen kann, was er im stillen denkt, fühlt und will, hat Fjeldbo zu spielen. Daneben freilich ist er schon ein bescheidener Vorläufer jener Ibsenschen Desillusionisten, die den Leuten die Wahrheit ins Gesicht sagen und dem Nebenmann die Lebenslüge nehmen. Er ist an der Handlung beteiligt, wenn auch nur wenig und äußerlich. Im eigenen Interesse wird er sogar inkonsequent, wie es Theaterfiguren nie zu werden pflegen, und verliert sein Wahrheitsaposteltum. Er sagt seiner Braut das hübsche, noch ganz norawidrige, aber helmerhafte Wort: „Wenn ein Habicht den Taubenschlag umkreist, so hütet und be-

schützt man sein Täubchen, aber man ängstigt es nicht.“ Ibsen fühlt schon, daß bloße Raisonners und Confidents Gehilfen einer ungeschickten Technik sind, aber entbehren konnte er ihre Hilfe noch nicht. Wo Fjeldbo, der Vernünftigste unter den Toren, auftritt, liegen die Längen und Schwächen der künstlerischen Komposition des Stückes.

Noch eine andere Person im Stück könnte bald als Raisonneur, bald als Intrigant gelten, weil er der boshafteste Glossenmacher und ein galgenhumoristischer Stänkerer ist. Aber dieser Daniel Hejre lebt doch ausschließlich von seinen eigenen Schicksalen, an denen sein eigenes Wesen geschmiedet hat. Er ist eine gesunkene Existenz und charakteristisch für die Welt, in der er vegetiert. Es ist nicht sehr geschickt, daß er ohne Fug und Grund seine Lebensgeschichte selbst erzählt, aber er könnte doch, wie sein Gegenbild, der Buchdrucker Aslaksen, auch noch zu Ibsens gestaltungskräftigster Zeit im „Volksfeind“ oder in der „Wildente“ als ein Mensch für sich unter Menschen gelten, obwohl der Dichter ihm ein gutes Teil der eigenen verschmitzten Gesinnung auf die witzige Zunge gelegt hat. Ein leiser autobiographischer Faden zieht sich von diesem Daniel Hejre bis hinauf zu dem so ganz anders gearteten Arnold Rubek des „Epilogs“. Beiden erscheint die Welt als ein zoologischer Garten. Wie der Bildhauer Rubek seinen Gebilden heimlich Tierfratzen einhaut, so geht Daniel Hejre unter Menschen wie in einer Menagerie, und die Staatsbürger sind ihm aufgescheuchte Hühner, die gackern und krähen und nicht wissen, auf welche Stange sie sich setzen sollen.

Daniel Hejres ätzender Hohn war das, was ursprünglich die Gemüter am meisten gegen dieses Stück und seinen Autor aufreizte. Jäger erzählt in seiner Ibsenbiographie von den erregenden Wirkungen der ersten Aufführungen, die seit dem 18. Oktober 1869 in Christiania stattfanden, während der Dichter weit vom Schuß am Suezkanal weilte. Bei der Premiere tobte ein solcher

Lärm, daß das Weiterspielen in Frage stand. Liberale und Konservative fühlten sich in gleicher Weise getroffen. Der große Dichter galt als politischer Pamphletist. Daß dieses Werk eine neue Epoche der nordeischen Bühne einleitete, ahnte damals selbst Björnson nicht, der sechs Jahre später auf der nun von Ibsen gebrochenen Bahn mit dem „Fallissement“ einen Welt-erfolg haben sollte.

Norwegische Schöpfungen entstanden in Italien und Deutschland. Nachdem er sich von „Peer Gynt“ befreit hatte, überkam ihn das Gefühl: „Ich muß meine Rettung in einem Fernliegenden suchen“; zugleich meldet er Hansen (wie bereits am 10. Juni 1869 seinem Verleger): „Und da denke ich mich an Kaiser Julian zu machen.“ Seine Freunde bleiben über den Fortgang der gewaltigen Arbeit unterrichtet, über das Wachstum des „Ungeheuers Julian“, mit dem er Jahr um Jahr „ringt“. Er „steckt tief in der Arbeit“ (an Hegel, 12. Juli 1871), und das Buch soll „sein Hauptwerk“ werden. Am 8. August 1872 meldet er, daß der zweite Teil der zuerst auf drei Dramen berechneten Dichtung fertig sei; am 6. Februar 1873 kündigt er die Vollendung an. Zugleich äußert er sich über Ideen und Anschauungen, die ihn bei der Arbeit bewegt haben. Er sieht ein „Bruchstück der Menschheitsgeschichte“: „und was ich sah, das habe ich wiederzugeben versucht“. Er hält sich „streng an das Historische“: „ich habe das alles gewissermaßen vor meinen Augen abspielen sehen“. Es wurde „realistische Dichtung“ ganz und durchaus: „Ich habe die Gestalten im Lichte ihrer Zeit vor Augen gesehen.“ Und dann ein Bekenntnis in dem Brief an Edmund Gosse vom 14. Oktober 1872: „Es ist ein Teil meines eigenen geistigen Lebens, den ich in diesem Buche niederlege: was ich schildere, habe ich in anderen Formen selbst durchlebt, und die Wahl des historischen Themas steht auch mit den Bewegungen unserer eigenen Zeit in einem engeren Zusammenhang, als man zunächst

glauben sollte. Das halte ich auch für eine unumgängliche Forderung für jede moderne Behandlung eines so fern liegenden Stoffes, wenn er vom Standpunkt der Poesie Interesse wecken soll.“ Zwei Jahre später gibt er — in der berühmten Rede an die Christianiaer Studenten — einen Fingerzeig über eine Seite der Zusammenhänge: am Ende seiner Laufbahn betrübt den sinkenden Kaiser Julian unendlich tief der Gedanke, daß er nicht mehr gewann, als mit hochachtungsvoller Anerkennung in klaren und kalten Köpfen weiterzuleben, „während seine Widersacher reich an Liebe wohnten in warmen, gläubigen Menschenherzen“. Dieser Zug beruht auf etwas Erlebtem, sagt Ibsen: „er hat seinen Ursprung in einer Frage, die ich mir selber zuweilen vorgelegt habe da unten in der Einsamkeit.“

Die Kultur, die ihn in Italien umgab, die Zeugen einer großen Vorzeit, die er in Denkmälern vor sich sah, legten ihm die neue große Aufgabe in den Geist. Er wanderte mit sehendem Blick durch das Rom der Päpste, durch das Rom der Kaiser. Er sah zurück auf den Kampf der beiden großen Kulturmächte, er sah im Glanz der Weltgeschichte die Antike und das Christentum miteinander ringen. Sein Dichterohr vernahm schallend durch die Lüfte der ewigen Stadt den Todeschrei des Kaisers: „Du hast gesiegt, Galiläer!“ Schon in diesem Wort liegt die Tragik eines Menschenlebens. Kaiser Julian, der Herr der bewohnten Erde, empört sich gegen Christus, den Herrn des Himmels. Der sterbliche Mensch, der sich an einem Gottesgedanken zu Tode ringt — es ist nicht mehr die Tragödie seiner selbst, sondern die Tragödie der Menschheit, der Menschlichkeit. In diesem weiten und großen Sinne hat Ibsen den Gegensatz von Kaiser und Galiläer erfaßt. Dieser allzu menschliche kaiserliche Mensch fühlt den Beruf zur Weltherrschaft in sich, ergreift seinen Beruf und scheitert, weil er, von weltlichen Eitelkeiten verblendet, nicht, wie der Galiläer, für seinen Gedanken sich selbst freudig aufzuopfern vermag. Aus dem dogmatischen Anhänger Christi wird



ein fanatischer Feind Christi. Anstatt das Christentum auf einer höheren Entwicklungsstufe innerlich zu überwinden, will er es äußerlich besiegen. In diesem Irrtum wird er selbst besiegt. Durch eine Fülle sinnlicher Eindrücke führt uns das Drama. Auf den Gassen Konstantinopels raufen die Spießbürger heuchlerisch um ihren Glauben und innerhalb desselben Glaubens um ihre Sekte. Julians Vorgänger, der Kaiser Konstantios, betritt die christliche Kirche, sinnlich beherrscht von einem heidnischen Sklaven. Wir sehen den Cäsar Julianos in Ephesos der Studien beflissen, in Paris das Heer gegen den Kaiser aufwiegeln; in den Katakomben zu Vienna, wo er sich der Magie ergeben hat, erfährt er, daß er Kaiser ist. Der Cäsarenwahn bemächtigt sich langsam seines Gehirns und zerstört einen edlen Geist. Schmeichler treffen sein Ohr. Gründe der philosophischen Betrachtung haben ihn von Christus abgewandt, Gründe der weltlichen Eitelkeit treiben ihn den alten Göttern wieder zu. Er spielt in lächerlicher Nachahmung, umgeben von Dirnen und Gauklern, die Rolle des Dionysos und wagt sich auch an Apollon; doch unter dem Fluch eines christlichen Seelenhirten stürzt der hehre Tempel des Sonnengottes zusammen. Die beiden Gegensätze Christentum und Antike scheinen gemeinsam verschworen gegen den zwischen ihnen pendelnden Erdensohn. Bald hält den Haltlosen der trockene Staub pedantischer Buchweisheit umwölkt, bald der wüste Staub des Schlachtfelds. In dem Ringen nach der Herrschaft über den Geist will er Diogenes, in dem Ringen nach der Herrschaft über die Welt will er Alexander sein. Dabei fällt er von Irrtum zu Irrtum; ihn äfft jede Kriegslist, ihn äfft das Orakel; ihm ist noch nicht vor seiner Gottähnlichkeit bange, als schon die Welt allmählich den Glauben an ihn verliert. Erst da der Wahnsinn kommt und dann der Tod, klärt sich seines Geistes Auge, und er sieht und hört den Sohn des Zimmermanns, wie er des Kaisers Sarg zimmert. Nun verläßt den Erdennarrenleib die in Irrtum gereinigte

Seele, über deren Aushauch sich in Liebe, Glauben und Hoffnung ein betendes Mädchen beugt.

Wo Ibsen jemals ein Mannesschicksal ergriffen hat, stand für ihn an den entscheidenden Punkten ein Weib. „Kaiser und Galiläer“ scheint durchaus ein Mannesstück zu sein. Und doch hängt auch hier so viel ab von zwei Frauen, die freilich nur wie Schatten über die Bühne gehen. Die eine ist Julians Weib Helena. Sie heuchelt Liebe zu ihrem Gatten: ihm und vielleicht auch sich selber. Sie schürt seine welterobernden Plane. Sie ist die Waghalsigere. Innerlich aber hat sie mit dem unschönen, nicht allzu lendenfesten Tintenkleckser nichts gemein. Ihre Sinne gehörten dem kurzen fleischigen Nacken des toten Cäsars Gallos; ihre Seele dem Erlöser am Kreuz; und als ihr, deren Schoß einen Thronfolger trägt, von der Hand des noch herrschenden Kaisers Konstantios das tödliche Gift beigebracht wird, verirren sich ihre Sinne in die Seele hinein; an die Stelle des Buhlen tritt der Gekreuzigte in eigener Person. Ihr Wahnsinn bildet sich ein, die Frucht ihres Leibes nicht vom Casar Gallos empfangen zu haben, sondern vom „süßen“ Jesus. Neben dem paroxystischen Weibe steht der Gemahl, der alles hört und sieht. Und er hört auch, wie sehr sie ihn verachtet. Da entringt sich seiner tief beleidigten Brust der Ausruf: „Galiläer!“ Das hat entschieden. Fortan ist der werdende Kaiser Todfeind des Galiläers, der ihm nicht nur die Welt, sondern auch das Weib vorwegerobert hat.

Und wie ein Weib das Ganze entscheidet, so ist es auch ein Weib, welches das Ganze löst — erlöst. Auch am Sterbelager Kaiser Julians steht das Ewig-Weibliche, das ihn hinanzieht, in Gestalt jener frommen Christin, die zugleich eine werktätige Samariterin ist und eine stille Denkerin; in der das Bild des Christentums klar und lauter leuchtet, und die von Anfang an, wie das Gewissen Julians, in seinem Schatten wandelt. Sie ist das reine Weib, das er in Helena vergeblich gesucht hatte; sein Verhängnis war, daß sie erst in der Sterbe-

stunde ihm nah sein durfte. Geahnt hat er sie oft, gewünscht noch öfter, aber sein Dämon trat zwischen sie und ihn. Diesem Dämon begegnet sie auch an seiner Leiche. Sie gesteht in ihrer christlichen Liebe diesem Dämon zu, daß er den Toten wahrhaft geliebt habe. Von der furchtbaren Gewalt des Schicksals geht auch durch ihre reine und standhafte Seele ein Schauer. Sie steht ratlos vor der Frage, wie ihr Gott beruft und auserwählt, wie auch das Böse sein Werkzeug wird. Sie möchte diesen Abgrund nicht zu Ende denken. Lieber wendet sich ihre Milde zum Toten: „Irrende Menschenseele — mußttest Du irren, so wird es Dir gewißlich zugute gerechnet werden an dem großen Tage, da der Gewaltige kommt in der Wolke, um Recht zu sprechen über die lebendigen Toten und die toten Lebendigen.“

Es ist das Zeichen des tragischen Heldentums, im Streben zu irren. Nie hat ein Mensch höher gestrebt, als Kaiser Julian, der die Welt zuerst reinigen, dann besitzen will. Dem es nicht genügt, mit gutem Waffenglück westwärts die Germanen, ostwärts die Perser zu bekriegen, sondern der über Kriegs- und Staatskunst hinaus ins Übermenschliche strebt und so ins Unmenschliche gerät. Dieser Ibsensche Kaiser erregt Furcht und Mitleid. Aber mitten in seinen gräßlichen Christenverfolgungen, mitten in seiner schweren Selbstpein, das Unmögliche zu wollen, erregt er auch Spott. Er will ein Gott werden, und in ihm wird Gott zum Spott. Es liegt eine wahrhaft teuflische Kraft darin, wie Ibsen mit demselben Gegenstande, in den er das gewaltigste Wollen und ein großes Können legt, zugleich spielt wie die Katze mit der Maus. So erhaben und lächerlich zugleich ist Julian. So erhaben und lächerlich zugleich, wie nach Ibsen alles Menschliche.

So erscheint dieses weltgeschichtliche Schauspiel als eine Tragikomödie. Auch der geheimnisvolle Mann, der als Julians böser Genius, als sein Dämon personifiziert wird, der sehr bedeutsam Maximus heißt, auch dieser

tiefsinnige Mystiker steht im Banne des Tragikomischen. Denn an der Leiche seines Schülers Julian, auf den er gehofft hat, an den er geglaubt hat, muß er bekennen, wie Doktor Faust: Da steh' ich nun, ich armer Tor, und bin so klug als wie zuvor.

Was wollte die Weisheit dieses Magiers? Sie wollte in der Zeit, da Christentum und Antike um den Weltbesitz rangen, dasselbe, was Ibsen immer wollte: das dritte Reich. Auch durch die junge Seele des Ibsenschen Julian ging die Ahnung von einem großen Umschwung aller Verhältnisse. In der Antike hatte er die Schönheit, im Christentum die Wahrheit zu finden geglaubt. Dort herrschte das Körperhafte, hier das Geistliche. Das wirft ihn in Skrupel, und bald gibt er zu: „Es muß eine neue Offenbarung kommen oder eine Offenbarung von etwas Neuem.“ . . . . „Die alte Schönheit ist nicht mehr schön, und die neue Wahrheit nicht mehr wahr.“ Darin bestärkt ihn die Lehre des Maximus, die dunkel ist wie die Zukunft und überall, wo sie ins Tiefe dringt, auf ein Rätsel stößt, die aber vor allem eins behauptet: die Relativität aller Dinge, die Subjektivität aller Eindrücke und die innere Einheit aller Gegensätze. Der Weg der Freiheit ist zugleich der Weg der Notwendigkeit. Das Wollen ist zugleich ein Müssen. Nur wer im eigenen Namen kommt, kann siegen, und doch ist jeder Siegende auch ein Werkzeug in der Hand eines Höheren, ebenso wie jeder Unterliegende. Maximus steht einsam allen irdischen Unternehmungen Julians fern. Er mischt sich in nichts und gibt nie einen positiven Rat. Aber von Zeit zu Zeit hält er geheime Zwiesprach mit dem Kaiser. Dann lüftet er die Schleier seiner unergründlichen, von ihm selbst nicht ergründeten Weisheit, und noch berauschter, als er kam, geht Julian zurück in die Welt zu neuem Irrtum und neuer Schuld. Und auch Maximus irrte. Er hoffte in Julian den Begründer des dritten Reichs zu sehen, neben Moses und Jesus, aber er sieht ihn zuletzt nur als Dritten im Bunde des Kain und des Judas; oder, wie Maximus sagt,

als den dritten Eckstein unter dem Zorne der Notwendigkeit. Und als Julian besiegt und tot daliegt, klagt er über dieses dritte Schlachtopfer der Notwendigkeit, und daß der Gott der Galiläer ein verschwenderischer Gott sei, der viele Seelen brauche. Maximos hatte den Kaiser Julian für das Weltprinzip des Guten gehalten, der Kaiser aber war, im Gegensatz zum Galiläer, das Weltprinzip des Bösen geworden; doch für Maximos gibt es keine Gegensätze, er steht jenseits von gut und böse. Auch das sogenannte Böse ist notwendig zum Siege, nur siegt es nicht. Und auch sein drittes Reich steht nicht im Gegensatze zu den beiden ersten, von denen das erste bald als die Antike, bald als das Alte Testament erscheint. Sondern die Reiche gehen ineinander auf, wie das Kind im Jüngling, der Jüngling im Mann. Auf das Mannesalter der Welt hat Maximos zur Zeit des Kaisers Julianos Apostata und im neunzehnten Jahrhundert nach Christo Henrik Ibsen vergeblich gewartet. Der eine konnte so wenig wie der andere eine Vorstellung davon geben, wie es in diesem dritten Reich aussehen wird. Es ist nur eine Ahnung, kein Gewisses. Darum ist auch der irrende Seher Maximos nicht das Größte auf der Welt. Das Größte in der Julianwelt ist das, was die christlichen Blutzeugen tun, die sich opfern für ihren Glauben. Der willige und freudige Opfermut — das ist die große Tat, durch die der Mensch sich selbst übertrifft, das ist die Bürgschaft der Bürger eines dritten Reiches. So gehen Rosmer und Rebekka gern und froh in den selbstgewählten Opfertod, eine alte Schuld sühnend. So opfert sich Hedwig Ekdal ihrem Vater. Und auch Nora, wenn sie von ihren Kindern geht, bringt ein Opfer. Denn zu diesem Opferwillen steht das andere Grundmotiv aller Ibsenschen Dichtung, die freie Entwicklung des Individuums, das „Kommen im eigenen Namen“ nicht im Gegensatz, sondern eines ist vom anderen die Kehrseite. Nur wer sein Leben einsetzt, gewinnt sich sein Leben. Das Opfer ist ein freier Entschluß der Persönlichkeit. Eben um dieses Opfers willen

siegen die Galiläer. Der christgläubige und christbekenkende Kriegsoberst Jovian wird zum Kaiser dieser Erde nach Julian ausgerufen, und Christen haben das letzte Wort im Drama.

Die Riesenarbeit von „Kaiser und Galiläer“ hat den Dichter nicht abgespannt, sondern gekräftigt. Er hat nun den großen Stil gefunden auch für die künstlerische und psychologische Gestaltung gegenwärtiger Menschen und Zustände. Ibsen bezeichnet sein nächstes Stück, das er in München im Sommer 1877 schrieb, schon am 23. Okt. 1875 seinem Verleger Hegel als eine „Art Gegenstück zum Bund der Jugend“, das „bedeutungsvollere Zeitfragen“ aufrühren werde. Es sind „Die Stützen der Gesellschaft“.

Konsul Bernick, die Hauptstütze, ist der erste moderne Mensch, den Ibsen im großen Stil geschaffen hat. Geschöpf und Schöpfer sind gleichermaßen imposant. Wie Stensgård, lebt auch Bernick noch in äußerlich kleinen, kleinstädtischen Verhältnissen, durch die sich auch der Kleinstädter Ibsen zu erkennen gibt. Aber Bernick ist doch schon ein größerer Herrscher, der seine Dampfschiffe über das Weltmeer schickt und kühne Pläne für das Binnenland faßt, ein Mann von reichen Gaben und einer Persönlichkeit, die auch den Schärferblickenden besticht. Die Größe, die in ihm liegt, schrickt nicht vor dem Verbrechen zurück und scheut sich nicht, um Ziele zu erreichen, Masken der Kleinlichkeit vorzubinden. Er stützt eine leere und faule Gesellschaft, weil von ihr sein rücksichtsloses Vorwärtsschreiten gefördert wird. Er verwirklicht das eine Ibsensche Ideal, das des Menschen, der sich ganz aus eigener Kraft und eigener Natur durchsetzt; und sehr viel später, zu spät verwirklicht er auch das andere Ibsensche Ideal, das des Menschen, der seiner Kraft und seiner Natur gemäß frei bekennt und wahrhaftig gegen sich selbst und gegen andere handelt. Um zu diesem zweiten Ideal zu gelangen, hat Konsul Bernick durch die vier

Akte des Dramas eine sittliche Erziehung durchzumachen.

Die „Stützen der Gesellschaft“ sind eine pädagogische Komödie; darum stehen auch sie der Holbergschen Überlieferung noch nicht allzu fern. Wie nur je ein Lustspielheld der alten Schule, wird auch Konsul Bernick zum Schlusse durch Erfahrungen bekehrt. Er sieht sein Unrecht ein, er beichtet es vor aller Welt. Er, der mit den Heuchlern geheuchelt, mit den Lügnern gelogen hat, findet den Mut der Wahrheit und befreit sich von einer falschen Glorie, deren unheimlicher Schein ihn zuzeiten selbst blendet, aber vom eigentlichen Glücksempfinden fern gehalten hatte. Freilich ist diese Besserung und Bekehrung nicht so äußerlich wie in alter Zeit. Die Kraft der Umwandlung wird bei Ibsen nicht mehr durch eine äußerlich den ganzen Charakter eines Menschen umknickende Intrigue verursacht, sondern sie vollzieht sich nach natürlichen Entwicklungsgesetzen, die in der Seele des Menschen selbst liegen („Gesetz der Wandlung“). Natürliche Motive haben den Konsul durch Lug und Trug bis an den Rand des Verbrechens geführt, natürliche Motive erheben ihn über sich selbst. Nur eine Frage bleibt: sichert die momentane Selbstbefreiung vor Rückfällen in altes Übel? Von der Leiche John Gabriel Borkmans, die zwischen den zwei Schwestern seines Schicksals liegt, gehen wir beruhigter und zuversichtlicher weg, als von diesem ausgewachsenen und doch seine Umwandlung überlebenden Bekehrten und Belehrten, der nicht nur die zwei Schwestern seines Schicksals, sondern auch die eigene Schwester und seinen Knaben und so ziemlich alle Welt plötzlich ganz anders und endlich mit den rechten Augen sieht. Das „Ende gut, alles gut“ des konventionellen Theaterstücks muß hier noch auf Treu und Glauben akzeptiert werden. Ein einziger Zweifel könnte das ganze Gebäude umstürzen. Sonst aber vermeidet Ibsen die Mittelchen einer theatralischen Technik hier schon mehr als im „Bund der Jugend“. Zwar kehrt Lona Hessel mit der

vorgefaßten Absicht heim, „auszulüften“ und „den Helden ihrer Jugend“ frei und wahr hinzustellen. Aber ihr Vorgehen ist nicht von der mathematischen Planmäßigkeit der alten Theaterintrigue. Sie überläßt sich und ihr Ziel den starken Impulsen ihrer naiven Seele, sie selbst ringt mit eigenstem Herzblut gegen Mächte, die sie erst im Überwinden erkennt, im Erkennen überwindet. Sie wirkt nicht durch Erfindungen und Einfälle, wie sie noch im „Bund der Jugend“ Lunde- stad, Daniel Hejre und Fjeldbo haben, sondern durch die Gewalt der Tatsachen, an denen sie selbst so wenig rütteln kann wie andere. Auch sie ist mehr Werkzeug als Bewirker. Die opferfrohe Prophetin der Wahrheit und Treue, die alles das besitzt, was im Weibe stark ist, und darum nicht mehr zum „schwachen Geschlecht“ zu gehören scheint, sie ist kein Komödiengott mehr, der eine Komödienwelt nur von außen stieße, sondern sie ist ein lebendes und leidendes Organ jener Totalität, durch die ein Ausschnitt aus der Wirklichkeit erst zum Kunstwerk wird. Ebenso die anderen Personen dieses Dramas. Wenn einige davon, etwa der faulenzende Blau- dünstling Hilmar, ein Vorläufer Hjalmar Ekdals, oder der im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung gaunernde Kaufmann Vigeland zuweilen an die Karikatur streifen, so sind andere, wie der Adjunkt Rörlund, Meister- stücke einer mit satirischem Blick richtig gesehenen Wirklichkeit.

Man ist gerade unter den Verehrern Ibsens mit der Zeit etwas ungerecht gegen dieses Stück geworden, dem das breite deutsche Publikum freilich neuer- dings gesteigerte Erfolge bereitet. Wer aber, wie wir und unsere Altersgenossen, einst durch die „Stützen der Gesellschaft“ die größten Kunststoffenbarungen empfangen hat, kann von diesem erobernden und erleuchtenden Drama nicht wieder los. Unter dem Einfluß dieser modernen Wirklichkeitsdichtung zur ent- scheidenden Lebenszeit entstand in uns diejenige Ge- schmackslinie, die fürs Leben entschieden hat. Im



Zeitalter der genialsten Realpolitik herangebildet, trat uns hier die kräftigste Realpoesie entgegen. Aus Handel und Wandel des alltäglichen Lebens, aus Geschäft und Arbeit sahen wir eine Dichtkunst aufsteigen, die uns um so tiefer ergriff, je weniger uns die Epigonen Schillers oder die vertrocknete Nachromantik genugten. Es war eine Lust zu leben, solange Schiller und Goethe schufen, es war eine Lust zu leben, solange die Romantik blühte — nun war es wieder eine Lust zu leben, denn mit uns lebte ein Dichter, der den Inhalt unserer Zeit in eigene Hände nahm. Was galt uns Schillers Floskel „Ehret die Frauen, sie flechten und weben“ gegenüber der wundervoll schlichten, erschütternden kleinen Szene zwischen den beiden alten Jungfern Marta und Lona, die ihre Liebsten ins Glück hinausenden und sich selbst mit dem Nachsehen begnügen und mit überwundenen Schmerzen. Solche zwei Tanten, die waren zu was Besserem da als zu Strickstrümpfen und Kaffeekochen. Die gingen der Jugend ans Herz. Denn sie wußten, wann sie helfen und wann sie weichen sollten. „Der Junge sehnte sich unausgesetzt danach, auf eigenen Füßen zu stehen. Darum redete ich ihm ein, ich litte an Heimweh,“ sagt die eine, und die andere sagt: „Sollt’ ich ihm nicht das Glück zuführen, wenn ich ihn liebte?“ Welch herrlicher Optimismus! Welch ein Zutrauen in die Wandelkraft echter Liebe! Und dann der siegende Schluß: der Mann, der sich vor den Frauen, die Frau, die sich vor den Idealen beugt! Vielleicht muß man dies als etwas Neues, Unerwartetes in jungen Jahren aufgenommen haben, um von diesem Werk und seinem Dichter nie wieder los zu kommen, um Henrik Ibsen bei allen Wandlungen seines Auges für einen unerschütterlichen Idealisten zu halten.

Groß und ungeheuer war die Spannung, mit der unter diesen Umständen das nächste Werk erwartet wurde. Es kam 1879. Das Stück, das damals so viel Streit und Entrüstung erregte und jetzt von allen Ibsenschen

Werken das bekannteste und anerkannteste ist, heißt nicht „Nora“, wie seit der ersten schlechten Übersetzung fälschlicherweise der Titel war; sondern „Ein Puppenheim“. Der Name der Frau ist das Gleichgültige. Das Wichtige ist ihr Schicksal. Für Schicksal und Wesen der Hauptgestalt hat Ibsen ein direktes Vorbild gehabt: ein Wesen, das ihm unter dem Eindruck starker Zeitströmungen zwanglos zu einem sozialen Typus wurde. Die Frau weilt noch im Leben; ihren und ihres Helmer Namen nennen, hieße alte Wunden aufreißen (s. den ersten Entwurf zum Puppenheim in der „Neuen Rundschau“, Dezemberheft 1906).

Das Weib, das die Männer als Puppe behandeln — wie sich dieses Weib zu einem denkenden Menschen entpuppt, der nach Selbständigkeit und eigener Verantwortlichkeit trachtet, ist der Inhalt dieses Entwicklungs-dramas, das am meisten Befremden und Anstoß bei den Damen erregt hat, obwohl es als Verherrlichung der Frau, als eine Verteidigung ihrer Rechte in der Ehe und dem Gatten gegenüber gelten darf. Von den Gesellschafts-problemen geht Ibsen hier intimer zum Problem der Ehe über, das ihm schon während seiner Arbeit am „Bund der Jugend“ näher trat. Wenn Fjeldbo dort sein Täubchen vor dem Habicht schützen, aber nicht ängstigen will (s. o. S. CIX), wehrt sich in demselben Stück die junge Frau Selma Bratsberg, die durch eigene künstlerische Begabung die Berufsfähigkeit des Weibes beweisen könnte, sehr entschieden dagegen, daß das Weib nur ein schmückendes Spielzeug des Mannes sein soll, nur eine „Märchenprinzessin“, die bloß auf ihren Prinzen zu warten hat (ein Camilla Collettscher Gedanke). Als der Ernst des Lebens schwer herantritt, sträubt sie sich, nur Trostmittel eines Gatten zu sein, der nie ein Opfer von ihr gefordert hatte, dem sie nicht gut genug war, auch nur das kleinste mitzuertragen: „Wie hab' ich nicht gedurstet nach einem Tropfen Eurer Sorgen! Doch wenn ich bat, so habt Ihr immer nur mit einem leichten Scherz mich abgewiesen. Ihr zogt

mich an wie eine Puppe; Ihr spieltet mit mir, wie man mit einem Kinde spielt. Und ich hätte doch mit heller Freude Schweres getragen; ich hatte eine ernste Sehnsucht nach allem, was da stürmt und emporhebt und erhöht.“ Während schon hier das Puppenheim, freilich nur episodisch und ganz äußerlich eingepfercht, vorspukt, kehrt im „Puppenheim“ selbst das Bild vom Habicht und dem Täubchen wieder. Als Torvald Helmer seiner Gattin Nora die *pia fraus* der Urkundenfälschung „verzeihen“ hat, will er sie halten wie eine verfolgte Taube, die er den mörderischen Krallen des Habichts entrissen habe. Nora Helmer aber, durch Erfahrung klug und klar geworden, schämt sich ihrer Schutzbedürftigkeit; das Täubchen will fortan sich selbst wehren und schützen und, wenn sie das nicht kann, lieber verderben. Wie Selma Bratsberg, so will auch Nora Helmer nicht länger als Spielzeug behandelt werden.

Daß sie einer selbständigen Tat, einer Opfertat der Liebe fähig ist, bewies schon der fromme Betrug, durch den sie ihrem Gatten das Leben gerettet hat. Nun fühlt sie nicht bloß das Bedürfnis, sondern die Pflicht gegen sich selbst, Welt, Menschen, Leben, nicht am wenigsten sich selbst mit eigenen Sinnen zu erkennen, zu prüfen, zu beurteilen und danach ihr Handeln einzurichten. Dazu kann ihr am wenigsten der Mann helfen, den sie jahrelang zu lieben wähnte, weil sie ihn einer gleichen Opfertat der Liebe für fähig hielt, wie sich selbst, und den sie nun nach der großen Enttäuschung nicht mehr lieben kann. Daß sie sich in dem, der ihr zunächst stand, so schmerzlich irren konnte, beweist ihr selbst, wie wenig sie von Welt und Leben kennt, wie viel sie erst zu lernen hat. Sie verläßt den Mann, der ihr plötzlich fremd geworden ist und fremd werden mußte, trotzdem sie dadurch zugleich drei geliebte kleine Kinder verläßt. Das ist es, was ihr manche Damen nicht verzeihen können. Sie nennen es lieblos, herzlos, gewissenlos. Mütter, die tanzen gehen, während daheim ein Kind fiebert, werfen Steine auf diese Sünderin,

der beim Gedanken an ihre schlafenden Kinder, als sie dem Vater dieser Kinder den Trauring zurückgibt, das Herz brechen möchte. Denn was sie von den Kindern gewaltsam wegzieht, ist gerade ihr erwachtes Gewissen. Eine Taube, die sich nicht selbst vor dem Habicht schützen kann, wird auch ihre Taubchen nicht schützen können. Eine Puppe, die mit ihren Püppchen spielt, ist keine Erzieherin des heranwachsenden Menschengeschlechts, und Noras Lug und Trug, so fromm der Zweck war, sind kein gutes Beispiel für werdende Männer. Das hat ihr ja der korrekte, zielbewußte, mit edlem Maß für alles Wahre, Gute, Schöne eingenommene Gemahl überdeutlich genug zu verstehen gegeben. Obwohl er sonst nicht modernen Anschauungen zugänglich ist, hält der Herr Bankdirektor etwas von Vererbung und hat seinem „Eichhörnchen“, seiner „Lerche“, seinem „Singvogelchen“ oft genug vorgeworfen, daß sie eigentlich ein lockerer Zeisig sei, die leichtsinnige Tochter eines leichtsinnigen Vaters. Sie weiß: er empfindet ein körperliches Unbehagen in der Nähe von schuldbeladenen Menschen, die selbst vor Frau und Kindern die Maske der Heuchelei tragen müssen und in die eigene Familie eine Atmosphäre bringen, erfüllt von Keimen irgend einer bösen Tat. Das alles hat sie von ihm gehört, und auch den Wahrspruch des erfahrenen Advokaten: „Fast alle früh verdorbenen Menschen haben lügenhafte Mütter gehabt.“ Nun sieht sie ihren Ivar, ihr Bobchen, ihre kleine Emmy — der furchtbare Gedanke macht sie bleich vor Schrecken: „Ich meine Kleinen verderben —! Unser Heim vergiften?“ Dieser fremde Gedanke ist es, der selbst wie ein Gift in sie einging und in ihr wirkt! Daß sie log und betrog, fälschte und verbrach, daß sie Schuldgefährte eines Zuchthauskandidaten ist, weiß sie nun. Ihr naives Gefühl, auf das sie sich bisher allein verließ, ist nun verwirrt. Sie sieht nur einen Ausweg: weg von den Kindern eines entfremdeten Mannes, denen sie nicht mehr sein darf, was sie bisher war, und noch nicht sein kann,

was sie sein soll. Darum verläßt sie den Mann, der es in schwerer, schicksalvoller Stunde verscherzt, ihr Führer zu sein.

Ihr Führer! Will die entschlossene, nach Selbständigkeit, nach Freiheit ringende Frau noch einen Führer? O wie gern! Der sterbende Doktor Rank, der auch ein froheres, schöneres, kraftvolleres Leben für sie eben so freudig geopfert hätte, wie sein armes Siechtum — er wäre ihr als Führer recht gewesen. Der eigene Gatte kann es am wenigsten sein. Denn als sein Innerstes zum ersten und einzigen Mal ganz offen vor ihr lag, sah sie an dem wohlgesitteten Schöngeist, dem alles Gemeine, alles Haßliche, alles Kränkliche widerwärtig war, das feige Herz eines rohen Egoisten, und sah ihn selbst in seiner kläglichen Angst zu allen jenen kleinen elenden Künsten der Verstellung, der Vertuschung, der Verheimlichung bereit, die er bei Leuten wie Krogstad pharisäerhaft verdammt hatte. So überkommt sie selbst in der Nähe eines solchen Menschen ein körperliches Unbehagen, und sie ist getrennt von dem Manne, dem nun doch das fehlt, was sie das Wunderbare nennt (ein Lieblingsausdruck Noras, dem sie bei ihrer Schicksalswende höchsten Inhalt gibt): der freie Opfermut einer großen Liebestat.

Starke Schauspielerinnen wie Marie Ramlo, Eleonora Duse und Johanna Dybwad, können die Entwicklung der Noraseele verständlich machen. Man muß sie von allem Anfang an wachsen sehen. Das Kind wird zum Weibe, das Weib zur Priesterin. Am wenigsten darf die Nora der Schlußszene, wie es oft auf den Theatern vorkommt, als Sprachrohr des Dichters erscheinen. Sie ist ein Wesen für sich, dessen Gewissen geweckt wird durch die plötzliche Einsicht in eigene Schwachheit. Nora wuchs über den Typus hinaus. Zahllose Frauen machen in der Ehe früher oder später Noras Erfahrungen, aber sie folgen nicht Noras Beispiele. Sie halten aus und halten Haus beim „fremden Mann“. Und auch in diesem Aushalten liegt eine sittliche Pflichterfüllung.

Aber gerade sie werden Noras Tun verstehen und im stillen Märtyrtum ihr den Mut, sich zu befreien, neiden. Man sei um der lieben Weltordnung willen froh, daß sich die anderen Frauen in gleicher Lage fügen, und sei um des ungeschriebenen Rechtes der freien und reinen Empfindung willen noch froher, daß eine einzige Frau es gibt, deren Gefühl sich über die Weltordnung erhebt. Das ist Ibsens Nora. Sie ist eine Ausnahme und möge es bleiben. Aber diese Ausnahme ist notwendiger als die Regel selbst.

Zwei Jahre nach dem „Puppenheim“ erschienen 1881 die „Gespenster“. Wie so häufig bei Ibsen, wuchs das neue Werk aus einer Episode des vorhergegangenen heraus. Was zunächst nebensächlich berührt war, wird nun zur Hauptsache. Das Problem der Erbkrankheit wird im „Puppenheim“ gestreift, in den „Gespenstern“ durchgeführt. Doktor Rank mußte für das lustige Leutnantsleben seines Vaters mit einer Rückenmarkschwindsucht büßen. Nun steht Oswald Alving vor uns — wiederum eines lustigen Leutnants wurmstichiger Sohn — und fleht seine Mutter an, ihn von dem jammervollen Leben, das sie ihm gegeben hat, zu befreien. Sein Schicksal ist der Gegenstand dieses Meisterstücks aller modernen Tragödien. Aber Oswald ist nicht der tragische Held. Er ist weniger ein Lebewesen als ein Sterbewesen; wir lernen weniger seine Persönlichkeit als sein Mißgeschick kennen. In diesem Halbdunkel seiner Leidensgestalt liegt keine Schwäche der Dichtung, sondern eine wohlerwogene, künstlerische Absicht; denn als Held des Dramas sollte nicht der Sohn, sondern die Mutter dieses Sohnes hervortreten. Diese Heldin aber, diese Mutter lernen wir aus- und inwendig kennen; nicht nur in dem, was sie gerade erlebt, sondern aus ihrer ganzen äußeren und inneren Vergangenheit.

Vor dreißig Jahren wuchs in der Obhut seiner verwitweten Mutter, der zwei unvermählte Tanten bei der Erziehung halfen, ein junges Mädchen heran. Helene

war arm und schön. Ihr näherten sich zwei Männer, ein herzensfrommer Theolog und ein sinnensfroher Offizier. Jenem gehörte ihre stille Neigung, dieser mißfiel ihr nicht; da die Mutter, auch die Tanten gut zu-redeten, beging sie eine Sünde gegen ihr eigenes Herz und heiratete nicht den armen Pastor Manders, sondern den reichen Leutnant Alving. Noch bevor sie ein Kind zur Welt bringt, hat sie erkannt, daß ihr Gatte schlimmer ist als sein Ruf. Der jungen Frau ekelte vor seiner Nähe, in seiner Gesellschaft. Eines Tages flüchtete sie zu dem, den ihre Seele liebt, der sie still verehrt, aber nie begehrt hatte. Pastor Manders bleibt seines Amtes und seiner Sittenstrenge in der versuchungsschweren Stunde würdig. Statt das schutzflehende Weib liebend zu behalten, führt er sie liebevoll zurück zu ihrer Frauenpflicht. Damit glaubt er ein Gott und den Menschen wohlgefälliges Werk zu tun. Was wir von Nora Helmer nicht wissen, wissen wir von Helene Alving. Sie kommt wieder, und sie gebiert ihm einen Sohn. Alving wird durch den Fluchtversuch der Frau nicht zur Besinnung gebracht; vielleicht erfuhr er nie davon; er frönt immer größeren Lüsten. Aber auch mit der Frau geht es auf der Bahn, die sie einmal betreten hat, unaufhaltsam vorwärts. Noch immer sieht sie sich im Dienste der Pflicht. Sie will dem heranwachsenden Knaben die Ehrfurcht vor seinem Vater nicht rauben. Zu diesem Zweck spinnt sie, wie Nora, ein Netz frommer Lügen. Sie häuft Reichtümer, während ihr Mann, dem das Verdienst daran zuerkannt wird, in Wahrheit faullenz und schwelgt. Den Knaben, ihr Glück, hat sie früh von sich gegeben; er soll die Wahrheit nicht wissen, denn er soll seinen Vater ehren. So vergehen Jahre. Alvings Reichtum, Alvings Ansehen wuchs durch die heiße Arbeit der heldenmütigen Frau. Aus dem Leutnant ist längst ein Hauptmann, aus dem Hauptmann längst ein Kammerherr geworden. Aber mit der Kammerherrnwürde kommt ihm nicht die Manneswürde. Eines Tages ertappt ihn seine Frau, wie er ihr eigenes Dienstmädchen

zu verführen sucht. Die Liebschaft kommt zustande und hat Folgen. Johanna wird weggeschickt und verhüllt ihren Fall durch rasche Verheiratung mit einem schlechten Subjekt. Sie ist schon Frau Tischler Engstrand, als sie einer Tochter das Leben gibt. Nachdem sie, ihre Schuld büßend, durch den rohen Mann zu Tode gepeinigt ist, hat Helene Alving Seelengröße genug, das natürliche Kind ihres Mannes nicht dem verwahrlosten Scheinvater zu lassen. Sie nimmt Regine in ihr Haus. Während der rechtmäßige Sohn auswärts heranwächst, erzieht sie den Wildling fast wie ihre eigene Tochter.

Nach fast zwanzigjähriger Ehe stirbt Alving; die Welt betrauert einen Ehrenmann. Der Frau ist ihr frommer Betrug gelungen, sie will nun noch ein Letztes tun. Alles, was einst Leutnant Alving an Vermögen besaß, was ihn in den Augen der Tanten und der Mutter zu einer guten Partie machte, will sie in Geldeswert ausdrücken; für diese Summe will sie ein Asyl gründen, das den Namen ihres verstorbenen Mannes verewigen soll. Der wahre Grund zu diesem Entschluß ist ein doppelter: in ihrem Sohne soll die Ehrfurcht vor dem Vater unerschüttert bleiben; dann aber soll er alles, was er einst an irdischen Glücksgütern erben wird, nur ihr verdanken, ihrem rastlosen Fleiß, ihrem harten Kampf, dem ganzen Opfer ihres Lebens.

„Kammerherr Alvings Asyl“ steht nun unter Dach und Fach. Morgen soll es geweiht werden. Der junge Osvald ist aus Paris zur scheinfrommen Feier in die Heimat zurückgekehrt. Auch Pastor Manders, der sich seit jener Stunde der Versuchung lange Jahre vom Hause Alving fern gehalten hat, ist eingetroffen, um das neue Asyl unter seine geistliche Hut zu nehmen. Regine ist nach wie vor im Hause, nicht eben Tochter, nicht eben Magd. Endlich ist auch noch Reginens vermeintlicher Vater, der Tischler Engstrand, in der Nähe. Er hat die Tischlerarbeiten für das Asyl besorgt. Das Drama kann beginnen.



Der Dichter geht analytisch vor. Gespensterhafte Schatten wirft eine lange Vergangenheit auf die Vorgänge eines einzigen Sonnenlaufs. Aus dem Zimmer, wo sich vom Vormittag bis zum nächsten Morgen alles zuträgt, blickt man durch ein breites Gartenfenster auf das Hochgebirge der norwegischen Küste. Aber es liegt grau verhüllt in trübem Nebel; erst zuletzt entschleiert die aufgehende Sonne Gipfel auf Gipfel. So liegen von Anfang an über den Geschehnissen im Stück dichte Schleier; eine wunderbar feine Künstlerhand lüftet Hülle um Hülle. Alle Vorbedingungen des tragischen Endes gehören vergangener Zeit. Es wird erzählt, was geschah. Aber nichts wird des Publikums wegen berichtet. Was für die Zuschauer neu, überraschend, überwältigend ist, überrascht und überwältigt auch eine der fünf handelnden Personen. Pastor Manders erfährt im ersten Akt, daß er Helene durch jene fromme und opferwillige Zurückführung zur ehelichen Pflicht einem Unwürdigen auslieferte. Helene erfährt im zweiten Akt, daß sie ihren Sohn zwar vor dem materiellen Erbe seines Vaters schützen konnte, aber nicht vor einem allertraurigsten Erbteil, welches im Blute wuchert. Regine erfährt im dritten Akt, daß sie eines vornehmen Mannes natürliche Tochter ist und die Stiefschwester Osvalds, mit dessen Verliebtheit ihr kalter Anspruch auf Glück und Glanz töricht-schlau gerechnet hatte. Endlich — und damit schließt das Stück — erkennt Frau Alving, daß ihr Sohn ein unrettbares Opfer der physischen Erbsünde ist. In steter Steigerung bereitet sich dieses Ende durch die mannigfachsten Motive, durch Erregungen aller Art, vor: durch Heimkehr und Wiedersehen, durch lang verhaltene Brunst, durch das furchtbare Geständnis, welches Oswald der Mutter macht, durch Aufregungen und Anstrengungen bei der Einäscherung des väterlichen Asyls, dem er die symbolischen Worte nachruft: „Alles wird abbrennen. Nichts bleibt übrig von dem, was an Vater erinnert. Ich verbrenne ja auch“; zuletzt durch die Erkenntnis, daß die Geliebte seine Schwester, daß sein

verehrter Vater der Urheber seines Elends ist. Durch alles das kommt plötzlich die angeerbte Krankheit, welche dieses Geschick bildet, zum Ausbruch, und Oswald Alving verlangt nach der Sonne, wie ein Kind nach dem Spielball. Die Sonne aber, dieses herrlichste Sinnbild der Hoffnung und des Glaubens, der Freude und der Kraft, die schmerzlich und schwer in langen Nebelregentagen Vermiße — endlich erscheint sie, aber ihr Strahl fällt auf ein entgeistetes Gehirn.

Innerhalb des Stückes reiht sich Erfahrung an Erfahrung, ihnen verdankt das Stück seine dramatische Spannkraft. Wie König Ödipus bei Sophokles erst auftritt, nachdem er längst seinen Vater getötet und seine Mutter zum Weibe genommen hat, so erscheint Frau Alving erst, nachdem sie längst ihren Mann begraben und ihren Sohn hat groß werden lassen. Wie die Helden der antiken Tragödie gegen das Schicksal vergeblich ankämpfen, so kämpft Frau Alving vergeblich gegen die Macht des Blutes und der sozialen Verhältnisse. So sehr aber der Dichter von der Unfreiheit des Willens ausgeht, so führt er doch seine Heldin nicht ohne deren eigene Verschuldung in ihr Unglück. Er fragt sie: warum gabst Du nach und ließest Dich gegen die Stimme Deiner Brust zu dem verleiten, was kurzsichtige Nüchternheit als gute Versorgung preist? Als Du aus Gründen vernunftmäßiger Überlegung dem Geliebten den Courmacher vorzogst, log Dein Herz —; Du hast es mit einer Schuld beladen. Die eine Schuld gebar die zweite. Du überhörtest zum zweitenmal die Stimme Deiner Brust; Du folgtest dem Gebot eines allgemeinen Pflichtbegriffs. Du durftest niemals wieder zurückkehren zu dem Manne, den Du ein Recht hattest zu verabscheuen. Es war eine Lüge, daß Du noch länger sein Weib bliebst und ihm Gattenrechte gabst. Eine gesetzmäßige Ehe, die nicht auf gegenseitiger Achtung und Liebe ruht, ist unkeusch und unheiliger, als eine wilde Ehe, die gegen die Übermacht der Lebensumstände Liebe und Achtung geschlossen haben.

Man nennt das Stück seiner düsteren Farbe wegen pessimistisch. Zwar ist das Ende jammervoll: die Mutter ist nahe daran, ihr Kind mit eigener Hand zu töten, um es von der Last seines verlorenen Daseins zu erlösen. Zwar hängt dieses Menschenschicksal aufs innigste zusammen mit den allgemeinen Zuständen der Welt, die der Dichter nicht von ihrer besten Seite zeigt. Aber es wird deutlich ausgesprochen, daß es sich hier um Zustände einer bestimmten Welt handelt, wie sie Ibsen in den Verhältnissen seiner norwegischen Heimat durchschaut hat, in Verhältnissen, die ihn selbst ins Ausland trieben. Der Dichter dachte wohl bisweilen, wie sein Oswald: „So oft ich auch in der Heimat war, nie erinnere ich mich, Sonnenschein gesehen zu haben.“ Und nun höre man, was vom Ausland Oswald Alving erzählt. Er schildert ein Paradies. Er will dieses Paradies auf seinen Gemälden auch künstlerisch festgehalten haben: „Mutter, ist es Dir nicht aufgefallen, daß es sich bei allem, was ich gemalt habe, um die Lebensfreude gehandelt hat? Stets und ständig um die Lebensfreude. Da sind Licht und Sonnenschein und Sonntagsluft — und strahlende, vergnügte Menschengesichter.“ Nirgend anders als in Paris will Oswald dieses Arkadien gefunden haben, „das schöne, das herrliche Leben der Freiheit“.

Viele, die in Paris waren, und denen Ibsens „Gespenster“ zu düster sind, werden an die Existenz einer so hellen Welt und an die naive Lebensfreude, die darin herrschen soll, nicht glauben; sie werden über eine solche utopistische Träumerei wohl gar lächeln; dem immer etwas teuflischen Dichter war es zuzutrauen, daß er auch selbst drüber lächelte. Dennoch glaubte er, wenn nicht an die Existenz einer helleren Welt, so doch an die Möglichkeit dieser Existenz. Er war ein Optimist, der desto greller das Weltelend beleuchtete, je fester er an die Möglichkeit des Guten glaubte. Dieselbe Frau Alving, die an ihrem Mann das Gräßlichste und Ekelste erlebte, — sobald sie vom Dasein eines schöneren und freieren

Lebens hört, sieht sie plötzlich, „den Zusammenhang“ und empfindet mit Wehmut und mit Reue, daß sogar ihr abscheulicher Gatte in einer schöneren und freieren Lebenssphäre ein froher und edler Mensch hätte sein können; und diese Heldin schiebt dann alle Schuld auf sich selbst; sie klagt sich selbst an, daß sie ihm kein frohes Leben geschaffen habe.

Helene Alving sieht den Zusammenhang, als es zu spät ist. Darin liegt ihre Tragik. Aber ihr Auge ist hell geworden; sie steigt in prophetischer Gestalt über die Welt der anderen empor, über die Welt der Manders und Engstrand, über die Welt der naiven und der zielbewußten Inkarnation menschlicher Heuchelei, menschlicher Selbstsucht, menschlicher Feigheit im Kleinen und Kleinsten. Manders und Engstrand — hier steht Ibsens höllische Charakterisierungsmacht auf ihrer ersten stolzen Höhe; wie die Katze mit der Maus, so spielt der eine mit dem anderen: der gewitzte Proletarier mit dem studierten und wohlbeamteten Tropf, der brutale Scheinheilige mit dem zarten Frommen, der selber nicht ahnt, wie feig auch sein Herz, wie arm auch seine Welt, wie eng auch sein Sinn ist, und der im guten Glauben lebt, ein guter Mensch zu sein. Mit gleicher Vollendung, leibhaftig und lebendig hingeschaffen, steht Regine da, die verführerische Evastochter, gesund an Leib und Sinnen, und doch auch behaftet mit einem wilden Erbteil desselben „ruchlosen“ Vaters, der Osvalds Hirn verdorben hat. Auch ihr Weg wird der Weg des Verderbens sein. Und dasselbe Alvingsche Vermögen, das dem Asyl dienen sollte, wird nach der ominösen Feuersbrunst dank der Feigheit und Dummheit des guten Pastors Manders einem Seefahrerbordell dienen, worin Engstrand der Herbergsvater und Regine die Anziehungskraft sein werden. Aus Sünde geboren wird sie in Sünden untergehen, und ein Seelsorger ist es, der sie von Anfang bis zum Ende dieses Weges geleitet. Das ist das Hohn- gelächter der Hölle, das durch diese Tragodie hallt und alle Gespenster im Lande weckt.

Was Wunder, daß dieses klassisch klare und klassisch tiefe Werk die landläufige Entrüstung erregte, die sich noch mehr gegen seinen Dichter erhob (s. o. S. XXVI). Zunächst und am wildesten in der norwegischen Heimat, die sich ganz besonders empfindlich getroffen fühlte. Ibsen mußte sich dagegen verwahren, daß Aussprüche seiner Personen, wie etwa Frau Alving's Äußerung über die Geschwister-ehe, ihm selbst untergeschoben wurden. In einem Brief an S. Schandorph (6. Jan. 1882) erklärt er: „Man sucht mich für die Ansichten verantwortlich zu machen, die einzelne Gestalten des Dramas aussprechen. Und doch steht in dem ganzen Buch nicht eine einzige Ansicht, nicht eine einzige Äußerung, die auf Rechnung des Autors käme. Davor habe ich mich wohl gehütet. Die Methode, die Art der Technik hat dem Verfasser ganz von selbst verboten, im Dialog zum Vorschein zu kommen. Meine Absicht war, beim Leser den Eindruck hervorzurufen, daß er während des Lesens ein Stück Wirklichkeit erlebe. Nichts aber würde in höherem Maße dieser Absicht entgegenarbeiten, als wenn Ansichten des Autors dem Dialog einverleibt würden.“ Was aber Ibsen am heftigsten aufbrachte, war die Stellung der norwegischen Liberalen zu seinem Drama. Auf ihre Zustimmung hatte er gerechnet; und nun verhielt man sich lau oder gar feindlich. In einem Brief an Olaf Skavlan macht sich sein Grimm Luft: „Die letzte Zeit ist für mich reich an Erfahrungen, Lehren und Beobachtungen gewesen. Daß mein neues Schauspiel ein Wutgeheul im Lager der Stagnationsmänner hervorrufen würde, darauf war ich natürlich vorbereitet, und es ficht mich nur gerade so viel an, als ob ein Rudel Kettenhunde mir nachkläffte. Aber die Hasenherzigkeit, die ich auf seiten der sogenannten Liberalen wahrgenommen habe, hat mir so manches zu denken gegeben.“ Allerdings stand die Linke gerade damals in einem harten politischen Kampf, und die gemäßigten christlichen Fraktionen der Partei konnten durch einen allzu großen Radikalismus leicht vor den Kopf gestoßen werden, —

es galt die ganze Partei unzersplittert zusammenzuhalten. Diese Lage der Dinge war Ibsen nicht unbekannt; um so begreiflicher wird sein Haß gegen alles Parteiwesen.

Ibsen wurde von seinen Freunden nahegelegt, öffentlich zu protestieren sowohl gegen das „Wutgeheul“ der Politiker wie gegen die Anwürfe der Kunstzensenten. Mit überlegener Geberde lehnte er die Zumutung ab. Es war seines Wesens nicht, mit den Verächtern seiner Dichtungen zu streiten. Die Roheit der Kritik an sich ließ ihn gleichgültig. Er war Künstler und handelte auch in solchen Fällen nur als Künstler. Sein Protest war ein Drama. „Ein Volksfeind“ war der Held. Schon 1882 war er damit fertig. Als er die Feder ansetzte, stand er auch schon dichterisch über seinen Erlebnissen. Er schrieb mit heiterer Seele; schon beim ersten Anfang spricht er von einem „friedfertigen“ Stück, das „von Staatsräten und Großhändlern und ihren Damen gelesen werden kann“ (an F. Hegel, 16. März 1882). Und weiter in einem Brief (an Hegel) vom 9. Sept. heißt es: „Die Beschäftigung mit dieser Arbeit hat mir Spaß gemacht, und ich empfinde etwas wie eine Sehnsucht und eine Leere jetzt, wo ich damit fertig bin. Der Doktor Stockmann und ich kamen so vortrefflich miteinander aus. Wir harmonieren in so mancher Beziehung: aber der Doktor ist ein größerer Wirrkopf als ich und hat außerdem verschiedene andere Eigentümlichkeiten, denen man verschiedene Äußerungen aus seinem Munde zugute halten wird, die man am Ende nicht so ganz ruhig hingenommen hätte, wenn ich sie vorgebracht hätte.“

Doktor Stockmann ist in seinem Berufe als Arzt gebildet und praktisch, in mittleren Jahren, voll Feuer und Leben, im Genusse quick und fröhlich mit anderen, lieb und freundlich gegen seine brave Frau; in seiner hochherzigen Tochter Freigeist und Freimut nährend, seine Knaben nicht zu Duckmäusern erziehend, das Gute liebend, das Schlechte hassend, ein idealistischer

Hitzkopf, in dem treffliche Ideen und vage Phantasterei beisammen wohnen, schnell erregt und bald versöhnt, jedermann mit fast naivem Vertrauen belegend, aber aufbrausend und leicht sich selbst vergessend, wenn er dieses Vertrauen getäuscht sieht; wo andere verzagen möchten, bald wütend, bald zuversichtlich, halb Choleriker halb Sanguiniker, ohne eine Spur von Melancholie — wie alle Phantasten seines Schlages konnte er nie auf den grünen Zweig kommen.

Seit kurzer Zeit ist dieser Mann in seiner Vaterstadt durch Protektion seines Bruders, des Stadtvogts, als Badearzt angestellt. Eine neue Badeanstalt ist eingerichtet. Floriert sie, so floriert der Arzt — und die Zukunft des Doktors ist doppelt gesichert. Da entdeckt er, daß das angebliche Heilwasser gifthaltig ist. Er beweist es in einer Denkschrift. Er verlangt eine andere Wasserleitung, andere Einrichtungen. Den Aktionären ist das zu kostspielig, den Stadtvätern zu bedenklich, sie wollen die Sache totschrveigen, voran Bruder Stadtvogt, ihr Wortführer. Dagegen empört sich das Gewissen des Arztes und des Patrioten. Er will zu den Bürgern sprechen, er will seine Denkschrift im Lokalblatt abdrucken, Bruder Stadtvogt wiegelt Redakteure und Verleger gegen ihn auf; er will sie öffentlich verlesen, Bruder Stadtvogt verschließt ihm die öffentlichen Säle; er beruft seine Mitbürger in ein Privathaus, Bruder Stadtvogt und sein Anhang schneiden ihm das Wort ab. Da braust der Hitzkopf auf. Statt der angekündigten fachmännisch sachverständigen Vorlesung hält er eine donnernde Stegreifrede gegen die Dummheit der „kompakten Majorität“ und gegen die teuflische Engherzigkeit ihrer Führer. Die Führer und die Majorität sitzen vor ihm. Er wird immer aufrichtiger, heftiger, gröber. Es ist eine ihm selbst ganz neue Weisheit, die er dem Pöbel gegen den Pöbel predigt. Man murr, man zischt, man pfeift. Man entzieht ihm das Wort; mit knapper Not kommt er und seine Familie nach Hause. Nun zeigen sich Schlag auf Schlag die Folgen. Der Verwal-

tungsrat entläßt ihn, die Patienten schaffen ihn ab, der Wirt kündigt, die Tochter wird ihrer Stellung als Lehrerin enthoben, die Knaben werden aus der Schule geschickt. Noch eins kommt hinzu. Der Schwiegervater, ein alter Filz und Gegner der herrschenden Stadtverwaltung, hat sämtliche Aktien der berufenen Badeanstalt aufgekauft und bietet sie dem Doktor als Erbteil seiner Frau und seiner Kinder an. Nun wird doch der Doktor als guter Familienvater Vernunft annehmen und Ruhe geben. Indessen der Doktor bewährt sich noch einmal als Mann von Ehre. Er weist nicht ohne einen kurzen, aber herben inneren Kampf das anrühige Erbteil zurück; in der Stadt aber läuft das Gerücht um, der Doktor habe gestern aus Eigennutz gehandelt, damit die Aktien fallen. Diese Auffassung ist den Philistern einleuchtender und nähert sie wieder dem Doktor. Ein Mann, der eigennützig ist, muß respektiert werden. Der Doktor verbittet sich diesen Respekt. Nun hat er durch den Verlust des Erbteils alles verloren. Ihm öffnet sich nur die Zuflucht in das Haus eines einzigen Freundes. Und was will er dort? Seine Söhne und einige Straßensjungen will er dort zu freien und vornehmen Männern, zu Bürgern des dritten Reiches heranziehen: „Dann werdet Ihr alle Isegrims nach dem fernen Westen jagen, Ihr Jungens!“ Die Isegrims, die hungrigen Wölfe, die Stück für Stück das Kleinvieh auffressen, sind die Parteihäuptlinge. Gegen diesen Entrüstungsoptimismus hat Frau Stockmann doch ihre hausmütterlichen Bedenken. Auch dem älteren Knaben will es nicht ganz einleuchten. Der jüngere aber schreit Hurra, und die Tochter sieht vertrauensvoll auf den Vater, auch da er nun ausruft: „Jetzt bin ich einer der stärksten Männer der Welt.“ Das entlockt sogar dem kleinen Hurraschreier einen Ruf der Verwunderung. Nun sammelt der Volksfeind alle seine Lieben um sich und raunt ihnen sein großes Geheimnis zu: „Der ist der stärkste Mann der Welt, der allein steht.“ Die Knaben schweigen, die Mutter lächelt und schüttelt den Kopf. Nur



Petras Vertrauen bleibt felsenfest. Sie faßt mutig des Vaters Hande. Sie wird standhalten bei ihm. Eine andere Antigone wird sie den armen alten blinden verlassenem Ratsellöser durch diese dunkelste der Welten führen.

In einer Fülle lebendiger Figuren stellt sich diese dunkelste der Welten dar, die enge Welt des kleinstädtischen Spießbürgertums. Man braucht nicht aus Norwegen zu stammen, um diese Welt, wo aus Gemachlichkeit Dummheit, aus Dummheit Verlogenheit entsteht, zu kennen. Der Seelsorger dieser Welt heißt Pastor Manders oder so ähnlich, der Rechtsanwalt dieser Leute heißt Steensgaard oder Torvald Helmer. Alle drei könnten in diesem Stuck ebensogut wieder auftreten, wie der Vertreter der stärksten Großmacht dieser Welt, Herr Buchdrucker Aslaksen, aus dem „Bund der Jugend“ hier nochmals zum Vorschein kommt.

Es ist ein Mannerstück; nur zwei Frauen stehen im Hintergrund des Mannerstreits. Aber sie sind doch die Stärksten im Stück. Frau Käte überwindet all ihre hausmütterlichen Sorgen und Ängste, wo sie fühlt, daß ihrem Mann Unrecht geschieht, und findet in aller Not und Pein den herrlichen Mut, diesen Kämpfer um Recht und Wahrheit noch zu bestärken; und Petra, die Tochter, trägt in ihrer unbeirrbaren Zuversicht, daß das Rechte zu tun, das Schlechte zu lassen sei, das heimliche Palladium des Sieges. Narren des Ideals, wie Doktor Stockmann, mögen unter der kompakten Majorität ihrer Brüder versinken. Die Fahne des Ideals weht weiter, gehalten von den Händen einer Frau! Sollte Konsul Bernick mit seinem Schlußwort, daß die wahren Stützen der Gesellschaft die Frauen sind, doch recht behalten?

Ein Feuerkopf wie Stockmann ist eine tragische Person, wie nur der Held eines antiken Dramas. In seiner Seele lebt ein schönes Ideal: was er als recht und gut erkennt, in jedem Fall durchzusetzen. Der Wahrheitsdrang arbeitet wie eine Naturkraft in ihm, ungezügelt. Mit warmer Freude wiegt er sich in seinen lauterer und

treuen Empfindungen, wähnend, daß seine Mitmenschen ebenso treu und lauter fühlen müßten. An den bitteren Kern der Wahrheit denkt er nicht. Es fällt ihm nicht ein, daß der rechte Volkserzieher sich nicht souverän über das Volk erheben und ihm die nackten Wahrheiten so ins Antlitz schleudern darf, sondern, daß er sich, in scheinbarer Nachgiebigkeit, mit dem Volk auf die gleiche Stufe zu stellen habe, um es langsam und fest zu höheren Anschauungen emporzuführen. Und wenn dieser Volksfeind, dessen „ganzer Zorn gekränkte Liebe ist“, schließlich auf den Gedanken gerät, in einer freien Schule Träger seiner Ideen groß zu ziehen, so dämmert ihm doch wohl eine Ahnung von dem auf, worin er gefehlt hat. Weil er nur den Impulsen seines heiteren, vertrauenden Herzens folgt, und unweltläufig, wie er war, die Forderungen der Vernunft, der Besonnenheit nicht erkannt hat, beraubt er die größte Tat seines Lebens ihrer beglückenden Wirkung. Wir lieben diesen echten Menschen und Charakter, doch wir können auch die Mächte begreifen, an deren Widerstand er scheitern mußte. Und eben darum: wenn am Ende der Held verfemt, gemieden, in Armut gestoßen, sich als der „stärkste Mann“, allein mit seiner aufrührerischen Wahrheit („Non amo seditiosam veritatem“ sagte der feine, ängstliche, grillige Erasmus und meinte Luthers großen, unternehmenden Wahrheitsdrang), sich vor uns aufrichtet, so beherrscht uns nicht nur das Mitgefühl, das ein tragisches Schicksal hervorruft, — auch eine komische Stimmung kommt in uns auf. Im Charakter und in der Handlungsweise Stockmanns ist die Grenze, wo das Erhabene in das Lächerliche übergeht, nicht scharf gezogen. Der Mann der hohen sittlichen Ziele, der manches Jahr schon hinter sich hat, hat das Wesen eines übermütig-sorglosen Burschen; ja seine Launen streifen oft das Burleske. In dem großen Augenblicke, da er das Fazit seiner Erfahrungen ziehen soll, kriegt ihn diese ungestüme burleske Laune völlig unter.

Am 12. Juni 1883 schreibt Ibsen an Georg Brandes: ihn beschäftige der Entwurf eines neuen Dramas; er brauche einen Abfluß für „diverse Tollheiten“, die sich in Jahr und Tag bei ihm angesammelt hätten. Am 27. Juni 1884 meldet er die Vollendung des Konzepts und am 2. September sendet er das fertige Manuskript der „Wildente“ an Hegel: Der tägliche Umgang mit den Menschen dieses Stückes sei ihm trotz ihren mannigfachen Gebrechen doch lieb gewesen. Ibsen beginnt mit dieser Dichtung eine Schaffensepoche. Er schreibt: „Dieses neue Stück nimmt in meiner dramatischen Produktion gewissermaßen einen Platz für sich ein; das Verfahren weicht in mancher Hinsicht von meiner früheren Methode ab. Die Kritiker werden hoffentlich die Punkte schon herausfinden; auf jeden Fall werden sie Verschiedenes zum Streiten, Verschiedenes zum Auslegen finden. Daneben wird, glaube ich, „die Wildente“ vielleicht einige von unseren jüngeren Dramatikern auf neue Wege locken, und das würde ich für sehr wünschenswert halten.“ Er meint die vorwiegend psychologische Behandlung, worin der Weltlauf zum Symbol höherer Geschehnisse wird.

Alles und jedes wird in diesem grandiosen Schauspiel zum Sinnbild. „Die Wildente“ ist der stärkste dichterische Triumph realistischer Symbolik. Kein Zufallswörtchen fällt, das neben seinem gewöhnlichen Sinn nicht noch einen anderen, tieferen hätte, der nicht irgend eine Perspektive entweder in seelische Zustände oder auf Lebensprobleme öffnete. Das Hauptsymbol liegt schon im Titel. Das Wildentschicksal gibt eine symbolische Stimmung für das Menschenschicksal ab. Die Wildente aber ist nicht nur Symbol, sondern auch Motiv der Handlung.

Sie war einst über den Meeresspiegel geflogen. Der Großhändler Werle schoß nach ihr, und flügelahm sank sie unter das Wasser. Ein hurtiger Hund holte sie hervor, und der fehlende Schütze ließ sie einem kleinen Mädchen schenken, der angeblichen Tochter des Pho-

tographen Hjalmar Ekdal, die aber tatsächlich des Schützen eigene Tochter ist. In einer Bodenkammer, neben der Ekdalschen Dachstube, findet das wunde Tier unter Hühnern, Tauben, Kaninchen Unterschlupf. Fast das ganze häusliche Interesse dreht sich um den Fremdling. Der kleinen Hedwig ist die Wildente das liebste Spielzeug. Papa Hjalmar und Großvater Ekdal vertreiben sich mit ihr die Zeit, die beide auf Nützlicheres verwenden könnten. So wird der wilde Vogel fett und zahm. Er vergißt Luft und Freiheit, Himmel und Meer. Er findet sich in sein Loos, und „die Zeit ist stehen geblieben — da drin bei der Wildente“.

Die Wildente teilt mit dem alten Ekdal das gleiche Schicksal. Auch er hatte einst die Freiheit genossen. Ein kuhner Weidmann, hatte er droben im Hochwald auf Bären gejagt und ein trutziges Leben geführt. Seine Geschäftsunkenntnis, sein Leichtsinn, die feige Niedertracht seines Geschäftsfreundes Werle brachten ihn ins Unglück. Er hat jahrelang im Zuchthaus die Vergehen beider gebüßt und kam als stumpfer Greis mit einem kummervollen Hang zum Sprit heraus. Bei seinem Sohn Hjalmar findet er einen bescheidenen Unterschlupf. Dort vergißt er Luft und Freiheit, Wald und Wild; wenn er in der Bodenkammer unter vertrockneten Christbäumen auf Kaninchen pirscht, so bildet er sich ein, im Hochwald auf Bären zu jagen.

Sein Sohn Hjalmar hatte auch einst die Freiheit geliebt. Als Jüngling stand er im Begriffe, haltlos und hohlkopfig wie er war, zu verkommen. Da wurde er eines Tages geheiratet. Der Großhändler Werle, der schlimmere, aber unbestrafte Schuldgenosse seines Vaters, ließ ihn das Photographieren erlernen, richtete ihm einen Hausstand ein und gab ihm die eigene Wirtschafterin zur Frau. Über das Kind, das bald zur Welt kommt, macht sich Hjalmar keine weiteren Gedanken. Genug, daß Gina für seinen faulen Pelz sorgt und emsig arbeitet. Er ist geschäftig nur im Müßiggang, gefräßig, schläft gut und gern, und, wenn er nicht gerade vor der

Welt seinen anrühigen Vater verleugnet oder Weib und Kind leise quält und schädigt, so tut er nichts Schlimmes. Er wird fett und zahm wie die Wildente. Dabei be rauscht er sich an müßigen Zukunftsträumen, drechselt die geschwollensten Reden, blast die Flöte, ist ein flinker Nachschwätzer fremder Weisheit, gefällt sich in eingebildeter Schwermut und — wenn es schön klingt — in kleinlicher Gotteslästerung, und läßt sich gern weismachen, er sei ein außergewöhnlicher Mensch. Mit dem Leben hält er es, wie mit seines Vaters altem Schießgewehr: „Man kann nicht mehr damit schießen; denn am Schloß ist was nicht in Ordnung. Aber trotzdem ist es ganz nett, es zu haben; denn wir können es ab und zu auseinandernehmen, es mit Knochenfett einschmieren und wieder zusammensetzen.“ — Wie alle Selbstbewunderer fühlt er sich glücklich; zu seinem Glück gehört es, daß die kleine, unschuldige Hedwig in diesem „Familienvater“ ihr Menschheitsideal wähnt und vergöttert. Seine Phrasen hält sie für Weisheit, sein Pathos für Seele, seine Aufschneidereien für Lebenserfahrung, seine Locken für Manneszier, seine Trägheit für die Muße gesammelter Geisteskraft. Ganz naiv spricht sie von seinen Schwächen und Lächerlichkeiten, ohne zu ahnen, daß es Schwächen und Lächerlichkeiten sind; ganz treuherzig erzählt sie von dem Tagesdieb: „Vater hat versprochen mir Unterricht zu geben; aber er hat noch keine Zeit dazu gehabt“. Dabei ist sie selbst das Gegenteil ihres angebeteten Ideals; sie ist klug, hilfreich und tätig, lernbegierig und opferfähig, das lieblichste Backfischchen, das je ein Dichter geschaffen hat.

Hedwig ist genau solch ein kleiner Wildling wie ihre geliebte Ente. Auch das Kind verdankt die Familie Ekdal dem alten Werle. Vom Großhändler Werle hat Hedwig die Gefahr des Erblindens geerbt, wie von Gina Ekdal die Güte des Herzens. Bald fröhlich, bald nachdenklich hüpfte das holde Mädchen durch ihr bescheidenes Dasein und ist noch zufriedener als die Wildente,

da sie niemals, wie diese, schönere Tage gekannt hat; nur ihre reine Kindesphantasie spiegelt ihr hellere Welten vor als das Dachstubenleben bei Mutter Gina und Papa Hjalmar.

In die stumpfe und dumpfe Gemütlichkeit dieses mit niederländischer Kraft dargestellten Familiendaseins treten zwei Männer ein, von denen sich jeder eine bestimmte Weltanschauung gebildet hat. Der eine ist der Arzt Relling, der andere ist Gregers Werle, der Sohn jenes Großhändlers. Beide haben in der Welt ihr Glück verpaßt, aber aus unterschiedlichen Gründen. Relling dankt seine Verkommenheit einem wüsten Lebensgenuß. Gregers Werle, der ungeschickte, mißhandelte, häßliche Sohn einer ungeschickten, mißhandelten, häßlichen Mutter, dem die Gewissenlosigkeit seines Vaters auf das eigene „kränkliche“ Gewissen drückt, ist weltschreu und weltfremd geworden; in seinem schweren Träumerkopf hat sich der Glaube an ein Ideal festgenagelt. Und dieses Ideal ist die Wahrheit. Was für Frau Alving Gegensatz schien, wird für Gregers Werle identisch. Relling sucht in der schlechten Welt gemeine Genüsse, Gregers will die ihm unbekannte Welt bessern. Dem genügsam-resignierten Pessimisten steht der hochgespannte Optimist gegenüber, dessen „Rechtschaffenheitsfieber“ jener verspottet. Beide sind im Unterschied zu ihrem gemeinschaftlichen Freunde Hjalmar Ekdal von Natur unglückliche Menschen, aber beide wollen das Glück Ekdals und der Seinen. Gregers Werle erkannte als Voraussetzung des Lebensglückes die unbedingte gegenseitige Wahrhaftigkeit, Relling die Täuschung, die Einbildung, die „Lebenslüge“. Gregers Werle stellt ideale, Relling praktische Forderungen an das Leben. Wie Helene Alving im Disput mit dem opportunistischen Pastor Manders den Idealen die Wahrheit gegenüberstellt, so stellt Gregers Werle im Disput mit Relling dieselbe Wahrheit als das eigentliche Ideal den beglückenden Illusionen entgegen, die Relling ebenso bewußt als Lügen erkennt,

wie die Ideale. Weil Hjalmar Ekdal sich und den Seinen schönen blauen Dunst vormacht und niemals darüber nachdenkt, daß er seine Existenz einem gefallenem Weibe verdankt, ist er nach Rellings Anschauung glücklich. Ebenso wie der versumpfte Theolog Molvik ganz glücklich lebt, weil er an einen Dämon glaubt, der sein besseres Selbst unterdrückt und ihm so die Freiheit und Verantwortlichkeit abnimmt. Dieses dumpfe Glück, das einer dumpfen Seele würdig ist, soll dem guten Hjalmar erhalten bleiben. Gregers Werle dagegen wird ihn erst dann für glücklich halten, wenn er seine Ehe im rechten Lichte gesehen haben, wenn zwischen ihm und Gina und Hedwig volle Wahrheit sein wird. Nicht eine Wahrheit aus Bequemlichkeit und praktischem Interesse wie zwischen dem alten Werle und seiner lebensklugen, illusionslosen, völlig vorurteilsfreien Frau Sörby, sondern eine Wahrheit um der Wahrheit willen. Darum klärt Gregers, gegen den entschiedenen Widerspruch Rellings, den armen Hanswurst über Ginas Vorleben und Hedwigs Herkunft auf. Er verspricht sich davon Sühne aller vergangenen Schuld und Läuterung. Wo bisher Lug und Heimlichkeit war, soll jetzt Offenherzigkeit und Vergebung der Sünden sein. Gregers Werle selbst war dabei einer Illusion, einer Täuschung verfallen, denn er traute seinem Freunde, der in Wahrheit ein Tor und ein Tropf ist, das Talent zum Adelsmenschen zu. Gerade weil aber Hjalmar und Gina dumpfe Seelen sind und bleiben, schadet ihnen die Wahrheit so wenig, wie ihnen die Lüge geschadet hatte. Das Eheleben zwischen der gutmütig-beschränkten, naiv ein bißchen jenseits von Gut und Böse umherschlüpfenden Gina, die eine alte Schuld durch hausmütterliche Treuherzigkeit und Tüchtigkeit sühnt, und dem haltlosen Windmacher Hjalmar, den sie dadurch vom Untergang rettete, wird auf die Länge nicht getrübt. Man lebt weiter, wie man gelebt hat.

Dagegen fällt ein anderes zartes Opfer: ein Gottesgeschöpfchen, zu gut für diese dumme und dumpfe Welt,

in der es doch gern und glücklich gelebt hat. Die kleine Hedwig, bleichsüchtig und im Wachstum, zeigt sich den kaum verstandenen Aufopferungsgedanken des idealistischen Träumers, der ihr heimlicher Stiefbruder ist, zugänglich. Da Hjalmar in selbstgefälliger Entrüstungspose das Kind als Fremde von sich weist, will sie durch einen unzweifelhaften Beweis ihrer Liebe seine Liebe wiedergewinnen. Gregers Werle und ihr kleines Herz sagen ihr: der offenbarste Beweis der Liebe sei ein Opfer. Sie will ihr liebstes Spielzeug, den Stolz ihres Besitzes opfern, sie will die Wildente erschießen. Aber da sie hört, wie Hjalmar Ekdal in schwülstigen Tiraden behauptet, an ihrer Liebe und Aufopferungsfähigkeit zu zweifeln, da sie erfährt, daß sie nicht Vaters richtiges Kind ist, so kehrt sie die Pistole nicht gegen die Wildente, sondern gegen die eigene Brust. Sie bezahlt und beweist ihm ihre Liebe mit dem Leben. Einem Leben in Blindheit entzieht sie ein freier Opfertod in der Bodenkammer, die ihr manchmal erschienen ist wie „der Meeresgrund“. Es ist der hochherzige Entschluß einer hysterisch-verängstigten, kindisch-verirrten, von inneren und äußeren, nicht nur körperlichen, sondern auch meteorologischen Einflüssen momentan getrübt, aber groß und rein geschaffenen Seele.

Nicht aus der Idee heraus hat der Dichter diese Vorgänge gestaltet. Vollkommen gibt er weder Relling noch Gregers recht. Beide denken einseitig. Ibsen zeigt uns auch nicht die höhere Einheit der beiden Gegensätze. Die Frage: was ist Glück und welcher Weg führt zum Glück? bleibt so offen, wie sie war. Ebenso offen bleibt die andere Frage: was nützt Wahrheit? Der Dichter stellt sich nicht die Aufgabe, diese Fragen zu lösen. Aber er nimmt sich das Recht, sie zu erörtern. Und gibt man dieses Recht ihm zu, so muß man die mächtige Gestaltungskraft bewundern, mit der er frei von allen theoretischen Deduktionen und Diskussionen uns mitten ins wirkliche Leben hineinführt und aus individuell gestalteten Charakteren ein Schicksal schmiedet,



das nur Beispiel, nicht Beweis ist für die eine oder die andere Weltanschauung. Die Gestalten sind nicht Träger und Beleuchter irgend eines moralphilosophischen Grundsatzes, sondern sie führen jede ihr eigenes, auch an Widersprüchen reiches Leben. Nur Naturell, Temperament und Gewohnheit leiten ihre Handlungen und begründen ihr Schicksal. Angeborenes und Anerzogenes wirkt zusammen. So entstehen in Hjalmar und Gina, in dem alten Ekdal und Hedwig Menschen von einer Lebenswahrheit, die unheimlich und verblüffend auf jeden wirken muß, der sonst auf der Bühne an Ideen oder an Marionetten gewöhnt ist.

In früheren Stücken hatte sich Ibsen in seiner Weltanschauung als Apostel der reinen Wahrhaftigkeit bekannt. Auf ihrem Grunde nur fand er Liebe und Glück. Wie ein solcher Wahrheitsapostel an der Macht der Lüge scheitert, zeigte er im Volksfeinde. Aus der „Wildente“ will der Dichter die Beobachtung gezogen wissen, daß die Wahrheit für gewisse Menschen, vielleicht für die meisten, ein zu kostbares, ein gefährliches, ein tötendes Gut ist.

Das Schauspiel „Rosmersholm“ (am 23. Okt. 1886 erschienen) war die Frucht eines Besuches in der Heimat. Die politischen Verhältnisse waren dem Dichter wieder näher getreten (s. o. S. XXXVI). Die Lauheit und Zwieträchtigkeit der Liberalen stieß ihn ab. Er vermißte die „aktiven Kräfte“ zur Erfüllung großer Kulturaufgaben. „Rosmersholm“ ist das Drama politischer Erweckung. Die „Aufforderung zur Arbeit“ erkennt Ibsen selbst als ein „Leitmotiv“ des Stückes. Aber vor allem, sagt er (Brief an Björn Kristensen), ist das „Stück natürlich eine Dichtung von Menschen und Menschenschicksalen“. Den landschaftlichen Hintergrund für dieses Herrensitzdrama gab das alte Erbgut einer Familie Möller, der Moldegaard bei Molde.

In diesem Drama gerät die „ideale Forderung“ nicht zu Durchschnittsmenschen wie Gina und Hjalmar

Ekdal, sondern zu jenen Auserlesenen, zu denen Hedwig Ekdal berufen war. Was sich jener Volksfeind vornahm, was Gregers Werle in der Ekdalschen Familie unheilvoll versuchte, das schwebt auch dem Expastor Rosmer vor, der sich von angeerbten und anerzogenen Anschauungen über Staat und Kirche losgemacht hat und einem Zukunftsreich frohe, edle Menschen erziehen will, die das doppelseitige Ideal der individuellen Freiheit und der die Gefahren einer solchen Freiheit ausgleichenden Opferfreudigkeit verkörpern. War der Volksfeind ein naiver Hitzkopf gewesen, war Gregers Werle ein vereinserter Grübler und tiefsinnig bornierter Hartschädel, so ist Johannes Rosmer, der Enkel eines uralten, bodenständigen, Land und Leute lenkenden Edelgeschlechts, eine feine, sinnende, zum Edelsten und Reinsten strebende Seele, ein geistiger Aristokrat, zart-empfindlich nach außen, tief eindringend nach innen. Rosmer hat etwas vom Hamlet. Was sich der Volksfeind vornimmt, was bei Gregers scheitert, wird von Rosmer, in einem Falle wenigstens, erreicht. Er hat eine Seele geädelt.

Rebekka West war aus unsauberen Verhältnissen mit einer Vergangenheit, die bis zur unbewußten Blutschande herabsank, nach Rosmersholm gekommen; hier begeht sie etwas, das einem Verbrechen ähnlich sieht. In den Hausherrn mit der ganzen Leidenschaft ihrer ungebändigten, jenseits von Gut und Böse wildernden, dämonischen Natur verliebt, erkennt sie sofort, daß Rosmer von seiner hysterischen Frau zwar mit derselben, noch bis zur Nymphomanie gesteigerten Sinnesleidenschaft geliebt, aber seelisch und geistig nicht verstanden wird.

Rebekka fühlt sich fähig, um ihren sinnlichen Zweck zu erreichen, sofort an seinem inneren Leben teilzunehmen. Während sie geistig und seelisch mit dem begehrten Manne verkehrt, bringt sie der Frau den Glauben bei, dieser Verkehr sei geschlechtlich, sei Ehebruch. Wäre Rebekka, die von der Mitternachtsonne herkam,

ein paar Jahrtausende früher dort oben geboren, so hätte sie als richtige nordische Sagenfrau schlecht und recht die Rivalin mit eigener Hand ermordet. In unserer zahmen Zeit fühlt Rebekka an sich selbst, daß es zwei Arten Willen in einem Menschen gibt. Sie könnte auch sagen, daß es abgesondert einen Wunsch und einen Willen gibt. Je mehr sich die menschliche Natur kultiviert, desto schärfer scheidet sich in kritischen Fällen der Wunsch vom Willen. Wir wünschen, daß mancherlei geschehe, sind aber nicht willens, die erwünschte Tat direkt auszuführen. Rebekka wünscht, daß Rosmers Frau auf Rosmersholm nicht vorhanden sei. Aber ihr Wille ist nicht stark genug, um sie zu töten. Ihr starker Wunsch jedoch treibt sie Schritt für Schritt, Spürchen für Spürchen zu Worten und Handlungen, in deren mittelbarer Folge die Frau selbst Rebekkas Wunsch erfüllt. Beate, die in der Urfassung des ersten Aktes noch lebend an der Handlung teilnahm, räumt sich selbst den beiden aus dem Wege, auf daß ihr Gatte mit der Wahlverwandten glücklich werde. Wie Hedwig Ekdal, so fand auch Frau Beate Rosmer, geborene Kroll, Mut und Kraft, ihr Leben für ihre Liebe zu opfern. Jenes „Wunderbare“, das Nora Helmer von ihrem Gatten vergeblich erhofft hat, wozu Nora selbst fähig gewesen wäre — ein hysterisches, stimmbrüchiges Kind, ein hysterisches, unfruchtbares Weib vollbringen es „mit ihrer leidenden Liebe“.

Aber auf Rosmersholm geschieht noch etwas Wunderbareres. Die Opfertat ist vollbracht; der Weg Rebekkas zu Rosmer ist frei; sie leben selbender, von der Welt beklatscht, auf dem einsamen Landsitz; aber sie verkehren wie Geschwister, wie brüderliche Freunde. Der geistige Umgang mit dem edlen, feinen, stillen, keuschen Mann hat tief in Rebekkas verwüsteter Natur eine bessere Seele geweckt, ihre Leidenschaft geläutert, ihre Triebe geadelt, alles Große in ihr frei gemacht. Was Geburt, Gewöhnung, Erziehung in dieser natürlichen Tochter einer Hebamme und eines Geburtshel-

fers erniedrigt hatten, dringt hervor wie ein Edelstein aus dem Erdmorast. Wie Rosmers kontemplative Natur sie selbst geläutert hat, so treibt ihre eigene aktive Natur nun ihn zu mannhafter Tatenlust: „Lebe, wirke, handle“, sagt sie ihm; „sitz nicht da und grüble und brüte über unlösbaren Rätseln!“ Ibsen hat niemals ein Weib gezeichnet, das ohne starken Einfluß auf den Mann gewesen wäre, dem es innerlich angehört.

Der Wille zur Tat ist geweckt. Rosmer sehnt sich darnach, Licht zu bringen in das Döster der menschlichen Abscheulichkeiten, die Menschen zur Selbsterkenntnis, zur Reue, zur Verträglichkeit zu führen. „Ach, was für eine Lust wär' es dann, zu leben. Kein haßerfüllter Streit mehr. Nur Wettstreit. Aller Augen gerichtet auf das eine Ziel.“ Wie er und Rebekka in reiner Freundschaft keusch und geistig beisammen leben, so soll die Menschheit leben. Er, den kein Mensch jemals hat lachen sehen, fühlt in sich große Anlagen zum Fröhlichsein. Er will sein Evangelium von der Freude, die die Geister adelt, von den „frohen Adelsmenschen“ an die Stelle alter Überlieferungen setzen, von denen der Priester und der Abkömmling eines alten Geschlechts sich selbst innerlich losgesagt hat. Die freie, frohe Genossin soll ihm helfend zur Seite bleiben. Was er selbst an sich erlebt, ein freies Zusammensein von Mann und Weib ohne Ehe, aber auch ohne „freie Liebe“, hält er auch anderwärts für möglich und fast für normal.

Rebekka beginnt gerade unter der Macht einer reinen Lebensanschauung die Verantwortung dessen zu fühlen, was geschah. Diese geheime Schuld lähmt ihr Begehren. Sie vermag die Früchte ihrer dunklen Tat nicht zu genießen. Je höher Rosmer seinen idealen Flug nimmt, desto höher hebt er auch sie über die gemeine Sinnlichkeit hinaus. Allmählich wird sie erst durch ihn, wofür er sie von Anfang an hielt: eine freie, adlige Seele. Sie war das nie gewesen; den Makel ihrer Geburt übertraf der Makel ihrer Jugend. Durch die Schändlichkeit, die sie an Beate beging, krönte sie nur einen schuld-

haften Wandel. Aber was die bürgerlich brave Beate, die geborene Kroll, nie begriff, das lernte dieses gefallene Kind der Sünde empfinden: Rebekka begriff das Ringen eines reinen Mannes nach dem Ideal. Zwar nicht die Freude adelt ihren Geist, wie Rosmer das möchte; wohl aber erfährt sie an sich selbst, daß die Kraft, zu adeln, auch ein großer Schmerz besitzt. Bei ihr ist dieser große Schmerz die Reue nach der Tat, die Macht der Vergeltung. Sie wird adelig, aber sie wird nicht froh.

Kaum soll das Ideal Wirklichkeit werden, kaum will Rosmer im praktischen Leben Partei ergreifen, so erregt er Anstoß durch Rebekka, die den Philistern als Hexe gilt, als Hexe im verführerischen wie im gehässigen Sinn. Was jetzt dem Ahnungslosen von Freund und Feind, von Freund Kroll und Feind Mortensgård, über sie hinterbracht wird, muß er für bösen Leumund halten. Um dem entgegenzutreten, um alles Vergangene los zu werden, um die Leiche von seinem Rücken abzuschütteln, bietet er der Freundin seine Hand zum Ehebund. Sie schlägt entsetzt den Antrag aus, um ihrer Schuld, ihrer Vergangenheit willen: eher den Tod, als dieses unverdiente Glück! Bald kommt der Augenblick, da Rosmer endlich alles erfahren muß. Unter dem vernichtenden Eindruck eines alten Oedipusfluches findet sie den Mut und die Charakterstärke zu einem freien, rückhaltlosen Geständnis. Die Sünderin wird zur Bekennerin: Ja! sie hat ihn getäuscht! Ja! sie hat Beate in den Tod gejagt! Er wird irr an ihr und kann ihr von nun ab niemals wieder trauen! Sie müssen sich für immer trennen, denn zu viel liegt zwischen ihnen: ihre Vergangenheit, ihr Betrug, die selige Frau! Wenn sie ihm auch sagt: Ich bin nicht mehr, die ich war! Du hast mich frei gemacht, Du hast mich geläutert — wie kann er ihr glauben, die ihn so lange und so fein hinterging, die ihn nun so jäh enttäuscht? Den Glauben an sie kann ihm nur ein Beweis wiederbringen. Sie ist ihm einen Liebesbeweis schuldig, der nicht hinter dem zurückstehen darf, den die Verstorbene ihm gegeben

hat, die gern und freiwillig ihr Leben für sein Glück lassen konnte. Rebekka teilt diese Anschauung.

Rosmers Fähigkeit, Menschen umzuwandeln, hat sich an Rebekka erwiesen, und gerade Rebekka ist es, die ihm den verlorenen Glauben an diese Fähigkeit und den Glauben an die Fähigkeit der Menschenseele, sich adeln zu lassen, nur durch einen Beweis ihrer Liebe wiedergeben kann. Dieser Beweis kann nur ihr Opfertod sein, denn nach der alten Rosmerschen Familienanschauung verlangt Verbrechen Sühne. Wohin sie Rosmers Weib getrieben hat, muß sie selber gehen, und Johannes Rosmers eigene frei gewordene Lebensanschauung führt zu demselben Ziel: „Es ist kein Richter über uns. Und darum müssen wir selbst Justiz üben.“ So sind sie im wachsenden Aufruhr ihrer tiefsten und geheiligtesten Empfindungen für einander und gegen einander beide zusammen auf den gemiedenen Mühlensteg gelangt. Eins geworden im Leben wie im Tod, gehen sie zusammen froh und freiwillig in den Tod, da sie unter dem Schatten des Vorangegangenen nicht zusammen leben können. „Die Selige hat sie geholt“, jammert ein Weib aus dem Volke, das an Gespenster, an die weißen Rosse von Rosmersholm glaubt. Umschlungen sieht man sie sinken, umschlungen zum ersten Mal. Die Rosmersche Lebensanschauung, die altererbte wie die neu erworbene, adelt die Seele, aber tötet das Glück, das nichts anderes ist als stilles, frohes, sicheres Gefühl der Schuldlosigkeit, auch da, wo Schuld vorhanden ist. Auf Rosmersholm werden sich Sünder ihrer Schuld bewußt. Sie brechen dort unter der Last des erregten Gewissens zusammen. Die Ethik, die christliche Ethik siegt, indem sie vernichtet. Denn derselbe Rosmer, der von der Kirche abwendig sein Pfarramt niedergelegt hat, der allen Glauben an den Buchstaben verloren hat, predigt und übt nichts anderes als den Geist des Urchristentums. Man kann ihn mit Leo Tolstoi vergleichen. Sein moralisches Gewissen ist so empfindlich, daß er sich selbst am Tode Beatens die Mitschuld beimißt, weil er schon zu ihren

Lebzeiten innerlich der anderen gehörte. Rosmers Lehre ist die Moral der Bergpredigt, die den Sanftmütigen, den Gerechtigkeit Suchenden, denen, die reines Herzens sind, den Barmherzigen den Trost gibt: „Seid fröhlich“; die zur brüderlichen Versöhnung und zur Aufopferung mahnt. Während die Bergpredigt zwar vor irdischer Habgier warnt, dafür aber dem Egoismus der Menschen himmlischen Lohn verspricht, fehlt dem ungläubigen Johannes Rosmer auch diese Hoffnung auf glücklichen Besitz im Drüben. Er liebt und übt die Moral nur um ihrer selbst willen, ohne jeden persönlichen Anspruch auf diesseitige oder jenseitige Vergütung. Wo er schuldig geworden ist, vergilt er aus eigenem Willen. „Wer tötet, der soll des Gerichts schuldig sein,“ sagt die Bergpredigt. Rosmer, der die Schuld am Tode seines Weibes auf dem Gewissen fühlt, wird sein eigener Richter und spricht sich selbst nach dem alten antichristlichen Mosesgebot „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ das Todesurteil. So begeht er Selbstmord, versündigt sich also gegen die christliche Lehre, indem er aus ihr die äußerste Schlußfolgerung zieht; ironisch schaut Henrik Ibsen ihm dabei zu und denkt sich: so ergeht es den wahren Propheten im Lande.

Des Dichters Ironie wie seines Helden Prophetentum werden noch heller und greller durch die drei männlichen Personen beleuchtet, die jede wie aus einer Blendlaterne ihr trübes Licht auf Johannes Rosmer werfen. Das froh und frei gewordene Adelsmenschenpaar verläßt die Welt. Übrig bleibt die Welt für drei Menschensorten. Zur ersten Sorte gehört Rosmers Schwager, Beatens Bruder, der Rektor Kroll, ein Geistesverwandter des Advokaten Helmer, des Pastors Manders, des Stadtvogtes Stockmann, des Großhändlers Werle. Er ist eine Stütze der christlichen Landeskirche; aber während der Bergprediger mahnt: „wenn dir jemand einen Streich gibt auf deine rechte Backe, dem biete die andere auch dar“, so ist Rektor Kroll, wie er selbst renommiert, nicht der Mann, der seinen

politischen Parteigegnern gutwillig die Backe hinhält, — sondern wenn er Blut geleckt hat, beißt er um sich. Zu seinen christlichen Theoremen gehört auch die Aufopferung für andere, aber wie sehr ihm die wahre und werktätige Liebe fehlt, beweist seine kalte Scheu vor der Erinnerung an die Schwester, deren Selbstmord seinem Philistersinn peinlich und ärgerlich ist, und über deren Seelenschicksal er viel gelassener hinweg kommt, als Rosmer und Rebekka. Seinen Nächsten liebt er so wenig, daß bloße Meinungsverschiedenheit ihn zu Haß und Verdammnis führen. Er ist ein besserer Menschenkenner als Rosmer, aber diese Menschenkenntnis beruht auf Geringschätzung der Menschen. Das Christuswort „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich“ kehrt er in egoistischer Weise um: „Wer nicht mit mir ist . . . (dem) bin ich keine Rücksicht schuldig“. So steht dem entkirchlichten Urchristen Johannes Rosmer der Staatskirchenchrist als Ketzerrichter gegenüber, der die christlichen Tugenden der Sanftmut, der Gerechtigkeit, der Barmherzigkeit, der brüderlichen Liebe nur so lange übt, wie sich's lohnt, der aber im Kampf sich selbst mit Stolz einen Stromhemmer nennt, einen Tyrannen der Jugend, einen Feind selbständigen Denkens, einen, der aus Zweckmäßigkeit die Wahrheit mindestens totschweigt, einen Verteidiger des Ewiggestrigen oder, wie er selbst sich ausdrückt, dessen, was „bis jetzt“ für recht und billig gegolten hat; einen Entrüsteten, dem die Sittlichkeit ohne Kirchenglauben nicht viel wert ist. Dabei ist dieser Eiferer ein Mann von angenehmen Umgangsformen; auch ein lebemännischer Zug ist seinem Wesen nicht fremd, denn zu dieser Art von Heiligen gehört auch ein Stückchen Tartüff, ein Wolf im Schafskleide, wie es in der Bergpredigt heißt, und es scheint, daß nicht nur Frau Beate Rosmer, sondern auch ihre Schwägerin Frau Kroll einigen Grund hatte, auf Rebekka West eifersüchtig zu sein.

Eine andere Abart derselben Sorte ist der Redakteur Peder Mortensgård, der nur eine Szene im Stück hat;



er ist nicht, wie der Rektor Kroll, schlecht und recht auf der goldenen Mittelstraße im Durchschnitt und im Dutzend geblieben, sondern ein Fehltritt, der entdeckt wurde, warf ihn um. Aber er bringt sich wieder empor, gewinnt Einfluß durch Hintertüren, es gelingt ihm, nach dem Maß seiner Fähigkeiten eine Stellung in der Welt einzunehmen. Er ist noch mehr Menschenkenner als Kroll, denn ihm fehlt die Naivetät der Borniertheit, ihm fehlt der Glaube an die eigene Einbildung. Auf eine Gesinnungslumperei kommt es ihm so wenig an, wie dem Rektor; aber er wird es im stillen auch für eine Gesinnungslumperei halten. Er ist ein schlauer und witziger Fallensteller, wie der Tischler Engstrand; wie dieser, ein Cyniker mit der gesalzenen Ironie seines Dichters. Beide, Mortensgård wie Kroll, stellen sich, mehr oder minder bewußt, zur kompakten Majorität, gegen die der Volksfeind wettet; daß sie Parteifeinde sind, daß einer gegen die Lehren des anderen tobt und zetert, ist ein Beweis, wie wenig es Ibsen um die Tendenz zu tun ist, wie wenig er einen oder den anderen Standpunkt bekämpft. Worauf es ihm ankommt, ist der Kampf gegen die Unehrlichkeit und Unwahrhaftigkeit, mit der ein beliebiger Standpunkt vertreten, eine beliebige Gesinnung geheuchelt wird. Kroll, der Führer der Kirchenpartei, und Mortensgård, der Führer der Opposition, sind einander wert.

Das Geheimnis ihres Erfolges bei der Masse aber verrät der dritte Episodist des Stücks: Ulrik Brendel. Dieser sagt von Mortensgård: er kann alles, was er will. Denn er will nie mehr, als er kann, — er ist kapabel, das Leben ohne Ideale zu leben. Das war Ulrik Brendels Sache nie. Auf der Suche nach Idealen ist er zum Landstreicher, zum Säufer, zum Schnorrer geworden; der Reichtum seiner Ideen, die Schönheit seiner Rede sind zu Schwulst und Phrase entartet; seine ganze Existenz, die zum Schönsten und Reinsten bestimmt war, liegt im Dreck. Wenn Rebekka West aus Dumpfheit und Wüstenei durch Rosmers Ideen emporsteigt,

so ging Ulrik Brendel, der diese Ideen in Rosmer gelegt hat, den Weg nach unten. Ulrik Brendel ist die tragikomischste Gestalt, die Ibsen geschaffen hat; keinem hat der Dichter heißeres Herzblut, keinem hat er mehr von seinem grotesken Humor gegeben, als diesem Ahasver. Die Menschengröße, die anderen Opfern des Lebens fehlt, hier ist sie da und wirkt mit Shakespeare-scher Macht. Andere Verkommene, andere Stiefkinder des Weltenschicksals, wie Leutnant Ekdal, sind versimpelt. In Ulrik Brendel aber wirkt die Opferung des Individuums mit einem gewaltigen persönlichen Zauber. Nur zweimal streift er schwankenden Fußes, schwärmen-den Hauptes über die Bühne, auf einem Hinwege und auf einem Rückwege; aber dieses eine Hin und Her, welch ein Zickzackgang der dunstig taumelnden Seele! Hin geht ein wahnwitziger Optimist, der um ein Paar abgelegte Stiefel bettelt, zurück kommt ein wahnwitziger Pessimist, der um ein paar abgelegte Ideale bettelt. Beide Male ist es, als gärten aus dem Kot der Erde die dunklen Kräfte auf, die im Haushalt der verschwenderischen Natur keine Verwendung fanden. Dieser Ulrik Brendel wertet alle Werte um, seinem trunkenen Blick stellt sich nichts Dauerndes dar, und doch oder gerade darum öffnet er hellsehend die weitesten Perspektiven; aus dem Mist wuchert Wahrheit auf; einen Augenblick ist es, als spräche dieser Pathetiker, dessen tiefsinniger Schwulst so ganz anders ist als Hjalmar Ekdals leerer Schwulst, aus dem innersten, persönlichsten Gemüt seines Dichters. Erscheint Brendel außerhalb des Dramas wie eine der verkörperten Selbstironien des Dichters, so spukt er innerhalb des Dramas als ein tragisches Symbol gewaltigster Art mitten in die Katastrophe hinein. Den beiden tragischen Menschen, die vor dem Rätsel ihres eignen Endes nicht aus noch ein wissen und doch „die zwingende Notwendigkeit“, wie Ulrik Brendel sagt, ein Ende zu machen, fühlen, ihnen zeigt des Landstreichers Wort, noch mehr seine Gestalt den Weg. Er geht „bergab“, „heimwärts“. Mit dem Heimweh

nach dem großen Nichts! Der Urchrist Johannes, der keinen Gotteslohn verlangte, sieht sich auf Nirwana gewiesen. Aber noch brennender fällt ein anderes Wort Ulrik Brendels in die heimwärts gekehrten Seelen; es ist das Symbol vom abgehackten Rosenfinger, das Symbol des fröhlichen Liebesopfers. Nun bedarf es für die beiden Todesbereiten nur noch der gegenseitigen Bestärkung. Eins reizt das andere durch Zweifel, wechselseitig steigert sich ihre Erregtheit zur Ekstase, und was sie aus ihren Seelen heraus tun müssen, das tun sie aus dem jagenden Fieber des Augenblicks. Die weißen Rosse fliegen durch die Luft; weiße Wolken fliegen durch die blaue, rauhe Zugluft dieser wundervollen Tragödie, in der von Anfang bis zu Ende alle Fenster und Türen weit geöffnet scheinen, über die Freilicht flutet.

Neben jenen weißen Rossen in frischer, herber, blauer Luft deutet sich in „Rosmersholm“ leis ein anderes Natursymbol an. Rebekka West stammt vom Meere und ist mit dem wechselnden Leben des Meeres vertraut. Ihren Vernichtungskampf gegen die Rivalin vergleicht sie dem Meeressturm. „Gleich einem jener Stürme, wie wir sie um die Winterszeit oben im Norden haben. Es faßt einen — und trägt einen mit fort, — so weit es tragen kann. An Widerstand ist da nicht zu denken.“ Und als es ruhiger in ihr ward, vergleicht sie diesen Seelenfrieden mit der Stille „auf einem Vogelberg oben während der Mitternachtsonne“. Noch wenige Augenblicke vor ihrem Sprung ins Wasser erscheint sie dem hellsehenden Blick Ulrik Brendels als „reizendes Meerweib“. Ulrik Brendel hat damit dem nächsten Werk seines Dichters den Namen gegeben. Am 28. November 1888 erschien „Die Frau vom Meere“.

Der Entwurf dieser Dichtung ist erhalten und trägt das Datum des 5. Juni 1888. Für die Szenerie ist die Umgegend von Veblungsnes im Innern des Romsdals-

fjord benutzt. Die Konzeption mit ihrem breiten, lyrisch-gehobenen Zwischenteil war für Ibsen sozusagen ein Stimmungserzeuger. Der Nachhall seiner Meereswanderungen in Molde (1885) und in dem dänischen Küstenstädtchen Saeby (1887) hat bei ihm jenes tiefe Verlangen nach dem Meere erzeugt, das er in der „Verbannung“ so oft und so schmerzlich empfand. Da saß er nun, ein Binnenlandgeschöpf, in seiner Münchener Klausur und dichtete sein Drama der Meeressehnsucht sich von der Seele. Es geht ein Allerweltskerl durch das Stück, der alles und gar nichts kann, überall und nirgends heimisch ist; dieser Ballested ist u. a. auch Maler; er hat ein Meerweib unter dem Pinsel, das im Brackwasser hinstirbt, weil es nicht mehr ins freie, fließende Meer gelangen kann, ins Element, das sein Leben ist. Von der Fischnatur eines solchen Fabelwesens hat Frau Ellida Wangel viel an sich. Sie stammt von der Mitternachtsonne. Als eines Leuchtturmwärters Tochter hat sie Kindheit und Jugend auf und in dem Meere hoch oben beim Nordcap zugebracht. Dort hatte sie auch ihren Roman. Ein finnischer Steuermann und sie versprachen sich, gleichsam das Meer als Dritten in ihren Bund aufnehmend, ewige Treue in dem Augenblick, da er fliehen mußte, vermutlich weil er ein Gelüst seines Schiffskapitäns mit Todschlag erwidert hatte. Ellida hat ihren Schwur nicht gehalten. Sie ließ sich in die Ehe und vom Meere fortführen. Beides bekommt ihr nicht. Was sie durch ihre Ehe aufgab, lastet auf ihrem Gemüt und macht es krank. Der Gatte und seine beiden Töchter aus erster Ehe leiden darunter. Der Zwang wird ihr immer unerträglicher und treibt ihre reizbare Einbildungskraft zu vagen Vorstellungen und Plänen. Aus den bescheidenen, engen, geordneten Verhältnissen lockt und zieht es sie mit unheimlicher Gewalt ins Ungewisse hinein: zum Mann, zum Meer. An der Seite des höchst ehrenwerten, ältlichen Gatten gedenkt sie jenes höchst problematischen Jugendfreunds; und als ihr eheliches Kind die

Augen aufschlägt, erschreckt sie der seltsame Blick jenes Fremdlings. Fortan ist ihr die Ehe eine Furcht und ein Zwang. Der gütige Gatte hört auf, Wünsche an sie zu richten, die sie nur widerstrebend erfüllen kann, Rechte von ihr zu fordern, die sie ihm versagt. Vielleicht wäre ihr die Ehe erträglich, wenn ihr der Wohnort des Mannes gefiele; aber, ganz hygienisch gesprochen, das Klima bekommt ihr nicht in der kleinen Fjordstadt, wo das Wasser still, die Luft schwül, der Horizont eng ist. Sie krankt nach dem freien, offenen Meer ihrer Heimat; der Gedanke ans Meer verwebt sich in ihr mit dem Gedanken an jenen fremden Mann. Mann und Meer, Meer und Mann, beides hat sie verloren. Das Meer ist so sehr die Heimat ihres Glücks, daß sie, nach Menschenart verallgemeinernd, in ihm das Glück und die Heimat der ganzen Menschheit wähnt. Wenn sich die Menschen von Anfang an gewöhnt hätten, nur auf dem Meere oder gar in dem Meere zu leben, so wären sie nicht nur besser, sondern auch glücklicher. Für Ibsen ist das Meer der Inbegriff der Weite, der Größe, der Freiheit, Doktor Wangels heimatliches Hafenstädtchen und Kurörtchen mit seinem alten modrigen Karaschenteich der Inbegriff der Enge und Eingeschlossenheit. Frau Ellida stirbt nicht. Denn der Mensch hat eine Willenskraft und ein Anpassungsvermögen, wodurch sich jene Einflüsse von Umgebung, Witterung und anderen Äußerlichkeiten überwinden lassen. Der Mensch kann sich, wie Ballested an sich und anderen erfuhr, akklimatisieren.

Die Möglichkeit des Akklimatisierens ist bei ungewöhnlichen Naturen so gut vorhanden wie bei gemeinen. Bei Wildenten und bei Allerweltsleuten so gut wie bei Meerfrauen. Einen Ballested macht die liebe Alltagsgewöhnung in der Fremde heimisch, „die zwingende Notwendigkeit“, wie Ulrik Brendel sagt. Daraus ergibt sich das naturgemäße Anpassungsvermögen. Eine Ellida braucht dazu noch etwas Höheres: die Kraft des freien Willens, der sich kein äußerer Zwang und Druck mehr

widersetzt, weder lockend und ziehend, noch haltend und hemmend. Als der fremde Mann wiederkehrt und die Frau des anderen an ihr altes Verlöbniß mahnt, „graut“ es ihr vor dem Unheimlichen, in dem sie nur ein Phantom liebte; dennoch „lockt“ es sie mächtig hin zu ihm, denn ihre Seele erträgt nicht aufgedrungene Pflichten. Ein Fieberwahn bebt durch all ihre Nerven. Für die unerträgliche Sicherheit will sie lieber das Unsichere. Aber alles das lockt und zieht nur, solange sie sich gebunden fühlt. Je verständiger, eindringlicher der Gatte, der zugleich ein Arzt ist, ihr ins Gewissen redet, an ihr Gefühl und auch an ihre Intelligenz appelliert, desto verworrener wird sie. Endlich gelangt sie im Sturm widerstreitender Gefühle zu dem flehenden Rufe: gib mich frei! Er tut, was jeder Mann täte. Er hält sie fest. Er mahnt und warnt, er tritt der Verlockung kräftig entgegen; als er aber sieht, daß gar nichts hilft, daß die Gewalt des Fremden, der sie durch kein Gewaltmittel zwingen will, der nur ihren freien Entschluß, ihre Lust und Liebe wünscht, stärker und stärker wird, da faßt er selbst einen großen Entschluß. Er gibt sie frei. Er tut dasselbe, was auch der Fremde tat, und wodurch er wieder Macht über sie gewann. Auf die Gefahr, daß sie ins Ungewisse, ihrem Tod und ihrer Schmach entgegengehe, stellt er sie, der die Freiheit mehr gilt als das Leben, vor eine freie Wahl. Die Probe, die Noras Helmer nicht bestand, Ellidas Wangel besteht sie. Kaum hat der eigene Gatte, wahrlich ein anderer Christ als Rektor Kroll, in seiner unendlich selbstlosen, langmütigen und von Herzen demütigen Liebe, in seiner Opferfähigkeit sie freigegeben, so weicht das Phantom; sie erwacht, wie aus einem sinnlich schwülen Traum, und jubelt auf wie eine Genesene. So muß einem zumute sein, der im Begriffe stand, im Wahn ein Verbrechen zu begehen, und noch rechtzeitig zur Besinnung kam.

Der Gatte gibt Ellida nicht bloß frei, sondern legt auch die Entscheidung in ihre Hand. Er sagt nicht:

„dort ist der fremde Mann, laß Dich entführen!“, sondern er sagt: „dort ist jener und hier bin ich! Nun wähle!“ Erst dieses freie Wahlrecht, das die Verantwortung für ihre Handlungsweise ihr selbst auferlegt, ist für Ellida entscheidend. „Das ist es“, bekräftigt sie im Schlußwort des Dramas.

Sehnsucht in die Ferne ist das Leitmotiv dieses Dramas. Sehnsucht in die Ferne ist nicht bloß bei der Frau vom Meere selbst vorhanden, sondern auch bei anderen. Der junge Bildhauer Hans Lyngstrand freut sich auf seine italienische Reise und gefällt sich noch mehr in dem Gedanken, fern in der Heimat warte ein liebendes Mädchen, das voller Sehnsucht an ihn denke; das ist seine Hoffnung, die ihn froh macht, die aber nicht in Erfüllung gehen wird, denn der arme Tropf hat die Schwindsucht, und in Wahrheit wird seine Reise bald in weitere Fernen gehen als nach Italien. Kein liebendes Mädchen wird an ihn denken, sondern ein putzsüchtiges Ding spielt schon jetzt mit dem Trauergewand, das seiner Braut kleidsam wäre. Er aber ist froh, denn er ist ein „Rindvieh“ und hat den Glauben der Schwindsüchtigen an langes Leben und Glück. Etwas trüber ist die Sehnsucht ins Weite bei Doktor Wangels älterer Tochter Bolette. Sie ist begnügt im engen Haushalt, in den kleinen Sorgen des Alltags, aber sie hat den Lerntrieb prosaischer Naturen, die dunkel fühlen, fern von Küche und Kleiderschrank gebe es mehr zu sehen. Wie Hedwig Ekdal in ihrer Bodenkammer, so sitzt Bolette Wangel an ihrem dumpfigen und sumpfigen Karauschenteich und beklagt die armen alten Karauschen, daß sie niemals an die Fjordluft und in das Fjordwasser hinaus dürfen, wie die großen wilden Seefische. Denn derselbe Fjord, der für die Frau vom Meere den Eingang in die Enge bedeutet, bedeutet für das sinnige Hausmütterchen Bolette den Ausgang ins Weite. Wenn Hedwig Ekdal über den mächtig großen Bilderbüchern saß und sich eine Welt der Phantasie ausmalte, selber jedoch immer daheim bei Vater und Mutter bleiben wollte,

beschäftigt sich die realistischere Bolette mit botanischen und geographischen Lehrbüchern, um „recht ordentlich zu Hause zu sein in allen Dingen“. Sie sehnt sich nach der Mitternachtsonne oder auch nach dem Mädchen-gymnasium. Sie hat einen dunklen Begriff von der Frauenfrage, aber Versorgung ist ihr lieber; und wenn gute Versorgung mit Ferienreisen und gründlichem Unterricht nicht anders zu haben ist, so nimmt sie auch ihren ehemaligen Lehrer Arnholm, obwohl er schon eine Glatze kriegt und seit den schönen Hauslehrerzeiten merklich gealtert ist. Mit einem, der ein gutes Herz und Geld im Beutel hat, und für den obendrein nichts „Unerklärbares“ existiert, kann ein solides und wißbegieriges Gäschen schon auf die Vernunfthochzeitsreise gehen.

Noch schlummernd, aber, wie sich später zeigen wird, am mächtigsten ist der Trieb in die Ferne bei Hilde Wangel, dem bezaubernd frechen Backfisch, der vorläufig noch nicht über das Stadium der Kinderfragen hinaus ist und als richtiges enfant terrible kreuz und quer durch das Empfindungsleben der anderen umherfragt. Ihr eigenes Wesen, so dreist und heftig es sich gibt, steckt noch in der dicken Frühlingskapsel. Der Mai ist noch nicht gekommen, der diese Knospe sprengen wird. Dann wird sie, entschlossener als alle anderen, Rucksack und Wanderstab nehmen und ohne Schutz und Beistand, ganz auf eigene Kraft gestellt, ausziehen und die Jugend sein, die an die Tür des Baumeisters Solneß klopft. Sobald sie die Lockung in die Ferne spürt, wird sie auch schon auf und davon sein.

Zwei Plätze sieht der arme Doktor Wangel in seinem Garten: Ellidas „Lusthaus“ drüben, die Veranda seiner Töchter hüben; und Ellida sagt von ihm: „Ach, Wangel geht so hin und her. Bald ist er hier bei mir und bald ist er drüben bei den Kindern“. Die beiden Plätze in dem Garten sind ein topographisches Symbol für das Zweierlei des ganzen Wangelschen Familienverhältnisses. Jedes der vier Familienmitglieder führt neben der Tages-



existenz in sich noch ein zweites Leben. Der Vater mit seinen beiden Töchtern ein „Leben der Erinnerung“ an die selige Mutter dieser Kinder, mit der er „so unendlich glücklich gelebt“ hat und die er durchaus nicht, wie Johannes Rosmer, als eine Leiche auf seinem Rücken fühlt. Ellida aber führt ein Leben der Erinnerung an das Meeresbündnis; sie ist es, die eine Leiche auf dem Rücken trägt, die Leiche ihres Schwurs. Nun aber ist sie des Schwurs entbunden, nun hat sie die Leiche von sich geschüttelt, nun wird sie sich akklimatisieren, nun blüht ihrem müßigen Traumdasein sogar eine Lebensaufgabe: Hildes jäh und ungestüm aus eingebil-detem Haß aufbrechende, heiße Backfischleidenschaft für die interessante, schöne, rätselhafte Frau hat ihr die Lebensaufgabe gezeigt: sie will der armen verwilderten Waise fortan eine Mutter sein. So wenigstens steht das Horoskop am „versöhnlichen“ Schlusse des Dramas. Als Ibsen einige Zeit vor Erscheinen des Stücks von einem Freudigbewegten gefragt wurde, ob die frohe Nachricht, sein neues Stück werde „gut“ enden, auch wirklich wahr sei, soll er sehr verschmitzt geschmunzelt und nach einer Pause geantwortet haben: „O ja, aber ganz ohne Teufelei geht es doch wieder nicht ab.“

Sollte sich die Frau vom Meere am Karauschenteich und in der Ehe mit dem guten, lieben, alten Wangel, der sich das Schnäpseln angewöhnt hat, doch nicht auf gar so lange akklimatisiert haben? Das nächste Drama, „Hedda Gabler“, zeigt, was herauskommt, wenn sich ein Weib, in dem der Teufel steckt, mit einem Philister paart. Sollte Ellida wirklich Talent zur Erzieherin haben? Das zweitnächste Stück, „Baumeister Solneß“, zeigt, was für ein „wilder Vogel“ Hilde Wangel geblieben und geworden ist, und wie sie nach wie vor nur das eine Erziehungsergebnis ihres Vaters bewährt: „Die Kinder sind doch nun mal so dran gewöhnt, ihr eigener Herr zu sein. Sie lassen sich nichts sagen . . .“ Ach nein — ein Iffland ist Ibsen noch immer nicht, obwohl der Kreis guter, froher Menschen, der sich beim

Fallen des Vorhangs in „der Frau vom Meere“ verträglich gruppiert, fast an ein Ende gut, alles gut Ifflands oder wenigstens an die „Stützen der Gesellschaft“ erinnert.

Zwei Jahre später als Ellida Wangel kam „Hedda Gabler“ zur Welt, die Titelheldin des Ende 1890 erschienenen vieraktigen Schauspiels, das man die Tragödie der Ehe mit einem komischen Menschen nennen könnte. Hedda Gabler ist die arm hinterbliebene Tochter eines Generals. Sie teilte die Sportneigungen ihres Vaters: sie ist kühne Reiterin und spielt mit Schießgewehr. Keine Mutter hat sie erzogen. Ein Drang zum großen Leben blieb bei kleiner Umgebung im Gefühl, daß ihr Leben nicht das lebenswerte Leben ist, ungestillt und erkältete ihr Herz. Immer hat ihr eine verlockende Lebensaufgabe gefehlt. Wie Hauptmann Alvings Lebenslust unter engbrüstigen Verhältnissen in Unsittlichkeit entartete, so artete der Generalstochter Tatendrang in Grausamkeit und Scheinkälte aus. Wie Ellida Wangels Element das Wasser ist, so ist Hedda Gablers Element das Feuer. Und wie jenes gutartige Naturkind in der Sehnsucht nach dem freien Meer am Binnengewässer verschmachten möchte, so treibt diese böartige Kulturdame, von keiner offenen Flammenglut erwärmt, Unfug mit dem Stubenfeuer. Sie nähert sich schon den Dreißig. Sie hat sich „müde getanzt“ und, verwaist wie sie ist, wollte sie „versorgt“ sein.

Unter den Courmachern wären drei in Betracht gekommen. Der eine, Assessor Brack, ist ein witziger Gesellschaftler voll Geist, behäbig-frivoler Lebemann, jünger als seine Jahre, stets bereit, mit Mann und Weib ein „dreieckiges Verhältnis“ bilden zu helfen. Der andere, „Staatsstipendiat“ Jörgen Tesman, ist eine tölpelhafte, aber fidele Bücherwanze; er ist wie Hjalmar Ekdal ein Tantensöhnchen, der Sprößling eines Pedanten, ein Sammel- und Ordnungsmensch, der arbeitselig strebt und ängstlich drauf bedacht ist, es weit in seinem „Fach“

zu bringen; er hat daraufhin eine Professur in Sicht; für mittlere Ansprüche eine recht gute Partie, für Bolettenfräuleins fast so gut wie Oberlehrer Arnholm. Der dritte, Ejlert Lövborg, ist eine genialische Bummelnatur; Wein und Weiber sind ihm gefährlich; er ist den Weibern gefährlich; im Gegensatz zum strebsamen Fachmenschen eine wissenschaftliche, uneigennützigte Persönlichkeit, selten zur Tat fähig, aber, einmal aufgerafft, groß und bedeutend. Assessor Brack, der über eine mehr oder minder lauwarme Vertraulichkeit nie hinaus kommt, und Ejlert Lövborg wären zur Liebschaft, nicht zur Ehe angetan. Reelle Absichten hat nur Jörgen Tesman. Hedda nimmt den Gleichgültigsten und erfährt bald, daß der nichts ahnende Stümper ihr mehr als gleichgültig, daß er ihr ekelhaft ist. Seine täppischen Ausdrücke verletzen ihren Schönheitssinn, sein Plappern mit dem ewigen kneifzangenartigen Frageton zum Schluß ritzt ihre Nerven, seine hausbackenen Verstöße gegen den gesellschaftlichen Takt empören sie. Aus Hedda Gabler ist innerlich durch die Ehe keineswegs eine Hedda Tesman geworden. Wie Ibsen (4. Dez. 1890) an den Grafen Prozor schrieb, hatte er durch die Wahl des Titels andeuten wollen, daß Hedda als Persönlichkeit mehr Tochter ihres Vaters, als Gattin ihres Mannes sein soll.

Das Stück beginnt am Morgen nach der Rückkehr des ungleichen Paares von einer halbjährigen Hochzeitsreise. Die geistige Unzusammengehörigkeit der beiden Gatten wird sofort deutlich. Hedda schroff, kalt, launisch, anspruchsvoll. Er ein Gemütsmenschchen. Vom Wesen Heddas bemerkt er so wenig, wie Helmer vom Wesen Noras. Aber behaglicher und törichtler als Helmer spielt er nicht, wie dieser, den Herrn, sondern wird fröhlichen Herzens die Null im Hause. Gleich der erste Tag führt sowohl den alten Courmacher Brack, als auch den einstigen Geliebten Ejlert Lövborg ins Haus. Mit jenem wird getändelt, mit diesem wird es ernst. Beide Male kommen General Gablers Pistolen in Frage, das

tragische Requisit des Dramas. Auf jenen zielt Hedda in tierquälerischer Spiellaune, diesem drückt sie zu ungewissem Ende dieselbe Todeswaffe, die schon einmal seinem Leben eine Wendung gab, in die Hand. Nach wie vor bedeuten ihr beide Männer mehr als das eigene Männchen, von dem sie widerwillig unter dem vereisten Herzen ein Tesmännchen entstehen fühlt. Mit Brack kann sie witzig-zweideutig, jedoch auch ernsthaft konversieren. Lövborg ist der Sinn ihres Lebens; zu ihm stand sie ähnlich, wie Rebekka West zum Pfarrer Rosmer stand. Aber während sich Rebekkas verwilderter Dämon an der edlen Natur des Freundes sittlich adelte, liegt hier der verwilderte Dämon mehr im Mann; das Weib gewann auf die Dauer keine Macht über den Freund, weil ihr eigenes Wesen nicht adlig war. Die vergnügungssüchtige Generalstochter wird nie ein froher Adelsmensch werden. Hedda nahm als junges Mädchen die Sündenbeichte des Jünglings entgegen, aber nicht um seine Seele davon zu lösen, sondern aus niederer Wißbegier nach den sündhaften Gegenständen der Beichte. Sie konnte ihn nicht adeln, sie konnte ihn nur reizen; als seine Sinne ihr entgegenloderten, wehrte sie sich mit der Pistole; denn sie war „feig“, wie Helene Alving. Sie war zu „feig“, seine Glut gegen die ihrige auszutauschen; sie war auch zu „feig“, d. h. zu vorsichtig, den Andringenden niederzuschießen. Rebekka West hätte eins oder das andere getan! Hedda Gabler fehlte der Mut ihres Willens und auch die Liebesglut und Liebeskraft, den Freund umzuwandeln, wie es Rosmer bei Rebekka vermochte. Ejlert Lövborg ging von ihr, wie Nora von Helmer geht. Heddas Liebe — für sie konnte Liebe im ehelichen Verkehr etwas „Klebriges“ werden — war nie stark, nie innig genug, ihn zu halten und zu heben. Sie vermochte nicht das, was bald darauf ein physisch zarteres, geistig schwächeres Wesen vermochte: die kleine scheue Frau Elvsted, die seinethalb Mann und Pflicht verläßt, nachdem sie den ehrbar Geliebten tätig und enthaltsam auf Zeit gemacht hatte.

Die opferfreudige, reine Neigung hat dem guten Geschöpf vorübergehend dieselbe Kraft gegeben, die Doktor Wangel an Ellida erprobte. Zwischen Frau Elvsted und Hedda Gabler steht Ejler Lövborg, wie die Frau vom Meere zwischen ihrem Gatten und dem fremden Manne stand. Hedda und der fremde Mann sind das ungewisse Element, das den Dämon lockt und zieht: sei es zum Größten, sei es ins Nichts. Der brave Doktor Wangel und die gute Frau Elvsted sind die schlichte, opferfreudige und hingebende Liebe, die den unheimlichen Zauber bannen könnte.

Wirklich schien Ejler Lövborg von seinem Dämon losgekommen und vermochte sich in der Kameradschaft mit Thea Elvsted für ein geordnetes Leben zu veredeln und umzuwandeln; aber es dauert nicht lange; die erste Gelegenheit zur Verführung reißt diesen Quartalssäufer wieder in den alten Taumel. Ein einziger lustiger Herrenabend, zu dem ihn Hedda Gablers Teufelei aus eifersüchtiger Bosheit gegen seine Freundin und, um ihn auf eine gefährliche Probe zu stellen, verführt hat, genügt, allen guten Vorsatz zu vergessen, ihn so trunken und ausschweifend zu machen, wie nur je. Thea Elvsteds Macht war nicht getragen von einem festen Glauben an den Freund. Sie zweifelte von vornherein an seiner Standhaftigkeit und war ihm daher in Angst und Sorge an den Ort der Gefahren nachgereist. Kaum wird durch Hedda Gablers satanische Versuchung Lövborg diese Zweifel gewahr, so ist es auch um die Macht Theas geschehen, und Lövborg geht, sicher, die Anfechtung zu bestehen und nicht wieder in alte Lüste zu fallen, trotz nun erst recht zum Gelage. Aber er besteht die Probe nicht. Die kleinmütige Thea behält recht, Heddas Glaube wird getäuscht. Er kommt nicht, wie Hedda hoffte, „mit Weinlaub im Haar, heiß und voll Freude“ als Sieger zurück, der die Macht über sich selbst gewonnen hat und nun ein freier Mann fürs Leben geworden ist; sondern er kommt zurück, wie Thea fürchtete, unwürdig überwältigt von niedrigen Trieben. So wenig wie Heddas eigensüchtige Feigheit,

so wenig hatte Theas angstvolle Obacht Kraft, ihn zu retten; Thea konnte nur „ihre Finger in einem Menschenschicksal haben“, ohne es zum Siege zu führen, und Hedda muß, voller Ekel vor sich und der Welt, bekennen, daß sich das Lächerliche und Gemeine wie ein Fluch auf alles legt, was sie nur anrührt. Während sich jenes frei gewordene Paar auf Rosmersholm in schöner Sühne selber freudig das Todesurteil spricht, während die Frau vom Meere an der freigebenden Liebe des Gatten gesundet, verfehlt Ejler Lövborg das „schöne“ Ende, wozu Heddas Hand ihm die Waffe reichte. Nicht in freier Wahl bewußten Willens richtet er die Pistole gegen seine Schläfe, sondern geistesverwirrt oder trunken endet er voll würdeloser Wut bei einer Dirne durch einen Zufallsschuß in die Gedärme. Dies unfreie und unschöne Ende bewahrt den Genialen vor dem langwierigen Gossenschicksal des alten idealistischen Vagabunden Ulrik Brendel. Aber dies klägliche Ende zieht Hedda Gabler nach sich, die ein einziges Mal in ihrem Leben die Herrschaft über ein Menschenschicksal haben wollte. Wie sie in der Backfischzeit eine diabolische Lust anwandelte, ihrer Schulgenossin Thea das hellgelbe Kraushaar abzusengen, so gibt sie jetzt Ejler Lövborg zum „schönen“ Tode die Waffe in die Hand und verbrennt sein von Thea niedergeschriebenes Zukunftswerk, worin „Theas reine Seele“ war, das den beiden in ihrer gemeinsamen Begeisterung, in ihrer Begeisterung durch einander wie ihr leibhaftiges Kind (*libri sunt liberi*) erschienen war. Ein teils durch scheele Eifersucht, teils durch ihre Schwangerschaft krankhaft überreizter, dämonischer Zerstörungswahn hat im übernächtigen Zustand dieses Weib erfaßt, das an der Seite des „komischen“ Gatten, von ihm ein unerwünschtes Kind in der Hoffnung, in der Angst vor den Widerwärtigkeiten der Entbindung, von kleinem Esprit, kleiner Sinnlichkeit und kleinem Streben winzig bekrochen, dunkel nach dem Schönen schmachtet, aber vom Hergebrachten, Mittelmäßigen, Gesellschaftlichen nicht los kann.

Vor der Wahl, Ejler Lövborgs wegen entweder Hauptperson einer gemeinen Skandalaffaire zu werden oder für immer unfrei von der anspruchsvollen Diskretion des begehrliehen Hausfreundes Brack abzuhängen, faßt sie ihren kurzen großen Entschluß, nachdem sie in Ejler Lövborg vernichtet hat, was sterblich und vielleicht unsterblich an ihm gewesen ist: sein Leben und sein Werk. Wenn Ejler Lövborg blind und wirr und „ohne Schönheit“ starb, so stirbt sie, die zeitlebens von allem, was widerwärtig ist, verschont bleiben wollte, in dämonischer Lust, mit einem Sarkasmus auf den Lippen. Wie die kleine „Wildentenmutter“ Hedwig Ekdal, wie Rosmer und Rebekka, tut sie „eine freiwillige Tat des Muts . . . eine Tat, auf die ein Schimmer von unwillkürlicher Schönheit fällt“. Sie tut etwas, wovon selbst ein sinnreicherer Durchschnittsmensch, wie Assessor Brack, voller Entsetzen meint, so was sage man höchstens, so was tue man doch nicht: sie schießt sich durch die Schläfe. Eine zu Großem, Elementarem aufgelegte, von der kleinen Gesellschaftswelt zerkleinerte Bête humaine-Natur erlischt in Nichts. Ein starkes Wollen, dem ein fast ebenso starkes Können nicht fehlt, endet im kläglichsten Irrtum, denn auch die Freiwilligkeit ihres Schönheitstodes war eine Einbildung. Er war der Ausfluß eines überreizten, krankhaften Nervenzustandes. Wie bei Hedwig Ekdals Opfertat die werdende Pubertät, die Suggestion eines anderen, das trübe Wetter des dunklen Wintertages mitwirkten, so wirkt bei Hedda Gablers Schönheitstat neben ihrem Frauenzustand und den Erregungen ihrer Seele auch noch die durchwachte Nacht, eine Nacht des unablässigen, gespannten Wartens mit. Was als Willensfreiheit erscheint, ist abhängig von äußeren Bedingungen. Das ist der höhnische Pessimismus dieses Dramas, das trotz den beiden Pistolenschüssen eine rechte Komödie ist und die meiste Ähnlichkeit mit der „Wildente“ hat.

Wie alle rechten Komödien schließt das Stück auch mit einer, freilich ehrbar fernen Aussicht auf Hochzeit.

Nach dem züchtigen Trauerjahr werden Hedda Gablers Witwer und die separierte Frau Thea Elvsted, geb. Rysing sich wohl im Blättchen als Verlobte empfehlen. Und die liebe, gute, sorgliche, alte Tante Julle, der von der bösen Hedda immer so häßlich vergolten wurde, wird dann erst recht über das Glück ihres lieben Jungen freudestrahlen, und bei der ersten Taufe wird Assessor Brack, höhnisch in sich hineingrinsend, Gevatter stehen. So läuft das brave schlimme Weltchen in Lieb' und Treu' und Falschheit auf behaglicher Mittelstraße fort; weitab von aller Größe und Ganzheit und Schönheit, weitab auch von zwei Gräbern hinter der Kirchhofsmauer. Und dabei beherbergt diese böse Hedda Gabler-Welt einen wahren Schatz von Liebe und Güte und uneigennützigster Opferwilligkeit: das ist Tante Julle. Dieselbe alte bornierte Jungfer, die, mit den Augen Hedda Gablers und des Assessors Brack gesehen, so lächerlich erschien, die für ihren törichtten Jörgen der höchste Appellhof in allen Lebensdingen ist, und die ihrerseits für ihren törichtten Jörgen lebt und stirbt, deren Gedanken und Empfindungen sich immer nur um andere kümmern — welch ein lauterer, heiteres Menschenbild! Tante Julle ist eine von jenen geistig Armen, denen das Reich Gottes gewiß ist. Wo sie liebt, liebt sie bis zur Selbstvernichtung; der Haß ist ihrer Güte wie ihrer Enge ein fremdes Gefühl. Sie ist in den Willen der höheren Macht so ergeben, daß auch ein Verlust nicht zur Klage oder gar Anklage verleiten kann. Liebend und gefaßt steht die alte Dame am Totenbett ihrer nächsten Lebensgefährtin; vom offenen Grabe kehrt sich ihre selbstlose Hoffnung sofort dem Entstehenden zu. Ihre Stimmung faßt diese Samariterin unbeschadet ihrer kleinbürgerlichen Umschränktheit zu dem hochgemuten Imperativ zusammen: „Du sollst froh sein in der Trauer“

**W**eh Dir, Du bist unfroh in Deinem Glück, denn Dein Glück fällt Dir auf das Gewissen. Du leidest unter Deinen Errungenschaften! Das ist es, was in



Ibsens nächstem, im März 1892 entworfenem und am 12. Dezember erschienenem Drama „Baumeister Solneß“ zur Katastrophe führt. Wenn ein Neubau unter Dach ist, pflegt an der obersten Spitze beim Wetterhahn ein Kranz befestigt zu werden. Der Baumeister Solneß hat es nur zweimal in seinem Leben gewagt, himmelan so hoch zu steigen, wie er selber gebaut hat. Das erste Mal war es eine Entscheidung seines Lebens, das zweite Mal kostet es ihn sein Leben. Das erste Mal stand eine Kirche fertig da; er kletterte bis zur Turmspitze hinauf. Das zweite Mal steht sein eigenes neues Wohnhaus da, dem er auch einen Turm gegeben hat: „etwas, das hinaufweist — frei in die Lüfte hinauf“, und wieder klettert er bis zur Spitze dieses Turms empor. Auch diesmal gelingt es ihm, den Kranz oben aufzuhängen; aber kaum ist das geschehen, so faßt ihn der Schwindel; er kommt mit zerschmettertem Kopf unten an, dort, wo er im Alltagsleben stand.

Zehn Jahre liegen zwischen der ersten und der zweiten Kranzbefestigung. Beide Mal ist Zeuge davon ein junges Mädchen, das dem kühnen Steiger staunend nachblickt und ihm zujubelt, als er droben steht „an der aller-obersten Spitze! Leibhaftig!“ Schon das erste Mal hätte ihn das wilde Jauchzen dieses „Teufelsmädels“ beinah aus dem Gleichgewicht gebracht. Jetzt, zehn Jahre später, steht das Kind von dazumal als ein höchst gefährliches Fräulein unten auf der Lauer; als sie ihn wieder auf den obersten Brettern sieht, so groß und so frei, wie sie ihn vor sich gesehen hat all die zehn Jahre lang; als sie sieht, wie er den Hut schwenkt, da bricht wieder ein wilder Jubel in ihr aus, und wie damals, so ruft sie auch jetzt: Es lebe der Baumeister Solneß! Das hört er, und er fällt herab. Weh dem Armen, der sich höher emportreiben läßt, als in seinen Kräften steht. Damals, bei der Kirchweihe, hat er froh des Gelungenen und in Weinlaune mit dem hübschen halbwüchsigen Ding getändelt. Er hatte sie in den Arm genommen, geküßt, viele Male hintereinander, und ihr ein Ver-

sprechen gegeben: nach zehn Jahren werde er wiederkommen, seine „Prinzessin Hilde“ mit sich nehmen und ihr ein Königreich schenken. Für ihn war das nur ein Scherz mit einem Kind, und Kind und Scherz waren schnell vergessen. Zurück blieb bloß die Spur eines Eindrucks, dessen Verlust sein Gedächtnis quält. Anders erging es dem Kinde selbst. Für sie war dies ganze Abenteuer das große Ereignis ihres jungen Lebens. Darin schwelgte ihre kindliche Phantasie, davon nährte sich ihr Zukunftstraum. Er wurde ihr Ideal, dieser Baumeister. Mit solchen Einbildungen wuchs Hilde Wangel, die Stieftochter der Frau vom Meere, heran; aus der Kindesphantasie gingen sie allmählich über in einen Mädchenwunsch, der sich verwirklichen ließe. Der ferne Baumeister blieb ihr Ideal, das ihr immer erreichbarer deuchte. Denn „das dumme Königreich“, das er ihr versprochen hat, heißt nicht Apfelsinia, wie er es neckend nannte, sondern das Königreich ist er selbst; ist das Luftschloß, das er ihr bauen soll, mit einer Grundmauer. Nun sind die zehn Jahre um. Fräulein Hilde macht es mit ihrem Baumeister, wie weiland der Prophet mit dem Berge. Resolut und robust, wie sie ist, wandert sie mutterseelenallein ins Land hinaus. Mit Bergstock und Touristenjacke, ohne Koffer und Geld, tritt sie eines Herbstabends in das Arbeitszimmer des Baumeisters Solneß. Nicht wie ein demütig ergebene Käthchen vor ihrem Wetter vom Strahl, sondern mit sehr praktischen Absichten, sehr kritischen Blicken steht sie vor ihm; im Nu hat sie die Oberhand. Sie will sich überzeugen, wie der Mann ihrer Träume dem gereiften Weibesaue vorkommt.

Was sie an ihm findet, erfüllt sie mit sehr gemischten Empfindungen. In allen äußerlichen Dingen ist sie wenig mit ihm zufrieden. Bald kommt er ihr wie eine Schlafmütze vor, bald erscheint er ihr, wie Helmer der Nora, kleinlich im Verkehr mit seinen Untergebenen. Ja, es gibt Momente, wo sie ihn sich so geringschätzig betrachtet, wie Hedda Gabler ihren Staatsstipendiaten.

Auch Menschenfurcht entdeckt sie an ihrem Helden. Aber je mehr sie Anstoß im einzelnen an ihm nimmt, desto eifriger trachtet sie, mit der tierquälerischen Freude Hedda Gablers, aus den Geheimnissen seines Wesens ihr altes Traumbild herauszulocken. Kein anderer als er solle auf der Welt bauen dürfen. Dann sucht sie sein „sieches Gewissen“ zu kräftigen, damit er sich das getraue, was er am liebsten möchte, wie die alten Wikinger, die da plünderten und sengten und brannten und Weiber raubten und schändeten und dann heimkamen, so fröhlich wie die Kinder, ohne Bewußtsein ihrer Untaten. Ein solcher gewalttätiger Wikinger, das wäre Hildes Mann. Den könnte sie lieb gewinnen, eben ob der Gewalttat. Etwas von solchem Gewaltmenschen steckt allerdings auch in ihrem Baumeister, denn er hat andere Leute vernichtet, um Platz für sich selbst zu schaffen. Aber dann kehrte er nicht fröhlich heim, die Früchte der Gewalttat behaglich zu genießen, sondern sein Erfolg machte ihn unfroh, ihn quälte die Furcht vor der Vergeltung. Dies Allzumenschliche neben dem Menschlichen macht ihn klein und krank und traurig. Aber gerade darin, im zarten Bau eines Gewissens, das keinen Stoß verträgt, das Schweres nicht heben noch tragen kann, liegt eine innere seelische Kraft, von der Hilde seltsam angezogen wird. Denn im Verkehr mit ihm beginnt auch ihr eigenes, „robustes“ Gewissen zu kränkeln. Wie Rosmer auf Rebekka ethisch abfärbte, so beginnt Solneß auf Hilde abzufärben. An ihren naiven Grausamkeitstrieb, an ihre Wollust zum Schaurigen drängt sich ganz leis ein zartes Mitleid mit Nebenmenschen. Sie selbst veranlaßt den Baumeister zu einem guten Werk gegen die, deren Vergeltung er fürchtet. Sie war gekommen, ihren Baumeister zur Untreu zu reizen; — jetzt, da sie dessen verunglückte Frau kennt, vermag sie es nicht mehr: „Ich kann nicht Schlimmes zufügen einer, die ich kenne! . . . Einer Fremden, ja! Das ist etwas ganz andres. Einer, die ich in meinem Leben nicht gesehen hätte. Aber nun es eine ist, der ich

nahe getreten bin —! Nein! O nein! Pfui!“ An dieser naiven Moral sucht sich die Bête humaine in ihr zu zähmen; schon faßt sie den Entschluß, abzureisen und ihr Königreich zu verlassen. Der Bau ihrer Zukunft, den sie vom Baumeister erwartete, wird ihr ein Luftschloß. Sie will abreisen, aber ihr Wille ist gebannt. Umstände, die in der Natur der Sache liegen, drängen sich dazwischen. Ein armes Mädchen reizt ihre Eifersucht, ein armer Bursch zweifelt an der Kraft und dem Mut ihres Baumeisters. Das stachelt den eingeschläfer-ten „Troll“ in ihr auf; sie gerät in eine Fieberglut und versetzt ihren Baumeister in eine Fieberglut; sie ruft unbändig: „Ich will und muß es sehen“. Was sie sehen will und muß, erscheint wie ein kindischer Frevel; sie hetzt auf Tod und Leben ihren Baumeister empor zur Turmspitze. Aber dieser Frevel ist nur der kindische Ausdruck einer großen Empfindung, die unbewußt in ihr lebt, und die der Baumeister selbst erst dadurch zum Bewußtsein bringt, daß auch in ihm dieselbe große Empfindung durch sie zum Bewußtsein kommt.

Der Turmbau ist das äußere Sinnbild einer Sehnsucht nach innerer Aufbauung und Auferstehung. Diese Baumeistertragödie ist eine andere Art von Freimaurerei, ein Streben nach freier, einsamer, sich selbst erschaffender, sich selbst ausbauender Menschengröße. So groß und frei und allein Hildes Kinderblick einst den Baumeister Solneß an der Turmspitze stehen sah, mit dem Kranz in der Hand, so groß und frei und allein möchte seine Seele sich selbst finden. Ein Kampf um ein höheres Dasein, als das vom Schicksal gebotene, wird hier gekämpft. Er endet mit einer Niederlage. Die niederen Kräfte des Lebens sind in ihrer Gesamtheit stärker als das Ringen der Seele zum Hohen. Diese niederen Lebenskräfte liegen teils außerhalb, teils innerhalb dessen, der mit ihnen kämpft; sie liegen teils in seinem Schicksal, teils in seinem Wesen. Das Schicksal ließ diesen Mann, der sich autodidaktisch aus kleinen Verhältnissen emporarbeiten mußte, nicht die rechte Frau

und nicht den rechten Spielraum finden. Was er wünscht und denkt, findet weit in der Ferne in der Seele eines Mädchens den Widerhall; die nahe Gattin schleicht leidvoll daran vorüber. In seiner ersten lyrischen Vorarbeit zu diesem Drama hat Ibsen ganz besonders das Alltagsleben des Ehepaares Solneß bedacht (Bd. I, S. 117). Wichtiger aber als das Schicksal ist das Wesen des Mannes. Diesen „armen Burschen vom Lande“ verzehrt der brennendste Ehrgeiz. Um sich als einen Einzigen durchzusetzen, tritt er anderes Menschenglück mit Füßen, aber kaum ist das geschehen, so raubt ihm sein Gewissen die Seelenruhe und die Kraft zum Weiterkämpfen. Selbst da, wo ohne sein Zutun nur ein heimlicher Wunsch von ihm in Erfüllung ging, klagt er vor sich selbst diesen heimlichen Wunsch als den Missetäter an. So ist dieser äußerlich glückliche Mann innerlich ein unglückseliger Mensch. Aus der Angst um zertretene Vorgänger fällt er in die Angst vor zertretenden Nachfolgern, — so steht er unfrei nach beiden Seiten hin zwischen den beiden Broviks, dem Vater und dem Sohn. Dieser begründeten Qual gesellt sich in seinem Gewissen noch eine schwerere bei, für die ein realer Grund nicht vorhanden ist. Das Lebensglück seiner Frau ist zerstört; es ist zerstört, indem sich sein sehnlichster Wunsch erfüllte; wenn er selbst auch nichts dafür tat, ihn zu erfüllen, so gibt er doch den geheimnisvollen Seelenmächten, der Gedankensünde die Kraft des Vollbringens. Telepathische und sympathetische Vorstellungen spielen in dieses gequälte Herz hinein. Er glaubt an Wirkung in die Ferne. Er wünschte den Brand des Elternhauses seiner Frau: ohne sein Zutun verbrannte das Haus, darüber starben seine Kinder, darüber wurde seine Frau unfruchtbar, darüber starb das eheliche Glück, und alles das legt der Baumeister sich selbst zur Last. Umsomehr, als Wirkung in die Ferne seine Gedankenreihe immer von neuem aufstört. Es sind gleiche Gedanken, gleiche Wünsche, die während all der zehn Jahre wie in ihm, so auch in

Hilde lebendig waren. Alle diese Gedanken, alle diese Wünsche gehen auf ein Ziel. Im Steigen wie im Sinken haben diese beiden Menschen die gleichen Gefühle. Über die nüchterne Vernunft, über den gesunden Menschenverstand, über das Erreichbare empor rückt oder „verrückt“ sich dieses Ziel nach dem Unmöglichen. Baumeister Solneß baut immer noch Kinderstuben, obgleich seine Frau ihm niemals mehr Kinder schenken kann; er fragt Hilde, der das ganz „verrückt“ vorkommt, ob sie nie gemerkt habe, daß das Unmögliche einen gewissermaßen locke und rufe. Hilde wird sich nun klar über Triebe, die sie selbst empfunden hat. „Das Unmögliche? O ja! Geht das Ihnen auch so?“ Was die Beteiligten im Gefühl ihrer eigenen Unzulänglichkeit das Unmögliche nennen, konnte ein unabhängiger Standpunkt das Übermenschliche nennen, das zum Unmenschlichen wird, wo des „Übermenschen“ Kraft auf halbem Weg erlahmt. Solneß hat nur den Wunsch und nicht die Kraft zum Übermenschen. Zwar ist der Wunsch in ihm so stark, daß der Wunsch im entscheidenden Momente zur Tat wird, aber es ist nicht die eigene Leistung, die das verwirklicht, sondern es sind geheimnisvolle Mächte, die als Helfer dienen. „Und das nennen die Leute ‚Glück haben‘.“ Der Mensch ist nicht der Täter seiner Taten; sein Glück ist, wie dieser Kampf ums Dasein einmal liegt, das Unglück anderer. Das ist es, was dem Baumeister aufs Gewissen fällt, was ihn zugleich in Furcht setzt vor denen, die sich selber ihr Glück schmieden können, denen Unmöglicheres vielleicht auf seine Kosten erreichbar ist; das ist es, was ihn in Furcht setzt vor der Jugend, die an seine Tür donnern und ihn von seinem Künstlerplatz verdrängen könnte. In diesem seelischen Kampf steht der Baumeister gegenüber seinem Lebenswerk. Er traut dem Glück nicht, das ihm half, weil diese Hilfe außerhalb der eigenen Kraft steht; was er durch eigene Kraft erreichte, quält sein zart gebautes Gewissen. Auch wo

der äußere Zufall seine geheimsten Wünsche erfüllt, klagt er vor seinem Gewissen seine Wünsche an. Dieser Zwiespalt von Gewissen und Tatkraft macht ihn zu einer hamletischen Natur.

Diesem Hamlet, der ein Macbeth sein möchte, ist eine Frau an die Seite gegeben, die nichts von einer Lady Macbeth hat. Sie nimmt die Nichtigkeiten dieser Erde schwer und hängt ihr Herz an Unbedeutendheiten des eigenen Erlebens. Wie Nora Helmer ihre Kinder als Puppen behandelt, so behandelt Aline Solneß ihre Puppen als Kinder; wo ihre kleinen genügsamen Daseinsfreuden aufhören, beginnt für ihre frierende Seele ein öder Pflichtstandpunkt, dem Lust und Liebe, „die Fittiche zu großen Taten“, fehlen, der Standpunkt einer Pflicht, an der sie und andere sterben können. Am wenigsten versteht sie den dunklen Drang ihres Mannes. So ist diese Ehe bei aller gegenseitigen Achtung „eine Totengruft“. Wie Pastor Rosmer, ist auch Baumeister Solneß „bei lebendigem Leibe an eine Tote gekettet“. Mit Hilde kommt, um in Hildes Stil zu reden, Leben in seine Bude. Sie ist die Jugend, die an seine Tür pocht; die er zwar freudig willkommen heißt, mit ihrer neuen Fahne, die ihn zuletzt aber doch zerschmettert. Denn ohne Hilde stiege der Baumeister nicht empor, um herabzustürzen. Er wäre im Alltagsleben unten geblieben. Sie ist der Troll, der sein Schicksal macht. Sie ist der Raubvogel, der die Beute nimmt, die ihn reizt. Dieses „Teufelsmädel“ ist die Verkörperung all der kleinen helfenden und dienenden „Teufel“, die ihn zum Unmöglichen locken und rufen. Für sie ist das Unmögliche da, als er den Kranz an die Turmspitze hängt. Sie sieht nur sein Emporsteigen und Obenstehen; ihre mitschaffende Phantasie hört nur, wie Gesang in den Lüften, seine Zwiesprache mit dem Weltbaumeister. Seinen Absturz sieht ihr Auge nicht; das Entsetzen der anderen, der Puppenmenschen, teilt sie nicht. Ihr Baumeister hat mit dem Herrn der Welt gesprochen. Durch ihre eigene Willens-

kraft, vor ihren eigenen „gespannten“ Augen genoß sie jetzt seinen höchsten Augenblick. Dann mag er gern zugrunde gehen! Sie verläßt den Schauplatz, wie das Publikum der Stierkämpfe die Arena. So etwas hatte Hedda Gabler zu erleben gewünscht, aber sie war nicht geartet, Gesang in den Lüften zu hören. Ihr Machtverlangen ging den kleinen Zwecken der Eitelkeit, nicht den großen Zielen der Herrschaft nach. Sie wollte eine Zerstörerin sein, während Solneß immer wieder an seinen Beruf zum Auferbauen glaubt. Egoisten sind sie beide, aber während für Hedda Empfindungen anderer nicht existieren, lebt in Solneß immer wieder die Idee auf, kraft eigener Kraft für andere zu wirken. Während Hedda Gabler gegen Tante Julles schlichte Seelenhoheit blind ist, traut Baumeister Solneß sogar seiner hilflosen Aline die ursprüngliche Fähigkeit zum Bauen zu. Wie sein Ehrgeiz es war, anstelle der Kirchen für einen Mächtigeren, Heimstätten für das Glück der Dutzendmenschen zu bauen, so glaubte er, seine totlebendige Frau hätte die Kraft gehabt, kleine Kinderseelen aufzubauen, so daß sie sich in Gleichgewicht und in edlen schönen Formen erheben könnten zu geraden, aufrechten Menschenseelen. Das Erziehungsideal des Pfarrers Rosmer war diesem Baumeister nicht fremd.

Man hat das Baumeisterstück Ibsens Beichte genannt. Mit demselben Rechte, womit alle Werke dieses unpersönlichen Dichters mehr oder minder als Bekenntnisse seiner Seele zu gelten haben. Im „Baumeister Solneß“ gibt es besonders vieles, von dem man mit Frau Aline sagen könnte: „Dahinter steckt etwas“. Auf die Gefahr hin, daß der „hinterlistige“ Kunstwerker Henrik Ibsen mit seinem Baumeister protestieren könnte: „Witterst Du etwa nicht gleich einen tückischen, versteckten Sinn in dem unschuldigsten Wort, das ich sage?“ — wird der autobiographische Zusammenhang zwischen Dichter und Werken immer deutlicher hervortreten, werden sich die „Hintergedanken“ immer mehr enthüllen. Als



willkommene Jugend klopft Hilde Wangel an die Tür des Baumeisters und kommt unter einer neuen Fahne, um mit ihm über Altes und Neues zu reden. So ist Henrik Ibsen einst als junger Werber vor die Menschheit getreten. Wie Hilde den Baumeister, hat er die Welt gefragt: „Kannst Du mich zu etwas brauchen?“ Als er, wie Gesang in den Lüften, des Baumeisters Antwort auch von der Welt zu hören vermeinte: „Du bist das Wesen, das ich am empfindlichsten vermißt habe“, hat er mit Hilde aufgejubelt: „Ach du große, herrliche Welt!“ Schon wähnte er seinen Wunsch erfüllt, schon sah er das dritte Reich seines Traums „beinahe“ auf dem Tische liegen, da fiel ihm noch rechtzeitig ein, daß es nur ein dummes Königreich Apfelsinia ist, nur ein Luftschloß ohne Grundmauer, in dessen Nähe er geraten war, eine Phantasiewelt, keine Wirklichkeit, daß der Baumeister Solneß anders aussieht, als Hildes wilde Sehnsucht ihn sich geträumt hat. Wie Hilde zu Solneß kommt, um etwas zu fordern und etwas zu bieten, so steht vor der modernen Welt Ibsens ideale Forderung und das Gastgeschenk seines Seelenspiegels. Denn auch Hilde hat ihrem Baumeister über die Innenseiten der menschlichen Natur ebenso die Augen geöffnet, wie ihr Baumeister seiner Hilde. Es war ein gegenseitiges Geben und Empfangen. Was Ibsen der Welt gab, hat er von der Welt empfangen.

**K**lein Eyolf, das Drama, das im Dezember 1894 folgte, knüpft an das Akklimatisationsmotiv der „Frau vom Meere“ an; von Hedda Gablers Blut lebt ein Tropfen in Rita Allmers, der energielosen Helden, die ihre starken sinnlichen Kräfte, ihre großen Wünsche in einem kleinen Leben verpufft; auch zu den leeren Kinderstuben von Halvard und Aline Solneß findet sich ein Weg. So entschieden Ibsen seine letzte an seine vorhergegangene Dichtung knüpfte, — ein neuer elegischer Grundton klingt durch „Klein Eyolf.“ Der Dichter, weiter aufgestiegen zu den Höhen des Daseins und fast

den Sternen und der großen Stille näher als der Erde, beginnt die Dinge unter sich im großen Sinne der Veröhnung zu erblicken. Die Frau vom Meere, von den Fahrten ins Land der Sehnsucht schiffbrüchig zurückgekehrt, harrt dumpf aus beim Gatten in beengten Verhältnissen; Hedda Gabler und Baumeister Solneß überleben ihre zerstörten Hoffnungen und Vorsätze nicht; Rita und Alfred Allmers aber finden den Mut, ihr klaffendes Ehedasein weiter zu leben, weil es durch das Gesetz menschlicher Wandlung eine ethische Vertiefung erhält, weil sie nach schlimmem Werkeltag, wenn auch nicht auf ein Sonntagsglück, so doch auf einen milden Sonntagsfrieden wenigstens die Aussicht haben. Dieser Ausbau einer Ethik, die ebensowohl auf höchst menschlichen Eigenschaften und Erfahrungen wie auf einem seelischen Bedürfnis beruht, ist das Neue in diesem Drama.

Alfred und Rita gelangen durch das „Gesetz der Wandlung“ zu ihrer neuen Weltbetrachtung und Lebensführung. Dieses Gesetz ist kein konstruierter Begriff, sondern ein sehr menschliches und weltläufiges Gesetz. Sie spüren es am Leibe; menschliche Anfechtungen schaffen die Sünde, die Sünde schafft harte Konflikte und Schicksale — auf einem Wege, der ebensogut zu einem Ende mit Schrecken wie zur Resignation führen kann. Im Drama erscheint ein naiver Kraftmensch, der dieses Gesetz, als er davon vernimmt, ein „dummes“ Gesetz schilt. Er tat gut, nicht daran zu glauben: ihm ist Kraft und Trachten eins, wie ein sonniger Arbeitstag liegt das Leben vor, liegt es hinter ihm. Was er will, das kann er, was er kann, das darf er: das nannten die alten Weisen das Glück. Aber das Glück in diesem Sinne fanden weder Allmers noch Rita noch auch Asta. Die Lüge kam in ihr Leben. Rita glaubt, eine Ehe eingegangen zu sein, und es war eine unlautere Vernunftheirat, und Asta, die von der Schwesterliebe ihr Dasein erfüllt meint, muß sehen, wie durch die Sünde der Mutter ganz andere Empfindungen in ihr Verhältnis

zu Alfred dringen; der Mann aber, der zwischen zwei Frauen steht, hat alle die erschütternden Folgen durchzukämpfen und durchzukosten, die der erste unredliche Schritt mit sich führt. Er lernt den wahren Weggenossen erst in dem Augenblicke kennen, da ihn das Schicksal an Händen und Füßen gebunden hat. Und dieser ersehnte Weggenosse entwindet ihm, wie ihm sein literarischer Beruf entschwunden, wie ihm sein Kind entschwunden ist, in dem sich ihm eine praktische Lebenspflicht verkörperte, als er an der geistigen Kulturarbeit verzweifelt hatte. Was er das Gesetz der Wandlung nennt, das ist die vorschreitende Läuterung vom Schuldgefühl, der stückweis abgetragene Tribut an die Vergeltung: er hat ein nur Liebe begehrendes Weib nicht geliebt, da er sie zur Frau nahm, bloß ihre goldenen Berge; er hat das Kind nicht geliebt, das sie ihm geboren, ob des häßlichen Körperschadens, den es durch seine Mitschuld genommen hat. In dem Augenblick, da er durch eine freie Tat das Unrecht sühnen will, wird ihm die Möglichkeit der Sühne entzogen.

Aber der Tod des Kindes enthüllt noch eine andere Schuldige: Rita haßte das Kind, wie sie früher des Mannes literarische Arbeit gehaßt hatte, weil beide einen Schatten auf ihre Liebesleidenschaft warfen. Ihre Schuld ist ein Gedankenmord. Und das Schicksal wird ein prompter Vollstrecker ihrer geheimen Wünsche, wie es die uneingestanden Absichten des Baumeisters Solneß vollzog. Hier entgleitet die Frau dem Mann, in „Klein Eyolf“ der Mann seiner Frau. Aber diese Frau verfolgen die offenen Augen des verendenden Knaben, in dessen Todesart die Eltern nicht die Hand Gottes, an den sie nicht mehr glauben, vielmehr das geheimnisvolle Walten einer dunklen Naturmacht erblicken müssen, die ihn ins Wasser gelockt haben mag. „Halb zog es ihn, halb sank er hin.“ Meerweiber steigen nicht mehr, wie in Goethes Ballade, aus der Flut hervor. Aber diese Meerweiber waren nur Ausgeburten der Phantasie, Sinn-

bilder, darin sich Naturgewalten darstellen. Solche Sinnbilder in der Wirklichkeit zu finden, fällt besonders einer aufgeregten Kindesphantasie nicht schwer. Wir alle haben als Kinder irgend ein unheimliches altes Weib gekannt. Begegneten wir Kinder solch einem Weibe, so hätte uns der Schrecken am liebsten davongejagt; und doch blieben wir wie gebannt stehen, gebannt vielleicht durch einen bösen Blick. Trat dann gar das alte Weib mit freundlich grinsenden Gebärden auf uns zu, so war es vollends um uns geschehen. Wir starrten sie an unter Tränen und Geschrei. Ibsen konnte und durfte sich denken, auch an den kleinen Eyolf Allmers sei ein solches ganz besonders unheimliches altes Weib eines Morgens herangetreten. Ibsen selbst hat als Kind ein solches Weib in seiner Vaterstadt Skien einst gesehen und wohl auch gefürchtet. Es war die sogenannte Rattenmamsell, die mit ihrem kleinen Mops durchs Land strich und, wie einst der Rattenfänger von Hameln, durch die Macht der Musik Ratten ins Wasser lockte. Diese Rattenmamsell hat Ibsen verewigt.

Zu den Herzen Allmers' und Ritars aber gibt es fortan keine Wege mehr. Der Mann schließt ein entscheidendes Kompromiß mit dem Leben, indessen aus allen menschlichen Wirrungen die Frau noch so viel Seelenkraft rettet, um Wollen und Erreichen sittlich in Einklang zu bringen. Sie nennt das ihre Umwandlung: Und es war „wie eine zweite Geburt“. Entband damals menschliche Leidenschaft sie von einem Schmerzenssohne, so entbindet jetzt die Liebe sie von einer weiten Empfindung für die Menschen.

Das Höchste, was der Geist erfuhr,  
Lehrt ihn Verzicht, wir können nur  
Das Unvergängliche verehren  
Und nach Vergänglichem begehren.

So spricht in deutschem Liede ein Priester, der sich in wilder Weltfahrt das Recht der Resignation erkaufte. Heute geht man nicht mehr in ein Kloster — man weiht sich selbstlosen Humanitätszielen.

**K**lein Eyolf, die Kindestragödie, war ein Stück, das im Sommer spielt. „John Gabriel Borkman“, die Greisestragödie, Ende 1896 herausgekommen, ist ein Winterstück.

Draußen im Wald und auf den Bergen liegt Schnee. Die Flüsse starren von Eis. Durch die Nachtluft flockt es. Das Wohnhaus ist geheizt. Aber in den Seelen der Menschen friert es vom Frost verjährter Fieber. Es ist ein Winterstück, das nur ein alter, bald siebzigjähriger Mann dichten konnte, einer, der weiß, wie es in gealterten Seelen zugeht, wenn erloschene Flammen wieder glimmen möchten, wenn alte Augen auf ein vergangenes, verlorenes Leben zurücksehen, wenn letzte Wünsche, letzter Glaube entschwinden, wenn über letzten Verlusten alter Hader einen Frieden ohne Trost sucht.

Da Ibsen auch hier lebenslange Menschenschicksale entwickelt, da er auch hier an zerwühlte und zerklüftete Menschenseelen das feinste Hörrohr legt, so können auch hier in den engen Grenzen räumlicher und zeitlicher Einheit aus Vergangenen nur die letzten Schlüsse gefolgert werden. Der Abend, da das Stück beginnt, geht der Todesnacht Borkmans voran. An diesem selben Abend weist der vereinsamte Mann seinen letzten Freund von sich ab. An diesem selben Abend sieht er nach unendlich langer Zeit die Geliebte seiner Jugend zum ersten Male wieder. An diesem selben Abend verläßt er seit acht Jahren zum ersten Male seinen Saal im oberen Stockwerk, um zum ersten Male seit acht Jahren das Wohnzimmer seiner Frau im Erdgeschoß zu betreten und ihr zu begegnen. An diesem selben Abend verläßt ihn und seine Frau ihr einziger Sohn, um bei Nacht und Nebel mit zwei Weibsleuten davonzugehen. Diese Verdichtung entscheidender Ereignisse wird dadurch noch dichter, daß sich an ihnen und durch sie zugleich alles das aufrollt, was seit Jahrzehnten geschehen mußte, um endlich die kritische Winternacht herbeizuführen. In der großartigen Schlußszene steht der alte John Gabriel an seinem endlichen Ziel. Von einem Gebirgsvorsprung

aus blickt er beim Schneelicht hinab ins Weite. Die alte Geliebte ist bei ihm. Je weniger er von der wirklichen Gegend sehen kann, desto mehr sieht seine Einbildung. Er sieht große Dampfschiffe: „Sie kommen und gehen, sie verbrüdern das Leben auf dem ganzen Erdball“. Er sieht Fabriken in Tätigkeit: „Tag und Nacht arbeiten sie. Die Räder wirbeln und die Walzen blitzen — immer herum, immer herum!“ Er sieht „sein Reich“, sein „tiefes, unermessenes, unerschöpfliches Reich“. Dieses Reich sich zu erobern, wo Dampfschiffe und Fabriken nur die Vorposten sind, war Aufgabe seines Lebens gewesen. Bis zur Hälfte des Weges war er dem Ziel entgegengestiegen, dann verstieg er sich und stürzte.

Auch John Gabriel hat etwas von der Wildente an sich. Er selbst nennt sich einen zu Schanden geschossenen Auerhahn. Auch er hat, wie der alte Leutnant Ekdal, im Zuchthause gesessen. Aber nicht wie dieser, um das Verbrechen eines anderen zu büßen, sondern wegen eigener Taten. Er war Manns genug dazu. Er ist mehr als eine Auerhahnnatur. Wenn seine Frau ihn tagaus tagein von früh bis spät im großen Saal, der über ihrer Wohnstube liegt, auf und ab gehen hört, so kommt es ihr manchmal vor, als hätte sie dort oben im Käfig einen kranken Wolf, der da rumort und heult und immerfort die Freiheit sucht. Borkmans Frau hält ihren kranken Wolf, den sie nie wiedersehen will, für nichts anderes als einen Verbrecher, der an ihrem eigenen Unglück die Schuld trägt. John Gabriel selbst aber denkt über sich wesentlich anders. Er hält sich für einen Helden. Wenn der alte Ekdal seine Leutnantsuniform, das ihm abgesprochene Ehrenkleid, nur heimlich anzieht und heftig erschrickt, sobald ihn ein Fremder im armen Mummenschanz überrascht, so schreitet John Gabriel durch seinen Saal im Selbstgefühl, ein Napoleon zu sein, der in seiner ersten Feldschlacht zum Krüppel geschossen wurde. Er denkt dabei nicht an Napoleon den Verbrecher (wer dächte noch an den), sondern er denkt an

Napoleon den Helden. Er wirft sich in eine majestätische Haltung, so oft er die Tür gehen hört, und erwartet die Abgeordneten desjenigen Weltteils, der seiner endlich bedarf.

Es ist der Größenwahn des kranken Wolfes. Er erinnert sich genau daran, daß er vor anderthalb Jahrzehnten, er, der Bankdirektor, eines Nachts mit der Laterne unten im Bankgewölbe stand und die anvertrauten Gelder und Wertpapiere an sich nahm, um mit „mutiger“ Hand von ihnen Gebrauch zu machen. Er sah darin nichts Niedriges; denn er, der sich für einen „Auserwählten“, für einen hoch über der kompakten Menge Stehenden hielt, glaubte „mit unerschütterlicher Gewißheit“ an seinen Sieg. Mit den gestohlenen Depositen das große Ziel erreicht, und alle Wertpapiere hätten wieder an ihrem Platze gelegen, wie je zuvor. Kein einziger Mensch hätte einen Pfennig zu verlieren brauchen. Viele hätten mit ihm gewonnen.

Das war seine Meinung. Weit über Strafbuch und bürgerliche Moral hinaus hebt diesen Übermenschen der Einbildung sein Selbstbewußtsein. Neue Minen ins Unendliche, Wasserfälle, Steinbrüche, Handelsstraßen und Schiffahrtverbindungen über die ganze Welt, — alles wollte er allein ins Leben rufen. Für John Gabriel lag in diesem Streben zunächst eine Befriedigung seiner persönlichen Eitelkeit. Aber sein Ehrgeiz, seine Eitelkeit stellten sich in den Dienst der Allgemeinheit. Seine Unternehmungen sollten dazu dienen, Wohlstand zu schaffen für viele tausend andere. Wenigstens erscheinen ihm seine Motive später in so altruistischem Licht. Als ihm seine Frau hart vorhält, er habe niemals etwas anderes geliebt als sich selbst, antwortet er mit stolzer Überzeugung: „Ich habe die Macht geliebt — die Macht, Menschenglück zu schaffen weit, weit um mich her“. Auch hier läßt der Egoismus einen Blick auf seine Kehrseite, den Altruismus, fallen. Freilich, es ist nur ein Blick. Denn nichts, was von John Gabriel Borkman kam, brachte Segen. Alles schlug zum Unheil

aus. Der angebliche Volksbeglucker ruinierte, wie nur irgend ein erster bester Depositenräuber, ungezählte Existenzen. In seinem Jugendfreunde, dem Kanzleischreiber Wilhelm Foldal, sehen wir eine solche armselige Existenz, rührend ins Schicksal ergeben, vor uns.

Man muß fragen: woran lag es, daß John Gabriel, der doch schon Bankdirektor war und Minister hätte werden können, nicht wenigstens einen Teil seiner Pläne durchführen konnte, woran lag es, daß er scheiterte und fünf Jahre im Zuchthaus sitzen mußte? Ein gewöhnlicher Schwindler, ein bewußter Bankrottierer war er gewiß nicht. War er wirklich der Phantast, der nur in ein Traumland sah? Er, der Bergmannssohn, der schon als Kind mit in die Minen hinabfuhr und dort unter den Hammerschlägen des Vaters das Erz klingen hörte, der dem Klange dieses Erzes ein Gefühl gab, das Gefühl der Freude, hoch oben im Tageslicht den Menschen dienen zu dürfen — er war gewiß von einem üppigen Phantasieleben erfüllt. Und wenn noch der Alte sechzehn Jahre nach dem Sturz zu seinem Freunde Foldal, der ein Trauerspiel geschrieben hat, sagt: „Du bist kein Dichter!“ so meint er damit eigentlich: Aber ich bin ein Dichter! Ich kenne eine höhere Gerechtigkeit, als die im Gesetzbuch steht. Und vor einer solchen Gerechtigkeit sprech’ ich mich frei. In den langen, einsamen Jahren hat sich dieses Phantasieleben bis zur Krankhaftigkeit verstiegen, und oft genug steigert sich dann der Größenwahn dieses vermeintlichen „Ausnahmemenschen“ auch zum leicht berührten Extrem, zum Verfolgungswahn. Aber wenn der alte John Gabriel unter der Wucht seiner Schicksalsschläge schon Gespenster sieht, wenn ihm nur noch selten Momente klarer Einsicht kommen, da er zu Foldal sagt: „Wir haben am Ende uns selber betrogen“; oder, da er zur alten Geliebten sagt: „So sind die Menschen. Sie zweifeln und sie glauben zu gleicher Zeit“; wenn der alte John Gabriel schon leere Hirngespinnste webt, so spricht doch nichts dagegen, daß die üppige Phantasie des



jungen gesund und fruchtbar gewesen ist, daß in ihm nicht nur der Wille, sondern auch die Kraft lag, Segen für sich und andere zu stiften. Warum versagte dem Bergmannssohn, der in die Tiefen dringen wollte, die Kraft ebenso sehr wie dem Baumeister Solneß, der in die Höhen steigen wollte? Der Dichter läßt uns nicht darüber in Zweifel. Dem Egoismus hielt der Opfermut nicht die Wage. Der Wille zur Macht war stark genug, aber nicht stark genug war der Wille zur Macht, Menschenglück zu schaffen. Das war es, weshalb er zu gleicher Zeit an sich glaubte und zweifelte. In diesen Zweifeln verlor er die Sicherheit; in diesen Zweifeln hat er Hilfe verschmäht, wo Segen lag, und Hilfe gesucht, wo Fluch lag. Die treue Lebenskameradin, die ihm uneigennützig Liebe entgegenbrachte, stieß er von sich und stützte sich dafür auf den Beistand eines Menschen, der für diesen Beistand Gegendienste forderte.

John Gabriel glaubte seine Pläne nur durchführen zu können, wenn er Direktor einer großen Bank wurde. Dazu konnte ihm nur Advokat Hinkel verhelfen. Advokat Hinkel aber war selbst in Johns Jugendgeliebte verliebt und forderte von John zum Dank, daß er sie ihm abtrete. John zögerte nicht, es zu tun. Als er Bankdirektor wurde, nahm er nicht Ella Rentheim, sondern deren Zwillingschwester Gunhild zur Frau. Ella Rentheim aber, von John verschmäht, wies ihrerseits den aufgedrungenen Freier ab. Dieser argwöhnte hierbei Johns Hand im Spiel, und als John Gabriel die Grenzen des Strafrechtes überschritten hatte, als er sich vertrauensvoll an den Advokaten wandte, rächte sich dieser falsche Freund durch eine Denunziation. Darauf Haft, Konkurs, Urteil.

Kurz vor seinem Ende nennt John Gabriel diese ganze verzwickte Angelegenheit recht verwerflich „so eine Art Weibergeschichte“. Aber noch kürzer vor seinem Ende kommt er auch zu dieser Erkenntnis: „Das eben ist der Fluch, daß ich bei keiner Menschenseele je Verständnis gefunden habe. Vielleicht bei einer ausge-

nommen. Vor langer, langer Zeit. In den Tagen, da ich keines Verständnisses zu bedürfen glaubte“. Vor wie nach der Zuchthauszeit steht dieser Mann allein — verlassen von guten Geistern. Mit Recht darf er von sich sagen: „Ich habe keinen gehabt, der voll Wachsamkeit und immer in Bereitschaft gewesen wäre, mich zu rufen — mir zu läuten wie eine Morgenglocke, — mich wieder aufzumuntern zu fröhlicher Arbeit —. Und dann mir beizubringen, daß ich nichts verübt hätte, was nicht wieder gut zu machen wäre“. Seine harte Frau wies ihn ab, sein Knabe ward ihm entzogen, die Freundin der Jugend ist fern. Er hält sich an den armen alten Foldal, und mühsam halten die beiden Gescheiterten ineinander das aufrecht, was in der „Wildente“ jener Zyniker und Ironiker das stimulierende Prinzip nennt, die Lebenslüge. John Gabriel hilft seinem Wilhelm an dessen „kleine Dichterwelt“ glauben, und Foldal hilft seinem John Gabriel dran glauben, daß einst für ihn die Stunde der Genugtuung schlagen werde. Deshalb geht John Gabriel immer im schwarzen Anzug und mit weißer Binde durch seinen Saal, deshalb steht er, sobald es klopft, in aufrechter Würde an seinem Schreibtisch, um vornehm die zu empfangen, die ohne ihn draußen nicht länger bestehen können. Er will, so oft auch die Zweifel kommen mögen, den Glauben an sich selbst nicht verlieren und kann seinen Foldal nur so lange brauchen, als dieser Gute ihn im Glauben an sich selbst bestärkt. Aber die Zeit vergeht, die Jahre vergehen, das Leben — und sie kommen nicht, auf die er wartet. Statt ihrer kommt endlich eine andere. Sie bietet ihm keine Rehabilitation, keine Bankdirektion, aber sie will seiner Seele den Frieden geben.

Es kommt zu ihm sein guter Geist. Als der junge John Borkman, der Bergmannssohn, in die Tiefen starrte und grübelte, wie er dort unten die „gefesselten Millionen“ befreien könnte, stand neben ihm ein in Liebe lächelndes Weib: Ella Rentheim. Sie wäre die Frau gewesen, ihm freudig seine Erfolge, aber auch seine

Schande, seine Vernichtung tragen zu helfen. John Gabriel Borkman hatte den guten Geist der Frau, die innerlich zu ihm gehörte, in blinder Verirrung von sich gestoßen. Und an seinem letzten Lebenstage steht nun dieses Fräulein Ella Rentheim mit dem Vorwurf gegen ihn auf, daß er das schwerste aller Verbrechen begangen habe: er hat sein eigenes Liebesleben und das der Geliebten gemordet. Darum mußte er, wie seine unerbittliche Frau es ausdrückt, bei lebendigem Leibe ein toter Mann werden, darum mußte er ein Grabesdasein führen. Seine harte Frau denkt dabei freilich an die öffentliche Schande des Zuchthäuslers. Ella Rentheims Zorn denkt daran nicht. Was John Gabriel gegen die Paragraphen des Gesetzbuches verbrochen hat, ist ihr so nichtig, wie der kleinen Nora ihr eigener frommer Betrug wäre. Alle diese irdischen Verschuldungen werden von jenen Sündern begangen, denen das Himmelreich dennoch offen steht, über deren Bußfertigkeit sogar Freude im Himmel herrscht. Aber eine große, unverzeihliche Sünde, jene geheimnißvolle Sünde, für die die Bibel keine Vergebung kennt, ist für Ella Rentheim das, was der Geliebte ihr und damit sich selbst angetan hat. Sie nennt es: „das Liebesleben morden in einem Menschen“! Andere Ibsensche Menschen nennen es anders. Überall aber handelt es sich um dieselbe ideale Forderung, die Ibsen erfüllt sehen will.

Mit solch idealer Forderung tritt Ella Rentheim in die Reihe jener Ibsenschen Gestalten, die in sich selbst jenes ethische Weltgesetz fühlen, das der kategorische Imperativ des opferfreudigen Egoismus diktiert. Ella Rentheim hat ein Recht zu dieser Forderung. Sie läßt nur ihre eigene Herzensangelegenheit gelten, aber ihr Herz ist bereit zu jedem Opfer für die, die sie liebt. Sie ist es, die der auch in ihrer Liebe verarmten Schwester und dem treulosen Geliebten die Not der Bettelarmut wehrt. Sie ist es, die das Kind dieser beiden erzogen hat, als ihm das Elternhaus verwüstet war, die Eltern miteinander zerfielen. Sie ist es, die nun nach Jahren, am

Rande des Grabes, kommt, um ihren Liebling, den Sohn des Jugendfreundes, wieder zu sich zu rufen, damit sie ihn allein habe für den kargen Rest ihres Lebens. Aber das Kind ist ein Jüngling geworden. Nicht die alte mütterliche Tante, sondern die verführerische femme de trente ans weist seinen erwachten Sinnen den Weg ins Glück. Und für diesen Weg hat Ella Rentheim Verständnis; wie sie in letzter Stunde aus eigenstem Erleben das Wort spricht: „Es ist vielleicht Entbeh- rung der Liebe, was die Kraft der Liebe aufrecht er- hält“, so konnte sie auch aus eigenstem Erleben das Wort sprechen: „Die Entbehrung des Glückes ist es vielleicht, die den Wunsch nach Glück steigert“. Und so beweist sie ihre Liebeskraft auch darin, daß sie ihrem Liebling den Wunsch mit auf den Weg gibt: „Genieße Dein Leben, — und sei so glücklich, so glücklich, — wie Du kannst“!

Frau Gunhild Borkman, geborene Rentheim, ist das Gegenteil ihrer Zwillingschwester. Sie weiß nichts von jener geheimnisvollen Sünde. Sie selbst hat geholfen in Ella das Liebesleben töten, da sie die Hand des Mannes annahm, dessen Herz der Schwester gehörte. Sie weiß desto mehr von all den Sünden wider Straf- recht und bürgerliche Ordnung, gegen die ihr Gatte so schmähsch verstoßen hat. Sie haßt ihren einst geliebten Gatten, weil er sie arm gemacht, weil er im Zuchthaus gesessen hat. Das ist es, was sie ihm nie verzeiht. Und in ihrem brütenden, nagenden Schamgefühl hat sie sich etwas ausgedacht. Was der Vater am guten Namen sündigte, soll der Sohn sühnen. In ihm lebt ihr der Rächer. An dem Gedanken wärmt sich diese Frau, die im Unglück so hart und kalt geworden ist, daß sie ihrem Kinde nur Pflichten, keine Rechte gibt. Aber der kecke Bursch, im Feuer junger Leidenschaft gestählt, tut das ganze Schuld- und Sühnegebäude, das die Mutter auf seine Kosten emportürmen will, mit dem despektierlichen Wort „Redensarten“ ab, und wenn sie von seiner großen Mission spricht, erklärt dieses Weltkind, kein Talent zum Missionär zu haben. Er pocht allen diesen Gealter-

ten gegenüber auf seine Jugend und will sein eigenes Leben leben. Wie in „Klein Eyolf“ der Ingenieur Borgheim, so öffnet hier Erhard Borkman ein Gartenpförtchen aus grauen, nebelbrauenden Geistermauern ins grüne Leben hinein. Aus verstiegenen Empfindungen und seherhaften Gedanken, die der Menschheit ein höheres Dasein suchen, geht es mit diesen sinnensfrohen unbedenklich zugreifenden jungen Kerlen wieder bergab zur Erde. Freilich ein Unterschied ist doch in der Lebensauffassung von Borgheim und dem jungen Borkman: für Borgheim hieß leben arbeiten; in der Arbeit lag sein Glück, für das ihm nur die Teilerin der Freude fehlte; aber inzwischen wird sich wohl seine gesunde Kraft zu jenem spröden, erinnerungsschweren Mädchenherzen den Weg gebaut haben. Für Erhard Borkman heißt leben ganz etwas anderes als arbeiten. Als er mit seinen zwei Weibsbildern, der reifen, bis zur Angefaultheit reifen Kokette und dem bleichsüchtigen Backfisch, in den schönen silberbeschellten Schlitten steigt, scheint sich uns zwischen die bangenden Blicke seiner beiden verlassenen Mütter das mephistophelische Lächeln des Dichters zu drängen, als wollte er sagen: Warte nur, Bursch, auch dein Schlitten wird die Silber-schellen schon verlieren!

Aber des Dichters schmunzelnde Gunst sitzt doch hinten auf im Schlitten, der, gescheiterte Existenzen umwerfend, aufs Geratewohl ins blühende Leben hineinrast, während sich dort oben beim Schneelicht über einem Toten zwei Frauenschatten die Hand reichen zum trostlosen Frieden. Der Parole, die Ibsens Brand einst ausgegeben hat, „Alles oder Nichts“, ist auch John Gabriel in seinem Leben gefolgt. Er wagte sein Alles und zog die falsche Nummer. Sein Los war das Nichts. Sein Leben verarmte, verkümmerte, verödete in dumpfer Stubenluft, in Kerkerluft. Er verlernte, den Hauch des frischen Windes, den Hauch der Freiheit zu ertragen. Im Alleinsein verlor er seine Stärke. Zusammen mit Rebekka vermag Rosmer froh und edel den einzigen

Weg zu gehen, auf dem sie nebeneinander bleiben können, den Weg in den Mühlenbach. Zusammen mit Klein Eyolfs Mutter vermag Klein Eyolfs Vater ein Helfer der Menschen zu werden. Was Alfred Allmers spät gewann, hat John Gabriel Borkman früh verloren. Er verlor mit Ella Rentheim seine Kraft. Jetzt im Alter, im Winter, im Schnee, im Frost ist es zu spät. Jetzt hat sie nur noch ein letztes Liebesamt. Sie hat den kranken Wolf aus seinem Käfig gelassen und läßt ihn nun in der Wildnis des Waldes und in der kalten Freiheit traumfroh verenden: „Besser so, John Borkman. Für Dich ist es besser so“. Die eisige Erzhand seines Schicksals, dessen halber Schmied der Mensch nur ist, hat ihm die kranke Brust zerdrückt. Und nun schmilzt auch von Frau Gunhilds Innerem das Erz; die alte Frau vereinigt sich mit der alten Schwester zur Erinnerung an die gemeinsame Jugendliebe. Denn die Spur eines Liebeslebens war auch in Frau Gunhilds kargem, armem Herzen zurückgeblieben. Nun sind die Jahre des Grolls verwischt und „das neugeborene Auge wandelt die alte Tat“.

Nach dem Sommer- und dem Winterstück, dem Kindes- und dem Greisenstück ließ sich der Dichter mehr Zeit als sonst. Das letzte Drama erschien erst zu Weihnachten 1899, knapp vor des Jahrhunderts Schluß. Der Dichter nennt „Wenn wir Toten erwachen“ einen „dramatischen Epilog“ und wollte damit sagen, daß das Stück diejenige Dramenreihe abschließe, die mit „Puppenheim“ beginnt.

Wenn Ibsen sein Jugendwort: „Hammerschlag auf Hammerschlag bis zum letzten Lebenstag“ hier wiederholt: „— Ich muß ununterbrochen arbeiten — Werk schaffen auf Werk bis zu meinem letzten Tag“ — — so beleuchtet dies den wesentlichen Charakter des Stückes. Von der Nora bis zum Borkman hin hat Ibsen sich immer entschiedener von einem Ankläger zu einem Versöhner entwickelt. „Pax vobiscum“ erklingt's aus dem Munde

einer stumm wandernden, geisterhaften Mahnerin am Ende des letzten Dramas: all den irrenden Menschen-seelen, die er geschaffen, all jenen Gestalten, die einem ungewissen Schicksal sich überantworteten oder tragisch untergingen, wünscht Ibsen den Frieden; den Frieden wünscht er der Welt, der er ein züchtigender Lehrmeister, ein strafender Freund gewesen ist; den Frieden wünscht er sich, dem Dichter, nachdem er sich selbst zur Verantwortung gezogen hat, als sein eigener Ankläger und sein eigener Richter.

Ganz früh schon definierte Ibsen: „Dichten“, das heißt, „über sich selbst zu Gerichte sitzen“. Und so trägt diese Tragödie des Kunstschaffens von allen Werken aus Ibsens moderner Periode den stärksten Persönlichkeitszug. Sie enthält Bekenntnisse — Auseinandersetzungen mit sich selbst, mit seiner Kunst und ihrer jeweiligen Stellung zu Ideal und Wirklichkeit, mit der Welt. Aber dieser Prozeß Ibsen wider Ibsen vollzieht sich nicht in philosophischen Erwägungen oder in einem programmatischen Frage- und Antwortspiel — vielmehr als Dichtung, als ein Stück Menschenleben, aus Irdischem gestaltet und doch über die Erde hinaus ins Dauerndeweisend. Groß — so setzte Ibsen einst in einer Rede auseinander — war das Gebiet der an ihn herantretenden Stoffe. Er hat verdichtet, was höher war als sein „tägliches Ich“ — „aber,“ so fährt er fort, „auch das Entgegengesetzte reizte mich zum Dichten, das, was der in sich gekehrten Betrachtung als Schlacken und Bodensatz des eigenen Wesens zu Gesicht kommt. In diesem Falle ist mir das Dichten wie ein Bad erschienen, aus dem ich mich reiner, gesunder und freier hervorgehen fühlte.“ So sprach Ibsen fünf Jahre vor der Entstehung des „Puppenheims“, seines ersten großen Gegenwartsdramas, und da er fünfundzwanzig Jahre später seine dramatische Gesellschaftsdichtung beschließt, tut er seine End- und Hauptbeichte.

Sein letzter Held darf indessen nicht mit ihm unmittelbar identifiziert werden; sonst wäre dieser Bild-

hauer Rubek, der auch an sich erfährt, daß der Künstlergedanke, in seiner höchsten Reinheit und rücksichtslos erfaßt, zwar adelt, aber das Glück tötet, der, wie er zum wahren Leben erwachen will, findet, daß das Leben für ihn tot ist, nur ein Vehikel fremden Rasonnements. Doch so ist er ein Mensch für sich, in dessen zerklüftetes Seelenleben der Dichter beharrlich hinableuchtet. Wohl aber darf man diesen Rubek als Henrik Ibsens Freund grüßen, der sein großes Lebenswerk unter Schmerzen und Zweifeln und Verzichten und Selbstanklagen geboren hat. Wie der Baumeister Solneß nur einmal in seinem Leben so hoch steigen konnte, wie er baute, so hat sich auch dieser Bildhauer nur einmal ganz auf der Höhe seines Berufes gefühlt. Als er das geschaffen, was er sein Lebenswerk nennt: die Verkörperung des Auferstehungsgedankens. Aber dieses Werk erhebt sich am Ende gegen ihn als eine große Anklage. Er brauchte die Seele eines anderen Menschen, jenes Werk zu schaffen, und hat, in kühlem Egoismus, nichts getan, der Gefährtin, die ihm diente, weil sie ihn liebte, Ersatz zu bieten für die junge heiße Seele, die er ihr genommen hatte. Ein wesentliches Motiv wird aus dem „Borkman“ heraufgeholt. Hier tritt die Frau dem Jugendgeliebten mit der Anklage entgegen, in ihr das Liebesleben getötet und zugleich einen Mord an der eigenen Seele begangen zu haben —, die größte Sünde, die die Bibel kennt, die einzige, für die es keine Vergebung gibt. So spricht Irene, die Frau, die sich als die Mutter seines Lebenswerkes fühlt, zu Rubek von einer „Todsünde“. Diese Sünde habe sie wider sich selbst begangen, als sie ihm diente und, um ihm dienen zu können, das Leben aufgab, das durchzuleben ihr vom Schicksal bestimmt war. In dieser Frau, die sich einer nachdenklichen, gewissenhaft-ängstlichen, grüblerischen Künstlernatur, dem Unmann, unterwarf, lebte ein unbezähmbarer Lebensdrang. Sie war zunächst gar nicht das „reine, ideale Weib“, das er in ihr sah und darstellte, sie gehörte durchaus zum



Stamme der Hjördis, Rebekka West, Hedda Gabler, Rita Allmers, all der Wikingerweibchen; sie war dazu geschaffen, „Kinder zur Welt zu bringen, viele Kinder, richtige Kinder,“ nicht geistige „Kinder“, die in Seelen-ehen geboren und in Museen verwahrt werden. Das „Kind“ Ejler Lövborgs, das Buch, das in der geistigen Ehe mit der selbstlosen, naiv sich ihrem menschlichen Rettungswerke hingebenden Freundin entstanden ist und als Symbol dieser Ehe der Zerstörungswut Heddas anheimfällt, kehrt hier in neuer Bedeutung wieder.

„Hätt' ich mein Recht geübt, so hätt' ich das „Kind“ getötet,“ versichert Irene, als ihr halbgebrochener Geist wieder durch das verjährte Leid der Vergangenheit irrt. Sie sah in jener Zeit der gemeinsamen Arbeit ein, daß Rubek sein Kunstwerk über das „Menschenkind“ stellte; aber sollte sein Werk nicht das äußere Abbild ihrer Schönheit nur, sollte es das Gefäß ihrer liebenden Seele werden, so mußte sie sich unter das Gesetz seiner keuschen und fast bis zur Lächerlichkeit zaghaften Natur beugen. Wie ihm selbst jede sinnliche Begier als eine Versündigung an seinem Werke erschien, so mußte sie ihre ursprünglichen Lebenstribe unterdrücken. Sie war ganz die „lichte Himmelsfreude“, die er für seine Marmorgestalt brauchte. Und er, in naiver Selbstsucht, glaubte, indem er sein Menschenkind in die Kunst einführte, ihm die höchste Weihe verliehen zu haben. Er hatte dafür die Floskel: auf einen hohen Berg führen und dort alle Herrlichkeit der Welt zeigen. Und sie erlebte dort wirklich, als dieses kaltherzigen Bildhauers vielgetreue, stolze und entsagende Dienerin, in ihrer Art einen „Sonnenaufgang“. Dann eines Tages merkte sie, daß sie in dem menschlichen und künstlerischen Dasein ihres Rubek nichts anderes als eine „Episode“ gewesen war, wobei ihr bestes Selbst zugrunde ging. Sie läßt den selbstischen Träumer; sie nimmt ihm sein Schönheitsideal, und nicht zum zweiten Male wird ihm ein Meisterwerk gelingen. Das ist ihre Rache.

Sie aber steht nach diesem Abschied da „mit leerer Brust — seelenlos“ und ist fortan eine Tote bei lebendigem Leibe. Doch einen noch schlimmeren Tod soll sie lebend erleiden. Sie prostituiert sich als Stern der Variétés, stürzt sich in die Wirbel sinnlichen Genusses, treibt sich mit Mannsbildern herum, jagt den Pechvogel, der sie heiratet, in Tod und Schande und erliegt in einer zweiten Ehe diesem tollen Hexensabbath. Ihr Mann schickt sie ins Irrenhaus und die Halbgeheilte dann in Begleitung einer Diakonissin von Sanatorium zu Sanatorium. Und doch soll es über den gebrochenen Kräften dieser Zerrütteten noch einmal tagen; sie, die Irene heißt, wird einer zweifelnden und unstäten Seele und sich selbst den Frieden bringen.

Auf seine Art hat inzwischen Rubek das Leben kennen gelernt. Mit seinem Idealweibe war ihm der Inhalt der Kunst geschwunden, die nach oben gerichtet ist. Sein Blick wendet sich vom Himmel zur Erde. Er kann in seiner Auferstehungsgruppe die Idealfigur so nicht mehr gebrauchen; er mißt sie an der Wirklichkeit und weist ihr den Platz an, der ihr der Wirklichkeit gegenüber gebührt — denn sie ist gedichtet, sie ist nicht gesehen. Sie wird von ihrem dominierenden Platze fortgerückt; er dämpft die Schönheit ihres Antlitzes und den Heiligenschein der Reinheit und modelliert auf dem Sockel, gerade vor die Gestalt hin, „ein Stück der gewölbten berstenden Erde“. „Und aus den Furchen, da wimmelt's nun herauf von Menschen mit heimlichen Tiergesichtern, Männern und Weibern, wie ich sie aus dem Leben kannte.“ Tiere hinter Menschenmasken — hier reden die diabolischen Humore Henrik Ibsens — Tiere, die er nur sieht, nicht ein anderer. Von seinen Porträtbüsten sagt Rubek-Ibsen gleiches aus: Sie sind äußerlich frappant ähnliche Menschenbilder, „aber in ihrem tiefsten Grunde sind es ehrenwerte Pferdefratzen, störrische Eselsschnuten, gemästete Schweinsköpfe“ — also „hinterlistige Kunstwerke“, solche, die Ironie und Spott bergen, wo sie ernsthaft erscheinen. An die eigene Dichtung

hat Ibsen gedacht, als er seinen Freund Rubek so von den Porträtbüsten reden ließ.

Denn Rubek war gemach zu demselben humoristischen Abscheu vor der Welt gelangt wie er selbst. Sein großes Kunstwerk, so wie er es umgeschaffen, gefällt ihm nicht mehr. Früher, da er mit ungeteilten Empfindungen schuf, war er des Schaffens froh. Das Werk aber wird berühmt, die Leute bewundern es, — den Meister ärgern sie durch ihre Bewunderung dessen, „was nicht da ist“, „was ihm gar nicht in dem Sinn gelegen hatte“. Er möchte — und hier spricht er wieder tief aus der Seele Ibsens — „am liebsten in die finstersten Wälder fliehen vor dem Weihrauch und den Kränzen der Menschen, angewidert und verzweifelt.“ Und so rächt er sich mit den Porträts, die heimliche Tierfratzen tragen. Und die braven Leute bezahlen ihm diese Porträts mit gutem Gelde; er wird reich, kann Landgüter erwerben und sich Häuser bauen und stünde nun vor der Erfüllung seines Daseinsideales, das zugleich des Kaisers Julian und des Henrik Ibsen Daseinsideal ist, „ein Leben in Sonnenschein und Schönheit zu führen“. Aber dieses Leben gelingt ihm nicht, so wenig es Kaiser Julian und seinem Dichter Henrik Ibsen gelang, denn in dieser Welt voll Kämpfen und Zweifeln gibt es ein solches Leben nicht. Rubek fehlt die Kraft des Aufschwungs; er hat, wie andere Helden Ibsens, eins in die Flügel bekommen.

Der Urborn seines Schaffens ist versiegt. Ihm gelingt nichts mehr. Die Zeit nimmt in doppeltem Sinne von ihm Abschied: er wird älter, und die Leute beginnen, ihn zu vergessen. Maja, die kleine Schützin, die er, reich wie er war, als Ehefrau sich beigelegt, hat seiner Flügel Kraft unbewußt den letzten Rest gegeben. Sie ist ein Naturkind, eine aus dem Geschlecht der Hilde Wangel, und hat zu seinem Künstlerinnen den Schlüssel nicht. Auch ihr wollte er vom hohen Berg herab alle Herrlichkeit der Welt zeigen — diesmal sollte die Herrlichkeit wirklich von dieser Welt sein. Aber das Frei-

luftkind kommt statt auf Bergeshöhe nur in einen vergoldeten Käfig. Sie langweilt sich mit ihrem alternden Rubek, der kein Talent zum Leben hat, so wie sie das Leben versteht. Sie findet ihn häßlich in seiner Unruhe, Nervosität und inneren Zerrissenheit. Sie merkt, daß er ihrer überdrüssig ist und unbewußt „etwas gegen sie im Schilde führt“. Sie ist bereit, ihn frei zu geben und ihrer Wege zu ziehen.

So stehen die Dinge, als die Lebensbahn dieser ungleichen Geister gleichartige Elemente kreuzen. Frau Maja findet ihren Wikinger, einen rauhen, derben, kraftstrotzenden Gesellen, einen häßlichen, doch magisch lockenden Unhold, der, ein berühmter „Bärentöter“, ein Gast der Waldes, der Berge und der Winde, am liebsten unter freiem Himmel lebt, der das Leben liebt, weil er sich's an jedem Tage neu erobern muß. Dieser „Bärentöter“ ist die wildeste, saftigste Gestalt, die Ibsen geschaffen hat. Es ist das Leben ohne Schönheit, — aber doch jenes Leben, das die Existenz der Welt verbürgt. Dieser Bärentöter gibt Maja, dem gefangenen Vogel, die Freiheit. Er gewinnt sie auf Bergeshöhen und rettet sein Gut unter Gefahren hinunter ins Tal, wo Häuser stehen und höchst irdische Menschen wohnen. Auf derselben Höhe aber stand Rubek und die wiedergefundene Irene; doch sie eilen nicht hinunter, sie streben empor. Sie fanden sich auch innerlich aufs neue; sie, die ein Scheindasein führten, sind von „ihrem Tode erwacht“. Aber sie sehen, daß das einmal verlorene Lebensglück unwiederbringlich ist. Sie reiben sich den schweren, träumeschwangeren Schlummer aus den Augen und sehen, „daß sie nie gelebt haben“. In einer Kette von Anklagen, die sie gegen einander und gegen sich selbst schleudern, erwacht dieses ihr Bewußtsein. Aber die Grundnote ihrer seelischen Verfassung ist doch die Reue. Irene muß Rubeks Lebenswerk, so wie es nun einmal geworden ist, für verpfuscht, für entweiht, den Liebesdienst ihrer Jugend für vergeblich halten. Und Rubek sieht mit Entsetzen das Opfer

seines Künstleregoismus vor sich — äußerlich ein Ideal noch immer, doch innerlich zerstört, krank, leer, erstarrt. So sieht dieses Ideal der Realist und Künstler. Seine Absolution aber hat er in Irenes Augen durch sich selbst gefunden. „Nun höre, wie ich mich selbst in der Gruppe dargestellt habe. Vorn an einer Quelle sitzt ein schuldbeladener Mann, der von der Erdfäche nicht ganz loszukommen vermag. Ich nenne ihn die Reue über ein verlorenes Leben. Er taucht seine Finger in das rieselnde Wasser, um sie rein zu spülen, und leidet und krümmt sich bei dem Gedanken, daß es ihm nie gelingen wird: In alle Ewigkeit wird er nicht frei werden, leben und auferstehen. Ewiglich bleibt er in seiner Hölle sitzen.“ So spricht in Rubek der Dichter und Künstler Henrik Ibsen, der durch Selbstanatomie und Beichte in sich den Künstler und Dichter befreit. Nur Irene vermochte Rubek das kurze „Wiedererwachen zu seinem eigentlichen Leben“ zu bringen, und so folgt der realistische Künstler seinem kranken Ideal noch einmal zur Höhe. Wie Kaiser Julian ziehen sie Helios entgegen, ihrem Helios. Dort erleben sie ihr letztes Glück und, im Schneewehen, auch ihren letzten Tag. Von unten ertönt, wie am Schluß des „Brand“ ein Wort der Versöhnung, der Milde. Von unten ertönt aber auch der Jubel des freigewordenen Lebensdranges. Zu Frau Maja und ihrem Barentöter zieht sich die Neigung des verjüngten Dichters zurück.

Stirb und werde! Rubek und Irene erwachen im Land ihrer kränklichen Träume, Frau Maja und der Barentöter auf der warmen, gewölbten Erde, und Henrik Ibsen in der Unsterblichkeit seiner dichterischen Größe.

Die Herausgeber



# GEDICHTE





## SPIELLEUTE

Nach ihr mein ganzes Trachten  
Die hellen Nächte stund;  
Mein Weg aber ging zum Bergbach  
In den tauigen Erlengrund.

Hei, kennst du die dunklen Lieder,  
Bald hast du die Kraft ihr geraubt,  
Daß in große Kirchen und Säle  
Sie nachzufolgen dir glaubt!

Ich schwor den Neck aus der Tiefe;  
Er spielte von Gott mich fort;  
Doch da ich geworden sein Meister,  
Hatte mein Bruder ihr Wort.

In große Kirchen und Säle  
Spielt' ich mich selber hin,  
Des Baches graunvolle Weise  
Wich nimmer aus meinem Sinn.

## KÖNIG HÅKONS FESTHALLE

Du alte Halle, ihr Mauern grau,  
Der Eule Wohnsitz und Weide, —  
Gedenken muß ich, so oft ich dich schau',  
König Lears auf der wilden Heide.

Er gab seinen Töchtern der Krone Schatz,  
Gab ihnen sein teuerstes Eigen;  
Da stießen sie ihn von seinem Platz  
Hinaus in der Sturmwinde Reigen.

Du Halle, gebeugt von so manchem Jahr,  
Wie Gleiches du dulden mußt! —  
Du gabst einem Nachgeschlecht, undankbar,  
Den teuersten Schatz, den du wußtest.

Du gabst uns schimmernder Sagen Hort,  
Einen Herbst von Erinnerungen.  
Doch hat dir ein einziges Dankeswort  
Aus Kindesmunde geklungen?

Verlassen standst du, gleich Albions Sohn,  
Blind wütender Winde Minne;  
Ein halb tausend Jahre umpfiff voll Hohn  
Der Sturm deine grauende Zinne. —

Jetzt tagt es, Greisin; dein Volk ist erwacht  
Und kühlt an der Zeit nun sein Mütlein:  
Wir flicken dir neu deine Königstracht;  
Du hast schon ein Narrenhütlein.

Und darum, du Halle mit Mauern, grau,  
Der Eule Wohnsitz und Weide, —  
Gedenken muß ich, so oft ich dich schau',  
König Lears auf der wilden Heide.

### BAUPLÄNE

Ich weiß noch wie heut, ob auch Jahr um Jahr schwand,  
Den Abend, da mein Erstling im Blatt gedruckt stand.  
Da saß ich auf meiner Kammer, den Knaster in Glut,  
Und paffte und träumte in seligem Hoffemut.

„Ein Wolkenschloß bau' ich, voll Sonnenschein,  
Ein Schloß mit zwei Flügeln, von Himmelssturm umweht;  
In dem großen, da hause ein unsterblicher Poet,  
In dem kleinen ein Mägdelein, zierlich und fein!“

Wie schien mir mein Bau so harmonisch gedacht!  
Und doch hat sich alles so anders gemacht!  
Da der Meister ward vernünftig, ward blitztoll der Stil:  
Der Hauptbau ward zu klein, der Anbau verfiel.

## FELDBLUMEN UND TOPFPFLANZEN

„Mein Gott, wie ist Ihr Geschmack zu verstehn,  
Wo haben Sie nur Ihre Augen!  
Sie ist keine Schönheit, und, kritisch besehn  
Sie scheint mir nur wenig zu taugen.“ —

Ich träfe den Ton mehr, ja, das ist wahr,  
Der üblichen Tagesdramen,  
Dafern ich mir kieste ein Exemplar  
Aus dem Kreis der normalen Damen.

Wie prangt das doch auf dem Fensterbrett  
Als Winterflora so zierlich;  
Im kachelofengewärmten Bett  
Seines Topfs, wie grünt das manierlich!

Und nach ihrem Winterschlaf, — wie nach der Schnur  
Die Zweiglein im Blütenschmuck strahlen!  
Ja, wär' ich vernünftig, ich eh'lichte nur  
Aus der Mitte der vielen Normalen.

Du predigst, Muhme Vernunft, in den Wind!  
Du machst aus mir keinen Frommern!  
Bedenk, sie ist ein Feldblumenkind  
Von sechzehn schimmernden Sommern!

## EINE VOGELWEISE

Wir wandelten im Lenz einst  
Im Park für uns so fort;  
Lockend wie ein Geheimnis  
War der verbotene Ort.

Die lauen Weste fächelten,  
Der Himmel war so blau;  
Hoch in der Linde saß und sang  
Des Sperlings junge Frau.

Ich malte Dichterbilder,  
Wie Regenbogen bunt;  
Zwei braune Augen hingen  
Leuchtend an meinem Mund.

Mit Wispern und mit Lachen  
Flog's ob uns hin und her; —  
Doch wir, wir sagten: Schatz, fahr' wohl!  
Und sahn uns nimmermehr. —

Und wandr' ich jetzo einsam  
Den Lindengang im Park,  
So macht's das kleine Federvolk  
Mir manchmal schier zu arg.

Frau Sperling hat behorcht uns,  
Dieweil wir blind geschwätzt,  
Und hat auf uns ein Lied gemacht  
Und in Musik gesetzt.

Und alle singen's nach nun;  
Es ist kein Zweig im Hag,  
Da nicht ein Nasweis trallerte  
Von jenem lichten Tag

### AUF AKERSHUS

Auf die Erde läßt die milde  
Sommernacht den Schleier sinken;  
Still herab vom Lichtgefilde  
Große, bleiche Sterne blinken.

Aus des Fjordes Busen dringt es  
Nun gedämpft in dumpfem Laute.  
Horch, wie Kinderweisen klingt es,  
Nie vergeßne, lieb vertraute!

Akershus, die alte Veste,  
Seh' ich durch den Nebel blicken,  
Und mich dünkt, ich seh' beim Weste  
Hin zur „Hovedö“ sie nicken.

Akershus, dein grau Gemäuer  
Träumt von Tagen, die entflohen;  
Stark lenkst du dein sichres Steuer  
Still durch der Erinnerung Wogen.

Ja, — sie nahn, die längst entschwunden  
Blutgestalten dunkler Zeiten,  
Die verbunden, florumwunden,  
Lautlos durch die Hallen schreiten

Und o seht — mich faßt ein Grauen —  
Durch die Fenster dort, die hohen,  
Wie im Schein, dem dämmerblauen,  
Geisterhafte Flammen lohen.

Wer ist jener ernste Ritter  
Mit dem Glutaug', düster blitzend,  
Wie in Brüten, grollend bitter,  
Vorgebeugt im Stuhle sitzend?

König Christian ist's, der Zweite!  
Fahl sein Angesicht, das schlaffe!  
Seht, er greift ans Schwert zur Seite,  
Rostig ist von Blut die Waffe.

Wie ein Denkmal stummer Trauer,  
Fürstlich stolz steht dort ein Wesen:  
Sie lehnt an des Erkers Mauer,  
Die Knut Alfsons Weib gewesen.

Dänenschiffe ziehn von ferne  
Nach des Fjordes stillen Wogen;  
Alfson kommt zu Gyldenstjerne  
Wehrlos, als ein Gast, gezogen.

Tot wird er zurückgetragen,  
Ohne Sang und ohne Kerze.  
Da Knut Alfson ward erschlagen, —  
Tötlich traf's Norwegens Herze.

Kennt ihr jenen Mann in Ketten,  
Dessen Werk ward jäh vernichtet?  
Herlof Hyttefad, der retten  
Uns gewollt, wird hingerichtet!

Seht, im „Schlangenhof“ dort drinnen  
Bei dem Holzstoß stehn die Schergen;  
Blut umsäumt das Leichenlinnen, —  
Christian muß sein Antlitz bergen.

Freiheitsmänner, die dem Volke  
Rosen streuten im Verbluten!  
Süßer als des Weihrauchs Wolke  
Ist der Dampf der Opfergluten!

Märtyrblut fürs Land der Väter, —  
Ließest edle Saat gedeihen,  
Der dreihundert Jahre später  
Ejdsvolds Werk entsproß im Maien!

Seht —! Doch nein, der Spuk verrauschte.  
„Abgelöst!“ scholl durch die Stille; —  
Mit dem Alltagskleid vertauschte  
Akershus die Geisterhülle.

## DER EIDERVOGEL

Wo der blaugraue Fjord die Küste zersägt,  
Der Eidervogel sein Nest aufschlägt.

Er pflückt von der Brust sich den weichen Daun,  
Es traulich und warm in den Fels zu baun.

Des Fjordfischers Herz hat für Mitleid nicht Raum;  
Er plündert das Nest bis zum letzten Flaum.

Der Vogel, voll trotziger Lebenslust,  
Zerrupft sich von neuem die eigene Brust.

Und aber geplündert, er bettet sich doch  
Von neuem sein Nest in ein wohlversteckt Loch.

Doch wenn ihn das Schicksal zum dritten mal schlug,  
So hebt er die blutende Brust zum Flug —

Und flieht aus dem kalten, ungastlichen Land  
Gen Süden, gen Süden, nach sonnigerm Strand!

#### MIT EINER WASSERLILIE

Sieh die Blume, die ich bringe,  
Teure, mit der weißen Schwinge.  
Auf des Waldsees Flut geboren,  
Schwamm sie lenz- und traumverloren.

Soll ihr Herz nicht heim verlangen,  
Laß an deiner Brust sie prangen;  
Unter ihren Blättern wollen  
Tiefe, stille Wogen rollen.

Hüte dich, an Seen zu säumen!  
Hüte dich, dort lang' zu träumen!  
Lauernd wacht der Neck im Dunkeln; —  
Lilien im Lichte funkeln.

So am Busen dir zu säumen! —  
Doch wer dürfte lang' dort träumen! —  
Lilien im Lichte funkeln; —  
Lauernd wacht der Neck im Dunkeln.

## VOGEL UND VOGELFÄNGER

Knabenhaft aus Tannensprossen  
Baut' ich eine Vogelfalle.  
Eins, zwei, drei, — im engen Stalle  
Saß der Vogel eingeschlossen.

Und mit grausamem Vergnügen  
Trug ich ihn ins Kinderzimmer,  
Schreckt' ihn mit erzürnten Zügen,  
Kam ihm grimm und immer grimmer.

Bis mir meine spielerische  
Folter keinen Spaß mehr machte.  
Drauf entfernt' ich mich vom Tische,  
Öffnete das Türchen sachte.

Ei, wie braucht er seine Schwingen!  
Nun fahrt wohl, ihr Angstgespenster!  
Freiheit lockt zu neuem Singen;  
Doch da prallt er — widers Fenster! —

Armes Tier, du bist gerochen!  
Selbst nun sitzt der Bursch gefangen;  
Seine Schwinge, fast gebrochen,  
Schlägt umsonst des Gitters Stangen.

Auch vor ihm die Fratze lauert  
Eines feindlichen Geschickes;  
Und er zittert und erschauert  
Vor den Tücken dieses Blickes.

Und vermeint er, endlich schiebe  
Sich zurück des Fensters Bügel,  
Büßt er, mit geknicktem Flügel,  
Bums, des Lichts verbotne Liebe.



## DER BERGMANN

Fels, birst weiter, Tag um Tag!  
Dröhnend fällt mein Hammerschlag.  
In die Tiefe muß ich dringen,  
Bis mir ihre Erze klingen.

In der Berge stummem Schoß  
Liegen reiche Schätze bloß,  
Kronemanten, Edelsteine,  
Goldgeäst von rotem Scheine.

Friede herrscht dort weit und breit,  
Fried' und Ruh' seit Ewigkeit; —  
Brich den Weg mir, schwerer Hammer  
Zu des Berges Herzenskammer!

Saß als Knab' einst, lustgeschwellt,  
Unter Gottes Sternenzelt,  
Zog einher auf Frühlingswegen,  
In der Brust der Unschuld Segen.

Doch im mitternächtigen Schacht  
Ward ich fremd des Tages Pracht,  
In der Grube Tempelgängen  
Fremd der Erde heitren Klängen.

Damals, als ich niederstieg,  
Glaubt' ich noch, ein Kind, an Sieg,  
Glaubte, daß der Rätsel Fülle  
Abgrundgeisterwort enthülle.

Noch hat keiner mich belehrt  
Über das, was mich verzehrt,  
Noch kein Blitz die Nacht durchschossen,  
Der die Tiefen hätt' erschlossen.

War's ein Irrtum? Führte nicht  
Dieser Weg zum rechten Licht?  
Ach, mein Blick wird ja geblendet,  
Forscht er, himmelan gewendet.

Nein, hinab, wo weit und breit  
Friede herrscht seit Ewigkeit,  
Brich den Weg mir, schwerer Hammer,  
Zu des Berges Herzenskammer! —

Hammerschlag auf Hammerschlag  
Bis zum letzten Lebenstag.  
Keines Hoffnungsmorgens Schimmer;  
Tiefe, tiefe Nacht auf immer!

### MEIN JUNGER WEIN

Du fühltest dich, als jungen Wein,  
In mir, als Tonne, pochen.  
Du duftetest süß, du perltest fein,  
Du gärest heiß, und du warst mein; —  
Da ward der Prozeß unterbrochen.

Es stahl mir meinen Wein ein Wicht;  
Der Rest gärt wie höllische Flammen.  
Doch knall' ich dir nicht ins Gesicht;  
Ich explodiere, Liebchen, nicht, —  
Ich falle bloß zusammen

### LICHTSCHEU

Als ich ein kleiner Wicht noch,  
War Mut in mir genug, —  
Das heißt, solange Licht noch  
Den Mantel um mich schlug.

Doch kam die Nacht und deckte  
Gebirg und Feld und Baum, —  
Was da mich alles schreckte  
Von bösem Spuk und Traum!

Ich schloß mein Aug' — und träumte  
Schon auch zur selben Zeit, —  
Und all mein Mut, er räumte  
Das Feld, Gott weiß wie weit.

Jetzt finden einen andern  
In mir so Nacht wie Welt;  
Jetzt geht mein Mut aufs Wandern,  
Sobald es sich erhellt.

Jetzt sind's des Tages Trolle,  
Des Lebens Lärm ist's jetzt,  
Was mir die Brust, die volle,  
Mit kaltem Schauer netzt.

Ich steck' mich unter die Decke  
Die spukdurchwirkte, der Nacht,  
Da kommt's, daß, wie ein Recke  
Mein alter Mut erwacht.

Da trotz' ich Meer und Blitzen,  
Komm' wie ein Falk gejagt,  
Laß Angst und Jammer sitzen, —  
Bis es von neuem tagt.

Doch fehlt mir der Schutz ihres Schoßes,  
Weiß ich mir keinen Rat.  
Ja, tu' ich einmal etwas Großes,  
So wird's eine dunkle Tat.

## LIED DES DICHTERS

' (Aus der „Komödie der Liebe“)

Freunde, die ihr diesen Garten  
Jubelnd und entzückt durchstreift,  
Wollet nicht vom Herbst erwarten,  
Daß er jede Knospe reift!

Weiße Blüten, lichte Blätter  
Breiten über euch ihr Zelt, —  
Mag sie morgen Schlossenwetter  
Fegen bis ans End' der Welt!

Müßt ihr schon nach Früchten fragen  
Im noch kaum erblühten Hag?  
Sorgend, seufzend überschlagen,  
Was sein Herbst euch bringen mag?  
Müssen Vogelklappern schrecken  
Tag und Nacht die muntre Brut?  
Finkenschlag in Baum und Hecken,  
Brüder, gibt doch bessern Mut!

Müßt das Völklein nicht verfemen  
Aus der süßen, grünen Pracht!  
Mag es seinen Lohn sich nehmen,  
Ob es euch auch ärmer macht.  
Nehmt den Tausch an! Seid nicht bänglich;  
Denn für Frucht wird euch Gesang!  
Denkt dran: „Alles ist vergänglich“;  
Lenz und Liebe währt nicht lang!

Leben will ich, will genießen,  
Bis der letzte Strauch verdorrt;  
Wenig soll's mein Herz verdrießen,  
Fegt ihr all den Staat dann fort.  
Tor auf! Schaffe sich die Herde  
Dann noch einen satten Tag!  
Brach nur ich die Blüten, werde  
Mit dem toten Rest, was mag!

## DIE SCHLUCHT

Schwer zog es auf; die Wolke brach, —  
Und durch die Schlucht ein Fluß hinsprach

Jemehr des Wetters niederfloß,  
Jemehr er sang und braust' und schoß.

Es zog vorüber; Wind stand auf;  
Zum Bache schmolz des Flusses Lauf.

Leis flüsterte Regenbogenstaub,  
Hell raschelten Perlen übers Laub.

Ein Hundstag heiß, — und trocken stund,  
Wie einst, der Waldschlucht steiniger Grund.

Der Klang nur blieb: Leis flüsterte Staub,  
Hell knickte Reisig, raschelte Laub.

Wie Nachklang, wie's hier einst gelärmt.  
Hab' selbst dort eines Nachts geschwärmt.

### HOCHLANDSLEBEN

Hochsommernacht umflort das Tal;  
Schon schläft es, bleich und blind;  
Doch um den Kamm, da brandet fahl  
Ein See im Abendwind:  
Da braut der Nebel graue Flut,  
Verschleiert steht der Firn,  
Der eben noch im Licht geruht,  
Der letzten Sonne goldne Glut  
Um seine hehre Stirn.

Doch über dieser Wogen Brand,  
In Gold- und Bernsteinglanz,  
Erhebt sich hell ein friedlich Land,  
Wie stiller Inseln Kranz.  
Ein Schiffsbug, sich die Brust des Weihs  
Dem All entgegenstreckt,  
Indes sich hinter Dem in Eis,  
Gleich Trollgefolg', der Gipfel Kreis  
Drohend gen Westen reckt.

O, sieh den Säter dort noch, eh'  
Die Nacht ihn blässer malt!  
Wie blau der Fels, wie hell der Schnee  
Das stille Heim umstrahlt!  
's ist eine Welt für sich allein,  
Und wer in ihr sich sonnt,  
Vom Tal getrennt durch Bach und Stein,  
Gewinnt sich wärmern Sonnenschein  
Und weitem Horizont.

Sieh dort die Sätermaid umbraut  
Von Nacht und Abendbrand!  
Den Geist der Tiefe, den sie schaut,  
Hat Sprache nie benannt.  
Sie weiß es nicht, wie weit er will,  
So wenig, wie er heißt.  
Doch unter Lur und Glockenspiel  
Geht's in die Abendglut als Ziel; —  
Ob dort ein Port sich weist? —

Er währt so kurz, dein Hochlandstraum  
Im Säter unterm Firn;  
Bald deckt ein weißer, starrer Saum  
Der Hütte niedre Stirn.  
Dann sitztest du tagaus, tagein  
Am warmen Winterherd; —  
Doch spinn' nur munter Woll' und Lein:  
Ein Hochgebirg im Abendschein  
Ist seinen Winter wert.

### SÄNGERFAHRT

Hin durch die Fjordgebirgsstille,  
Im Sonntagsmorgenglanz,  
Dampft unsre stolze Zille,  
Buntüberwimpelt ganz.

Singen junger Gesellen,  
Jubel von Herz und Mund,  
Wälzt sich über die Wellen,  
Weckt den träumenden Sund.

Vorne vom Steven locken  
Hörner und Tuben im Chor.  
Zum Kirchgang mahnen die Glocken; –  
Der Fischer hat heut kein Ohr.

Er hört nicht der Glocken Munde,  
Vergessen sein Liederbuch liegt,  
Vergessen der Fröhpredigt Stunde,  
Die Söngerfahrt hat ihn besiegt.

Doch wie er gestützten Hauptes  
Hinausstarrt voll Wunderlichkeit  
Auf die tönende Flut, o glaubt es,  
Ist er von Gott nicht weit.

Er weiß von der Fahrt nichts zu sagen,  
Er weiß nicht, warum wir hier sind,  
Doch fühlt er sein Herzblut schlagen,  
Wie's heiß und kalt ihn durchrinnt.

Er hebt, wie die Augen zu schützen,  
Die Hand und tritt an die Flut;  
Und die Sönger schwingen die Mützen,  
Und der Fischer greift an den Hut.

Auf blauen Dünungen schweifen  
Vorüber wir, selig leicht;  
Er folgt dem Rauchwolkenstreifen,  
Solange sein Auge reicht.

Wir fliegen mit flatternden Fahnen,  
Wir singen uns vogelfrei;  
Durch ihn geht ein dämmerndes Ahnen:  
Da zog etwas Großes vorbei.

Wir steuern von Fest zu Feste  
Mit Blumen und Lampenschein;  
Er kennt keine anderen Gäste  
Als der Sorgen schweigenden Reihn

Und doch, du magst es verschmerzen; —  
Denn kam er zur Kirche auch nicht,  
So blieb ihm gewiß doch im Herzen  
Ein Abglanz von Lied und Licht.

Seht, so soll'n wir Brüder, wir jungen,  
Festlich durchs Leben hin  
Tragen mit zündenden Zungen  
Schönheit von Sinn zu Sinn.

Da sind keine Höhlen noch Gräfte, —  
Sie geben doch Widerhall.  
Wir sind wie die Sänger der Lüfte  
Mit Saatkorn in Schnabel und Krall'.

Ob wir durchs Hochgebirg streifen,  
Ob über Fjord und Sund,  
Ein Korn stiebt nieder, zu reifen  
In sehnsüchtig harrendem Grund.

### EIN SCHWAN

Mein weißer Schwan,  
Du stummer, du stiller,  
Kein Schlag, kein Triller  
Verriet deine Bahn.

Scheu überrauschend  
Die Elfe, die träumende,  
Glittst du stets lauschend  
Die Flut, die leis' schäumende

Doch dann beim Scheiden,  
Als Blicken und Schwören



Nur noch Lügen und Leiden, —  
Da, da war's zu hören!

In Tönen aufklingend  
Schlossest deine Bahn du; —  
Im Tode singend.  
Du warst doch ein Schwan, du!

### GEPRIESEN SEI DAS WEIB!

(Zu einem Sängerfest)

Sommer im Sinn, so fuhren wir hin durch Fjord und  
Lebensmut hob unsre Herzen von Grund. [Sund;  
Im blütenweißen Hag,  
Im hellen Finkenschlag  
Dieselbe verlangende Leidenschaft, —  
Sehnsucht zum Licht voll Jubel und Kraft!

Ja, des Sängers Gemüt ist der Birke im Frühling gleich;  
Gärenden Saftes in jeglicher Ader reich;  
Bis endlich dann den Ast  
Sein Laubkranz hält umfaßt;  
Sieh, da schlug aus im Lied seiner Fülle Not; —  
Sehnsucht zum Licht ist des Lebens Gebot.

Doch dort in dem leuchtenden Land ist des Weibes Heim;  
Wem wohl denn ihr verdankt er des Liedes Keim!  
Zu ihr drum klinge voll Glück  
Das reife Lied zurück!

Preis dem Weib, wo da wallt des Gesanges Fluß,  
Preis unsrer Sonne voll Glanz und Glut!

ZUM 4. JULI 1859

(König Oskars Geburtstag)

Jung Norwegen, gramvoll mag  
Dein Panier den Mast umschlingen;

Trauer herrscht beim Festgelag,  
Albdruck dämpft dein frohes Singen.  
Sommerlicht in Wald und Feld  
Nicht wie sonst die Stirn erhellt,  
Die der Botschaft Schatten kleidet:  
König Oskar liegt und leidet.

Ferne leidet er, den Sinn  
Fern der Flur, der sonndurchgluhten.  
Reich', mein Volk, denn, reich' ihm hi  
Deines Herzens holde Blüten!  
Luft vom frischen Lebensborn  
Lindre sanft der Schmerzen Zorn!  
Setz' dich an sein Lager stille,  
Daß dein Blick ihm Tröstung quille!

Der für dich gewirkt, gedacht,  
Deinen Schützer und Befreier,  
Deinen König hüllt nun Nacht  
Grausen Siechtums wie ein Schleier.  
Sing ihn nun in Schlaf aus Schmerz,  
Drück' ihn wie dein Kind ans Herz,  
Laß zum Land des Traums ihn eilen;  
Träume haben Kraft zu heilen.

Armer Fürst! Hoch geht und hohl  
Seine Brust wie Meer vorm Sturme;  
Sie, die jedem wollte wohl,  
Herberg' nun dem gieren Wurme.  
Jung Norwegen, wo er wühlt,  
Folg' dein Lied wie Tau, der kühlt;  
Deine Weise, Volk, sie lindert,  
Ob sie gleich sein Werk nicht hindert.

Schlummre süß; des Traumes Schiff  
Führt dein Volk, ein treuer Ferge;  
Such' im Traum Norwegens Riff,  
Seine Forsten, seine Berge.

Sieh, wie festlich sich und licht  
Bucht an Bucht zum Kranz dir flicht  
An den traurig-treuen Blicken  
Deines Volks komm dich erquicken.

Schau' im Traum, wie Bachesbraus,  
Niederstürmend Fels und Matten,  
Tauft des Bauern Balkenhaus  
In des Lehenlaubwalds Schatten.  
Vor der Tür, besorgter Art,  
Steht der Greis mit weißem Bart,  
Hält den Boten auf im Ritte,  
Fragt, ob E r noch immer litte.

Lenk' den Flug hinein ins Land;  
Sieh den Knaben, froh beflissen,  
Überm Garten kühner Hand  
Seinen roten Wimpel hissen.  
Vater eines Tags ihm wies:  
König Oskars Flagg' ist dies; —  
Auf der Laube nun, vor allen,  
Spielt er König, läßt sie wallen.

Unter Segel, schwanenkeck,  
Teilt die Brigg die weißen Wogen,  
Und dein Name prangt am Heck,  
Und dein Tuch ist aufgezo-gen!  
Kühn sich wiegend tanzt das Boot  
Meerfraunleicht hin über'n Tod.  
Dein Panier von Meer zu Meere  
Trägt dein Volk zu deiner Ehre.

Ach, mein König, nur in T r a u m  
Kann dein Volk dich singend wiegen;  
Deiner Marter hartem Zaum  
Macht kein Trostwort dich entfliegen.

Doch so oft ein Sonnenstrahl  
Hinhuscht über deine Qual, —  
Denk, ihn hab' aus Finsternissen  
Deines Volks Gebet gerissen!

## DAS SCHULHAUS

(Zur Einweihung)

Die Heide gilbt, und das Laub im Hain,  
In Totentänzen entkreist es;  
Wir aber weihn einen Garten hier ein  
Des unvergänglichen Geistes.  
Was wir, in starker Mauern Schutz,  
Dem steilen Fels vertrauten, —  
Gott laß zu Frommen stehn und Nutz  
Das Werk, das wir erbauten!

Wir sind ein Bergvolk, das da glaubt,  
Daß Grün auf Höhn gedeihn mag;  
Wir kennen mancher Kiefer Haupt,  
Das Gipfelsturm umfrein mag;  
Wir wissen Ähren drin im Grund  
Der Berge Krongold sprossen; —  
So halt' auch dieser Quadern Rund  
Ein Feld voll Blühn umschlossen!

Und schenke Wetter rechter Art  
Der Herr dem Hag dadrinnen,  
Daß jeglich Knösplein fein und zart  
Mag seinen Tag gewinnen;  
Er schenke Licht, das wachsen heißt,  
Und Luft vom Feld, dem freien;  
Denn freier Luft bedarf der Geist,  
Wie Vogelsang des Maien.

Der Seele Zucht denn sei geweiht,  
Du heil'ger Geistesgarten,  
Ein Bürge uns der Ewigkeit,  
Trotz allen Grabstandarten!

Nie scheide von des Lebens Licht  
Der Lehre Lichtgedanken,  
Und schließe deine Mauern dicht  
Als Wehr, doch nie als Schranken!

### VOLKSTRAUER

Nun dröhnt unzähl'ger Glocken Erz  
Die Botschaft Nah und Fern:  
Zwei Bruderstämme stehn voll Schmerz  
Am Sarg des besten Herrn.  
Im Kämmerlein, im Straßenschwarm  
Viel Herzen und ein Schlag;  
Im Königsschloß, im Hüttlein arm,  
Ein Haus in Gram, ein Volk in Harm  
Um Oskars Sarkophag.

Seit langem war des Fürsten Not  
Des Volkes Not zugleich.  
Nun liegt das Schloß des Königs tot;  
Denn er verließ sein Reich.  
Bald schließt sich der Kapelle Tor,  
Drin sanft er möge ruhn!  
Doch vor ihr sprießt, ein ewiger Flor,  
Was er gesät, zum Licht empor;  
Dem kann der Tod nichts tun.

Sein Leib blieb in der Kirche Hand,  
Sein Geist fuhr himmelan,  
Wo Vater er und Sohn wohl fand  
In der Erwählten Bann.  
Als wie der Held der Sage kam  
In der Gefallnen Hauf,  
So König Oskar lobesam,  
Mit einem Heer von Zeugen nahm  
Den Weg zum Herrn hinauf.

Doch nicht der Walstatt Ernte gab,  
Nicht Schwertvolk ihm 's Geleit,  
Ein bessres hielt ihm übers Grab  
Des Volkes Dank bereit.  
Aus Oskars milden Spuren schlug  
Ein Volk Lichtelben aus:  
Das nahm mit ihm den Himmelsflug  
Und trat, ein holdberedter Zug,  
Mit ihm in Gottes Haus. —

So ruh' denn aus an Gottes Brust,  
Dein Tagwerk ist zu End'.  
Dein Wirken steht in Sommerblust,  
Dein schönstes Monument.  
Was heut die Stirn' uns sorgenvoll  
Umwölkt, es wird vergehn, —  
Doch wie dein Wort fürs Recht erscholl  
Bei Volk und Königssippe soll  
In ewigem Ruhme stehn.

## AN DIE THINGMÄNNER

(17. Mai 1860)

Männer, denket,  
Was euch schenket  
Saga, lehrenvoll!  
Daß euch doch beschämte  
Egil, der dem Jämte-  
Jarl es lehrte,  
Der ihm wehrte  
Seinen Königszoll!

Egils Mannen  
Flohn von dannen,  
Doch der Alte blieb.  
Mann um Mann sich wandte,

Da der Jämte spannte  
Seine Sehne; —  
Rings die Lehne  
Rote Rosen trieb.

Schwarz zusammen  
Zogen Flammen  
Zorns des Alten Brau'n;  
In des Feindes Kralle,  
Schildlos in der Falle  
Sitzt der Helde.  
Saga, melde,  
Was nun war zu schaun!

Bergwärts lief er,  
Brach sich Schiefer,  
Band mit Bast ihn gut  
Um die Brust und schreitet,  
Keiner ihn begleitet,  
Seinem Ziel zu; —  
Da zerfiel zu  
Nichts des Jämten Mut.

Ehrfurchtsvoll er-  
legt den Zoll er,  
Reicht ihm Schild und Speer.  
Freundlich scholl die Rede;  
Met beschloß die Fehde  
Seither wollte,  
Egil sollte  
Fallen, keiner mehr. —

Freigeborne,  
Volkserkorne,  
Ihr, von Tal und Strand, —  
Egils Erb' ist euer;

Laßt nun auch sein teuer  
Angedenken  
Streng euch lenken!  
Steht, wie Er einst stand!

## GRUSS AN DIE SCHWEDEN

(Drontheim, zum Fest des Storthing für die schwedische Krönungs-  
deputation)

Seht den Dom mit der geborstnen Decke  
Überm hohen Chor;  
Von wie vielem, ein ergrauter Recke,  
Lüftet er den Flor!  
Einstmals sang in ihm des Schweden Sänger  
Stolz von Sieg und Blut;  
Und an Olafs Schrein voll Übermut  
Band der derbe Kriegermann seinen Gänger.

Seht das Land auch mit den engen Talen,  
Seht den Gletscher bleich;  
Er auch ward durch unsrer Zwietracht Qualen  
An Erinnerung reich:  
Ward gestört des Domes heiliger Friede,  
Liegt sein Schrein zerschellt; —  
Droben, wo der Schnee sein Bahrtuch wellt,  
Schlummert still ein Heer in Reih' und Gliede.

Brüder! Übers Grenzgebirg verbündet  
Uns nun breiter Pfad.  
Junge Mär der alte Dom nun kündet:  
Jüngster Tage Tat.  
Hier, wo Haß sein heißes Handwerk übte,  
Blüht nun Einigkeit;  
Die Erinnerungshalle düstrer Zeit  
Ward ein Freudentempel der Gelübde.

Ging der Olafskirche Schatz verloren,  
Hielt das Volk sich doch;



Schläft des Schweden Bann im Firn erfroren,  
Lebt ihm Nachwuchs noch.  
Seiner Fahne werd', wie unsrer jungen,  
Alles Glück zuteil; —  
Stolz nach Einem Ziel, zu Nordlands Heil,  
Seien sie von Einem Herrn geschwungen!

### AN DIE ÜBERLEBENDEN

Der im Mund nun aller Guten,  
Mußte doch zuerst — verbluten.  
  
Kam er, Licht dem Land zu spenden,  
Nahmt ihr's, ihn damit zu blenden.  
  
Lehrte er ein Schwert euch führen,  
Ließt ihr's ihn am ersten spüren.  
  
Zog er aus, dem Tag ein Richter,  
Halft ihr herrlich dem Gelichter.  
  
Doch er ließ euch zum Gedächtnis  
Seines Werkes hehr Vermächtnis.  
  
Hegt es treu, wenn als Versöhnter  
Schlummern soll ein Dorngekrönter!

### AN PROFESSOR SCHWEIGÅRD

(Lied der Studenten zu seinem Jubiläum)

Eine Wildnis, lag in dichten Forsten  
Unser Vaterland.  
Fruchtlos von des Bauern Pflug geborsten  
Ward der Heide Sand.  
Licht gebracht zumeist dem armen Boden,  
Warmer Sonne Trank; —  
Und so zogen denn mit Äxten blank  
Wackre Männer, seinen Grund zu roden.

Da kam Leben in die morschen Recken  
Auf der Heide braun;  
Strunk und Wurzel flammten, freie Strecken  
Luden, Korn zu baun.  
Und als erst das Rodewerk geschehn war,  
Hob sich Haus an Haus,  
Schlug ein Stamm von starken Männern aus, —  
Dem wohl auch ein Sänger gern gesehn war.

Ihr im Reich des Geistes wackre Roder,  
Deren einer du,  
Euer Tagwerk schreckte Nacht und Moder  
Endlich aus der Ruh'.  
Sonne sank durch sturzugeweihte Tannen,  
Als dein Beil erklang; —  
Darum grüßt dich heute Hochgesang  
Dankender, die Licht durch dich gewannen.

Für dein reiches Wirken rings im Norden  
Saga Lohn dir beut;  
Wir, als Söhne nur vom Geistesorden,  
Huldigen dir heut.  
Lange glomm dein Auge, glanzgefeuchtet,  
Über unser Land; —  
Und man sagt, der Saaten junger Stand  
Treibt am besten, wenn es wetterleuchtet.

### WIEGENLIED

Nun schweben Dach und Decke  
Zum Sternendom hinauf;  
Nun schwingt der kleine Håkon  
Ins Träumereich sich auf.

Es raget eine Leiter  
Von Erden himmeln;  
Die steigt der kleine Håkon  
Mit Engeln nun hinan.

Das Wiegenkindlein hüten  
Die Engel Gottes sacht;  
Gott schütz' dich, kleiner Håkon, —  
Auch deine Mutter wacht.

### FORT!

Wir folgen zur Pforte  
Den Letzten, die gehen;  
Des Abschieds Worte  
Im Nachtwind verwehen.

Wo süß deine Kehle  
Noch eben gesungen,  
Hält Garten und Säle  
Nun Dunkel umschlungen.

Es war eine Rast nur,  
Ein kurzer Akkord!  
Sie war ein Gast nur, —  
Und nun ist sie fort.

### DIE STURMSCHWALBE

Die Sturmschwalbe haust, wo das Ufer endet;  
Ein Seemann hat mir sein Wort drauf verpfändet.

In der Schaumkämme Gischt mit den Schwingen blinkt  
Die Wogen tritt sie, niemals versinkt sie. [sie,

Sie folgt ihren Tälern, sie folgt ihren Höhen,  
Sie schweigt mit der Stille, sie schreit mit den Böen.

Es ist eine Fahrt zwischen Schwimmen und Fliegen,  
Ein sich zwischen Himmel und Abgrund Wiegen.

Zu leicht zum Schwimmen, zu schwer zum Schweben —;  
Dichtervogel, Dichtervogel, — wie willst du da leben!

Doch nicht genug, — die Gelehrten erkläre  
Auch noch das meiste für Seemannsmären.

## AGNES

(Aus „Brand“)

Agnes, mein reizender Schmetterling,  
Bald hab' dich Flüchtling ich wieder!  
Ein Fangnetz knüp' ich, mit Maschen dicht,  
Und die Maschen, das sind meine Lieder!

„Bin ich ein Schmetterling zierlich und hell,  
So laß mich vom Heidekraut naschen;  
Und bist du ein Bursch, dem Spielen gefällt,  
So darfst mich nur jagen, nicht haschen!“

Agnes, mein reizender Schmetterling,  
Da sind die Maschen gesponnen!  
Nun hilft dir wohl nimmer dein flatternder Flug, —  
Nun hab' ich dich balde gewonnen!

„Bin ich ein Schmetterling jung und fein,  
So wieg' ich mich wonnig im Winde;  
Doch fängst du mich in dein Fangnetz ein,  
So mach' mir die Flügel nicht blinde!“

Nein, auf die Hand will ich setzen dich zart  
Und in mein Herz einschließen;  
Dort magst du flattern dein Leben lang  
Und ewiger Sonne genießen!

## STAMMBUCHREIM

Vom Glück ein Grüßen nannt' ich dich,  
Den schönsten meiner Sterne.  
Du wardst denn auch ein Gruß für mich  
Vom Glück, der nahte wie entwich,  
Ein Stern, — ein Meteor, das sich  
Verlor in Nacht und Ferne.

## MACHT DER ERINNERUNG

Hört, wißt ihr wohl, wie ein Bärenbändiger  
Wird seines Tieres Vergeßlichkeit Endiger?

Er läßt es in einen Braukessel sitzen;  
Drauf läßt er den Kessel mit Kohlen hitzen;

Indessen er voll erziehlichen Strebens  
Ihm vordrehorgelt: „Freut euch des Lebens!“

Freund Petz zersticht es den Fuß wie mit Lanzen;  
Er kann nicht mehr stehn, und so muß er denn tanzen.

Und kommt danach dies Lied in den Sinn ihm,  
Flugs regt sich ein Teufel des Tanzens in ihm. —

Kam selbst einst in solch einen Kessel zu sitzen,  
Bei voller Musik und beträchtlichen Hitzen.

Und dazumal sangte nicht nur mein Fell an;  
Da brannte beinah schon der ganze Gesell an.

Und summt mir bisweilen dies Einst vor den Ohren,  
So wird mir, als wollt' man von neuem mich schmoren.

Ich fühl's wie ein Stechen unter den Nägeln, —  
Und da tanz' ich auch schon nach der Verskunst Regeln.

## OFFENER BRIEF

An den Dichter H. Oe. Blom)

Christiania, 1859.

Als Asgards Stunde nah und näher rückte,  
Als Balder tot war und, ein stumpfer Greis,  
Großvater Odin Lidskjalfs Kissen drückte  
In seiner schlummernden Einherier Kreis,  
Als selber Tor vergaß des Methorns Preis  
Und Brage blöd' sich auf die Harfe bückte, —  
Rief Wala: „Weh', die Welt ist in Gefahr!“  
V. Wiehe reist, — und H. Ö. Blom sagt wahr.

Du bist die Wala, Weiser ohne Gleichen;  
Dein Leiern läßt uns trübste Zukunft sehn;  
Du kündest metrisch, welche sichern „Zeichen“  
Voran dem Heringszug der Roheit gehn;  
Vor Nachtunholden, die schon lauernd stehn  
(Mit Horn und Rüssel), machst du uns erbleichen; —  
Doch was du sahst, vom Flügelroß begnadet,  
Erschien am siebenten in „Morgenbladet“.

Du bangst vor einem Ragnarök, das schon  
Vorm Tore droh' mit der „barbaries“ Elend.  
Mag der Gedankenschweif noch, ob auch schwelend,  
Am Korpus deines Liedkometen loh'n;  
Doch glaub' mir, alle Musen schelten schmähend  
Dein Bilderfeigenblatt den reinen Hohn.  
Drum laß, als Skalde, unsre Kunst in Frieden.  
Mach' Prosa; Verse sind dir nicht beschieden.

An deinen Früchten sollst du kenntlich sein;  
Drum laß dich lieber nicht auf Glatteis locken!  
Du bildest auf Geschmack so viel dir ein, —  
Und „paarst“ doch Mutter Norge unerschrocken  
Mit einer von des Thespiskarrens Doggen,  
Ja, daß dich Gott verdamme, gleich mit zwein!  
Ein Einfall eines Hundes, faul im Keime;  
Ein Hund von einem Einfall, nichts für Reime!

Du singst, man soll ein Rollenfach doublieren,  
Doch Lieder will das Volk für seinen Kampf.  
Du fabelst Tag und Nacht von „remplazieren“;  
Dein Auge blendet, Freund, des Teetischs Dampf;  
Dein Hippogryphe zeigt doch sonst Manieren;  
Was quält er uns mit Lehrgedichtsgestampf?  
Ein Schloß mit Turm und Zinnen lädt zu nahn ein;  
Was schlägst du rückwärts und bergab die Bahn ein?

Es kam einmal aus Pyramidennächten  
Ein Leichnam balsamiert ans Tageslicht.  
So stolz sah sein versteinertes Gesicht!  
Es wußte längst nichts mehr von Sonnenprächten;  
Voll Andacht noch vor längst bankrotten Mächten,  
Empfand's den Zauber neuen Lebens nicht.  
„Ein Lächeln herb“ der Mumie Mund umgrollte,  
Voll Höhnens, — weil die Zeit nicht still stehn wollte.

Ganz ebenso begannst du diesen Streit.  
Du willst die Zeit mit Macht in Schlummer zwingen,  
Du härmst dich, hörst du Lebensstimmen klingen,  
Du wünschst dir wieder Grabesdunkelheit;  
Und gabst doch guten Klang zu deiner Zeit  
Und schufst so manchem Schönheits-Lichtelb Schwingen,  
Daß er ein Mehrer deines Reiches werde!  
Doch nun — verleugnest du die eigne Erde.

Allein zurück zu deinem Wahr-Geunke  
Von Ragnarök, der fälligen Feuersbrunst.  
Auf, grübelt, sinnt, ob Edler ob Halunke, —  
Was essen wir, ging aus das Fleisch der Kunst?  
Der Heimat Borkenbrot verlor die Gunst,  
Da hilft nun Tränen- nicht noch Gallentunke.  
Doch da die Kunst Weltbürg'rin, wie zu lesen, —  
So holt doch eine Truppe — Japanesen!

Ja, wär' nur nicht die Dänenkönigsstadt  
Allein berechtigt, — doch da hängt die Harke!

Denn wie Madeiras Most, im Bauch der Barke,  
Aus Pantschwein Vollwein wird im Kattegat,  
Erhebt nun jeden Herrn von Käseblatt  
Die bloße Überfahrt zur feinsten Marke;  
Und der als Schneider galt in Kopenhagen,  
Wird hier auf Händen wie ein Gott getragen.

's wär' deine Schuld, wenn ich, ein strenger Drost,  
Nun jeden Pfuscher nähme vor die Feder,  
Und stäche los auf jeden Humbugreder,  
Der ausschänkt deinen Dry-Madeiramost.  
Ob der Kothurn nicht würde altes Leder  
Und 's edle Fleisch der Götter Hausmannskost,  
Begänn' man analytisch aufzufransen  
Den Kranz des wackern Prochoristen Hansen?

Doch spar'n wir dies auf einen spätern Gang;  
Ich spreche wohl einmal zu Zeit und Muße  
Bei jenem Wunder vor mit ernsterm Gruße,  
Von dessen nahem Fall dein Weltschmerz sang.  
Kein Streit um irgend eines Mimen Rang!  
Es sei dein Lied allein, worauf ich fuße:  
Du sprichst von einem Ragnarök, das drohn soll; —  
So ist es also Walhall, was da loh'n soll.

Denn Walhalls Fall geht Ragnarök voran,  
Das lernten wir von unserm ersten Lehrer.  
Andhrimner lebt noch (das weiß jedermann)  
Und gilt noch heut als wackrer Hungerwehrer  
(Für Werktagsmägen), war die Kost auch schwerer,  
Die einst dem Koch der Asen Gunst gewann.  
Einherier läßt Kritik die Walstattl decken,  
Doch nur zum Schein, — das Pubikum zu schrecken.

Was aber ist aus Thor und Mjöltnir worden,  
Dem Thor, der des Gebirges Wand zerspleißt  
Und Freyja heimführt zum erfreuten Norden,  
Indes der Troll sich feig den Bart zerbeißt?



Und wo ist Freyr, der nach des Winters Morden  
Die Flur in Birkengrün sich hüllen heißt?  
Und wo der Idunsapfel? Im Vertrauen, —  
Ich kann nur eine faule Birne schauen.

Der Apfel fehlt, da liegt der Hund begraben,  
Und Balder geht von uns vielleicht schon März;  
Sieh, darum wird es bald sein Ende haben,  
Trotz Pfeilschuß, Keulenschlag und Schall von Erz.  
Ergib dich drein, entdeck' dein Schneiderherz,  
Näh' Totenhemden den gefallnen Knaben;  
Denn wisse, — Götter, die wir nicken sehen,  
Sie weckt nichts auf; sie müssen untergehen.

Doch sei getrost du! Ragnarök wird enden,  
Schon dämmert hinter Bergen neues Licht;  
Schon tagt's der Zeit verjüngtem Angesicht,  
Schon will sich Nacht zu Morgen mächtig wenden.  
Du wirst noch stehn in Tagessonnenbränden,  
Wo nächtlich hielt der Blitz sein Strafgericht; —  
Du wirst noch sehn: Der höchste aller Himmel  
Ist Walhall nicht, — der ist das junge Gimel.

## AN EINEN FORTZIEHENDEN KÜNSTLER

(Zur Abschiedsfeier für Schauspieler Jörgensen)

Nordwärts von der Dänen Strande  
Kam er, leichte Fracht;  
Reich alleinzig an Verstande  
Und an Wortesmacht.  
Wie ein Wiking wollt' er wagen,  
Kräfte proben, Schlachten schlagen,  
Wollte wachsen, wollte steigen,  
Bis ein Reich sein eigen.

Jugendsturm im Fühlen trug er,  
Lenz im Wollen heiß;

Wurzel hier im Felsgrund schlug er  
Wie ein Tannenreis.  
Weithin scholl des Helden Kunde;  
Blieb er auch nicht ohne Wunde,  
Weiß doch jeder Mann im Norden:  
Daß sein Reich ihm worden.

Nun am Ziel der Bahn dem Greise  
Wieder südwarts bangt,  
Nach des Heimatschwanes Weise  
Ihn sein Herz verlangt.  
Senk den Schild, gib Axt und Wehre;  
Strittest gut, kannst ruhn mit Ehre, —  
Später Zeit Sturm erst entwiege  
Deiner Saga Siege!

Denn wie Bautasteine mahnen  
Hin am Ozean,  
Zu gedenken kühner Ahnen  
Längst beschloss'ner Bahn,  
Sollen in der Schönheit Eden  
Tausend Steine von dir reden:  
Fernster Nachwelt kund zu geben,  
Was ein Heldenleben!

### ÖRNULFS DRAPA

Sinn, den Trauer trübte,  
Fremd ist ihm die Freude;  
Traf den Sänger Sorge,  
Tönt sein Lied vom Leide.

Des Gesanges Segen  
Gab der Gott mir Brage, —  
Künde meinen Kummer,  
Klinge drum, o Klage!

Grausam ward der Norne  
Groll ob mir entladen;  
Glück und Glanz verglommen  
Über Örnulfs Pfaden.

Sieben Söhne waren  
Mir von Gott gegeben;  
Gramvoll geht der Greis nun,  
Liebeleer durchs Leben

Sieben Söhne sah ich  
Schön um mich sich scharen,  
Schutz und Schirm dem Wiking  
Mit den weißen Haaren.

Tot sind nun die Tapfern!  
Wehr und Wall zerfallen!  
Einsam irrt der Alte,  
Öd' sind Haus und Hallen!

Thorolf, mir so teuer,  
Letzter von den Lieben! —  
Wollt' das Weh verwinden,  
Wärest mir du geblieben!

Lieb wie Lenzeslächeln,  
Wonne war dein Wesen;  
Wuchsest hold und herrlich  
Als ein Held erlesen!

Tobend tief im Innern  
Wächst das Weh, das wilde,  
Das die alte Brust mir  
Zwängt wie zwischen Schilde.

Neidisch nahm die Norne  
All mein Eigen wieder,  
Schüttete der Schmerzen  
Schale auf mich nieder.

Wehrlos bin ich worden;  
Hätt' ich Gotterstärke:  
Rastlos sänn' ich Rache  
Für der Norne Werke!

Die den Todesstreich mir  
Tief ins Herz versetzte,  
Die mir ruchlos raubte,  
Alles — auch das Letzte!

Ist für Örnulf alles  
Nun in Nacht versunken?  
Nein, es hat der Sanger  
Suttungs Met getrunken!

Meine Söhne sanken;  
Doch mit Dichtermunde  
Geb' von meinem Leide  
Laut im Lied ich Kunde!

Lind auf meine Lippen  
Legt' ein Gott mir Töne, —  
Kling' hinaus, o Klage,  
Übers Grab der Sohne!

Heil euch, Helden! Ruhmreich  
Reitet auf vom Grabe! —  
Erdenweh und -wunden  
Heilt die Göttergabe!

## FRIEDRICH DES SIEBENTEN ANDENKEN

(Gesungen im Studentenverein)

Auf dem Danewerk späht voll Sorgen,  
Dänisch Volk gen Süd.  
In Roskildes Gruft geborgen,

Schlummert Friedrich müd.  
Leben gilt's dem Volk und Ehre;  
Friedrich fehlt dem treuen Heere;  
„Jens“ muß Nordlands Grenzmarksteine  
Hüten ganz alleine.

Nein! Ertost um Jütlands Wälle  
Blutig wilde Schlacht,  
Sprengt die Tür Er der Kapelle,  
Teilt den Wind der Nacht,  
Saust heran gleich Ossians Recken,  
Läßt sein Schwert die Dänen wecken:  
„Kinder! Drauf, zum Kampf der Ehre!  
Friedrich ist beim Heere!“

Denn noch allen unentrissen  
Lebt der Dänenheld:  
Königssinn im Volksgewissen  
Zeugt davon der Welt.  
Drauf denn, daß die Wahrheit siege!  
Friedrich zieht mit euch zu Kriege!  
Slaven, Wenden und Kroaten  
Sind nicht „Landsoldaten“!

## EIN BRUDER IN NOT

(Dezember 1863)

Um Tyras Burg versammelt stehn,  
Bereit zum letzten Gang,  
Mit Bannern, die auf Halbmast wehn,  
Der Dänen Völker bang.  
Verlassen stehn sie vor dem Feind,  
Verlassen, ohne Bund!  
War so der Händedruck gemeint,  
Durch den der Norden schien geeint,  
In Axelstad und Lund?

Die Worte, deren glatter Fall  
So voller Herzlichkeit, —  
So waren sie denn Phrasenschwall,  
Und Dürre herrscht nun weit!  
Der Baum, der so viel Hoffnung gab  
Im Glanz des Festgelags,  
Er steht, als nackter Kreuzesstab,  
Entblättert auf des Nordens Grab —  
Des ersten ernsten Tags!

So war's denn Lug im Festgewand,  
Nur Judasart voll Gift,  
Womit ihr jüngst am Dänenstrand  
Der Brüder Herz ergriff!  
Was dort von Königslippen floß,  
So war's denn ohne Wert!  
So wiederholte sich da bloß  
Held Gustavs Spiel auf Stockholms Schloß  
Mit Karls des Zwölften Schwert!

Ein Volk, gemäht in Grabesgraus,  
Noch warm vom Judaskuß, —  
So klingt der Dänen Saga aus.  
Wer schrieb darunter: Schluß?  
Wer litt, daß also schloß ihr Buch:  
Deutsch wurde Tyras Wall;  
Des Danebrogs zerrissen Tuch  
Verhüllte vor der Knechtschaft Fluch  
Des letzten Dänen Fall?

Doch du, mein nordischer Bruder brav,  
Der Frieden sich erlas,  
Weil er die Abkunft, die er traf,  
Zur rechten Zeit vergaß,  
Verlaß voll Scham dein Vaterland,  
So weit wie Meere blaun,  
Durchflieh die Welt von Strand zu Strand,  
Vergiß, wie man dich einst genannt,  
Vergiß dich selbst voll Graun!

Ein jeder Hauch, der seufzend bricht  
Vom Dänenmeer herein,  
Ereile dich wie ein Gericht:  
Wo bliebst du, Bruder mein?  
Es galt des ganzen Nordens Ehr',  
Sein oder nicht mehr sein;  
Ich spähte wund mich übers Meer; —  
Umsonst! Kein Wiking flog einher!  
Wo bliebst du, Bruder mein? — —

Ein Traum nur war's, ein böser Schreck.  
Erwacht, erwacht zur Tat!  
Ein Bruder in Not! Alle Mann an Deck!  
Hier gilt es raschen Rat!  
Noch kann im Buch der Saga stehn:  
Dänisch blieb Tyras Mark.  
Noch kann des Danebrogs Purpurwehn  
Ein neues Reich des Nordens sehn —  
Einig, fruchtbar und stark!

## DES GLAUBENS GRUND

Ich schlug als Dichter die Sturmglocke an;  
Das ganze Land hielt sich still wie Ein Mann.

Ein Schiff war bereit, getan meine Tat;  
Vor Volldampf verließ ich das teure Gestad.

Im Kattegat hemmte uns Nebel den Lauf;  
Da war wohl keiner, der nicht blieb auf.

Die Kajüte ward zum Kriegsratgemach;  
Und Düppels Fall war's, wovon man sprach.

Zuletzt nicht sprach man von wildverwognen  
Stücken der freiwillig Mitgezognen.

Dem war ein bartloser Neffe entrannt,  
Dem sein Geschäftsdienner durchgebrannt.

So war's denn natürlich, daß man schier litt;  
War man doch selbst, sozusagen, mit.

Im Sofa, just wo die Lampe war,  
Saß gefaßt eine Frau mit gebleichtem Haar.

Für sie die meisten Zungen sich lösten;  
Ein jeder wollt' sie am eifrigsten trösten.

Und die Damen bezeugten in jammerndem Ton  
Ihre Angst um der Mutter einzigen Sohn.

Ich seh' sie noch nicken mit lächelnder Wange  
Und sagen: Für ihn, da ist mir nicht bange!

Wie schön es ihr anstand, der Silbergrauen,  
Ihr tiefes, felsenfestes Vertrauen!

Es rieselte warm mir durch Mark und Blut;  
Es stahlte mir neu den gesunkenen Mut.

„Dein Volk ist nicht tot, nur Schlummer umwebt es; —  
Im Glauben des Weibes, o Wunder, lebt es!“

Doch später fand ich, sie wußte genau,  
Worauf es ankam, die gute Frau.

Sie ward mir ein Rätsel; ich faßt' es nicht:  
Was gab ihr nur diese Zuversicht? —

Die Lösung war leider nicht allzu schwer:  
Ihr Sohn war Kriegsmann in — unserm Heer.



## DAS STORTHINGSGEBÄUDE

Königsschloß und Gotteshaus,  
Großer Väter Bauten, ragen,  
Nun ihr Fürst gelitten aus,  
Stumme, steingewordne Klagen.  
Norregs rotes Reichspanier  
Flog dereinst, das alte, hier,  
Bis es sich, zu trübster Zeiten  
Zeichen, ließ auf Halbmast gleiten.

Volkspanier, von Berg und Berg  
Kommt nun neuer Wind dich mahnen;  
Flieg nun auch um unser Werk,  
Wie du flogst ums Werk der Ahnen.  
Lebensodem tausendfach  
Hauch' hinein vom hohen Dach;  
Deine Zunge dreigespalten  
Sprech' durch sie, die drinnen schalten.

Raun' es ihnen zu: Dies Haus  
Baut sich nicht aus toter Erden;  
Lehre sie: Jahrein, jahraus  
Muß hier Geist geschichtet werden.  
Aber achtete dein Thing  
Deiner Rede Sinn gering,  
Sinke, daß du recht ihm dankest,  
Wie du einst bei Swolder sankest!

Findet deiner Vogelschau  
Weckruf dort nur taube Ohren,  
Laß des Kreuzes tiefes Blau  
Sorgenschwer den Mast umflore,  
Laß dein frisches Freiheitsrot  
Sich zusammenfalten tot,  
Laß dein reines Weiß verrinnen,  
Schneewehn gleich, um kahle Zinnen!

Nein, so wird es nie geschehn!  
Höhenwind wird für dich wachen,  
Wird die Farben stets dir blähn  
Und voll Leben leuchten machen.  
Unterm hohen Hallendach  
Winkt dem Geist ein weit Gemach.  
Haralds königliches Träumen  
Wird nicht fremd sein diesen Räumen.

Volksburg, Königsburg: die zwei  
Hoch sich gegenüber ragen!  
Wie zwei Nachbarn schaun sie frei  
Sich ins Aug' zu allen Tagen.  
Geistesblitz und -funke sprüht,  
Wie so Aug' in Auge glüht; —  
Sverres, Håkons, Oskars Schatten  
Bauen still, doch ohn' Ermatten.

Heldenvorzeit, deine Kraft  
Laß den Enkel überkommen;  
Schütz' und schirm' ihm, was er schafft  
Seinem jungen Staat zum Frommen!  
Daß, ob auch der Stein vergeh',  
Doch der Tat Granit besteh',  
Drauf sich stolz ein Land erhebe,  
Dessen Volk im Lichte lebe!

### TERJE VIGEN

Er wohnte draußen im Schärenreich weit,  
Mit dem Weltmeer in wilder Eh';  
Er tat gewiß keinem Menschen ein Leid  
Weder an Land noch zur See;  
Doch manchmal da blitzte sein Aug' voll Groll;  
Zumal wenn er Sturm kommen sah;  
Und da meinten die Leute, der Mann sei toll,  
Und kamen, heimlichen Bangens voll,  
Dem Terje Vigen nicht nah.

Ich sah ihn einmal, einen Morgengang;  
Er lag im Hafen mit Fisch;  
Sein Haar war weiß, doch lacht' er und sang  
Und war wie ein Jüngling frisch.  
Er neckte die Mägde mit Blick und Wort,  
Er strich den Kindern durchs Haar,  
Er schwang den Südwester und sprang an Bord;  
Dann hißt' er das Fock, und heim zog er fort  
Im Mittag, der alte Aar.

So sei denn berichtet, was ich gehört  
Von Terje, genau nach der Reih';  
Und wenn euch ein Allzuviel manchmal stört, —  
Es ist keine Lüge dabei.  
Ich hab' es zwar nicht aus seinem Mund,  
Doch von seinem nächsten Kreis,  
Von denen, die um ihn die letzte Stund'  
Und dann ihn gelegt in den grauen Grund,  
Als er ruhn ging, fast schon ein Greis.

Er trieb's als Junge nicht eben sacht,  
Kam früh vom Elternhaus fort,  
Und hatte schon tüchtig was durchgemacht  
Als jüngster Jungmann an Bord.  
Dann nahm er Reißaus in Amsterdam, —  
Bis daß ihn Heimweh ergriff.  
Doch als auf der „Eintracht“, Kapitän Pram,  
Der längst Verschollene, wiederkam,  
Da stieg er ein Fremder vom Schiff.

Erwachsen war er nun, schmuck und groß,  
Schritt stattlich und sonnenverbrannt;  
Doch die Eltern deckte der Erde Schoß  
Und alle fast, die ihm verwandt.  
Ein Weilchen zog er die Stirne kraus,  
Dann gab er dem Grübeln ade.  
Das Festland unter sich hielt er kaum aus.  
Nein, da war doch besser, zu bauen sein Haus  
Auf der großen, wogenden See!

Ein Jahr drauf hatte Terje gefreut; —  
Das kam, eh's einer gedacht.  
Und manche meinten, es sei ihm leid,  
Daß er sich selbhaft gemacht.  
So lebte er denn unter eigenem Dach  
Einen Winter in Saus und Braus.  
Hell blitzten die Scheiben vorm saubern Gemach  
Mit weißen Gardinen und Blumen im Fach  
in dem kleinen, weinroten Haus.

Als Eis und Winter vorm Tauwind wich,  
Versuchte er wieder sein Glück;  
Im Herbst, da die Wildgans gen Süden strich,  
Kam seine Brigg just zurück.  
Da fiel's dem Matrosen schwer auf die Brust:  
Er fühlte sich jung und stark;  
Vom Sonnenland hatte er fortgemußt;  
Hinter ihm lag eine Welt voll Lust —  
Und vor ihm ein Winter arg.

Sie ankerten, und die Mannschaft ging  
Zu Tanz und Trunk an Land;  
Sein Blick noch sehnend an ihnen hing,  
Als er am Heim schon stand.  
Er lugte durch die Gardine hinein, —  
Da sah er im Zimmer zwei:  
Sein Weib saß stille und haspelte Lein,  
Doch in der Wiege lag, rot und fein,  
Ein lachend Mägdlein dabei.

Man sagt, daß dies Terje Vigens Gemüt  
Verwunderlich ernsthaft traf.  
Er schaffte und wirkte und wurde nicht müd,  
Zu wiegen sein Kind in Schlaf.  
Am Sonntagsabend, wann Fiedelklang  
Vom Nachbar herüberflog,  
Daheim er die fröhlichsten Lieder sang,  
Derweil klein Anna im Arm ihm sprang  
Und ihn an den Haaren zog.

So kam allmählich das Kriegsjahr heran  
Von achtzehnhundertundneun,  
Von dem noch mancher erzählen kann  
Und seinem schrecklichen Dräu'n.  
Englische Kreuzer auf Schritt und Tritt,  
Im Lande Mißwachs und Not,  
Der Arme darbt, der Reiche litt,  
Kein Heuerer nahm einen Bootsmann mit,  
Vor der Türe stand Krankheit und Tod.

Ein Weilchen macht' es auch Terje scheu,  
Dann ward er wiederum er;  
Wie? War ihm ein Freund denn nicht, alt und treu,  
Sein großes, wogendes Meer?  
Auf seinen Schären noch manche sind,  
Die seine Heldentat sahn: —  
„Als einmal weniger steif der Wind,  
Da ruderte Terje für Weib und Kind  
Übers Meer im offenen Kahn!“

Das kleinste Fischerboot wählt' er aus  
Zu seiner Skagenfahrt.  
So Mast wie Segel ließ er zuhaus, —  
Dies schien ihm die sicherste Art.  
Und war die Meerflut auch wandelbar,  
Ein Stücklein, zu wagen war's.  
Wohl drohte das jütische Riff Gefahr —  
Doch mehr noch der englische „Man of war“  
Mit Adleraugen vom Mars.

So gab er sich denn in Gottes Hand  
Und ruderte sonder Rast.  
Nach Fladstrand kam er in gutem Bestand  
Und holte die wertvolle Last.  
Weiß Gott, sie war nicht sonderlich schwer, —  
Drei Tonnen Gerste, — die Fracht;  
Doch kam er vom ärmsten Fleck Erde her;  
Dann darbt' ihm Weib und Kind nicht mehr,  
War dies erst untergebracht.

Drei Tage, drei Nächte rastete nicht  
Der starke, mutige Mann;  
Bis am vierten Morgen, beim ersten Licht,  
Sein Aug' einen Halt gewann.  
Es war nicht fliehender Wolken Grau,  
War Felsgebirg, starr und klar;  
Doch hoch über allen, in stolzer Schau,  
Lag der Sattel von Imenäs, breit und blau.  
Da wußte er, wo er war.

Daheim war er bald; das Restchen Zeit  
Durchstritt er wohl noch gemach,  
Voll Glauben ward er und Freudigkeit;  
Schier, daß er ein Dankgebet sprach!  
Da war's, als erstürb' ihm das Wort im Mund;  
Er starrte, da gab's kein Versehn:  
In weichender Nebel Hintergrund  
Sah er ein Kriegsschiff im Hesnässund  
Vor all seinen Segeln gehn.

Sein Boot ward entdeckt, ein Signal erscholl, —  
Verlegt war sein Weg in die Bucht;  
Doch da die Segel nicht sonderlich voll,  
Ergriff er gen Westen die Flucht.  
Da rasselte nieder das Boot eines Krans,  
Er hörte der Mannschaft Gesang; —  
Die Füße gestemmt an die Rippen des Kahns,  
So furcht' er den Acker des Ozeans,  
Daß das Blut aus den Nägeln ihm sprang.

Gäsling heißt sie, die blinde Schär  
Im Osten vom Homborgsund,  
Da bricht sich bei Landwind wild das Meer,  
Auf zwei Fuß Wasser ist Grund.  
Da spritzt es wie Kalk, da glänzt es wie Gold,  
Selbst wenn ganz stille der Tag;  
Doch ob die Dünung auch noch so rollt,  
Dahinter hat sie meist ausgegrollt,  
Und kurz ward ihr Wellenschlag.

Dorthin Terje Vigers Nußschale fuhr,  
Wie ein Pfeil, so schoß sie heran!  
Doch hinter ihr flog in der Kielwasserspür  
Die Jolle mit fünfzehn Mann.  
Da war's, daß er schrie durch der Brandung Braus  
Zu Gott in der bittersten Not:  
„Dort drinnen am Strand, in dem ärmlichen Haus,  
Dort streckt mein Kind seine Ärmchen aus  
Und bangt mit der Mutter nach Brot!“

Doch lauter noch schrien die fünfzehn Mann:  
Wie bei Lyngör, so ging es her.  
Das Glück ist mit dem Engländer, wann  
Er raubt in Norwegens Meer.  
Als Terje wider die Klippen prallt',  
Da knirscht' auch die Joll' auf den Sand.  
Vom Steven gebot der Anführer: „Halt!“  
Und hob ein Ruder mit aller Gewalt —  
Und hieb's in des Nachens Wand.

Die dünne Planke brach wie Bast,  
Herein schoß zischend die Flut;  
Zwei Fuß tief sank die teure Last,  
Doch sank nicht Terjes Mut.  
Den Feind er jäh zur Seite stieß  
Und sprang hinaus übers Riff —  
Und tauchte und schwamm, bis die Kraft ihn fast ließ;  
Doch die Jolle kam los, und, wo er sich wies,  
Auch Säbel und Kugel pfiff.

Sie fischten ihn auf, man bracht' ihn an Bord,  
Die Korvette gab Siegessalut;  
Hoch auf dem Hüttendeck stand der Lord,  
Ein achtzehnjähriges Blut.  
Seine erste Bataille galt Terjes Boot,  
Drum tat er auch jetzt so keck;  
Doch Terje sah nur der Seinigen Tod, —  
Und der starke Mann kniete voll bitterster Not  
Auf der Korvette Deck.

Er kaufte mit Tränen, sie lächelten nur  
Und zahlten ihm heim mit Hohn.  
Es kühlte von Osten, und seewärts fuhr  
Altenglands siegreicher Sohn.  
Da schwieg Terje Vigen; nun war es geschehn,  
Nun verschloß er die Sorgenlast.  
Doch die ihn gefangen, mußten gestehn,  
Sie hätten nicht bald einen Mann gesehn,  
Der sich so seltsam gefaßt.

So saß im „Prison“ er Jahr um Jahr,  
Fünf Jahre, so sagt man sich;  
Sein Nacken beugte sich, und sein Haar  
Von Heimwehträumen erblich.  
Etwas — doch sprach er nicht aus, was es sei, —  
Das war wie sein einziger Hort.  
So kam achtzehnhundertundvierzehn herbei;  
Die Norweger wurden, und Terje mit, frei,  
Und auf einem Schweden ging's fort.

Daheim an der Schiffsbrücke stieg er an Land  
Mit des Königs Lotsenpatent;  
Doch wenigen dünkte der Graue bekannt,  
Der blond sich von ihnen getrennt.  
Längst eines Fremden war Haus und Hab',  
Und „die zwei“, ward drinnen ihm kund,  
„Da der Mann sie verließ und da keins ihnen gab,  
Empfingen zuletzt ein gemeinsames Grab  
Vom Schärvogt in Armenhausgrund.“ — —

Getreulich wirkt' er nun lange Zeit  
Als Lots' auf der äußersten Schär;  
Er tat gewiß keinem Menschen ein Leid  
Weder zu Land noch zu Meer.  
Nur manchmal da blitzte sein Aug' voll Groll,  
Zumal wenn er Sturm kommen sah;  
Und da meinten die Leute, der Mann sei toll,  
Und kamen, heimlichen Bangens voll,  
Dem Terje Vigen nicht nah.



Ein Mondscheinabend mit Wind auf Land  
Die Lotsen in Aufruhr setzt:  
Eine englische Jacht trieb wider den Strand,  
Großsegel und Fock zerfetzt.  
Ein Wimpel schrie durch den stürmischen Tag  
Einen Schrei der Not ohne Wort.  
Da ging ein Boot drinnen über Stag  
Und kam widern Wind auf, Schlag um Schlag,  
Und stolz stand der Lotse an Bord.

Sie schien von Eisen, des Graukopfs Hand,  
Wie ein Riese, so griff er ins Rad:  
Die Jacht gehorchte, stand wieder von Land,  
Und sein Boot schwamm im Kielwasserpfad.  
Der Lord kam nach hinten mit Weib und Kind  
Und wünschte dem Lotsen Glück:  
„Ich mach’ dich reicher denn all mein Gesind’,  
Wenn du uns heil bringst durch Brandung und Wind!“—  
Doch da surrte das Rad zurück.

Es erblickt der Lotse, und um seinen Mund  
Gewann’s wie ein Lächeln Macht.  
Landeinwärts ging es, und hoch auf Grund  
Stand des Engländers prächtige Jacht.  
„Sie hat nicht gehorcht! In die Boote hinab!  
Mylord und Mylady mit mir!  
Sie findet hier in den Wellen ihr Grab; —  
Doch drinnen da schwächt die Brandung sich ab;  
Ich weis’ euch den Weg zu ihr!“

Meerleuchten flammte; die Jolle flog  
Gen Land mit der teuren Last.  
Hinten der Lotse stand, stark und hoch,  
Doch rollend sein Aug’ ohne Rast.  
Er spähte leewärts zum Gäslingriff,  
Und luvwärts zum Hesnäsford;  
Da plötzlich ließ er den Steuergriff —  
Und schwang ein Ruder, — da war sein Schiff  
Mit jähem Stöße durchbohrt.

Einschoß die See wie durch ein Tor;  
Losbrach auf dem Wrack ein Streit;  
Doch die Mutter hob ihre Tochter empor,  
In bitterster Bangigkeit.  
„Anna, mein Kind!“ so schrie sie voll Weh;  
Da erbehte der graue Mann;  
Er faßte das Segel, trieb's Steuer in Lee,  
Und wie eines Vogels Flug über See  
Die Fahrt von neuem begann.

Ein Krach! Die Jolle zum Sinken kam;  
Doch hier war der Seegang leicht;  
Und da sie eine Bank aufnahm,  
So sank das Boot nur seicht.  
Da rief der Lord: „Dies ist keine Schär!  
Ich fühl's, wie der Grund sich bewegt!“  
Doch Terje lächelte: „Sorg' nicht so sehr!  
Wie, wenn's ein gesunken Fischerboot wär',  
Mit drei Tonnen Korn, was uns trägt?“

Da schüttelte die vergessene Tat  
Den Lord wie ein jäher Schreck;  
Er erkannte den Schiffer, der bat und bat  
Einst auf der Korvette Deck.  
Da schrie Terje Vigen: „Mein höchster Hort  
War dein, doch du geiztest nach Ruhm!  
Ein Augenblick noch — und Mord gegen Mord!“  
Da vergaß der stolze englische Lord  
Vor dem Lotsen sein Heldentum.

Doch der stand, gestützt auf des Ruders Schaft,  
So rank, wie, da jung er noch war,  
Sein Auge glomm in unbändiger Kraft,  
Im Winde wallte sein Haar.  
„Du segeltest stolz, im Gefühl deiner Macht,  
Ich fuhr mein geringes Boot;  
Todmüde schleppt' ich die kostbare Fracht,  
Du hattest des Hungers der Meinen nicht acht  
Und höhntest mich noch in der Not.

„Dein Weib ist sonniger Frühlingsart,  
Ihre Hand ist wie Seide so fein, —  
Meines Weibes Hand, die war grob und hart,  
Doch war sie nun einmal mein.  
Dein Kind hat Goldhaar und Augen blau  
Wie ein kleiner Engel des Herrn;  
Mein Töchterchen stellte nicht viel zur Schau,  
Es war, Gott sei's geklagt, mager und grau,  
Wie armer Leut' Kinder gern.

„Sieh, das war der Reichtum, der mir beschert,  
Mein Einziges, dran ich hing.  
Mir schien es ein Schatz von unendlichem Wert,  
Dir aber wog es gering.  
Jetzt beut der Vergeltung Stunde sich dar,  
Jetzt sollst du fühlen, bei Gott,  
Was auf wohl wiegen mag manch ein Jahr,  
Das beugte mein Kreuz und bleichte mein Haar  
Und machte mein Glück zu Spott!“

Das Kind ergriff er und schwang es hoch,  
Mit der Linken die Lady er hielt.  
„Zurück, Mylord! Ein Fußbreit noch, —  
Und Weib und Kind ist verspielt!“  
Auf dem Sprung trotz allem der Brite stand,  
Doch der Arm war ihm schwach, ohne Macht,  
Sein Auge war scheu, seine Stirn' in Brand,  
Und sein Haar — als der nächste Morgen ihn fand —  
Ergraut in der einzigen Nacht.

Doch Terjes Stirne wies Klarheit und Glück,  
Sein Groll hatte jäh sich gelegt.  
Ehrfürchtig gab er das Kind zurück,  
Und küßt' ihm die Hände bewegt.  
Er atmete tief und innerlich,  
Seine Stimme klang ruhig und rein:  
„Jetzt kam Terje Vigen wieder zu sich.  
Bis heut sein Blut einem Wildbach glich;  
Denn Rache — sie m u ß t e sein!

„Daß ich zu lange gefangen saß,  
Das hatte mein Herz geknickt.  
Danach lag ich wie müdes Gras,  
Das in den Abgrund blickt.  
Doch nun sind wir quitt wieder, wie beim Beginn;  
Dein Schuldner stand seinen Mann.  
Ich gab, was ich hatte, — du nahmst es hin;  
Und wenn ich zu hart dir erschienen bin,  
So klag' meinen Schöpfer des an!“

Der Tag fand alles in Sicherheit;  
Im Hafen lag längst die Jacht.  
Der Ruhm des braven Manns scholl weit,  
Doch stumm blieb der Mund der Nacht.  
Die Wolke, die seine Stirn umzog,  
Blies eine Sturmnacht weg;  
Und Terje trug wieder wie wenige hoch  
Den Nacken, den ihm der Tag einst bog  
Auf der Korvette Deck.

Der Lord kam und Mylady kam,  
Und viele folgten nach;  
Das Händeschütteln kein Ende nahm  
In seinem geringen Gemach.  
Sie dankten ihm, daß er ihr Retter war  
Vor der Wellen und Riffe Gier.  
Doch Terje strich dem Kind übers Haar:  
„Nein, nein! Was uns half aus der schlimmsten Gefahr, —  
Das war wohl die Kleine hier!“

Da die Jacht vorbeikam am Hesnässund,  
Stieg Norwegens Flagge empor.  
Dann kam ein schaumweißer Klippengrund,  
Dort sprach der Geschütze Chor.  
Da trat ins Aug' ihm ein funkelnd Ding;  
Stumm starrt' er hinaus auf die Bank:  
„Wieviel ich verlor! Doch wieviel auch empfing!  
Vielleicht war's am besten, es ging, wie es ging, —  
Und so hab', mein Gott, denn Dank!“ — —

So sah ich ihn einst, einen Morgengang,  
Er lag im Hafen mit Fisch.  
Sein Haar war weiß, doch lacht' er und sang  
Und war wie ein Jüngling frisch.  
Er neckte die Mäde mit Blick und Wort,  
Er strich den Kindern durchs Haar,  
Er schwang den Südwester und sprang an Bord;  
Dann hißt' er das Fock, und heim zog er fort  
Im Mittag, der alte Aar.

---

Bei Fjäres Kirche sah ich ein Grab  
Auf wetterharter Trift;  
Verwahrlost war's, doch hielt der Stab  
Das Brett noch mit der Schrift.  
Da stand „Th a e r i e W i i g h e n“, zusamt dem Jahr,  
Da er sich ausgemüht.  
Es lag allen Schutzes und Schattens bar,  
Drum auch das Gras so stachlig war —  
Doch von wilden Blumen durchblüht.

## VERWICKLUNGEN

Es stand in dem Garten ein Apfelbaum,  
Vor Blüten sah man die Blätter kaum.

Ein Bienchen flog in dem Garten umher,  
Eine Apfelblüte gefiel ihm sehr.

Sie liebten sich beide treu und wahr;  
Darum verlobten sie sich als ein Paar.

Das Bienchen zog auf die Sommerfahrt —  
Ein Fruchtknopf indes aus der Blüte ward.

Bienchen und Fruchtknopf grämten sich sehr,  
Doch war's nun einmal nicht zu ändern mehr. —

Nun hielt eine arme, doch ehrliche Maus  
Neben der Wurzel des Baumes Haus.

Die seufzte: „Du Fruchtknopf, o wärest du mein,  
So würde mein Keller der Himmel sein!“ —

Aufs neu' kam das Bienchen zurück von der Flucht,  
Da fand es die Blüte verwandelt zur Frucht.

Bienchen und Frucht, die grämten sich sehr,  
Doch war's nun einmal nicht zu ändern mehr. —

Am Giebel, über des Baumes Geäst,  
Da wohnt' ein Sperling in seinem Nest.

Der seufzte: „Du Frucht, o wärest du mein,  
So würde mein Nest mir der Himmel sein!“

Bienchen und Frucht, die grämten sich sehr,  
Maus und Sperling erfüllte Begehr;

Doch alles ging ganz in der Stille her —  
Es war nun einmal nicht zu ändern mehr. —

Da fiel und platzte die Frucht — o Not!  
Und bald war die Maus auch mausetot.

Und tot im Nest man den Sperling fand,  
Als den Vögeln die Weihnachtsgarbe man band.

Und als das getreue Bienchen nun frei,  
Da war es mit Sommer und Blüten vorbei.

Zum Bienenstock flog es, wo Frieden es fand,  
Und starb dann später als Wachsfabrikant. —

Seht, all der Jammer blieb uns erspart,  
Wenn das Bienchen zur Maus bei der Heimkehr ward;

Und wär' mit der Frucht dann zum Sperling die Maus  
Geworden — wie herrlich ging alles aus!

## AUS MEINEM HÄUSLICHEN LEBEN

Das Haus lag stille, die Gasse leer.  
Ich blies in den dämmrigen Schimmer  
Der Stube ein träumrisches Wolkenmeer:  
Da zog es im Dampf der Havana einher,  
Da kamen die Kinder ins Zimmer.

Mein flügelleicht Völkchen, ein wahrer Staat  
Von munteren Mädchen und Jungen,  
Mit frischen Backen, wie nach einem Bad.  
Hei, ward da im Spiel jeder lockende Pfad  
Der himmlischen Reiche gesprungen!

Doch als uns stieß just am tollsten der Bock,  
Da mußte der Spiegel klirren,  
Darin stand ein Gast, so steif wie ein Stock,  
Mit blaugrauen Augen, geschlossenem Rock  
Und in Filzschuhen, wenn wir nicht irren.

Da fiel's wie ein Alp auf den fröhlichen Kreis.  
Eins lutscht an den Fingern befangen,  
Ein anderes steht wie ein Zapfen Eis; —  
Die Nähe von Fremden, wie männiglich weiß,  
Verdutzt die gewecktesten Rangen.

## EINE KIRCHE

Der K ö n i g baute,  
Solang' es licht.  
Wann Dämmerung graute,  
Hervor sich traute  
Voll Arg der W i c h t.

Wohl half sein Zerren  
Dem Wicht nicht viel.  
Doch Plan des Herren  
Und Zwerges Sperren  
Zerspliß den Stil.

Und doch entzückt' es  
Die Frommen all;  
Solch halb Geglücktes  
Und halb Zerpflücktes  
Ist just ihr Fall.

## IN DER GALERIE

In Jugend strahlend  
So traf ich sie,  
Ein Bildnis malend  
Der Galerie.

Laß sehn, was die Kleine  
Zu malen begonnen!  
Wahrhaftig, 's ist eine  
Von Murillos Madonnen!

So sehnsuchtsvoll schaut sie  
Und sinnend zugleich;  
In Träumen baut sie  
Ein Schönheitsreich. —

Als Jahre entschwunden,  
Kehrt' ich zurück,  
Grüßte die Stunden,  
Die flohn hier in Glück.

Gealtert und reifer  
So traf ich sie,  
Sich Weihend voll Eifer  
Der Galerie.

Doch wie — laß schauen!  
Das ist — ei, sieh doch!  
Darf den Augen ich trauen?  
Die gleiche Kopie noch!



So saß sie hier innen,  
Ließ, während sie malte,  
Das Leben entrinnen,  
Das lockte und strahlte.

So hat sie die Jahre  
In Sehnsucht gesessen,  
Und ach, ihre Haare  
Bleichten indessen!

Doch sehnend noch schaut sie  
Und sinnend zugleich:  
In Träumen baut sie  
Ein Schönheitsreich.

## CHOR DER UNSICHTBAREN

(Aus „Brand“)

Nimmer wirst du, Mensch, ihm gleichen;  
Denn aus Staub bist du gemacht;  
Magst ausharren oder weichen,  
Immer stürzt dein Pfad in Nacht!

Nimmer wirst du, Wurm, ihm gleichen;  
Denn dem Staub bist du entstammt;  
Magst nachfolgen oder weichen,  
Immer bleibt dein Tun verdammt!

Träumer, nie wirst du ihm gleichen,  
Was du ihm auch dargebracht;  
Wähne nie, je zuzureichen; —  
Denn als Mensch bist du gemacht!

## AUF DEN HÖHEN

### I.

Nun flugs den Rucksack umgehängt,  
Den Stutzen von der Wand,  
Und Tür und Laden zugezwängt  
Mit Pflock und Weidenband.

Dann noch zur Mutter drüben schnell,  
Wir sind ja Nachbarn schier,  
Ein Handschlag zum Lebwohl, ein hell:  
„Bald bin ich wieder heim vom Fjäll!  
Solange — Gott mir dir!“

Vom Dorf ab biegt der Bergweg schmal  
In Hochwald geht's hinein;  
Doch hinter mir ruhn Fjord und Tal  
Im Mondendämmerschein.  
Des Nachbars Hof lag wie im Traum,  
Als ich vorüberstrich;  
Doch weiter, unterm Lindenbaum,  
Hielt Linnentuch und Laubessaum  
Zwiesprache, wonniglich.

Da lehnt' in ihrem weißen Lein  
Mein Lieb am dunklen Stamm.  
Sie war so zart, so frisch, so fein,  
Wie Farren hoch vom Kamm.  
Halb lacht' ihr liebes Auge mir,  
Halb sah's voll Schalksgeleucht; —  
Ich lachte mit. „Ich werde dir —!“  
Ein Satz: — und stand auch schon bei ihr!  
Doch da war's Aug' ihr feucht.

Ich schlang den Arm um ihren Leib;  
Da ward sie bleich und rot;  
Ich nannte sie mein liebes Weib;  
Ihr Busen flog voll Not.  
„Jetzt bist du mein, du Liebste, du!  
Mit Leib und Seele mein!“  
Sie blickt', ich glaub', auf ihren Schuh;  
Leis flüsterte das Laub dazu:  
So bebt' ihr Linnen, fein.

Sie bat so schön; ich ließ sie los;  
Wir scherzten wie vorher;

Allein was war mir solch Gekos'!  
Mein Sinn verlangte mehr.  
Ich bat so schön; ihr Herze schwoll, —  
Sie war nur halb mehr taub;  
Mir schien der Wald wie Singens voll  
Von Elbenvolk und Neck und Troll  
Und Lachens unterm Laub.

So ging's hinauf den Bergweg schmal,  
So ging's ins Holz hinein;  
Tief unter uns lag Fjord und Tal  
Im Mondendämmerschein.  
Ich saß so heiß, sie saß so müd  
Des Abgrunds Rande nah;  
Es wob um uns wie schwüler Süd; —  
Ich weiß nur noch, wie ich gegluht,  
Nicht mehr, wie es geschah.

Ich schlang den Arm um ihren Leib,  
Die an der Brust mir lag; —  
So freite ich mein junges Weib  
Zum Lied des Neck im Hag.  
Ob Draugvolk lachte, da sie mein,  
Das schuf mir wenig Weh;  
Mich irrte keines Gnoms Gegrein, —  
Ich sah nur sie, so zag und fein,  
Und zitternd wie ein Reh.

## II.

Ich lag auf nacktem Fels und sah  
Den jungen Tag erblühn  
Und all die Gipfel fern und nah  
In lautrem Purpur glühn.  
Von unten grüßt mit Scheiben, blank,  
Der Hof der Mutter her;  
Dort litt und stritt sie sonder Wank, '—  
Dort ward mein Sinn so frisch und frank, —  
Gott weiß, was sonst noch mehr.

Sie ist schon auf; zum Blauen, rein,  
Erhebt der Rauch die Bahn;  
Sie geht wohl jetzt, den bleichen Lein  
Zu gießen, auf den Plan.  
Ja, treib du nur dein Tagwerk hell,  
Drauf Gott voll Liebe schaut!  
Vom Rentier auf dem wilden Fjäll  
Erbeut' ich dir ein wacker Fell,  
Und zwei, drei meiner Braut.

Ja, wo ist sie? Sie liegt gewiß  
In bunter Träume Bann.  
Was dir die Nacht gebracht, vergiß; —  
Im Traum nur denk daran!  
Doch bist du wach, so bann' es weit;  
So macht es uns nicht bang.  
Bald kehrt zurück, der dich gefreit;  
Web' Lein und näh' dein Hochzeitskleid;  
Der Kirchweg ist nicht lang!

Wie fällt von dem zu scheiden schwer,  
Den man von Herzen liebt! —  
Doch Sehnsucht ist ein läuternd Meer,  
Das neue Kraft mir gibt.  
Die eine Nacht hat mich geheilt,  
Mein böser Geist entwich;  
Ein Leben, schuld- und reugeteilt,  
Solch Leben, drauf kein Segen weilt, —  
Ich werf' es hinter mich.

Was Dunkel in mir mächtig sah,  
Im Lichte ward's zu Spott;  
Ich bin so frisch, ich steh' so nah'  
Mir selbst und meinem Gott!  
Ein Blick auf Berg- und Fjordnatur  
Noch übern Hochwald schnell, —  
Und dann bergan die Rentierspur!  
Weib! Mutter! Auf ein Kleines nur!  
Und jetzt empor aufs Fjäll!

### III.

In düstern Feuern lag entbrannt  
Der Gipfel Abendwelt;  
Doch überm Talrest stand gespannt  
Ein dichtes Wolkenzelt.  
Mein Fuß war müde, trüb mein Mut,  
Mein Auge matt und blind;  
Doch überm Abgrund, dran ich ruht',  
Hing Heide, roten Scheins wie Blut,  
Und bebt' im Abendwind.

Ich pflückt' ein Büschel Heidekraut  
Und band's am Hut mir fest;  
Dicht bei mir stand ein Strauch, da baut'  
Ich mir die Nacht mein Nest.  
In meinem Hirn war ein Gesumm,  
Als ob's ein Kirchweg sei;  
Das trat zusammen, sah sich um,  
Das hielt Gericht, das nickte stumm  
Und schritt dann still vorbei.

Wär' ich dir nah zu dieser Stund',  
Du Blume, die ich brach, —  
Ich legte, wie ein treuer Hund,  
Mich vor dein Schlafgemach.  
Ich taucht' in deiner Augen Born  
Und wüsche dort mich rein:  
Dem Troll, der mir den Sinn verworr'n  
Bei deines Vaters Hof, voll Zorn  
Schlög' ich das Haupt ihm ein!

Aufspräng' ich siegesglühend dann  
Und säng' zu Gottes Ohr  
Um ewigen Sonnenschein fortan  
Für dich, mein Lieb, empor!  
Doch nein, so spricht, wer sich vergißt,  
Wo bliebe da mein Part?  
Ich weiß und will, was besser ist,

Und darum, Gott, wenn gut du bist:  
So mach' ihr's schwer und hart!

Den Bach laß schwellen, wo sie naht,  
Mach' schmal und glatt den Steg,  
Gib, daß Geröll ihr droh' vom Grat,  
Mach' steil den Säterweg;  
Ich trag' sie hoch auf meinem Arm,  
Wie toll's die Flut auch treibt;  
Ich bett' sie mir am Herzen warm, —  
Versuch's, und stürz' sie dort in Harm!  
Woll'n sehn, wer Sieger bleibt!

#### IV.

Weit von Süden ist er kommen,  
Kommen über Meer und Firne;  
Wie von Nordlichtschein umglommen  
Leuchtet ihm die schwere Stirne.

Wenn er lacht: wie Schluchzen stöhnt es;  
Schweigend: redet seine Lippe;  
Doch wovon? Vertrauter tönt des  
Windes Lied um Wald und Klippe.

Seine kalten Augen drohen  
Ihren Grund so schlecht zu wissen  
Wie der schwarze See, vom hohen  
Firn geboren und umrissen.

Spähende Gedankenaare  
Kreisen über seiner Glätte.  
Aber flüchten sie, verwahre  
Schnell dein Boot an sicherer Kette!

Trafen auf den Höhn uns droben,  
Ich bewaffnet, er mit Hunden!  
Haben Arm in Arm geschoben, —  
Wollt', ich hätt' ihn nie gefunden.

Warum folgt' ich ihm verblendet?  
Hätt' ich ihn nicht fliehen sollen?  
Ach, er hat mir schier entwendet  
Selber noch die Kraft, zu wollen!

V.

„Warum sehnst du dich nach deiner  
Mutter, nahn die Abendschatten?  
Dünkte dich dein Fell ein feiner  
Lager als der Sammt der Matten?“

Mit mir und der Katze saß dort  
Mutter auf des Bettes Rande,  
Spann und sang, bis ich vergaß Ort,  
Zeit um ferne Traumeslande.

„Träumen, träumen, warum träumen?  
Handle doch im Tag, im lichten,  
Laß des Lebens Kelch dir schäumen,  
Laß das Träumen, laß das Dichten!“

„Sieh den Rentierbock, den schnellen!  
Hinterdrein, durch Wind und Wetter!  
Lockt's dich da noch, zu bestellen  
Drunten Äcker, hart wie Bretter?“

Doch ich höre Glocken klingen,  
Locken über Land und Buchten!  
„Laß sie klingen! Besser singen  
Gießbachwasser in den Schluchten!“

Fromm ihr Buch ins Tuch geschlagen,  
Geht mit Mutter sie zur Predigt.  
„Besseres, denn Kirchengangfragen,  
Werde, Mann, von dir erledigt!“

Wie die Orgel drinnen brauset,  
Wie das Licht am Altar schimmert!

„Besser Sturm um Gipfel sauset,  
Besser Eis in Sonne flimmert!“

Nun, so komm! In Wind und Wetter  
Übers weiße Meer der Firnen!  
Habe Dank, mein kluger Retter!  
Baden wir in Sturm die Stirnen!

## VI.

Herbst. Das Vieh der letzten Weiden  
Zieht zu Tal mit Glockenschalle,  
Muß von Berg und Freiheit scheiden,  
Muß nun wieder stehn — im Stalle.

Bald nun wird des Winters Kleid sein  
Faltig Tuch auf alles senken;  
Bald wird jeder Pfad verschneit sein; —  
Heim muß ich den Schritt nun lenken.

Heim? Ein Heim hab' ich besessen,  
Bin nicht mehr von jener Erden.  
Er hat mich gelehrt vergessen,  
Selber lehrt' ich hart mich werden.

Was des Alltags Herz beschäftigt,  
Hat sich selbst den Tod erlesen;  
Hier erst ward mein Geist gekräftigt,  
Nur auf Höhen wächst mein Wesen.

In des Säters öden Planken  
Samml' ich meine reichen Schätze;  
Dort für einsame Gedanken  
Sind an Herd und Fenster Plätze.

Um geht's dort, wenn Nacht sich senkte,  
Doch bereit stehn kluge Schützen.  
Seit er mir die Tarnkapp' schenkte,  
Kann dem Volk sein Spuk nichts nützen.



Winterleben, hoch im Eise,  
Stählt verweichlichte Gedanken;  
Keines Vogels Märchenweise  
Macht dir dort das Herz erkranken.

Bin ich ganz in Stahl getrieben,  
Hol' ich mir die zwei vom Tale,  
Lehr' sie m e i n e n Werktag lieben,  
Führ' sie ein im Hochlandssale.

Lehr' sie meine neue Weisheit,  
Bis sie übers Drunten lachen;  
Bald wird ihnen der im Eiskleid  
Dräu'nde Firn kein Graun mehr machen.

## VII.

Hier nun saß ich lange Wochen;  
Kann die Einsamkeit nicht tragen;  
Von Erinnerungsweh zerbrochen,  
Kann ich länger nicht entsagen.

Muß zu Braut und Mutter nieder,  
Mir die Brust vom Druck befreien;  
Morgen sieht mein Reich mich wieder:  
Heimatland im Lenz von — dreien.

Fort denn, fort! — Hu, Schneesturmböen!  
Wär's zu spät denn ohne Gnade? —  
Winter wirbelt um die Höhen,  
Und verschneit sind alle Pfade.

## VIII.

Wochen vergingen. Ich ward wieder ich.  
Sein Heimweh ließ den Verwaisten.  
Unter faltiger Decke der Bach hinschlich,  
Der Mond hob rund über'n Gletscher sich,  
Und die Sterne glänzten und gleißten.

Es ward mir zu dumpf im Säter allein,  
Wenn der Tag zur Rüste sich neigte;  
Ich kann nun einmal nicht im Bauer gedeihn,  
Ich lief übern Grat, bis der stürzende Stein  
Den drohenden Abgrund mir zeigte.

In der gähnenden Tiefe lag still das Tal;  
Da kam ein Tönen gegangen —.  
Ich horchte. Wie traut es herauf sich stahl!  
Wo hört' ich die Weise doch schon einmal? —  
Da wußt' ich's: Die Glocken klangen!

Sie läuteten drunten Weihnacht ein  
Mit den alten heimischen Glocken.  
Ein Licht erglänzte beim Nachbar mein;  
Der Mutter Fenster gibt hellen Schein; —  
Wie seltsam die Strahlen mich locken!

Mein Heim, so ärmlich und doch so traut,  
Was wußt' es mir nicht zu erzählen!  
Hier stand ich von Nacht und Schweigen umgraut,  
Dort unten lebten mir Mutter und Braut, —  
Mich durfte wohl Sehnsucht quälen.

Da meint' ich den Hals mir wie zugeschnürt:  
Genagt war der Schütze, der grause.  
Er hatte gewahrt, was ich heimlich geschürt:  
„Ich sehe, mein junger Freund ist gerührt; —  
Ach ja, das liebe Zuhause!“

Und wieder stand ich mit stählerner Sehn'  
Und fühlte die Schwäche bezwungen.  
Die Brust mir kühlte des Höhensturms Wehn,  
Sie soll mir nie mehr in Flammen stehn  
Von Weihnachtserinnerungen!

Da ward's, als ob der Fenster Licht  
Den Dachstuhl selbst bedrohe;

Erst war's, wie wenn ein Tag anbricht,  
Dann quoll der Rauch in Wolken dicht,  
Und dann kam die rote Lohe.

Es prasselt' und brannt' in die Nacht hinaus.  
Ich schrie. Doch der Schütz war am Platze,  
Mich lächelnd tröstend: „Warum so kraus?  
Was brennt denn weiter! Ein altes Haus  
Mit Weihnachtsbier und Katze.“

Er sprach so klug in all meiner Not,  
Daß Schauer mein Blut durchschreckten:  
Er wußte, wie trefflich der Gluten Rot  
Dem silbernen Mondlicht Gelegenheit bot  
Zu feinsten Beleuchtungseffekten.

Er hielt die hohle Hand sich vor —  
Der Perspektive wegen;  
Da schwoll Gesang die Nacht empor:  
Der Mutter Geist, in der Engel Chor,  
Flog ewigem Frieden entgegen:

„Still littst du, ludest still dir auf,  
Still schrittst du durchs Gewimmel;  
Nun tragen wir dich so sanft hinauf,  
Hoch übers Fjäll in der Seligen Hauf,  
Zu Weihnachtsfreuden im Himmel!“

Ich schleppte mich heim. Der Mond war bedeckt,  
Hinweg mein spöttischer Richter;  
Mein Blut war von Frost und Hitzen durchschreckt, —  
Doch es läßt sich nicht leugnen, es w a r Effekt  
In dem doppelten Spiel der Lichter!

## IX.

Es lag der Tag von St. Johann  
Heißflimmernd über der Erde;

Zu einer Hochzeit läutete man,  
Tief drunten zog des Wegs heran  
Viel Volks zu Fuß und Pferde.

Beim Nachbar Büchs' und Böller kracht',  
Von Wimpeln flog die Linde,  
Der Hof war voll, es war eine Pracht;  
Doch ich lag zuäüßerst am Abgrund und lacht',  
Und die Tränen brannten im Winde.

Mir klang's wie Höhnen hundertfalt,  
Wie Lachen aus voller Lunge;  
Mir schien's, als käm' ein Spottlied geschallt;  
Ich lag überm Abgrund, in Heide gekrallt,  
Und biß mich auf die Zunge.

Man ritt vom Hof, ein stattlicher Troß,  
Hoch saß die Braut, wie im Traume;  
Weit über die Lenden ihr Goldhaar floß,  
Leuchtend — wie, da sie mein Arm umschloß  
Den Abend am Lindenbaume.

Den Steg überritten sie Schritt für Schritt,  
Dicht aneinander, die beiden. —  
Da ward mein Herz seiner Sorge quitt,  
Da kam's, daß ich den Sieg erstritt;  
Ich hatte nicht mehr zu leiden.

Ich stand wie aus Stahl an des Abgrunds Rand  
Ob all dem Sommergetriebe.  
Der Zug sah aus wie ein funkelndes Band, —  
Ich hielt vor's Auge die hohle Hand,  
Der Perspektive zuliebe.

Die flatternden Tücher, das schimmernde Lein,  
Der Männer Wämser, die roten.  
Die Kirche mit ihrem Gnadenwein,

Die Braut, die holde, die einst war mein,  
Und das Glück, das mich warf zu den Toten, —

Auf all das konnt' ich nun ruhig sehn,  
Als wie aus weitesten Weiten;  
Ein höherer Glanz schien das Bild zu umwehn, —  
Doch seht, das können nun nie verstehn,  
Die drunten im Haufen schreiten.

Da lachte es hinter mir kurz und hart,  
Es war der fremde Schütze:  
„Kamerad, du lerntest zu gut deinen Part!  
Fortan ist meine Gegenwart  
Weder mir noch dir mehr nütze.“

Ja, jetzt bin ich selber mir Manns genug;  
Doch Dank für gehabte Beschwerden!  
Mein Blut, es ward so still und klug;  
Mir ist, ich bin im besten Zug,  
Langsam zu Stein zu werden.

Ich trank den letzten stärkenden Trank;  
Jetzt macht mich kein Gipfel mehr frieren;  
Mein Lebensbaum stürzte, mein Schiff versank, —  
Doch schau', wie dort die Birken, schlank,  
Ihr rotes Haus flankieren!

Es geht im Galopp; da sieh, nun sind  
Sie verschwunden wie Schmetterlinge. —  
Dein Leben sei Sonne, mein holdestes Kind! —  
Nun schlug ich mein letztes Glück in den Wind  
Für ein höher Gesicht auf die Dinge.

Nun ward mir all mein Einst zu Spott,  
Nun gilt's auf Höhen zu wandern.  
Mein Fuß verschwor den Tieflandstrott;  
Hier auf den Bergen ist Freiheit und Gott,  
Dort drunten tapen die andern.

## GEBET DER FRAUEN

(Aus den „Kronprätendenten“)

Tot liegt die Schlange!  
Demutig bange  
Nahet der Sünder!  
Mild ihn umarmend,  
Richt' ihn erbarmend,  
Allesergründer!

Siegreich, flieht er  
Nach deinem Throne;  
Harrend kniet er —;  
Nun gib ihm die Krone!

## DANK

An meine Frau

Ihr Schmerz war, wenn Nächte  
Den Pfad mir verhüllt,  
Ihr Glück, wenn die Mächte  
Mein Hoffen erfüllt.

Ihr Heim an dem Meere  
Der Freiheit liegt,  
Auf dem meine Fähre  
Sich spiegelt und wiegt.

Ihr Kreis ist der schwanken  
Erscheinungen Troß,  
Der meinen Gedanken  
Geflügelt entsproß.

Ihr Höchstes ist, walten  
Der Glut meiner Brust; —  
Was stark mich erhalten,  
Hat niemand gewußt.

Und weil ihre Treue  
Stets still sich beschied,  
So grüß' und erfreue  
Zum Dank sie dies Lied.

## ABRAHAM LINCOLNS ERMORDUNG

Ein Schuß ging drüben im Westen los  
Und rüttelt' Europa auf.  
Hei, wie das jählings gab einen Stoß  
All den Betreßten zu Hauf!  
Du altes Europa mit Ordnung und Recht,  
Mit Strafen für jeglichen Streich;  
Untadlig von Ruf als fromm und gerecht,  
Mit biederem Harm über alles, was schlecht, —  
Wie wurdest du plötzlich so bleich!

Und schwarz wird gesiegelt mit Einhorn und Aar  
Und sonstigem Wappengetier;  
Den Frachtschiffen droht von dem Kabel Gefahr,  
In Depeschen versinkt man schier.  
Der Baumwollmagnat, der Gloire Sohn,  
Die Tausende rings in der Lüge Bann  
Griffen nach Friedenspalmen schon, —  
Da dröhnte der eine Revolverton,  
Und da fiel er, der e i n e Mann!

Da fuhr ihr zusammen. Europas Rat,  
Sag' an, ist dies Recht und Brauch?  
Einen Streich der Gewalt, eine Düppeltat  
Sah die Welt ja schon früher auch.  
Es heißt, daß die Krähen mitsammen im Bund,  
Daß keine die andre verletzt.  
Vergaßt ihr, wie Polen ging zu Grund?  
Und die englische Flotte im dänischen Sund?  
Warum so bekümmert nur j e t z t? —

Die rote Rose, die drüben erglüht,  
Für euch ein so fürchterlich Bild, —  
Die ist auf Europas Boden erblüht,  
Und der West gab ihr fruchtbar Gefild.  
Den Strauch, der nun rötet Amerikas Strand,  
Verpflanztet ihr selber mit Lust;  
Ihr wart's, die geheftet mit eigener Hand  
Des Märtyrers blutrotes Ritterband  
Auf Abraham Lincolns Brust.

Mit vergessenen Schwüren, gebrochenem Pakt,  
Mit Versprechen, die keiner hält,  
Mit verbriefter Verträge zerrissenem Akt  
Ward gedüngt der Geschichte Feld.  
Und da hofftet ihr noch auf ein herrlich Gedeihn,  
Daß kein Unkraut erwachs' und kein Dorn! —  
Seht, nun keimet die Saat! Welch flammender Schein!  
Ihr wundert euch, wißt weder aus noch ein;  
Denn es wuchsen Dolche statt Korn! —

Wo das Recht auf des Messers Spitze schwebt  
Und beim Galgen haust das Gericht,  
Ist näher der Tag, der sich siegreich erhebt,  
Als hier, wo mit Worten man sicht.  
Ein Wille wacht, und dereinst wird zerstört  
Des Lügengeists Kerkerturm;  
Wenn erst in ihr Zerrbild die Zeit sich verkehrt,  
Und erst in der Schale das Mark hat verzehrt  
Der heimlich nagende Wurm.

Es waltet ein Dämon mit ewiger Macht,  
Was eitel, wird ihm zum Raub:  
Des Nero Palast in goldener Pracht,  
Vernichtet sank er in Staub.  
Erst aber muß' Römerverbrechen gehn  
Auf Erden von Pol zu Pol,  
Der Tyrann sich in Apotheose sehn;  
Des Kaisers Bild muß' als Gottheit stehn  
In Gold auf dem Kapitol.



Da brach es zusammen: Zirkus und Schloß,  
Und Tempel und Säule sank mit;  
Zerstampft ward der stolzeste Marmorkoloß  
Unter der Büffel Tritt.  
Doch neu wird gebaut auf dem Trümmerhauf; —  
Dies währt' eine kurze Stund'.  
Jetzt drängt nach Verjüngung der Zeitenlauf;  
Bald da, bald dort steigt vernichtend auf  
Die Pest aus dem schwammigen Grund.

Doch waten wir drinnen in Sumpf und Moor,  
So ruf ich nicht Ach und Weh,  
Wenn Giftblüten flammend keimen hervor,  
Die am Baume der Zeit ich seh'!  
Mag nagen der Wurm, bis zusammenbricht,  
Was morsch, mit heftigem Schlag!  
Und ob das „System“ verzerrt sein Gesicht,  
Es naht die Rache und hält Gericht  
An der Zeitlüge jüngstem Tag!

## AN MEINEN FREUND, DEN REVOLUTIONÄREN REDNER

Sie sprechen als „konservativ“ mich an?  
Ich bin, was ich war, seit ich denken kann.

Beim Brettspiel weiß ich nicht mitzukurakehlen.  
Macht tabula rasa! Da werd' ich nicht fehlen.

Ich nehme nur Eine Revolution wahr,  
Die keines Pfuschers Exekution war.

Die nahm vorweg allen spätern die Glorie.  
Ich meine natürlich die Sintfluthistorie.

Doch damals sogar ward der Teufel betrogen;  
Denn Noah, Sie wissen, blieb Herr der Wogen.

Wir wollen die Rechnung noch einmal bereinigen;  
Doch da müssen Männer und Redner sich einigen.

Ihr sprudelt aus unversieglichem Bronne.  
Ich lege den Torpedo unter die Arche — mit Wonne.

### OHNE NAMEN

Will dem Ritterlichsten senden  
Dieses Lied, das ihn nicht nennt.  
An den Helden soll sich's wenden,  
Dem in den gebundnen Händen  
Heiß das Schwert, und ohne Enden  
Schmerz in Haupt und Seele brennt.

Hoch strebt er, gleich seinen Ahnen,  
Und sein Los ist dumpfe Ruh';  
Großen Taten gilt sein Planen,  
Stolz greift er nach Siegesfahnen, —  
Unheil kreuzt des Fluges Bahnen,  
Armer Königsvogel du!

Tagesanbruch — Hörnerklingen!  
Hei! die Weltenjagd bricht an!  
Ja, ich weiß, wie lahme Schwingen  
Schmerzen, wie die Fesseln zwingen,  
Weiß vom heißen Sehnsuchtsringen  
Dessen, der in Zwergenbann.

Abendrast — die Hörner schweigen, —  
Waffen lehnen an der Wand,  
Namen tönen, Namen steigen  
Laut im Liede und im Reigen.  
Ja, ich weiß, welcher Schmerz dem eigen,  
Dessen Namen nicht genannt.

Glanz von allem Schönen, Hehren  
Hat ihm Herz und Geist durchflammt:

Liebeslust und Tatbegehren, —  
Bunte Blumen, — reiche Ehren: —  
Damit war er zum Entbehren,  
Zum Vergessen jäh verdammt.

Mußte schmähsch das erbleichen,  
Was ihn einst so licht durchzog?  
Seine Träume, all die reichen,  
Dem Apostel gleich entweichen,  
Dem der Hahnenschrei ein Zeichen,  
Daß er selber sich betrog?

Stumme Qual! — Ihr Zwerggestalten,  
Faßt ihr diesen Opfermut?  
Fremden, feindlichen Gewalten  
Treu zur Seite sich zu halten,  
Nur um still als Schutz zu schalten  
Für ein Volk, das ratlos ruht?

„Ach, du redest nur von Träumen“,  
Also sagt ihr mir geschwind.  
Gut, — den Geist laßt überschäumen!  
Eurer ist nicht schwer zu zäumen,  
Der vermag sich nicht zu bäumen,  
Wißt ihr denn, was Träume sind?

Mehr als Leben, weise Meister,  
Ist ein ungelebter Traum,  
Wie des Lieds gefangne Geister  
An der Seele Gitter, reißt er  
An dem Kerker, grimm durchkreist er  
Wie ein Leu den engen Raum.

„Groß,“ so höre ich euch beten,  
„Groß ist, wer sich selbst bezwang.“  
Gold'ne Weisheit für Asketen,  
Von den Lauen nachgetreten,  
Für den strotzenden Athleten  
Pritschenton und Schellenklang.

Pocht nicht so auf „Pflichtgenügen“!  
Kauftet ihr sein Seelenheil,  
Soll der Dichter sich euch fügen  
Und in seinem Sang betrügen?  
Kauft ihn, und mit seinen Lügen  
Raubt er selbst sein bestes Heil!

Will dies Lied dem Helden senden  
Ohne Namensklang als Kranz;  
Ja, ich weiß, wie ihm in Händen  
Brennt das Schwert und ohne Enden  
Ihn der Schmerz durchzuckt in Bränden.  
Faßt ihr Weisen das wohl ganz?

Märtyrtum im Purpurkleide,  
Stumme Qual, gehemmten Drang,  
Blumen, Früchte, elend beide  
Hingestreckt vom Wetterneide,  
Traum, erwacht zum Lebensleide,  
Flocht zum Kranze ihm mein Sang.

Und so preis' ich im Gedichte  
Unvollführter Taten Ruhm.  
Schwatzen laßt die weisen Wichte.  
Hell erstrahlt sein Fehl im Lichte:  
In dem Ritter, den ich richte,  
War zu stark das Skaldentum!

#### BEI PORT SAID

Des Südens Zelt  
Im Morgen erblaßte;  
Alle Flaggen der Welt  
Wehten vom Maste.  
Von allen Gallionen  
Scholl Ein Choral;  
Tausend Kanonen  
Tauften den Kanal.

Die Flotte zog  
Durchs Wellengebrause.  
Eine Neuigkeit flog  
Mir zu von zuhause.  
Ich hatte für Streber  
Einen Spiegel geputzt; —  
Da hatten den Geber  
Gesellen beschmutzt.

Gift und Gestank,  
Fäuste geballte.  
Sterne, habt Dank, —  
Mein Land ist das alte!  
Wir riefen das Schiff an,  
Ein Gruß über See,  
Ich plauderte, griff an  
Den Hut und — ade!

Ohne Hast, ohne Rast,  
Trotz aller Pygmäen,  
Als Ehrengast  
Durch die „Bitter-Seen“!  
Wenn aus es tagte,  
Komm' träumend ich an,  
Wo Pharao klagte  
Und Moses gewann.

#### AN FRIEDRICH HEGEL,

den Inhaber der Gyldendalschen Buchhandlung, zum hundert-  
jährigen Jubiläum der Firma

Nimm den Handschlag aus der Ferne,  
Meinen Dank in totem Wort!  
Sicher weißt du, wie so gerne  
Selbst ich wär' beim Feste dort.

Bahnten W ü n s c h e Lebenswege,  
Wär' der deine ohne Stein,

Und sein ferner Abschluß läge  
Hell verklärt im Abendschein.

Wirk' im Norden unverdrossen  
Mit am Schloßbau, wie zuvor!  
Mauern stehn, vom Zaun umschlossen;  
Mählich steigt der Turm empor.

Stiller Baumann, der die Steine  
Bricht für unser Heim und Haus, —  
Glaub': sie höhlen auch für d e i n e  
Büste drin die Nische aus!

### BALLONBRIEF

an eine schwedische Dame

Dresden, im Dezember 1870.

Sei's gewagt denn, wie gedacht;  
Hat sein langes Schweigen auch  
(Länger traun denn Schick und Brauch)  
Den wohl in Verruf gebracht,  
Der einst dankesschuldbefrachtet  
Fuhr von Ihrer Abschiedsfeier,  
Kam zur Sphinx, ein kecker Freier,  
Hob empor der Isis Schleier  
Und bis dato seine Leier  
Unberührt ließ, unerachtet  
Er in Stockholm dazumalen  
Heilig sich verschwörend rief,  
Bald mit einem Schreibebrief  
Seine Dankesschuld zu zahlen.

Darf er? Hat er noch das Recht?  
Ach, mein Gott, wer fragt nach Rechten  
Heut, da alles auszufechten  
Durch ein Machtwort recht und schlecht?

Also kurz und gut: er will;  
Nicht, daß er als Preuße käme,  
Und statt Gnade Recht sich nähme!  
Nein, als Flüchtling reuig-still.

Hier ergeht es mir präzis  
Wie den Leuten in Paris.  
Dicker deutscher Ideologen  
Weltumsturz auf Zeitungsbogen,  
Fahnenhissen, Hurraschrein,  
Ein „Gesang“: „Die Wacht am Rhein“ —  
Ist der Ring, um mich gezogen.

Traun, es wird in diesem Kreis  
Ihrem Freund oft kalt und heiß.

Wackre Bierbankdiplomaten  
Schmor'n ihm seinen Hundebraten,  
Und in unsres Stadtblatts Spalten,  
Wo Versköche rastlos walten,  
Stellt die Hauskost weit in Schatten  
Gallische Ragouts von Ratten. —

Aber noch weit schlimmer wider-  
hallt der Nord von wüsten Szenen,  
Knallt nach Lenz und Licht mein Sehnen  
Rohrer Mob mit Bomben nieder,  
Sprengt Verräterei die Minen,  
Die der Zukunft sollten dienen,  
Zwingt man mich, den Speer zu lehnen  
Tatenlos an Traumruinen.

Also Not, warum's verschweigen,  
War's im Grunde, was mich trieb,  
Daß ich diese Zeilen schrieb;  
Mag der Luftballon denn steigen.  
Tauben waren nicht zu haben;  
Sind sie Hoffnungsvögel doch,  
Und in diesem klammen Loch  
Hausen Eulen nur und Raben.

Doch durch solche Nachtgesellen  
Kann man Damen nichts bestellen.

Nun — Sie wissen, letztes Jahr,  
Als der Mälarhimmel dunkelte  
Und schon winternächtlich funkelte,  
Macht' ich gen Ägypten klar.

Dort war eitel Sommerwonne;  
Blendend warf's zurück die Sonne  
Wie die Gletscher aus den Fjorden;  
Palmenhain und Sykomore  
Spannten blaue Schattenflore;  
Weiße Beduinenhorden  
Hoch auf schlanken Dromedaren  
Sahn wir durch die Wüste fahren;  
Daß ein Neuling aus dem Norden  
Plötzlich ganz erstaunt zu plärren  
Anfang: „Strauße, meine Herren!“

Drauf den Nil, der Ströme Väter,  
Aufwärts, auf der Dampfsylphide,  
Ging's zur Cheopspyramide;  
Wo Napoleon proklamierte  
Und die Sphinx stumm meditierte,  
Früher, dazumal und später.

Dort, Ben Hassans Gast zu sein,  
Krochen bäuchlings wir hinein.  
Arg verfallen sind die Gräber,  
Machen gründlichster Magister  
Zeitberechnungen zu Spott;  
Nur daß so viel Licht verbreiten  
Ernste Altertumsbeleber,  
Daß sie sind aus grauen Zeiten,  
Da Herr Pharao war Gott  
Und Herr Potiphar Minister,  
Samt daß der uns wohlvertraute  
Joseph Jakobssohn sie baute,



Für den singenden Koloß  
Memnon wird ein schöner Morgen  
Angesetzt; man lauscht gespannt; —  
Doch der Alte schweigt konstant.  
Schwieg gewiß aus Skaldensorgen,  
Seit Kambyes seiner Zeit  
Innewendig visitierte  
Und vielleicht zu siebengescheit  
Innewendig rezensierte.

Welches manchen schon verdroß,  
Daß er stolz sein Herz verschloß.  
Doch ein Stuhl von Nachweltsgnaden  
Beut Ersatz für all den Schaden.

So, auf seinem Ruhm für tote  
Lieder, sahn wir den Genannten  
Einziehn seine Beifallsquote,  
Jeglichem gleich wohlgesinnt,  
Großen Herrn, wie Unbekannten,  
Selbst uns nordischen Vaganten,  
Mir und meinem Freund Peer Gynt.

Doch ein Buch beschriebe kaum  
Jenen Siebenwochentraum.  
Nehmen Sie denn holdgemut  
Diese rasche Federskizze  
Meiner Fahrt in Licht und Hitze  
Auf des Krokodilstroms Flut!

Über unsre paschaheitre  
Zeit in den vier Noähbarken  
Will ich erst nicht Worte machen; —  
Vier Stück nämlich war'n dem „starken“  
Genus eingeräumt, dem „schwachen“  
(Wie sich's nennt) zudem vier weitere.

Auf „Ferus“ zu nennen wären  
(Außer uns drei Nordlandsbären)

Elf Lutetiahähne, vier  
Hengste (spanisches Getier),  
Lauter Feu'r- und Flammenfohlen  
Voll der ärgsten Kapriolen  
Und mit Gesten gleich El Olen.  
Nehmen wir die Schiffsbemannung,  
Warf die allgemeine Spannung  
Sie zumeist zur „Esel“-Klasse.  
War sodann ein Schweizerbock,  
Ein Amphibium der Rasse,  
Die meist „unter Wasser“ muß,  
War, wie sich versteht, ein Schock  
Stoppel- oder stockgermanischer  
Eber, recht gezähmt schon, plus  
Einer Spielart: einem grimmigen  
Keilerpaar mit blankgewetzter  
Waffe, ein stets „tiefverletzter“  
Auerochs, ein brasilianischer  
Bücherwurm, — samt dem vielstimmigen  
Wald- und Wiesenchor honettster  
Hasen, Hamster — — item, Schluß!

Diese ganze Karawane  
Denken Sie sich nun an Land,  
Folgen ihrem Dragomane  
Durch der Wüste gelben Sand.

Zu den wundersamsten Stätten  
Ging's, als ob wir Schwingen hätten,  
Ging's in Wahrheit, meiner Seel',  
Auch zu Esel und mitunter,  
Wenn man kühn war, zu Kamel.  
Welch ein Jubel, Welch ein kunter-  
bunter Trubel in dem kinder-  
frohen Völklein! Unser blinder  
Straußen-Seher nur erklärte  
Seiner obiges Gefährte

Für nicht wert. „Sind Esel Tiere“  
Rief er aus „für Preßkuriere!  
Habt ihr nicht ein mehr agil Pferd?  
Gibt es hier kein Vollblutnilpferd?“ —

Luxor, Déndera, Sakkara,  
Edfu, Assuan, Phile eilen  
Wir vorüber ohne Weilen,  
Widmen hier nur einige Zeilen  
Einer Schild' rung der Sahara.

's ist ein Schauspiel weltbekannt:  
Kommt die Pilgerschar gezogen  
Durch des Wüstenmeeres Wogen,  
Reißt des Samums Geisterhand  
Unversehens eine Lücke, —  
Und sie sieht Stillebenstücke.

Oder richtiger, sie windet  
Sich durch endlos lange Gassen,  
Wo lebendige Natur  
Sich mit starrem Tod verbindet,  
Bis wir stehn vor einer krassen,  
Grinsenden Architektur.

Rippen, Rückenwirbel, Keulen  
Ragen auf wie krause Säulen,  
Die Hirnschalen der Kamele  
Sind gestürzte Kapitäle,  
Zähne morsch in gelben Laden  
Der Balkone Balustraden,  
Arme, die zum Himmel starren,  
Sind geborstne Dachstuhlsparren,  
Und als mürbe Ritterfahnen  
Wehen Fetzen von Kaftanen.

Lassen Sie dies ganze Bild  
Nun in Licht und Schweigen beben,  
Bis es wächst und sprießt und schwillt, —  
Sich erheben, sich beleben,  
Bis aus diesen Beinruinen  
Eine Karawane ward,

Jäh dereinst zu Stein erstarrt, —  
Und Ägypten steht vor Ihnen.

Ja, so ist's. In einer Zeit  
Morgenrot zog aus ein Zug;  
Priesterschar voran ihm trug  
Rätselbücher gottgeweiht;  
Götzenkönig, Königsgötze  
Reiten durch Jahrhundertweiten;  
Isis und Osiris ragen,  
Aufgeputzte, stumme Klötze,  
Hoch auf reichen Sattelschragen;  
Horus, Hathor, Thme und Ptah,  
Amon Re und Amon Ra  
Strahlen Glanz nach allen Seiten,  
Wo sie durch die Menge schreiten;  
Apis, mit der Stirn von Golde,  
Folgt, dem Strom entlang, Millionen  
Sklaven in der Priester Solde,  
Und wo das Gefolge ruht,  
Wachsen Sphinx und Pylonen.  
Siege wie vergossen Blut  
Hier in Keilschrift dort in Bildern  
Obelisk und Tafel schildern.  
Tausend Tempelsäulen ragen,  
Wo er schritt, der Riesenzug;  
Tausend Pyramiden sagen,  
Wo er Zelt und Lager schlug.

Sieh, da bläst's vom Norden her,  
Wühlt es auf, das Wüstenmeer,  
Peitscht den Pfad der Karawane; —  
Priester taumelt, König schwankt,  
Gott und Götze zittert, wankt;  
Pharao, sein Haus, sein Heer  
Deckt der Sandflut Leichenfahne.  
Wo der Schwarm des Weges fuhr,  
Sank er nieder, stumm und stier; —

Tausend Jahr' im Sarkophag,  
Wohlverwahrt vor Licht und Tag,  
Eine steife Mumie, lag  
Und zerfiel so eine vier-  
tausendjährige Kultur.

Solcher Karawane Reste  
Sahen wir Khedivengäste,  
Da wir zogen gen Abydos.

Sahen Fellahs dort sich rackern,  
Rings die Wüste auszubaggern,  
Sahn im weitem unsres Korsos  
Karnaks Wald von Säulentorsos,  
Eine Hünengruft des Mythos.  
Rhameseums Kapitäle  
(Schädel bleichender Kamele),  
Luxors Säulen, zahllos und die  
Schäfte wie aus Sklavenarmen, —  
All das grinste ohn' Erbarmen  
Sein: Sic transit gloria mundi!

Dieses Bild ist mir geblieben,  
Wo ich seither ging und stand;  
Und in seinen Zügen fand  
Tiefen Sinn ich eingeschrieben.

Tor im Winterbergsturz gellt zu  
Vorderst in dem Wilden Heer;  
Des Hellenen Göttern fällt zu  
Leben heut wie einst nicht schwer.  
Noch wohnt Zeus im Kapitol,  
Dort als „tonans“, hier als „stator“.  
Doch Ägyptens höchst Idol?  
Wo ist Horus? Wo ist Hathor?  
Keine Sage, kein Vermächtnis.  
Ausgelöscht ist ihr Gedächtnis.

Doch mit Recht, wenn man's erwägt.  
Wo des Lebens große Glut fehlt,

Wo die Form nicht in sich trägt  
Haß, Harm, Seligkeit, Frohlocken,  
Aug' nicht flammt und Puls nicht schlägt,  
Ist die ganze Pracht ein trocken  
Beingerust, dem Fleisch und Blut fehlt.  
Was ist Juno leibhaft, wann,  
Bleich und hoch, mit weh'nden Locken,  
Sie den Gott kommt überraschen!  
Was ist Mars doch für ein Mann —  
In des Netzes güldnen Maschen!

Doch Ägyptens Götter? Hatten  
Sie sich anders je denn Schatten?  
Was war ihr Beruf im Leben?  
Weiter nichts, als da zu sein,  
Bei des Altars Feuerschein  
Starr und steif Audienz zu geben.  
Sein Appendix hatte jeder:  
Habichtsnase, Straußenfeder;  
Andern war der Tag, die Nacht,  
Dritten drittes zgedacht;  
Keinen ließ man wirken, leben,  
Fehlen, fallen, sich erheben,  
Daß sein Wesen sich entfalte.  
Und so hat denn auch dies alte  
Reich von vierzighundert Jahren  
Ew'ge Grabesruh befahren.

Also leb' ich, meine Beste,  
Vom Belagrungsring umspannt,  
Still in meiner Stubenfeste,  
Innern Welten zugewandt.  
Draußen Trost und Hoffnung fliehen,  
Wie im Herbst die Vögel ziehen,  
Aber mit dem Blick nach innen  
Schau' ich Neues fern beginnen.  
Auf begrabnen Karawanen  
Bau' ich unsrer Zukunft Bahnen.

Kreist die Welt doch nun einmal  
Wie auf einer Wendelstiege;  
Gleich bleibt stets des Weges Biege,  
Und er selber stets gleich schmal;  
Gleich bleibt ewig Wunsch und Wille; —  
Nur der Punkt steigt stät und stille.

Und so stehn wir heut entschieden  
Lotrecht über Pharaon.

Gott sitzt wieder auf dem Thron;  
Wieder duckt sich die Person  
Ins Gewühl, das um ihn wabbelt,  
Gierts und gräbt und wühlt und krabbelt,  
Seiner Knechtschaft dumpf zufrieden;  
Wieder geben Pyramiden  
Einer ganzen Zeit den Stempel;  
Wieder schwellen alle Venen,  
Wieder strömen Blut und Tränen,  
Daß man wieder schau' hienieden  
Eines Königsgottes Tempel.

Dies ist unsre Karawane;  
Weder Hathor fehlt noch Horus,  
Ganz zu schweigen von dem Chorus,  
Der da blindlings schwört zur Fahne.  
Was für Bauten türmt man auf  
Längs der Siegesstraße Lauf!  
Welch ein Sturm der Sinn' und Hände!  
Wie ägyptisch fügt sein klein  
Steinchen all und jeder ein,  
Daß das Ganze sich vollende!  
Wie der Riß gefangen nimmt,  
Und wie die Berechnung stimmt!

Groß ist dies schier unbedingt;  
Offen steht der Menschheit Mund; —  
Ob aus diesem offenen Rund  
Auch zugleich ein Aber springt.

Wie ein Zweifel ringt sich's los:  
Ist dies Große wirklich groß? —  
Ja, was macht ein Werk wohl groß?  
Nicht, was es an Großem wirkt,  
Sondern was in seinem Schoß  
An Persönlichem sich birgt.

Und nun die Germanenschar,  
Wie sie Sturm läuft auf Paris!  
Wer steht klar in der Gefahr?  
Wem gebührt der Kranz? Wer wies  
Uns den Zauber der Person,  
Daß ihn Millionen Munde  
Jubelnd im Gesang verklärten? —  
Regiment und Eskadron,  
Stab (mit anderm Wort Spion),  
Haufen losgelassner Hunde,  
Sind dem Wild auf seinen Fährten.

Doch es rächt sich am Bedränger.  
Dieser Jagd ersteht kein Sänger.  
Und nur das kann weiter leben,  
Was ein Dichter kann erheben.

Denken Sie, was die Kalender  
Uns von Gustav Adolf melden;  
Denken Sie des Manns in Bender,  
Denken Sie an Vessel Peer,  
Wie er blitzgleich furcht das Meer,  
An der „Königstiefe“ Helden!  
Rühmt uns die nicht Wort und Lied,  
Wie ein Chor, ein weithin brausender,  
Der von bunten Zelten her  
Unter Händeklatschen tausender  
Seine tönenden Kreise zieht?

Und des Tages Männer dann,  
Diese Fritze, Blumenthale,



Diese Herren Generale,  
Wie sie heißen, Mann für Mann!  
Unter Preußens Todesfarben,  
Dem schwarzweißen Trauerflor,  
Bricht aus rauher Taten Larven  
Kein Liedschmetterling hervor.  
Seide wird vielleicht gesponnen,  
Doch kein Falter fliegt sich sonnen.  
Just der Sieg birgt den Verlust.  
Preußens Schwert wird Preußens Rute.  
Niemals hebt sich eine Brust  
Einem Rechenstück zugute.  
Nichts mehr bleibt im Lied zu sagen,  
Seit ein Volksaufstand, beflügelt  
Von erhabnem Wagemute,  
Ward zur Stabsmaschinerie  
Kleingetüftelt, kleingeklügelt, —  
Seit v. Moltkes Hand erschlagen  
Jede Kampfespoesie.

So dämonisch ist die Macht,  
Die den Weltlauf kam zu lenken:  
Sphinx, auf ihrer Weisheit Wacht,  
Stirbt an ihrem eignen Denken.

Jeder Sieg der Ziffer rächt sich,  
Nur zu bald wird dies Geschlecht sich,  
Jähem Gegenwind erlegen,  
Nicht mehr rühren, nicht mehr regen.  
Bismarck und die andern Götzen  
Wird man spröd, gleich Memnonsklötzen,  
Auf der Saga Steinsitz schauen,  
Starrend stumm ins Morgengrauen.

Doch wie wir Khedivengäste  
Nach der Reise durch die Toten  
Unter Jubel heitrer Feste  
Neuen Zeiten Gruß entboten,

Wie wir, fahnenüberschwellt,  
Unter Liedern einer Welt,  
Des Kanals Eröffnung feierten  
Ja, wie wir von Suez Strand  
Sahn in das gelobte Land, —  
Wird der Geist auf noch verschleierten  
Lebensbahnen und -kanälen  
Einst in feierlichem Zug  
Unter Hymnen und Chorälen,  
Unter Schönheitsfackelbrand,  
Morgensonnenwärts den Flug  
Dem gelobten Land zu wählen.

Denn nach S c h ö n h e i t lechzt die Erde.  
Doch kein Bismarck spricht ihr Werde.

Wird man uns beim Feste sehn?  
Ja, wer weiß, wann Taubenschwingen  
Uns die frohe Botschaft bringen? —  
Bis dahin will ich zuhause  
In Glacés spazieren gehn,  
Bis dahin in stiller Klause  
Dichten fein auf Pergamen;  
Biederm Volk zu Arg und Leide;  
Werde gelten schier als Heide;  
Doch mir graut vor allen Mengen,  
Will mich nicht mit Kot besprengen,  
Will beim Fest in einem reinen  
Hochzeitlichen Kleid erscheinen.

Und somit — Ballon, entschwebe,  
Hebe dich zum Himmel hell,  
Den ich dir zu eigen gebe  
Als mein Reich, — gen Norden strebe,  
Bis du siehst den Mälar stranden; —  
Dort ist ganz so gut zu landen,  
Wie auf Telemarkens Fjäll.

Südwind läßt ihn sanft entschwanken.  
Würd' nun Kunde bald gebracht,  
Daß Sie ihn samt seiner Fracht  
Leichter Verse und Gedanken  
Heil und ganz zu Norrmalm fanden!

## REIMBRIEF

an Frau Heiberg

Dresden, Osterwoche 1871.

Hätt' auf einmal ich gesandt  
All die kleinen Dankbillette,  
In der Winternächte Kette  
So bekritzelt  
Wie zerschnitzelt, —  
Hätt', wie Schneegewölk, gespannt  
Übern Himmel,  
Ihr Gewimmel,  
Jedes Eckchen,  
Jedes Endchen  
Tragend eines Dankworts Quentchen,  
Wie ein Prosaflockendeckchen  
Rosenhag in Schnee gebannt.

Könnt' ich wie auf einen Schlag  
Der Gedanken lose Lerchen,  
Statt in Lettern sie zu pferchen,  
Fliegen lassen, —  
Sollten bald sie Posto fassen  
Unterm Dach von Rosenhag,  
Wo der Seele dunkler Grund,  
Wo der Schönheit heitre Fragen  
Nach Erlösung trachten und —  
Kommt der rechte Frühlingstag,  
Wundersam zu knospen wagen.  
Ihrem stillen Heim Gefahr  
Brächte sie, die wilde Schar;

Daß die Kinder lauschten — wie im  
Wald auf fernen Jagens Weise; —  
Singen würd' sie, unsichtbar,  
Meinen Dank, so daß es Sie im  
Ahnungsvollen Herzen grüßte,  
Lieb und leise,  
Und dann ziehn ehrfürchtige Kreise  
Um des großen Sehers Büste. '

Der Gedanken  
Zuchtlos Schwanken  
Führt zu nichts. Sei denn gedichtet!  
Überm platten Werktagsdeck  
Hoch vom Heck  
Übers Meer der Blick gerichtet!  
Prosastil ist für Ideen,  
Vers für Bilder.  
Herzenslust und Herzenswehen,  
Sorgen, die durchs Haupt mir gehen,  
Groll und Fehde  
Ich am liebsten äußr' und schilder'  
In gebundner Rede.

Doch wenn Dankes späte Spende  
Nun ich sende, —  
Ist es da nur meines Stückes  
Bühnenglückes  
Schöpferin,  
Für die ich binde  
Diese kleinen Vergewinde?

Nein, ein tiefer Dankessinn  
Will in ihnen sich bekunden, —  
Einem Tag voll Schönheit huldig'  
Ich in ihnen,  
Einer Reihe teurer Stunden,  
Längst entflohn,  
Da ich sah die Grazien dienen

Einer jungen Königin  
Auf der Kunst hochheiligem Thron.  
Da just ward den Dank ich schuldig;  
Darum red' ich nun — gebunden.

Als ich Sie zuletzt besucht,  
War ich stumm;  
Meiner Dankschuld runde Summe,  
Flüssig nicht, doch wohlgebucht  
In mir lag.  
Nacht und Tag  
Hat mit Zinsen sie gemehrt;  
Doch trotz aller Versetaler  
Bleibt mir doch, als schlechtem Zahler,  
Stets mein Konto noch beschwert. —

Hold mit Dänemark im Bunde  
Stehn Sie mir vor Augen immer —  
Und mit einem Tag am Sunde  
Unter hoher Buchen Schimmer.  
Luft und Meer ein einzig Flimmern.  
Segel schimmern;  
Bläulich sich die Wasser kräuseln;  
Sommersäuseln  
Bebt vom Walde  
Niederwärts des Ufers Halde.  
Sonntagswandler stadtentronnen  
Jubeln, johlen;  
Boote gleiten  
Auf der Küste sichrer Welle.  
Kleider helle  
Blinken, sonnen  
Sich, wo Glocken und Violon  
Ihren bunten Teppich breiten.

Aber weiter, —  
Von, wo Kronborgs Wälle thronen,  
Bis, wo fern im Süd Drei-Kronen

Grüßt den Dänen, —  
Welche Reih' von schlanken Schwänen,  
Welch Gewimmel,  
Welch ein Zug von Segeln weiß!  
Boote sich an Boote spinnen,  
Licht in den gewölbten Linnen;  
Wimpel heiter,  
Blauer Himmel  
Spiegeln sich im Wellenkreis.

Schlank und schwächig,  
Eine Jungfrau traumandächtig  
Sticht ein Boot dort just hervor.  
Wie ein Märchen, bang erbebend  
Hinter lichtem Seidenflor;  
Wie ein süßer Geist, erhebend  
Sich und schwebend  
Blaue Rätselbahn empor.  
Nixen wiegen  
Sich und schmiegen  
Weiß sich um des Bootes Bug;  
Necke kommen  
Nachgeschwommen;  
Doch „Agnete“ steht verschwiegen  
In der Flagge Flug.

Dort — ein ander Bild! Ich staune!  
Seht mir diesen kecken Tanz doch!  
Graziös gebundner Laune  
Ziemt der Kranz doch!  
Wimpel flattern auf und nieder;  
Von der Küste grüßt es wieder;  
Halb vertraut, halb etwas Fremdes,  
Meerfrau halb, halb ein gezähmtes  
Kind vom Lande,  
„Dina“ schwebt entlang dem Strande.

Wie im Blinden,  
Treugelenkt von milden Winden,

Wie in Träumen,  
Seht die schönste dort hinschweben  
Der Felukken,  
Südl'ich heißen Lebenstriebes,  
Hoch sich baumen, tief sich ducken!  
Seufzer zucken  
Aus der Cithar,  
Blitzen gleich vor nahem Liebes-  
Lenzgewitter;  
Madrigale  
Bringen stummen Gruppen Grüße,  
Die am Strand im Mittagsstrahle  
Einwiegt „Jolanthes“ Süße

Doch wer zählt die  
Ganze Flotte,  
Die im Sonnenschein daherschäumt,  
Der die Segel Fahrwind schwellt!  
Übers Meer träumt  
„Ragnhild“; quält sie  
Heimweh nach der blauen Grotte  
Seiner Märchenabgrundswelt? —  
Eine Lotosblume, schaukelt  
Dort „Ophelia“ längs des Strandes,  
Blau umgaukelt  
Wie von Schatten;  
Briggs, Fregatten,  
Klipperscharen  
Heimwärts fahren  
Unter Jubelruf des Landes. —  
So mit Dänemark im Bunde  
Stehn Sie mir vor Augen immer —  
Und mit einem Tag am Sunde  
Unter hoher Buchen Schimmer.

Oftmals härmte mich der Satz:  
Wird mit ihren  
Neigungen zum Disputieren  
Und Negieren

Einst die Zeit zu Schand' und Spotte  
Schlagen dieser Genien Schatz, —  
Rastend nicht, bis daß sie faht,  
Wie ein englischer Pirat,  
Diese dänische Großmachtflotte?

Uns dagegen,  
Farben-, Form- und Wortpoeten,  
Architekten,  
Oder was wir sonst vertreten,  
Die wir, derb're Musikanten,  
Unsrer Schönheitsschiffe Spanten  
Mit solidern Latten deckten,  
Darf's nicht sonderlich erregen,  
Kommt die Wahl  
Unter uns nicht stets gelegen.  
Manchen Klipper-Pegasussen,  
Aufgezäumt mit Sang und Klang,  
Wird einmal  
Platz und Rang  
Unter Schiffs-Jeronymussen.  
Manch ein Rumpf von Form und Tönen,  
Von der Mitwelt hochgepriesen,  
Muß einst, von den nassen Wegen  
Rauh verwiesen,  
Fauler Ruh' im Hafen frönen  
Ohne Tauwerk und Kanonen  
Bei den andern Magdelonen.  
Glück noch, rettet einer Nücke  
Holde Tücke  
Unsrer Werften Meisterstücke  
Durch die Jahre  
Für die Herren Antiquare.  
Man vermeint, der Bühne Kunst  
Sei an Stunden  
Nur gebunden,  
Sei wie Seifenblasendunst,  
Müsse jäh wie ein Komet



Blenden, schwinden,  
Zu empfinden,  
Wie vergeht,  
Was von Menschenhand entsteht.

Schwingen Sie sich vogelleicht  
Über dieser Lehre Schranke!

Darum just,  
Weil uns Ihre Kunst in feinen  
Stimmungen das Höchste reicht,  
Ein Geschöpf phantastisch-duftig  
Ihrer eignen reichen Brust, —  
Weil sie nicht aus Holz und Steinen, —  
Kein Gedanke,

Der erstarrt auf Lumpen liegt,  
Weil sie, eine Elfe, luftig  
Sich auf Schönheitsranken wiegt, —  
Just weil eine Form ihr Kleid,

Die mit Händen  
Nicht zu greifen, — kann sie schänden  
Keine Wut der schnöden Zeit.

Eng mit Dänemark im Bunde  
Soll'n Sie stehn vor allen immer —  
Und mit einer Nacht am Sunde  
Unter ewiger Sterne Schimmer.

Welche Bilder! Ihre ganze  
Wunderreiche Flottenmacht  
Kommt in sagen-  
haftem Glanze  
Bleich gezogen  
Durch die Nacht

Längs der Küste sanften Bogen,  
Mast und Segel dunstumschlagen;  
Dämmerung faltet  
Über Schiff um Schiff ihr schwanen-  
fahl Gefieder;  
Was dem Aug' zu fern, gestaltet  
Innres Ahnen;

Weiber, die vom Strand her träumen,  
Männer, die der  
Eigne Kopf zu urteilen drängt, --  
Wie sie des Jahrhunderts Stufen  
Füllen, räumen, --  
Legen aus, was Sie erschufen,  
Jedes, wie es fühlt und denkt.

Und dies, sehn Sie, just ist Leben,  
Leben in Erinnerung:  
Vor des Volkes Augen schweben  
Niemals alternd, ewig jung, --  
Dies just, seinen eignen vollen  
Menschen stromen heiß und licht  
In die Form, die jene wollen  
Für ihr eigenes Gedicht;  
Dies just Leben:  
Eine Mythe,  
Wechselnd wie ein Elbenwesen,  
Folgen der Geschlechter Blüte,  
Folgen der Entwicklung Werden, --  
Und zu solchem Los auf Erden  
Wurden Sie erlesen.

Über Zeiten schönheitsarm  
Hat mich Ihre Kunst betrogen,  
Ging die Fahrt auf sonnigen Wogen  
Und vor Winden sanft und warm,  
Half mir über Zorn und Harm,  
Wann in Nächten, sterngekränzten,  
Sagen ihre Bahn umglänzten.

Nimm denn, edle Trösterin,  
Eines Sehers Dankwort hin:  
Tief mit Dänemark verbunden  
Wirst Du stehn vor allen Fernen --  
Und mit einer Sundnacht Stunden  
Unter der Erinnerung Sternen!

## ZU EINER HOCHZEIT

den neunten Oktober 1874

Knisternd schon die Blätter fallen,  
Herbstlich wird's im Nord;  
Durch des Waldes kahle Hallen  
Klingt des Abschieds Wort.  
Darum kehrt man ein zu Hause  
In der Heimstatt Herzensklause,  
Hegt im Schutz der warmen Räume  
Seine Freiluftträume.

Die ihr euch erwählt zum Paare,  
Eins fortan zu sein,  
Mit des Lenzes Kranz im Haare  
Zieht ins Haus ihr ein.  
Ob auch des Oktobers Decke  
Neblich übers Land sich strecke, —  
H i e r sei Blühen und Gedeihen  
In des Lebens Maien!

D a s heißt Lebenskunst verstehen  
Auf die rechte Art:  
Daß ihr, was auch mög' geschehen,  
Jung das Herz bewahrt,  
Noch im Herbstessonnenstrahle  
Eures Frühlings Ideale  
Glanzvoll, keck als Banner schwingend,  
S o den Sieg erringend!

D i e s ist des Zusammenlebens  
Schönste goldne Frucht.  
Alle Klugheit forscht vergebens,  
Wie sie späht und sucht;  
Doch was tief verborgen deuchte,  
Offenbart der L i e b e Leuchte.  
Hütet treulich denn zusammen  
Ihre heiligen Flammen!

Dieses Lebenslicht mögt stellen  
Ihr auf den Altar;  
Sorgennächte zu erhellen,  
Schein' es mild und klar.  
Wenn dann bei des Herbstwinds Wehen  
Rückwärts eure Blicke sehen, —  
Schaut verklärt von diesem Schimmer  
Euren Lenz noch immer!

## EINEM KOMPONISTEN INS STAMMBUCH

Geist im Tier und Brand im Steine  
Weckte Orpheus Spiel, das reine.

Steine gibt's hier allerorten,  
Auch von Tieren manche Sorten.

Spiel', daß Glut aus Steinen dringt,  
Und das Tierfell rasselnd springt!

## VERBRANNT SCHIFFE

Er wandte die Steven  
Seiner Schiffe gen Süd,  
Nach freundlichen Häfen,  
Der Nordgötter müd.

Des Schneelands Signale  
Versanken im Meer;  
Im Südsonnenstrahle  
Schwieg sein Begehr.

Er verbrannte seine Schiffe; —  
Da spannte sich blau  
Zum nordischen Riffe  
Einer Rauchbrücke Bau,

Nach den Hütten Verschneiter  
Aus der Südhaine Pracht  
Reitet ein Reiter  
Nacht nun um Nacht.

## SÄNGERGRUSS AN SCHWEDEN

(Der Studentenversammlung in Upsala)

Dank, daß ihr zum Fest der Lieder  
Rieft der Jugend Schar!  
Jede Schranke liegt darnieder,  
Die uns trennend war.  
Nun gebeut kein Grenzgehege  
Unserm Zuge Halt:  
Gradaus gehn zu euch die Wege  
Durch den nordischen Wald.

Laßt den Sang denn hell erbrausen,  
Der den Pfad uns baut!  
Sang ist ja, wie Tannensausen,  
Schwedens Mutterlaut.  
Und in gleicher Sprache bringen  
Wir euch gute Post —  
Mög' als Antwort zu uns dringen  
Schwedens Gruß vom Ost!

Lang im Weltchor habt gesungen  
Hier ihr und wir dort:  
Da, wo Schwedens Lied erklingen,  
Schwieg Norwegens Wort;  
Wo entquollen unsre Lieder  
Sangesfreudigem Mund,  
Waren unsre schwedischen Brüder  
Nicht im Sängerbund.

Kreuzfahrtlieder unter Palmen,  
Auf Britanniens Flur,

Narvas Sturmlied, Lützens Psalmen  
Sang ein Halbchor nur.  
Fahl sind unsrer Väter Fahnen,  
Modern und zerfetzt;  
Frische Tat auf neuen Bahnen --  
Ist die Losung j e t z t.

Horch, es geht ein Frühlingsrauschen  
Durch der Zeiten Chor,  
Flüsternd erst, doch zu erlauschen  
Für des Sängers Ohr.  
Immer mächtiger schwillt das Klingen  
In der Völker Reihn:  
Junge, frische Kräfte singen  
Neue Zeiten ein!

Lauscht dem Schall mit uns im Norden,  
Lauscht dem jungen Tag!  
Hört ihr's brausen in Akkorden  
Gleichwie Blitzesschlag --!  
Blast ins Horn dann, -- und die Wege  
Ziehn wir durch den Wald!  
Ja, uns hemmt kein Grenzgehege,  
Wenn der Ruf erschallt.

### AUS DER FERNE

Bald eint Upsála nun alle die Jungen;  
Dann wird geredet und wird gesungen.

Hab' ihnen selbst einen Reimstrauß gebunden,  
Innerlichst mich begeistert erfunden.

Ich nützt' unter Zweifeln ein Lichtblickchen Glauben --  
Und wollte das Kommen auch mir schon erlauben.

Nun ist's vorbei. Dem entscheidenden Sterne  
Gab ich Valet, -- bleibe einsam und ferne.

---

Heil über all euren sorglosen Flug!  
Heil über euch, denen Spiel noch genug!

Sommer gebiete! Wolke zerrinne!  
Waldduft für all eure lechzenden Sinne!

Lerchenwetter den jauchzenden Kehlen!  
Wind euren Fahnen, Licht euren Seelen!

Sonnige Tage und Nächte klare,  
Wo eure Jugend auch walle und fahre!

---

Fern vom Süden aus seh' ich euch ziehn;  
Ich höre die heimischen Melodien.

Und doch so wunderbarlich fremd und kraus  
Dunkelt mich der jubelnde Zug dort zuhaus.

Toter Zeiten gespenstischer Schritt  
Schleift in unserer Jünglingsschar mit.

Aus Phrasennebel und Weihrauchflug  
Formt sich ein weltgeschichtlicher Spuk.

---

Ein Zug, wie er droben im Norden nun saust,  
Ist über Italiens Erde gebraust.

Der Jugend Zug längs den Apenninen  
Riß aus dem Schlummer die Volksruinen.

Das war, da man aufschlug des Säkulums Buch.  
Heut weht von der Engelsburg königlich Tuch.

Ein Zug, wie er droben im Norden nun saust,  
Ist über die deutsche Erde gebraust.

Man träumte von Einheit auf Sonderbahnen;  
Man träumte von schwarzrotgoldenen Fahnen.

Dann kam der ernsthafte Teil der Feste.  
Alternde waren der Jugend Gäste.

Mannhaft nun für dasselbe Ziel,  
Wandten sie sich zum Ernst vom Spiel.

In Nöten und Stürmen ihr Sinn bestand,  
Sie bauten ihr Haus und umzäunten ihr Land.

Sie wollten ihren Traum; und belohnt ward ihr Streit.  
Europa erwuchs, und erwacht ist die Zeit.

---

Seht, darum so wunderbarlich fremd und kraus  
Dünkt mich der jubelnde Zug zuhaus.

Töter Zeiten gespenstischer Schritt  
Schleift in unserer Jünglingsschar mit.

Aus Phrasennebel und Weihrauchflug  
Formt sich ein weltgeschichtlicher Spuk.

Was schweigt der einzige mündige Mund,  
Der das Blendwerk zerstörte im innersten Grund?

Der Mund verstummte, will ich euch sagen,  
Da ein unfertig Volk ward mit Freiheit geschlagen.

Ein Wagstück, sich selber geschenkt zu werden!  
Der Ballast kann einen Segler gefährden.

Man gab in die Hand uns ein vollgültig Schwert —  
Doch lehrte uns nicht solcher Waffe Wert.

Und drum unser Schicksal so schwankt und schlingert —  
Wie ein Messer, daran ein Kind herum fingert.

Nun horchen wir, daß uns ein Klügrer bescheide,  
Und tasten das Ding an mit Handschuhn von Seide.



Nun stehn wir wie Träumer und wissen nicht Rat  
Zu einer mannhaft entscheidenden Tat.

Wann bringt uns — das uns der Dumpfheit entreißt —  
Sein Losungswort des Jahrhunderts Geist?

München, den 2. Juni 1875.

## EIN REIMBRIEF

Mein lieber Freund!

Sie schreiben mir so trüben Muts und fragen,  
Warum so matt geh' dies Geschlecht einher,  
Gleichgültig stumpf in gut und bösen Tagen,  
Als drück' ein unklar Angstgefühl es schwer,  
Das ahnungsvoll gefangen ihm den Sinn nimmt;  
Warum fast jeder heute, stumm und starrend,  
Was ihm das Schicksal bringt, in Schlawfrheit hinnimmt,  
Der Dinge, die da kommen sollen, harrend.

Und ich soll dieses Rätsels Schleier heben? —  
Mein Amt ist fragen, nicht Bescheid zu geben.

Doch, da Sie mal die Feder eingetaucht,  
So will ich in Erwiderung Ihres Briefes,  
Verehrter Freund, nun meine Meinung sagen,  
Wenn schlechtweg einer Antwort nur es braucht,  
Und Sie nicht fordern etwas Positives —  
Kurzum, als Antwort will ich wieder fragen;  
Und — weil's ein Dichter, der dazu gewillt ist,  
Entschuldigen Sie, wenn meine Frag' ein Bild ist.

So lassen Sie mich fragen: ob Sie je  
Zufällig wohl an einer unsrer Küsten  
Ein Schiff gesehn zur weiten Fahrt sich rüsten,  
Um seinen Kurs zu nehmen in die See? —  
Gewiß! Dann haben Sie auch acht gegeben  
Auf all die rege Wirksamkeit an Bord,

Die feste Zuversicht voll Lust und Leben,  
Das klar gebietende Kommandowort,  
Als ob das Schiff sich, wenn es heißt die Segel,  
Beweg' in vorgeschriebnen Bahnen fort  
Wie unsre Erde, nach Gesetz und Regel.

Ein solches Schiff kommt weit herumgefahren,  
In manches Land, manch fernen Hafen läuft es;  
Man löscht die Ladung, und mit neuen Waren,  
Die fremde Namen tragen, wird gehäuft es;  
Man stopft den Schiffsraum hochauf unterm Decke  
Mit Kisten, Kasten, zahllosem Gepäcke,  
Mit all dem Frachtgut, das zum fremden Strand kommt —  
Bunt durcheinander, wie es just zur Hand kommt.

Dann wieder geht's ins Weite durch die Flut.  
Wie keck durchfurcht der Bug den salzigen Schaum!  
Es ist, als hätt' das weite Meer nicht Raum  
Für all den Überschuß von Lebensmut,  
Der noch gemehrt wird durch der Stürme Tosen  
Bei Führer, Passagieren und Matrosen.

Begreiflich! Ist das Schiff nicht fest gebaut?  
Ist nicht die Ladung regelrecht gestaut?  
Und sind nicht Kompaß, Fernglas und Sextant,  
Den Kurs danach zu richten, gut in Stand?  
Ist nicht die Tüchtigkeit ringsum zu finden,  
Die Zutraun weckt, davor die Zweifel schwinden? —  
Und doch, trotz alledem, was kann passieren  
Aus heiterm Himmel! — Ohne weitem Grund  
Ist rings an Bord um aller Sinn und Mund  
Ein seltsam drückendes Gefühl zu spüren.  
Erst ist's, als ob es einzelne ergriffe,  
Bis endlich allesamt es übermannt:  
Schlaff geht das Werk von statten auf dem Schiffe;  
Schlaff wird gerefft; schlaff tönen selbst die Pflöge;  
Zum Omen wird der kleinste Gegenstand.  
Dem Meer, das ruhig blinkt im Sonnenbrand,

Selbst günstigen Winden, eines Vogels Schrei  
Legt man die schlimmste Vorbedeutung bei;  
Ein heimlich Grauen hält den Sinn umdustert,  
Obschon kein Einziger forscht, noch davon flüstert.

Was ist der Grund? Was ist geschehn an Bord?  
Warum gehn alle wie mit Angst beladen?  
Was lähmte Sinn und Willen, Arm und Wort?  
Geschah ein Unglück? Droht dem Schiffe Schaden? —  
Nein, alles geht wie sonst noch seinen Gang,  
Nur freud- und mutlos, ohne Sang und Klang.  
Warum? weshalb? — Es heißt, daß sonder Rast  
Ein unheimlich Gerücht umher sich schleiche  
Vom Vorderstevan bis zum Achtermast:  
Das Schiff führ' mit als Ladung eine Leiche.

Der Seemannsaberglauben ist bekannt;  
Erweckt kaum, hat er aller sich bemächtigt  
Wie mit der Sache selber es bewandt: —  
Ob jene bange Ahnung auch berechtigt,  
Ergibt sich erst zuletzt, wenn man am Strand  
Nach Sturmes Braus und trotz manch schauerlicher  
Anzeichen liegt vor Anker, gut und sicher. —  
Sehn Sie, — Europas Dampfpost sticht vom Strande,  
Nimmt fernhin ihren Kurs nach neuem Lande  
Und ich, wie Sie, mein Freund, nahm ein Billett;  
Nun stehn wir auf des Achterdeckes Brett,  
Zurück noch winkend von des Schiffes Rande.  
Da draußen kühlen Stirne wir und Sinn;  
Bei frischer Brise geht es leicht dahin; —  
Im Packraum wohlverwahrt liegt die Bagage,  
Und Koch und Steward sorgen für Menage.

Was mangelt noch? Wer ist, der mehr begehrt? —  
Der Kessel kocht und brodelte; mit Geschnaube  
Tut die Maschine ihre Pflicht; die Schraube  
Zerteilt das Wasser schneidend wie ein Schwert.  
Das Segel ist von günstigem Wind geschwellt;  
Der Steuermann, die Mannschaft sind zu loben;

Wir haben glatte Flut, und Ausblick hält  
Der Kapitän, der tüchtige, selbst da droben,  
Daß er vor schlimmem Zufall uns bewahrt; —  
Was mangelt noch zu einer guten Fahrt?

Und doch, — weit draußen auf dem offenen Meer,  
Inmitten zwischen Heimatland und Ziele, —  
Ist's nicht, als ob die Fahrt so schleppend wär',  
Als ob der Frohsinn von uns allen fiel? —  
Mannschaft und Passagiere, Männer, Frauen  
Sind so gedrückt, so sorgenvoll zu schauen;  
Man lauscht verstohlen, geht mit düsterm Brüten  
Im Zwischendeck wie in den Prachtkajüten.

Sie fragen nach dem Grunde mich, mein Lieber.  
So sahn Sie nicht, daß was im Wege sei,  
Verstanden nicht, ein Tagwerk sei vorüber  
Und all die heitre Sicherheit vorbei? —  
Was schuld daran, noch läßt sich's nicht ergründen;  
Doch was ich drüber weiß, will gern ich künden.

Ich saß des Nachts auf dem Verdeck allein;  
Ein klarer Himmel war mit Sternenschein;  
Die Luft war lau, und bei dem sanften Säuseln  
Des Nachtwinds sah ich leicht die Flut sich kräuseln.  
Im Schiffe war man schon zur Ruh' gegangen;  
Die Lampe brannte trüb; ein Qualm, als brüte  
Dort dumpfe Schwüle, stieg aus der Kajüte  
Und hielt die müden Schläfer drin umfassen.  
Doch friedlos war der Schlummer, ohne Ruh';  
Ich sah es, denn die Luke war nicht zu.

Ein Staatsmann lag, den Mund halb aufgesperrt —  
Ein Lächeln, das zum Grinsen war verzerrt;  
Ein Herr Professor wälzte sich zur Seite,  
Mit seiner eignen Weisheit sehr im Streite;  
Und dort erblickt' ich einen Theologen,  
Die Decke bis zur Stirn hinaufgezogen;

Künstler und Dichter schlummerten daneben  
Wie Träumer, die in Furcht und Hoffnung schweben;  
Und über allen rings, ob jedem Pfühle  
Ein rötlich fahler Qualm in dunstiger Schwüle.

Vom wirren Menschenknäul, der schlummernd lag,  
Ließ meinen Blick ich schweifen in die Ferne:  
Ich sah gen Ost, wo schon der junge Tag  
Mit mattem Schein umfing den Glanz der Sterne.  
Da schlug ein Wort von drunten mir ans Ohr,  
Wie ich noch starrt' ins Dämmerlicht, ins bleiche.  
Es sagte Einer laut und fuhr empor,  
Als ob im Halbschlaf ihn ein Traum beschleiche:  
Das Schiff führt mit als Ladung eine L e i c h e.

## ZUR TAUSENDJAHRFEIER

Den 18. Juli 1872

Mein Volk, das schenkte mir in tiefen Schalen  
Den stärkenden, doch bittern Trank, der gab  
Dem Dichter Kraft, zu kämpfen, hart am Grab,  
Von neuem in des Tags gebrochnen Strahlen,  
Mein Volk, das reichte mir der Landflucht Stab,  
Der Sorge Bund, den Wanderschuh der Qualen,  
Des Überernstes här'nes Pilgerhemde, —  
Dir send' ich einen Gruß heim aus der Fremde!

Ich send' ihn dir mit Dank für alle Gaben,  
Mit Dank für jede schwere Läutrungsstunde.  
Was meine Gärten auch getragen haben,  
Es wurzelt doch in jener Zeiten Grunde;  
Wenn hier es aufsprießt üppig, reich und gerne,  
Ich dank' es doch dem Nordwind aus der Ferne;  
Was Sonne schmolz, gewann im Nebel Feste;  
Mein Land, hab' Dank, — du schenktest mir das Beste.

Ja, dorthin, wo um Gipfel Nebel brauen,  
Wo über kahlen Kämmen Wetterbraus,

Wo Stille herrscht mit namenlosem Grauen  
Und Öde waltet zwischen Haus und Haus, —  
Dorthin ich lotsengleich die Blicke richte;  
Des Nachts bin ich bei euch und im Gedichte.  
Und gar in dieser ungewissen Zeit,  
Da ihr den innern Zwiespalt kaum verschleiert:  
Ein Volk, das, mit sich selbst in Zank und Streit,  
Des Einigkeitsgedankens Schönheit feiert!  
Doch wenn ich dieser Feier Bild gewahre,  
Versinkt mein Auge mehr denn tausend Jahre.

Da seh' ich sich aus Sagennebeln streiten  
Den Baum, der sproß in Königin Ragnhilds Traum  
Ich seh' ihn sich von Lindesnäs aus breiten,  
Ums Nordkap rund, bis an des Glommens Schaum.  
Ich seh' den roten Stamm, die grünen Äste,  
Seh' seinen Wipfel, schimmernd wie von Schnee;  
Doch unterm Laubdach ein Geschlecht ich seh':  
Voll Eifers wacht ein jeder seiner Veste,  
Am Meer, im Fjord, in jedes Talchens Neste.  
Nur Einer in dem zankischen Geschlechte  
Erhebt sich, sorglos seinen Pfad zu wandeln;  
Denn er ist jung und glaubt und ist der Rechte  
Und hat ein Schwert für alles Edle, Echte  
Und großer Träume Laub um all sein Handeln.

Da bricht es aus! Die Losung ist gerufen.  
Der neue gräbt dem alten Geist sein Grab.  
Auf Drontheims Ebenen acht Schlachten schufen  
Acht Stammeskönigen Gespensterflügel.  
Vom Häuptlingsstuhl rutscht Rollaug stumm herab  
Und setzt sich auf des Jarlensitzes Stufen,  
In Naumdal schwingt sich Herlaug aus dem Bügel  
Und geht mit seinen Helden in den Hügel.

Da eint sich, wer des Landes Einung feind,  
Da sammelt sich, wem wohl im Zwietrachtsschoß ist,  
Und nimmt Hårfagers Wort auf sich gemeint,  
Daß Rücken man an Rücken zehnfach groß ist.

Da schart zusammen sich's aus allen Gauen,  
Da blähn sich Segel weiß längs Listers Strand,  
Da züngeln Wimpel, Schaum entspritzt dem Blauen,  
Und wie ums Jäderriff die ersten schauen,  
Da wälzt sich heiser Kriegsgeschrei ans Land.  
Sie suchen Haralds Heer. Nun wird sich's zeigen:  
Wird Frevlerhand der Urzeit Baum entzweigen?  
Zwei Zeitideen sind handgemein geworden,  
Zwei Welten stürmen gegeneinander an.  
Vom Vorderdeck späht Roald Rygg gen Norden,  
Herr Kötve schleift sein Schwert zum nahen Morden; —  
Geduld! Im Hafsfjord wartet euer Mann.

---

Seht ihr die hundert geteerten Schnecken,  
Seht ihr die Langschiffe ankern im Fjorde!  
Seht ihr, wie Haralds gepanzerte Recken  
    Füllen und decken  
Dielen und Bänke, Böden und Borde?

Hört ihr im Hafsfjord das Waffenklirren?  
Hornklaues Drapa schwor es herauf.  
Streiter für Einigung, Streiter für Wirren  
Widereinander schwärmen und schwirren,  
    Drachen und Kraken,  
    Die Schnäbel erhaben,  
    Stoßen und hacken  
    Wie Möwen auf Raben,  
Schwarz ist der Fjord von der Pfeilschwärme Hauf.  
Ragnhilds Traumbaum ist stets in Gefahr!  
Egder und Theler stürmen zum Schlage vor  
Hat keine Not. Lebendige Mauern  
Türmt um die Wurzel Hårfagers Schar,  
Rettet der Zukunft Tausendjahrssage vor  
Drohend zischender Äxte Hauern.

Dämmerung naht. Der Himmel wird bunter.  
Stumm ruhn der Zwietracht eifrige Walter.

Die Sonne geht unter,  
Doch über einem entschlafenen Alter;  
Ein neues wird munter. —  
Herr Kötve läuft mit Schimpf aus dem Streit,  
Weiß, er kann nicht entlaufen der Zeit,  
Läuft trotzdem, wie Hornklau berichtet,  
Heim seinem teuern  
Met und Brot zu.

Doch Harald sieht  
Drachen und Schnecken.  
Und vorwärts steuern  
Die kühnen Recken  
Dem Morgenrot zu.

---

So gingen tausend Jahre hin. Es spann  
Der Nornen Lieb' und Groll am Schicksalsfaden.  
Allein des Volkstraums Baum wuchs frei heran  
Mit Wipfellaub und Zweigen fruchtbeladen.  
Nun rastet der Geschlechter Zug und sieht  
Den Weg zurück. Der Stein wird aufgerichtet, —  
Des Landes stummes Loblied in Granit.  
Sei wach, mein Volk! Brich ab der Freude Lied!  
Im Dunkel gräbt und wühlt, was dich vernichtet.

Ich seh' mein Land in weißer Nebel Brauen,  
Die weiten Höhn in Dunst und Wetterbraus,  
Mein Land, wo Stille herrscht voll tiefem Grauen,  
Wo Öde waltet zwischen Haus und Haus.  
Was schleicht am Abend dort auf krummen Wegen?  
Wo sah ich diesen Schatten schon zuvor?  
Er lüpf't die Klinke an des Bauern Tor  
Und huscht, die Lippen an sein Ohr zu legen  
Und zu dem halb schon Schlummernden zu munkeln, —  
Und weiter dann von Haus zu Haus im Dunkeln.

Und nicht nur einen seh' ich, — viele, viele.  
Und nicht nur Worte hör' ich, — ein Gebrause



Von Stimmen — wie von Bären ein Gebrumm;  
Ein dumpfes Lied, ein in-den-Schlaf-Gesumm  
Des Traumgedichts vom Baum und seinem Ziele.  
Wer sind sie, diese Schatten? Wo zuhause?  
Der Hafsfjord schickt sie aus! Auf, in die Bügel!  
Zum Haraldstrauß! Die Toten gehen um!

Ja, Roald, Sote, Haklang regen wieder  
Zur Mitternacht die schattenhaften Flügel;  
Und Rollaug rührt sich; Herlaug streckt die Glieder,  
Der alte Werwolf, im verfallnen Hügel.  
Sie sind's, die tückisch durch die Gassen gehn,  
Von Hof zu Hof den Botenstecken tragen,  
Sie sind's, die sich ans Bett des Bauern wagen  
Und um sein Schwert für ihre Fehde flehn.  
Streiter des Lichts, fällt, was die Nacht erschafft!  
Des Traumes Baum umringt in treuem Rund!  
Hårfager will ein Denkmal eurer Kraft!  
Das, was zuhöchst aufrag' aus diesen Tagen —  
Zu tiefst sich grab' in unsres Landes Grund,  
Es sei ein Pfahl durch die, die Er erschlagen!

Denn Uns lehrt Leben streiten, sie der Tod;  
Sie lockt des Kötve Ziel, Uns Morgenrot.  
Seht um euch! Über alle Höhn der Welt  
Hat Hafsfjordstag sich herrlich aufgehellt!  
Die Sonne, die auf Solferino strahlte  
Und färbte Lissas blauen Wellenplan,  
Die Porta Pias Flecken röter malte  
Und in den Keller trieb den Vatikan,  
Die Sonne, die Sadowas Wälle sahn,  
Die Hafsfjordsonne war's, die neuerwachte,  
Dieselbe, die der Heldenschar einst lachte,  
Da sie das Reich auf Schären nackt errichtete,  
Dieselbe, die den Trollen Füße machte  
Und ihrer Lüge Gift wie Dunst vernichtete.  
Geht in euch selbst, ihr nordischen Partisane!  
Versteht die Zeit; ihr seid mit ihr im Bund!

Noch ist gelegt erst ein geringer Grund  
Zum Denkmalsbau für unsres Stammes Ahne.  
Lest das Gesetz der Zeit — seid ihr euch lieb!  
Cavour und Bismarck auch für uns es schrieb;  
Und aufwog eine ganze tote Aera  
Der Mann der Tat und Träume von Caprera.

Ja, der Gedanke Haralds ist erwacht —  
Und Hafsfiordskampf auf allen Linien heute;  
Denn Geist sprüht wider Geist in dieser Schlacht,  
Hårfagers Geist, des Einheitstraums bedacht,  
Wider den Sondergeist der Zwergenmeute.  
Zwar, fehlst du, Volk, beim Sammlungs-Sturmgeläute,  
So laß den Platz auf Haralds Grab nur leer!  
Daß nicht der Denkstein heuchle übers Meer  
Und als ein Schandpfahl auf die Küste deute!  
Doch willst du deinen Arm zum Werke leihen,  
So ahn' ich freudig, daß dein Tun dir frommt!  
Dann kann einst ein Geschlecht, das nach dir kommt,  
Der wahren Einheit ihren Denkstein weihen.  
Doch Der steh' hoch ob allen Tagsparteien,  
Die sich im Lärm der Städt' und Dörfer placken;  
Der rechte Platz für Den ist D o v r e s Nacken.

Dann ist geschehn, was Ragnhild einst enthüllt.  
Dann erst, mein Land, sitzt Hochsinn dir am Herde,  
Erlebt dein großes Einst ein zweites Werde,  
Und ihre Traumweissagung steht erfüllt.  
Dann seh' ich dich, mein Volk, wie du gewagt hast,  
Was du im Festesrausch vorhergesagt hast;  
Ich seh' dich auf der Zeitspur schreiten fort  
Nach einem freien, ganzen, mächtigen Norden,  
Als ein Geschlecht, dem Schlummer viel geraubt,  
Doch das gesund erwacht beim rechten Wort;  
Ich seh' dich als ein Volk, das will und glaubt,  
Dem Kraft zu mehr als bloßem Tagwerk worden,  
Mit einer Sehnsucht um die ganze Erde  
Und großer Träume Laubdach überm Haupt!

## EIN VERS

Leben heißt — dunkler Gewalten  
Spuk bekämpfen in sich.  
Dichten — Gerichtstag halten  
Über sein eignes Ich.

## STERNE IM LICHTNEBEL

Just unter der Kometfahrt, die in Hast  
Ich machte, um die Heimat zu erreichen,  
Wies unverhofft bei Andromedas Zeichen  
Im Weltenraume sich ein fremder Gast.

Der tat die Botschaft unsrer Erde kund:  
Daß draußen in der hochzeitsstillen Ferne  
Das Chaos sich geformt zu einem Sterne,  
Als das Gesetz der Sammlung rings erstund.

Ein andres Chaos fand ich noch ringsum:  
Geteilte Willen auf zerstreuten Wegen  
Und ohne Drang, auf gleichen Bahnen stumm  
Um einen Mittelpunkt sich zu bewegen.

Doch als ich wieder stand in stiller Ferne,  
Da muß' ich des gedenken, was geschehn, —  
Erwägen muß' ich, was ich selbst gesehn:  
Lichtnebel, die sich bildeten zum Sterne. —

Lichtnebel sind auch hier im Nord zu finden,  
Die sich chaotisch wild im Raume drehn.  
Sind sie vielleicht ein Sternbild im Entstehn,  
Laut jenem Weltgesetz, sich zu verbinden?

## SIE SASSEN, DIE BEIDEN . . .

(Erste Vorarbeit zu „Baumeister Solneß“)

Sie saßen, die beiden, im traulichen Haus,  
Sahn Herbst und Winter vergehn.

Das Haus ist verbrannt. Rings Schutt und Graus.  
Nun gilt's, in der Asche zu spähn.

Denn unter dem Schutt ist ein Kleinod versteckt,  
Das nie geht im Feuer zugrund;  
Und suchen sie emsig, vielleicht daß entdeckt  
Von ihm oder ihr wird der Fund.

Doch fänden die beiden, verarmt durch den Brand,  
Auch wieder das köstliche Stück —  
Sie findet nicht mehr das Vertraun, das entchwand,  
Noch er das vernichtete Glück.

(16. 3. 1892.)

CATILINA  
DRAMA IN DREI AKTEN

## VORWORT ZUR ZWEITEN AUSGABE

Das Drama „Catilina“, die Arbeit, mit der ich die Laufbahn des Schriftstellers betreten habe, ist im Winter 1848 auf 1849, also in meinem einundzwanzigsten Lebensjahr, geschrieben worden.

Ich lebte damals in Grimstad und war darauf angewiesen, mir das, was ich zum Lebensunterhalt wie zur Vorbereitung auf das akademische Examen nötig hatte, selbst zu erwerben. Die Zeit war voll Sturm und Drang. Die Februarrevolution, die Aufstände in Ungarn und anderswo, der Schleswiger Krieg, — all das griff mächtig und fördernd in meine Entwicklung ein, wie unfertig sie auch lange danach noch bleiben mochte. Ich schrieb volltönende Gedichte an die Magyaren, worin ich sie ermunterte, der Freiheit und Menschheit zum Frommen in dem gerechten Kampfe wider die „Tyrannen“ auszuharren; ich schrieb eine ganze Reihe Sonette an König Oskar, die, soweit ich mich entsinne, die Aufforderung enthielten, er sollte alle kleinlichen Rücksichten beiseite setzen und unverzüglich, an der Spitze seines Heeres, den Brüdern an Schleswigs äußersten Grenzen zu Hilfe eilen. Da ich heut, im Gegensatz zu damals, bezweifle, daß meine schwungvollen Anreden der Sache der Magyaren oder Skandinaven irgend einen wesentlichen Nutzen gebracht hätten, so halte ich es für ein Glück, daß sie im halbprivaten Bereich des Manuskripts verblieben sind. Enthalten konnte ich mich indessen doch nicht, mich bei erhebenderen Anlässen in einem mit meinen Dichtungen übereinstimmenden, leidenschaftlichen Sinn auszusprechen, was mir aber — bei Freunden wie bei Gegnern — nur den zweifelhaften Gewinn eintrug, von den Freunden als veranlagt zu unfreiwilligem Humor begrüßt zu werden, während die Gegner es im höchsten Grade auffallend fanden, daß ein junger Mann in meiner untergeordneten Stellung sich mit der Erörterung von Dingen befassen konnte, über die sie selbst

nicht einmal eine Meinung zu haben wagten. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich hinzufügen, daß mein Auftreten in verschiedenen Beziehungen die Gesellschaft auch wirklich nicht gerade zu der Hoffnung berechnete, die Bürgertugenden würden durch mich einen Zuwachs erhalten, — wie ich mich denn auch durch Epigramme und Karikaturen mit mehreren Leuten überwarf, die Besseres um mich verdient hatten, und auf deren Freundschaft ich im Grunde Wert legte. Überhaupt, — während da draußen eine große Zeit brauste, lebte ich auf Kriegsfuß mit der kleinen Gesellschaft, in die der Zwang der Lebensbedingungen und der Umstände mich sperrte.

So lagen die Dinge, als ich während der Vorbereitungen zum Examen Sallusts „Catilina“ samt Ciceros Rede gegen diesen Mann vornahm. Ich verschlang diese Schriften, und wenige Monate später war mein Drama fertig. Wie aus meinem Buch zu ersehen ist, teilte ich damals die Auffassung der beiden alten römischen Autoren von Catilinas Charakter und Art zu handeln nicht, und ich neige noch immer der Ansicht zu, daß doch wohl irgend etwas Großes oder Bedeutendes an einem Manne gewesen sein muß, mit dem sich der unverdrossene Anwalt der Majoritäten, Cicero, nicht eher einzulassen für geraten fand, als bis die Dinge eine solche Wendung genommen hatten, daß mit dem Angriff keine Gefahr mehr verbunden war. Man darf auch daran erinnern, daß es wenige historische Persönlichkeiten gibt, deren Ruf ausschließlicher in den Händen der Gegner gelegen hätte als der Catilinas.

Mein Drama wurde nächtlicherweile niedergeschrieben. Meinem guten und ehrenwerten, aber von seinem Geschäft ganz und gar in Anspruch genommenen Prinzipal mußte ich Freistunden zum Studium geradezu abstehlen, und von diesen gestohlenen Stunden des Studiums stahl ich wiederum Augenblicke für das Dichten. So blieb mir im wesentlichen keine andere Zuflucht als die Nacht. Ich glaube, hier

ist der unbewußte Grund davon zu suchen, daß die Handlung beinahe des ganzen Stückes sich zur Nachtzeit abspielt.

Eine für meine Umgebung so wenig verständliche Tatsache wie das Geschäft, ein Schauspiel zu schreiben, mußte natürlicherweise geheim gehalten werden; aber da ein zwanzigjähriger Dichter es ganz ohne Mitwisser doch nicht gut aushält, so vertraute ich zwei gleichaltrigen Freunden an, mit was ich mich im stillen befaßte.

Wir drei knüpften große Erwartungen an den „Catilina“, als er fertig war. Zunächst und vor allen Dingen sollte er nun ins Reine geschrieben werden, um mit einem erdichteten Autornamen beim Theater in Christiania eingereicht und zugleich durch den Druck veröffentlicht zu werden. Der eine meiner gläubigen Getreuen unterzog sich der Mühe, eine schöne und deutliche Abschrift meines formlos-rohen Entwurfs herzustellen, eine Aufgabe, die er mit so peinlicher Gewissenhaftigkeit löste, daß er auch nicht einen einzigen der unzähligen Gedankenstriche vergaß, die ich in der Hitze des Schaffens überall da angebracht hatte, wo mir der richtige Ausdruck im Augenblick nicht einfallen wollte. Der andere Freund, dessen Namen ich hier nenne, da er nicht mehr unter den Lebenden weilt, der damalige Studiosus und spätere Rechtsanwalt Ole C. Schulerud, fuhr mit der Abschrift nach Christiania. Ich entsinne mich noch eines seiner Briefe, worin er mir meldet, daß „Catilina“ nun beim Theater eingereicht sei; daß das Stück bald zur Aufführung gelangen würde, darüber konnte natürlicherweise kein Zweifel obwalten, sintemalen die Direktion aus sehr urteilsfähigen Männern bestand; und ebensowenig war zu bezweifeln, daß sämtliche Buchhändler der Stadt für die erste Auflage mit Freuden ein erkleckliches Honorar zahlen würden; worauf es ankäme, meinte er, wäre nur, den herauszufinden, der das höchste Angebot machen würde.



Nach einer langen, spannungsvollen Wartezeit tauchten indessen allmählich einige Schwierigkeiten auf. Von der Direktion des Theaters bekam mein Freund das Stück mit einer ebenso höflichen wie bestimmten Ablehnung zurück. Er wanderte nun mit dem Manuskript von Buchhändler zu Buchhändler: aber sie sprachen sich, einer wie der andere, im selben Sinn aus wie die Theaterdirektion. Der Höchstbietende verlangte so und so viel, um das Stück honorarlos zu drucken.

Dies alles aber drückte die Siegeshoffnung meines Freundes noch lange nicht nieder. Im Gegenteil, er schrieb mir, es wäre gerade gut so —; ich sollte mein Drama in Selbstverlag nehmen; das nötige Geld wollte er mir vorstrecken; den Gewinn wollten wir teilen, wogegen er alles Geschäftliche der Sache übernehmen würde — mit Ausnahme des Korrekturlesens, was er für überflüssig hielt, da man ja ein so schönes, deutliches Druckmanuskript hätte. In einem späteren Briefe äußerte er, im Hinblick auf diese verheißungsvollen Aussichten für die Zukunft gedenke er seine Studien aufzugeben, um sich ganz und gar der Herausgabe meiner Werke widmen zu können; zwei oder drei Schauspiele das Jahr, meinte er, müßte ich mit Leichtigkeit schreiben können, und mittels einer Wahrscheinlichkeitsrechnung, die er angestellt, hatte er herausgefunden, daß wir mit dem Überschuß in nicht zu ferner Zeit schon die untereinander des öfteren verabredete oder wenigstens besprochene Reise durch Europa und den Orient antreten könnten.

Meine Reise beschränkte sich jedoch vorläufig auf Christiania. Ich traf dort zu Beginn des Frühlings 1850 ein, kurz nachdem „Catilina“ im Buchhandel erschienen war. Das Stück erregte in Studentenkreisen Aufsehen und Interesse; die Kritik aber verweilte hauptsächlich bei den fehlerhaften Versen und fand das Buch im übrigen unreif. Ein mehr zustimmendes Urteil wurde nur von einer Seite aus gefällt; dieses Urteil aber kam von einem

Manne, dessen Anerkennung mir immer lieb und wert gewesen ist, und dem ich hiermit meinen erneuten Dank ausspreche. Verkauft wurde nicht gerade viel von der kleinen Auflage; mein Freund hatte einen Teil der Exemplare in seiner Verwahrung, und ich erinnere mich, daß eines Abends, als unsere gemeinsame Haushaltung vor unüberwindlichen Schwierigkeiten stand, dieser Stoß Drucksachen zu Makulatur gemacht und auch glücklich an einen Höker abgesetzt wurde. In den nächstfolgenden Tagen litten wir an keinem der notwendigsten Lebensbedürfnisse Mangel.

Verwichenen Sommer, während meines Aufenthalts in der Heimat, und namentlich nach unserer Rückkehr in diese Stadt sind mir die wechselnden Bilder meines Schriftstellerlebens klarer und schärfer vors Auge getreten als je zuvor. Unter anderem nahm ich mir auch den „Catilina“ wieder vor. Im einzelnen hatte ich den Inhalt des Buches fast vergessen; aber als ich es von neuem durchlas, fand ich, daß es doch nicht wenig enthielt, wozu ich mich auch heute noch bekennen dürfte, namentlich wenn man in Betracht zieht, daß es meine Erstlingsarbeit war. So mancherlei, wovon meine spätere Dichtung gehandelt hat, — der Widerspruch zwischen Kraft und Streben, zwischen Wille und Möglichkeit, die Tragödie und zugleich Komödie der Menschheit und des Individuums — tritt schon hier in nebelhaften Andeutungen hervor, und ich faßte daher den Entschluß, eine neue Ausgabe zu veranstalten — als eine Art Jubiläumsschrift: ein Entschluß, dem mein Verleger mit gewohnter Bereitwilligkeit seine Billigung gab.

Es ging aber natürlich nicht an, die alte Originalausgabe ohne weiteres wieder abzdrukken; denn sie ist, wie gezeigt wurde, nur der Abdruck meines unfertigen und formlosen Konzepts oder des allerersten rohen Entwurfes. Bei abermaligem Durchlesen entsann ich mich deutlich dessen, was mir ursprünglich vorgeschwebt hatte, und ich sah zugleich, daß die Form so

gut wie an keiner Stelle einen befriedigenden Ausdruck für das gab, was ich gewollt hatte.

Ich entschloß mich daher, diese meine Jugendsichtung so durchzuarbeiten, wie ich es meiner Ansicht nach schon damals hätte tun können, sofern mir die nötige Zeit zur Verfügung gestanden hätte und die Verhältnisse mir günstiger gewesen wären. Die Ideen, die Vorstellungen und die Entwicklung des Ganzen dagegen habe ich nicht angetastet. Das Buch ist geblieben, was es ursprünglich war, nur daß es jetzt in vollendeter Gestalt erscheint.

Ich bitte meine Freunde in Skandinavien und anderswo, sich die obigen Bemerkungen gegenwärtig zu halten, wenn sie das Buch in die Hand nehmen; ich bitte sie, es anzunehmen als einen Gruß von mir beim Abschluß eines Zeitraumes, der für mich wechselvoll und reich an Gegensätzen gewesen ist. Viel von dem, was ich mir vor fünfundzwanzig Jahren erträumte, ist in Erfüllung gegangen, wenn auch nicht gerade so oder so schnell, wie ich gehofft hatte. Heut aber glaube ich doch, es war wohl so besser für mich; ich wünschte nicht, es wäre von dem, was dazwischen liegt, irgend etwas unversucht geblieben. Und blicke ich auf das Erlebte wie auf ein Ganzes zurück, so tue ich es mit einem Dank für alles und mit einem Dank an alle

Dresden, im Februar 1875

HENRIK IBSEN

## PERSONEN

LUCIUS CATILINA, ein adliger Römer

AURELIA, seine Gattin

FURIA, eine Vestalin

CURIUS, ein Catilina verwandter Jüngling

MANLIUS, ein alter Krieger

LENTULUS,

COEPARIUS,

GABINIUS,

STATILIUS,

CETHEGUS,

} junge adlige Römer

AMBIORIX,

OLLOVICO,

} Gesandte der Allobroge

EIN ALTER

PRIESTERINNEN UND DIENER im Tempel der  
Vesta

GLADIATOREN UND KRIEGER

BEGLEITER DER ALLOBROGER

SULLAS GEIST

Der erste und zweite Akt spielt in Rom, der dritte Akt  
in Etrurien.

## ERSTER AKT

An der Flaminischen Straße vor den Toren Roms. Eine mit Bäumen bestandene Anhöhe am Wege. Im Hintergrund ragen die Hügel und Mauern der Stadt empor. Es ist Abend.

Catilina steht auf der Anhöhe zwischen Gebüsch, an einen Baumstamm gelehnt.

CATILINA.

Du mußt! Du mußt! so drängt mich eine Stimme  
Im Innersten, und ich, ich zaudre noch!  
Ein Mann, dem Kraft und Mut zu wirken eigen,  
Ein Mann, dem jedes hohe Ziel bestimmt,  
Verliert sein Herz an zügellose Freuden  
Und meint, sie täten ihm genug! Und doch!  
Du willst Dich nur betäuben, nur vergessen.  
Zu spät! Vorbei! Dein Tag ist ohne Ziel.

Nach einer Pause.

Wo bleibt ihr, meiner Jugend reiche Träume?  
Wie sommerlich Gewölk entwandet ihr  
Und laßt ein tiefenttäuscht Gemüt zurück,  
Dem nicht einmal ein Hoffnungsschein mehr lachte!

Schlägt sich vor die Stirn.

Verachte Dich, Du stolzer Catilina,  
Verachte Dich, Du nicht gemeiner Mensch,  
Den doch trotz aller Gaben eins nur lockt:  
Genuß, Genuß und abermals Genuß.

Ruhiger.

Zwar bläst wohl eine Stunde noch wie diese  
Die Aschenglut geheimer Sehnsucht auf.  
Ah, schau' ich diese Stadt, das stolze, reiche,  
Berühmte Rom, und seine Laster treten  
Und sein Verfall, in den es längst versunken,  
In übergroßer Klarheit vor mein Auge, —  
Dann ruft's in meinem Innern laut und mahnend:  
Auf, Catilina! Auf, und sei ein Mann!

Abbrechend.

Ach, ihr Gespinste schwärmerischer Schwermut,  
Gebilde nur der Nacht und Einsamkeit, —

Die ihr beim ersten Laut des Lebens wieder  
Hinabflieht in der Seele stummen Schacht!

Die Gesandten der Allobroger, Ambiorix und Ollovico,  
kommen mit ihren Begleitern die Straße daher, ohne Catilina  
zu bemerken.

AMBIORIX.

Wir sind am Ziele! Seht die Mauern Roms!  
Und drüber hoch und klar das Kapitol!

OLLOVICO.

Dies also dort ist Rom? Italiens Herrin,  
Germaniens bald, — vielleicht auch Galliens einst.

AMBIORIX.

Ja, nur zu wahr; so dürft' es einmal kommen;  
Und ohne Schonung ist die Herrschaft Roms;  
Den Unterworfenen beugt sie bis zu Boden. —  
Nun, laßt uns sehn, was unser Volk erwartet:  
Ob den Allobrogern ihr Recht wird, oder  
Ob Übermut sie weiter kränken darf.

OLLOVICO. Man wird uns Schutz gewähren.

AMBIORIX. Hoffen wir's;

Denn noch ist alles ungewiß und dunkel.

OLLOVICO. Du scheinst in Sorgen?

AMBIORIX. Und mit gutem Grund.

Voll Eifersucht ist Rom auf seine Macht.

Und wisse wohl, daß diesem stolzen Weltreich

Nicht Häuptlinge gebieten, wie bei uns.

Daheim befiehlt der Weise oder Krieger;

Im Rat den obersten, im Streit den größten,

Ihn kiesen wir zum Führer unsres Stamms,

Zum Richter und zum Herrscher unsres Volks.

Doch hier —

CATILINA ruft ihnen von oben zu:

— hier herrscht Gewalt und Eigennutz;

Durch List und Ränke wird man Herrscher hier!

OLLOVICO. O, weh uns, Brüder, er behorchte uns!

AMBIORIX zu Catilina.

Ist dies bei wohlgebornen Römern Brauch?

In unsern Tälern würd' ein Mann sich schämen —

CATILINA steigt auf die Straße hinab.  
Seid ruhig; Spähen ist nicht mein Beruf;  
Nur Zufall ließ mich Euer Wort vernehmen.

Ihr kommt vom Lande der Allobroger?  
Ihr meint, in Rom werd' Euer Recht Euch werden?  
Kehrt um! Zieht heim! Hier sind Tyrannen Herr  
Und Schurken mehr denn irgendwo auf Erden.  
Von „Freiheit“ schallt es, „Republik“ und „Recht“;  
Und doch, kein Bürger, der nicht rechtlos wäre,  
Verschuldet tief, ein willenloser Knecht  
Von Senatoren, feil um Geld und Ehre!  
Längst schwand der Geist des alten Römerstaats,  
Der Freisinn, den der Vorzeit Dichter singen;  
Sein Leben gilt's der Willkür des Senats  
Mit schwerem Gold als Gnade abzudingn.  
Hier spricht der Macht und nicht des Rechtes Mund;  
Der Edle sieht nur Haß auf sich gerichtet —

AMBIORIX.

Doch sprich, wer bist dann Du, der uns den Grund,  
Drauf unser ganzes Hoffen stand, vernichtet?

CATILINA. Ein Mann, in dem es warm für Freiheit  
Ein Feind von unbefugtem Rechtsverkürzen; [pocht,  
Ein Freund von jedem, den man unterjocht;  
Voll Lust und Mut, die Mächtigen zu stürzen.

AMBIORIX. Das stolze Römervolk —? Wie? Redeklar!  
Du willst gewiß nureitlen Argwohn wecken, —  
Ist es nicht mehr, was es vor Zeiten war:  
Der Schwachen Schutz und der Tyrannen Schrecken?

CATILINA zeigt auf die Stadt und sagt:  
Seht auf dem Hügel dort, ihr Männer, drohen  
Voll Herrschertrotz das große Kapitol,  
Seht es im roten Abendglanze lohen  
Vom Blitz des letzten Sonnenstrahls! Nun wohl!  
So bricht auch Rom in Sterbeglut zusammen;  
So sinkt Roms Freiheit in der Knechtschaft Nacht.  
Doch bald soll eine neue Sonne flammen,  
Vor deren Glut das Düster jäh erwacht.

Ab.

Ein Säulengang in Rom.

Lentulus, Statilius, Coeparius und Cethegus  
treten in eifrigem Gespräch auf.

COEPARIUS.

Ja, Du hast recht; es wird nur immer ärger.  
Wer weiß, wie das noch alles enden mag.

CETHEGUS.

Wie's enden mag? Was kümmert das Cethegus!  
Ich will den Augenblick genießen, will  
Den Becher leeren jeder Lust — und lasse  
Die Welt gehn, wie's ihr selbst am besten paßt.

LENTULUS.

Wohl dem, der's kann. Mir ist es nicht gegeben,  
Den Tag so ruhig nahn zu sehn, an dem  
Wir keiner Forderung mehr genügen können,  
Weil unser Säckel leer ward wie ein Sieb.

STATILIUS.

Und keine Hoffnung, daß es besser werde!  
Zwar, eine Lebensweise wie die unsre —

CETHEGUS. Hör' auf, hör' auf!

LENTULUS. Mein letztes Erbstück ward  
Mir heute Schulden halber abgepfändet.

CETHEGUS.

Genug der eitlen Klagen! Folgt mir, Freunde!  
Wir zechen sie in Grund und Boden, kommt!

COEPARIUS.

Das wollen wir! Wohlauf, Ihr frohen Brüder!

LENTULUS. Verzeiht; dort naht der alte Manlius;  
Er wird uns suchen. Hören wir ihn an!

MANLIUS tritt heftig ein.

O über diese geilen Lumpenhunde!  
Gerechtigkeit — sie kennen sie nicht mehr.

LENTULUS.

Was ist geschehn? Weswegen so erbittert?

STATILIUS.

Sind Wucherer auch Dir aufs Fell gerückt?



MANLIUS.

Mit nichten. Hört! Wie Ihr wohl alle wißt,  
Hab' ruhmvoll ich gedient in Sullas Heer.  
Ein Stücklein Acker ward mir zur Belohnung;  
Und als der Krieg zu Ende, lebt' ich denn  
Von diesem Feld, das kümmerlich mich nährte.  
Jetzt hat man mir's geraubt! Man sagt, es soll  
Des Staates Eigen eingezogen werden  
Zur gleichen Teilung unter alles Volk.  
Dies ist gemeiner Raub und nichts darüber!  
Den eignen Wanst nur wollen sie sich mästen.

COEPARIUS. So geht's mit unseren Gerechtsamen!  
Was schiert sich solch ein Mächtiger um Recht!

CETHEGUS munter.

Der arme Manlius! Doch Schlimmeres  
Hat mich, wie ich Euch melden will, betroffen.  
Erwägt den Schaden! Meine süße Buhle,  
Die Livia, gab treulos mir Valet,  
Und das just, als ich meinen letzten Heller  
Um ihretwillen los geworden war.

STATILIUS.

Du hältst kein Maß. Da darf's Dich denn nicht wundern!

CETHEGUS. Maß oder nicht. Ich lass' nun einmal  
Von meinen Wünschen ab; sie will ich stillen [nicht  
Trotz alledem, solange' ich es vermag.

MANLIUS. Und ich, der tapfer stritt für jene Ehre,  
Für jene Macht, womit sie nun sich bläht!  
Ich werd' —! Ah, wären wir die kühne Schar  
Von Waffenbrüdern noch, so wollt' ich Euch —  
Doch, ach, der größte Teil von uns ist tot,  
Und was noch lebt, zerstreut in allen Landen.

O, was seid Ihr, die Jungen, gegen jene!  
Demütig liegt Ihr vor der Macht im Staub;  
Ihr wagt nicht, Eure Ketten zu zerbrechen,  
Ihr tragt geduldig dieses Sklavenjoch!

LENTULUS.

Bei allen Göttern! Klingt sein Wort auch kränkend, —  
Er ist nicht ganz im Unrecht, wenn er schilt.

CETHEGUS. Nein, nein; gewiß; ich stimme völlig zu.  
Doch wie zu Werke gehn? Das ist die Sache.

LENTULUS. Ja, wahrlich! Allzulang' ertragen wir  
Die Unterdrückung. An der Zeit ist's, Bande  
Zu brechen, drein uns Ungerechtigkeit  
Und Herrschsucht hat verwirrt wie in ein Netz.

STATILIUS.

O, ich versteh' Dich, Lentulus! Doch siehe,  
Dazu bedarf es eines starken Führers

Voll Mut und Einsicht. Und wo wäre der?

LENTULUS. Ich kenne einen, der uns führen könnte.

MANLIUS. Du denkst an Catilina?

LENTULUS. Just an ihn.

CETHEGUS. Ja, Catilina wär' vielleicht der Mann.

MANLIUS.

Ich kenn' ihn wohl, war seines Vaters Freund,  
Mit dem ich manche Schlacht zusammen kämpfte.  
Sein Kleiner mußte in den Krieg ihm folgen.  
Schon damals war der Knabe nicht zu halten;  
Doch seltnen Gaben regten sich in ihm;  
Sein Sinn war hoch, sein Mut unwandelbar.

LENTULUS.

Wir dürfen hoffen, ihn bereit zu finden.  
Ich traf ihn heute Abend tief verstimmt.  
Er brütet über einem dunklen Anschlag;  
Er hatte längst ein tollkühn Ziel vor Augen.

STATILIUS. Er strebt seit langem nach dem Konsulat.

LENTULUS.

Wiewohl umsonst; denn seine Feinde haben  
Gewaltig wider ihn im Rat gedonnert;  
Er war zugegen, selbst, und voller Wut  
Verließ er den Senat, auf Rache sinnend.

STATILIUS.

Dann geht er wohl auf unsern Vorschlag ein.

LENTULUS.

Ich hoffe. Doch zunächst erwäg' ein jeder  
Den Plan bei sich. Der Zeitpunkt ist uns günstig

Alle ab.

Im Tempel der Vesta zu Rom.

Auf einem Altar im Hintergrunde brennt eine Lampe mit dem heiligen Feuer.

Catilina, begleitet von Curius, taucht vorsichtig zwischen den Säulen auf.

CURIUS. Wie, Catilina, — hierher führst Du mich?  
In Vestas Tempel!

CATILINA lachend. Wahrlich; wie Du siehst!

CURIUS.

Ihr Götter, welch ein Leichtsinn! Heut noch erst  
Hat Cicero im Rat auf Dich gewettert;  
Und dennoch kommst Du —

CATILINA. Mahne mich nicht dran!

CURIUS. Du bist gefährdet und verhöhnt den Feind —  
Indem Du blind in neues Unheil rennst.

CATILINA munter.

Mich reizt der Wechsel. Ich besaß noch niemals  
Einer Vestalin Herz, das streng bewachte.  
Wohlan, vielleicht begünstigt mich das Glück.

CURIUS.

Was sagst Du da? Unmöglich! Dies ist Scherz.

CATILINA.

Ein Scherz? Gewiß, — wie's all mein Lieben ist;  
Doch Ernst ist trotzdem, was ich eben sagte.  
Beim letzten Schauspiel sah ich auf dem Marktplatz  
Der Priesterinnen feierlichen Aufzug.  
Der Zufall wollte, daß ich ihrer eine  
Mit raschem Auge streifte, — während ihres  
In meines sank. Es drang mir durch die Seele.  
Ah, diesen Ausdruck in dem Aug', dem schwarzen,  
Ich sah ihn nie bei einem Weib zuvor.

CURIUS.

Ich glaub's. Doch sag', was folgte weiter drauf?

CATILINA.

Zum Tempel hab' ich Eingang mir verschafft  
Und mehrmals sie gesehen und gesprochen.  
O wie verschieden sind nicht dieses Weib  
Und meine Gattin.

CURIUS. Und Du liebst sie beide  
Zugleich? Fürwahr, das kann ich nicht verstehn.

CATILINA. Absonderlich. Ich fass' es selber nicht.  
Und doch, ich liebe, wie Du sagst, sie beide.  
Doch wie verschieden ist nicht diese Liebe!  
Aurelia ist sanft und stimmt gar oft  
Mit milden Worten ruhig mich und gütig; —  
Bei Furia —. Geh! geh! dort kommen Schritte.

Sie verbergen sich zwischen den Säulen.

FURIA tritt von der andern Seite her auf.  
Verhaßte Hallen, Zeugen meiner Leiden,  
Heim all der Qual, dazu mein Herz verdammt!  
Welch eine Welt sah dieses Herz schon scheiden  
Von Traum und Hoffen, — heißer bald entflammt  
Als dort der Lampe Glut, und bald von Schauern  
Geschüttelt! O, welch fürchterliches Los!  
Was kerkert mich in dieses Tempels Mauern?  
Welch ein Vergehen läßt in seinem Schoß  
Mich jedes warme Jugendglück entbehren,  
Im Lenz des Lebens jede reine Lust?

Doch keine Träne soll mein Aug' entehren;  
Nur Haß und Rache kenne diese Brust.

CATILINA tritt hervor.  
Und nährst Du auch für mich kein andres Feuer,  
Kein lieblicheres, schöne Furia?  
FURIA. Ihr Götter! Du, Verwegner, wieder hier?  
Du fürchtest nicht —?

CATILINA. Ich kenne keine Furcht.  
Ich liebte immer, der Gefahr zu trotzen.

FURIA. O, meine eigne Sehnsucht sprichst Du aus;  
Und diesen Tempel hass' ich um so bitterer,  
Weil seine Mauern mich so gut beschirmen —  
Zu sicher nur vor jeglicher Gefahr.

O dieses leere, tatenlose Treiben,  
Dies Leben, matt wie letzte Lampenglut!  
Welch enger Tummelplatz für all die Fülle  
So weiter Ziele und so heißer Wünsche!  
Erdrückt zu werden zwischen diesen Wänden!

Hier friert das Blut, hier lischt die Hoffnung aus,  
Hier schleppt der Tag sich müd' und träg zu Ende,  
Und kein Gedanke zielt auf eine Tat.

CATILINA.

O Furia, Du machst mein Herz erbeben.  
Mir ist, Du maltest meine eigne Welt  
Mit Flammenschrift und jedes hohe Streben,  
Das ungeduldig mir die Seele schwellt.  
So fühl' ich's auch an diesem Herzen nagen;  
Wie Deins — vom Hasse — wird er hart wie Stein;  
Wie Dir ward jede Hoffnung mir zerschlagen,  
Und meiner harrt umsonst ein Ziel — wie Dein.

Und doch verberg' ich mein Entbehren stumm,  
Und niemand ahnt, was heimlich in mir lodert.  
Sie höhnen und verachten mich, — die Wichte;  
Sie fassen nicht, wie heiß das Herz mir pocht  
Für Recht und Freiheit und für alles Edle,  
Was irgend eines Römers Sinn bewegt.

FURIA.

Ich wußt' es! Deine Seele taugt zu meiner  
Wie keine sonst! So ruft es laut in mir  
Mit einer Stimme, die nicht irrt noch trügt.  
So komm denn! Komm, gehorchen wir der Stimme!

CATILINA.

Was meinst Du, meine schöne Schwärmerin?

FURIA.

Komm, laß uns fliehen weit von diesem Ort,  
Ein neues, bessres Vaterland zu finden.  
Hier wird der Geist geknechtet und sein Flug,  
Hier löscht Gemeinheit jeden reinen Funken,  
Bevor er Himmelsfittiche empfahn.  
Komm, laß uns flüchten; siehe, Freigesinnten  
Winkt alle Welt als Heimat aufgetan!

CATILINA.

O, wie Du mich bezauberst und verlockst —

FURIA.

Auf, nützen wir die Stunde! Legen wir  
Gebirg' und Meere zwischen uns und Rom!

Weit, weit von hier erst hemmen wir die Flucht.  
Ein Schwarm von Freunden wird sich um Dich scharen;  
In fernen Landen baun wir unser Haus;  
Dort herrschen wir; dort soll sich offenbaren:  
Nie zog ein Paar zu größern Taten aus!

CATILINA.

Wie schön! Doch fliehn? Warum aus Rom entfliehn?  
Es kann auch hier der Freiheit Flamme wachsen;  
Es winkt auch hier ein Feld zu Tat und Handlung,  
So groß, wie's Deine Seele nur begehrt.

FURIA.

Hier, sagst Du? Hier in Rom, in dieser Stadt  
Der Sklavenseelen und der Volksverräter?  
Ach, Lucius, gehörst auch Du zu denen,  
Die nicht erröten, denken sie der Väter?  
Wer nahm es einst, wer nimmt es heute ein?  
Ein Volk von Helden einst — und heut von Knechten  
Und aber Knechten —

CATILINA. Spott' auch Du noch mein!

Doch wisse, — könnt' ich mit dem Schicksal rechten,  
Noch einmal Rom in Glanz und Freiheit schaun,  
Ich stürzte mich mit Freuden in den Abgrund  
Wie Curtius —

FURIA. Dir glaub' ich, Dir allein;

Dein Auge brennt; Du hast nicht bloß geprahlt.  
Doch geh; bald nahen sich die Priesterinnen;  
Zu dieser Zeit versammeln sie sich hier.

CATILINA. Ich gehe; doch, um bald zurückzukehren.

Ein Zauber fesselt mich an Deine Seite; —  
Solch stolze Art wie Deine sah ich nie.

FURIA mit einem wilden Lächeln.

Versprich mir Eins; und schwöre mir zu halten,  
Was Du versprichst. Willst Du, mein Lucius?

CATILINA.

Was wollt' ich nicht, was Furia verlangte!  
Mein Herz ist Dein; was soll ich Dir versprechen?

FURIA. Vernimm! Obwohl ich hier gefangen lebe,  
So weiß ich doch, es weilt in Rom ein Mann,

Dem Feindschaft ich bis in den Tod geschworen  
Und Haß noch übers schwarze Grab hinaus.

CATILINA. Und nun —?

FURIA. Nun schwöre mir, mein Todfeind soll  
Dein Todfeind werden. Willst Du, Lucius?

CATILINA.

Ich schwör' es Dir bei allen großen Göttern!  
Geschworen sei's bei meines Vaters Namen  
Und meiner Mutter Seele —! Furia,  
Was faßt Dich an? Dein Auge lodert wild,  
Und marmorn ist Dein Antlitz wie der Tod.

FURIA. Ich weiß es selber nicht. Ein Feuerstrom  
Durchbraust mich. Schwöre! Schwör den Eid zu Ende!

CATILINA.

Gießt aus, Gewaltige, auf diesen Scheitel  
All Euren Groll, laßt Eures Zornes Blitz  
Erschlagen mich, wenn meinen Eid ich breche:  
Sein böser Dämon will ich ewig sein!

FURIA. Genug; ich glaube Dir; das war Erlösung.  
In Deiner Hand weilt meine Rache jetzt.

CATILINA.

Sie soll ihn treffen. Doch nun sag' mir auch,  
Wer ist Dein Feind? Und was war sein Verbrechen?

FURIA.

Am Rand des Tibers, weit vom Lärm der Stadt,  
Stand meine Wiege, war mein stilles Heim.  
Die beste Schwester lebte dort mit mir,  
Als Kind schon ausersehn zum Dienst der Vesta.  
Da kam ein Lüstling unsern Frieden stören,  
Er sah die junge, keusche Priesterin —

CATILINA überrascht.

Der Vesta —? Nun —?

FURIA.

Und schändete das Mädchen.  
Sie suchte sich ein Grab im Tiberstrom.

CATILINA unruhig. Du kennst den Mann?

FURIA.

Ich sah ihn nie im Leben.  
Vorbei war alles, da mir Botschaft wurde  
Doch seinen Namen kenn' ich nun.

CATILINA.

Wohlan!

FURIA. Man kennt ihn weit; er lautet — Catilina.

CATILINA fährt zurück.

Was sagst Du? O, entsetzlich! Furia —!

FURIA.

Bemeistre Dich! Was fehlt Dir? Du erbleichst.  
Mein Lucius, — ist dieser Mann Dein Freund?

CATILINA.

Mein Freund? Nein, Furia, — nicht fürder mehr.  
Ich hab' verflucht — mit ewigem Haß verdammt —  
Mich selbst.

FURIA. Dich selbst! Du — Du bist Catilina?

CATILINA. Ich bin es.

FURIA. Du entehrtest Silvia?

Ha, so hat Nemesis mein Flehn erhört;  
Selbst riefst die Rache Du auf Dich hernieder!  
Weh, Missetäter, über Dich!

CATILINA. Wie funkelnd

Dein Auge starrt! Wie Silvias Gespenst  
Erscheinst Du mir beim matten Lampenschein!

Er eilt hinaus; die Lampe mit dem heiligen Feuer erlischt.

FURIA nach einer Pause.

Ja, nun begreife ich. Vor meinen Blicken  
Zerriß der Schleier, und ich schau' in Nacht.  
Haß war es, was in meiner Brust entbrannte,  
Da ihn zum ersten Mal mein Auge sah.  
Ein seltsam Grauen; eine blutige Flamme!  
O, er soll fühlen, was ein Haß wie meiner,  
Ein ewig gärender, ein nie zufriedner,  
Ausbrüten kann an Rache und Verderben!

EINE VESTALIN tritt auf.

Geh, Furia; Du wachtest nun genug;  
Ich werde nun —. Doch, heilige Göttin Vesta, —  
Was seh' ich! Weh Dir, weh! Die Flamm' erlosch!

FURIA verwirrt.

Erlosch? So blutig hat sie nie gelodert;  
Die lischt nicht aus.

DIE VESTALIN. Ihr Ewigen, was ist das?



FURIA. Des Hasses Glutmeer lischt so leicht nicht aus!  
Die Liebe, ja, die sproßt in einer Stunde —  
Und stirbt die nächste; doch der Haß —

DIE VESTALIN.  
Dies ist ja Wahnwitz!

Ihr Götter,

Ruft hinaus:

Kommt! Zu Hilfe! Hilfe!

Vestalinnen und Tempeldiener eilen herbei.

EINIGE. Was ist geschehn?

ANDERE. Die Vestaflamm' erloschen!

**FURIA.** Doch die des Hasses, die der Rache brennt!

## DIE VESTALINNEN.

Fort, fort mit ihr, zu Urteil und Gericht!

Sie führen sie in ihrer Mitte ab.

CURIUS tritt hervor.

Zum Kerker führt man sie. Von dort zum Tode.

Nein, bei den Göttern, nein, das darf nicht sein!

Soll sie, die stolzeste von allen Weibern,

Lebendigen Leibs begraben, schimpflich enden?

O, niemals hab' so seltsam ich empfunden!

Ist dies wohl Liebe? Liebe, ja, das ist's.

Ich werde sie befreien! — Doch Catilina?

Verfolgen will sie ihn mit Haß und Rache.

Hat er der Widersacher nicht genug?

Darf auch noch ich der Feinde Zahl ihm mehren?

Er war zu mir so wie ein älterer Bruder;

Zu schirmen ihn gebeut mir Dankbarkeit.

Allein die Liebe? Was gebeut mir sie?

Und sollte er, der kühne Catilina,

Vor eines Weibes Anschlag zittern? Nein; —

**Zum Rettungswerk in dieser Stunde noch!**

Mut, Furia; ich zieh' Dich aus der Gruft

Ans Leben wieder, — gält's auch meines selbst!

Schnell ab.

# Ein Saal im Hause Catilina's.

CATILINA tritt auf, heftig und unruhig.

„Ha, so hat Nemesis mein Flehn erhört;

Selbst riefst die Rache Du auf Dich hernieder.“

So scholl es drohend von der Schwärm'rin Lippen.  
Verwunderlich! Es war vielleicht ein Wink,  
Ein Zeichen dessen, was die Zeiten bringen.  
So weiht' ich denn mit hohem Eid mich selbst  
Zum blutigen Rächer meiner eignen Untat.  
Ah, Furia, ich fühl' Dein Flammenauge  
Mir Todesahnung in die Seele senken!  
Hohl dröhnt im Ohr mir Deine düstre Rede;  
Und Tag um Tag will ich des Eids gedenken.  
Während des Folgenden tritt A u r e l i a ein und nähert sich ihm,  
ohne von ihm bemerkt zu werden.

CATILINA.

Doch, Torheit, um dies ungereimte Zeug  
Sich noch zu kümmern; — denn es ist nichts andres.  
Auf bessern Wegen kann mein Grübeln gehn,  
Und größere Ziele warten meiner Gaben.  
Die Zeit bedarf der Männer mehr und mehr;  
Ihr heißt es jede letzte Kraft bewahren.  
Doch Zweifel wirft und Hoffnung mich umher —  
AURELIA ergreift seine Hand.

Und darf Aurelia nicht den Grund erfahren?  
Darf sie, was diese teure Brust durchtost,  
Aus wildem Aufruhr nicht in Frieden singen?  
Darf sie nicht nahn mit einer Gattin Trost  
Und dieser Stirn Gewölk zum Weichen bringen?

CATILINA sanft.

Mein Weib Aurelia, wie gut und treu!  
Allein wozu das Leben Dir verbittern?  
Warum mit Dir die dunkeln Sorgen teilen?  
Du littst durch meine Schuld der Pein genug.  
Auf meinem eignen Nacken tragen will ich,  
Was mir das feindliche Geschick bescherte, —  
Den ganzen Fluch des unheilvollen Bundes,  
Der starke Seelenkraft, sehnsüchtigen Drang  
Nach ungemeiner, großer Tat verknüpft  
Mit niederm Los, das jeden Aufschwung hemmt.  
Wie? Sollt' auch Dir zu langem, tiefem Zug  
Die bittere Schale meines Schicksals schäumen?

AURELIA. Zu trösten ist des Weibes Recht und Fug.  
Wohl kann sie nicht wie Du von Größe träumen.  
Doch wenn der Mann sich stolzen Plänen weihet,  
Und all sein Lohn Enttäuschung nur und Kummer,  
So naht sie sanft ihm und voll Zärtlichkeit  
Und wiegt sein Herz in langentwöhnten Schlummer.  
Und er begreift, daß auch sein stilles Heim  
Der Freuden hat, die dort im Lärm nicht blühen.

CATILINA.

Wie recht Du hast; wie fühl' ich es so tief!  
Und doch, ich mag den wilden Rausch nicht missen.  
Ewige Unrast gärt im Busen mir;  
Und nur des Lebens Taumel kann sie stillen.

AURELIA. Und ist Aurelia Dir nicht genug,  
Vermag sie nicht, die Stirne Dir zu glätten,  
So öffne treuen Worten doch Dein Herz,  
Liebreichem Trost von Deines Weibes Lippen.  
Und kann sie Deinen heißen Drang nicht stillen,  
Und kann sie Deiner Träume Flug nicht folgen,  
Vermag sie doch zu teilen, was Dich drückt,  
Hat Kraft und Mut, die Last Dir zu erleichtern.

CATILINA. So höre denn, Aurelia, was mich  
In dieser Tage Lauf so tief verstimmte.  
Du weißt, ich suchte längst das Konsulat —  
Doch ohne Glück. Du kennst es ja, das Ganze:  
Wie Stimmen mir zu werben ich mein Geld  
Vergeudet hab' —

AURELIA. O, nicht, mein Catilina;  
Es schmerzt mich —

CATILINA. So verdammst auch Du mein Tun?  
Welch bessres Mittel hatte ich zu wählen? —  
Umsonst verschleuderte ich Hab und Gut;  
Nur Spott und Schande heims' ich dafür ein.  
Jüngst im Senat hat mich mein Widersacher,  
Der ränkevolle Cicero, vernichtet.  
Mein Leben malte seine kluge Rede,  
So schreiend, daß mich selber Schauder packte.  
In jedem Blicke las ich Schreck und Graun,

Mit Abscheu nennt ein jeder meinen Namen;  
Der Nachwelt wird mein Bild erscheinen einst  
In einer wüsten, fürchterlichen Mischung  
Von Zügellosigkeit und Niedrigkeit,  
Von Hohn und Haß auf alles, was da edel.  
Und keine Tat wird dann mich reinigen  
Und niederschlagen, was man frech gelogen!  
Ein jeder wird mich sehn wie jener dort —

AURELIA.

Doch ich, mein Gatte, seh' Dich nicht wie er.  
Ob alle Welt Dich auch verdammen mag,  
Ob alle Schimpf auf Deinen Namen häufen,  
Ich weiß, Du hehlst im innersten Gemüt  
Der Keime, die da bergen Blüt' und Frucht.  
Doch hier, wo jederzeit nur Unkraut stand,  
Ist keinem Keim emporzublühn verliehen.  
Komm, fliehen wir dies lastervolle Land!  
Was bindet Dich? Warum noch hier verziehen?

CATILINA. Ich sollte weichen, sollte fort von hier?  
Verraten meine stolzesten Gedanken?  
Der Sinkende, ob ohne Hoffnung auch,  
Hält fest doch noch an den zerbrochnen Planken.  
Und schlingt das Wrack die nasse Gruft hinab,  
Und rettet nichts ihn mehr in weiter Runde, —  
Die letzte Planke mit der letzten Kraft  
Umklammert er und geht mit ihr zu Grunde.

AURELIA. Doch lacht ihm gastlich eine Küste zu,  
Mit grünen Wäldern längs den weißen Wellen,  
Da schwellt ihm Hoffnung neu die sieche Brust;  
Er strebt den Hainen zu, den hohen, hellen.  
Dort ist es schön; verbannt sind Lärm und Hast;  
Die Flut selbst dämpft den Schall, wie süß erschrocken;  
Dort legt er seinen müden Leib zur Rast,  
Und kühler Abend fächelt ihm die Locken  
Und jagt ihm jede Sorgenwolke fort,  
Daß ihm die Pulse fest und freudig schlagen;  
Und er verweilt und findet Ruhe dort  
Und Schutz nach den vergangnen schweren Tagen.

Nur ferner Widerhall vom Lärm der Welt  
Vermag in sein behaglich Heim zu dringen,  
Ein Laut, der ihm den Frieden nicht vergällt,  
Der ihm nur heller läßt die Seele klingen;  
Er mahnt ihn leis an die entschwundene Zeit  
Voll wilder Freuden und zerschellter Pläne;  
Und doppelt preist er seine Einsamkeit  
Und weiht den Ehren Roms nicht eine Träne.

CATILINA. Du redest Wahrheit; und ich folgte Dir  
Vielleicht noch heut hinweg aus Lärm und Wirren; —  
Wenn Du mir eine solche Stätte wüßtest,  
Da wir in Ruh' und Stille leben könnten?

AURELIA froh.

Du wolltest, Catilina! O des Glücks,  
Der Wonne mehr, als diese Brust kann fassen!  
So sei's denn! Komm! Wir ziehn noch diese Nacht  
Von dannen —

CATILINA. Doch wohin, wohin denn, Liebste?  
Nenn mir den Fleck, da sorglos ich mein Haupt  
Zur Ruhe legen dürfte!

AURELIA. Wie Du redest!  
Vergaßest unsern kleinen Landsitz Du,  
Wo meine Kindheit schwand, und wo wir später  
In unsrer Liebe erstem, jungem Glück  
So manchen muntern Sommertag verbrachten?  
Wo ward ein Wiesengrund so grün erschaut?  
Wo lud ein Wald Dich mit so kühlem Gruße?  
Sieh, wie die weiße Villa uns nun traut  
Aus dunklen Bäumen winkt zu stiller Muße!  
Dort wollen wir im holden Zeitvertreib  
Ländlicher Freuden Seit' an Seite schalten,  
Dort soll erheitern Dich ein zärtlich Weib  
Und küssen Dir hinweg die bösen Falten.

Lächelnd.

Und trittst mit einem Arm voll Blumen Du  
Herein zu mir, an Deiner Herrin Rocken,  
So jubl' ich meinem Blumenfürsten zu  
Und drück' ihm grünen Lorbeer in die Locken!

Doch Du erbleichst? Wie Du die Hand so hart  
Mir drückst! Wie Deine Blicke mich durchdringen!

CATILINA.

Ertrag's, daß Deine Lust zu schanden ward; —  
Denn ich vermag Dich nicht dorthin zu bringen.  
Ich kann es niemals mehr!

AURELIA. Du machst mir angst!  
Allein, nicht wahr, Du scherzest, Catilina?

CATILINA.

Ich scherzen! Wär's, o wär's doch nur ein Scherz!  
Doch jedes Wort von Dir, gleich einem Pfeile  
Durchbohrt es diese tiefgequälte Brust,  
Der keine Ruhe je das Schicksal gönnt.

AURELIA. Ihr Götter! Sprich! Was meinst Du?

CATILINA. So sich her!

Hier ist Dein Landgut, hier Dein Glück der Zukunft!  
Er zieht einen Beutel mit Gold hervor und wirft ihn auf den Tisch.

AURELIA. Du hast verkauft, o —?

CATILINA. Alles, ja, verkauft.

Und das zu welchem Zweck? Um zu bestechen —

AURELIA.

Nicht mehr, nicht weiter! Laß uns nicht begrübeln,  
Was nicht zu ändern mehr; es schafft nur Leid.

CATILINA.

Mich martert zehnmal mehr Dein stilles Dulden,  
Als selbst ein Schmerzensschrei von Deinen Lippen!

Ein alter Soldat tritt auf und nähert sich Catilina.

DER SOLDAT. Vergib, o Herr, mir, daß ich noch  
In Deine Wohnung trat, unangemeldet. [so spät  
Sei mir nicht gram —

CATILINA. Was führt Dich in mein Haus?

DER SOLDAT.

Ein demütig Gesuch. Nicht wahr, o Herr,  
Du hörst es an? Ich bin ein armer Mann,  
Der seine Kraft der Ehre Roms geopfert.  
Nun bin ich schwach und kann nicht länger dienen,  
Und rostig hängt zuhause mein Gewaffen.  
Die Hoffnung meines Alters war mein Sohn;

Er nährte mich mit seiner Hände Arbeit.  
Ach, Schulden halber sitzt er nun gefangen.  
Und keine Rettung —. Hilf mir, hilf mir, Herr!

Kniend.

Ein kleines Scherflein nur! Von Haus zu Haus  
Bin ich geirrt; doch jede Tür war zu  
Ich weiß kein Mittel mehr —

CATILINA. So sind sie, ja!

Da hast ein Bild Du von des Volkes Not.  
So lohnt man es den tapfern alten Kriegern.  
Man weiß nichts mehr von Dankbarkeit in Rom!  
Es war einmal, da hätt', gerechten Zorns,  
Ich sie gestraft mit Schwert und roter Lohe;  
Doch sanfte Red' hat jüngst mein Ohr vernommen;  
Mein Sinn ist kinderfromm; ich will nicht strafen;  
Wer Sorgen lindert, ist ja auch ein Täter.  
Da, Alter; — zahle Deine Schuld mit Dem!

Er reicht ihm den Beutel mit den Goldmünzen.

DER SOLDAT erhebt sich.

O, guter Herr; Ihr scherzt nicht bloß mit mir?

CATILINA. Nein, Alter; löse Deinen Sohn nur aus!  
Der Soldat schnell ab.

CATILINA.

Ein besserer Gebrauch, nicht wahr, mein Weib,  
Als zu Bestechungen und Stimmenkauf!  
Wohl ist es schön, des Bösen Macht zu brechen;  
Doch still erwies'ner Trost belohnt sich auch.

AURELIA wirft sich in seine Arme.

O, reich ist Deine Seele noch und edel!  
Jetzt kenn' ich meinen Catilina wieder!

Ein unterirdisches Grabgewölbe  
mit einer frisch zugemauerten Öffnung hoch oben an der Rückwand.  
Eine Lampe brennt mit mattem Schein.

Furia, in langem, schwarzem Gewande, steht in lauschender  
Stellung in dem Grabgewölbe.

FURIA.

Es hallt und dröhnt. Es donnert wohl da droben.  
Es schallt zu mir bis in mein Grab hinab.

Doch dieses Grab selbst ist so still — so still!  
So ist mein Los denn ewig stumpfe Ruh'?  
Darf ich auch hier nicht auf verschlungenen Wegen  
Mich weiter suchen, wie's mich stets gelockt?

Nach einer Pause.

Ein seltsam Leben war's; ein seltsam Schicksal.  
Ein Meteor, kam alles und verschwand.  
Er sah mich. Eine dunkle Zaubermacht,  
Ein innerer Einklang zog uns zueinander.  
Die Rachegöttin zog's zu ihrem Opfer;  
Doch jähe Strafe traf die Rächerin.

Wiederum Pause.

Nun ist es droben hell. Entfernen' ich mich  
Unmerklich von den Wohnungen des Lichts?  
O, wohl mir, wär' dem so, wär' dies Verweilen  
Im Schoß des Grabs im Grund nur eine Flucht  
Auf Blitzesfittichen hinab zum Hades,  
Wär' ich schon nahe bald dem breiten Styx!  
Dort schlägt die Welle bleischwer ans Gestade;  
Dort rudert Charon lautlos seinen Kahn.  
Bald bin ich dort. Dann will ich still mich setzen  
Ans Fergenhaus und fragen jeden Geist  
Und flüchtigen Schatten, der vom Reich des Lebens  
Leichtschreitend sich dem Totenflusse naht,  
Und fragen jeden Geist, wie Catilina  
Es treibt im Chor der Lebenden dort oben,  
Und fragen jeden Geist: hielt er den Eid?  
Und leuchten jedem Toten mit der Fackel,  
Der schwefelblauen, ins gebrochne Aug',  
Und forschen, ob's nicht etwa Catilina.  
Und kommt er endlich, geb' ich ihm 's Geleit,  
Und beide fahren wir zusammen über,  
Betreten beide Plutos stillen Saal.  
Selbst noch als Schatten folg' ich seinem Schatten;  
Wo Catilina ist, muß Furia sein!

Nach einer Pause, matter.

O, wie die Luft so schwül und dumpfig wird,  
Und schwer und schwerer jeder Atemzug.



So näher' ich mich denn den schwarzen Sümpfen,  
Wo träg der Strom der Unterwelt sich wälzt —

Sie lauscht; man hört einen dumpfen Lärm.

Ein leiser Schall? Wie Ruderschlag, so klingt es.

Das ist der Toten Ferge, der herankommt,

Mich abzuholen. Nun — ich harre seiner.

Die Steine in der frisch vermauerten Öffnung brechen auseinander.

Curius wird hinter ihnen sichtbar; er winkt ihr.

FURIA. Gegrüßt sei, Charon! Bist Du schon bereit,  
Ins Haus des Todes mich als Gast zu führen?

Ich harre Deiner!

CURIUS flüsternd: Schweig; — ich rette Dich

## ZWEITER AKT

Ein Saal in Catilinas Haus, mit offenem Säulengang im Hintergrund.  
Eine Lampe erleuchtet den Saal.

Catilina geht auf und ab. Lentulus und Cethegus  
sind bei ihm.

CATILINA.

Nein, Freunde, nein! Ihr wißt nicht, was Ihr sagt.  
Ihr überfordert mich; Ihr wollt, ich soll  
Den Staat verraten, Bürgerkrieg beginnen,  
Mit Römerblut die Hände mir besudeln?  
Das tu' ich nicht! Und ob die ganze Stadt  
Mich drum verdammt —

LENTULUS. Du willst nicht, Catilina?

CATILINA. Ich will nicht.

CETHEGUS. Hast Du keine Unbill hier  
Zu rächen, keinen, den Du treffen möchtest?

CATILINA.

Üb' Rache, wer da will; ich tu' es nicht.  
Schweigend verachten heißt wohl auch sich rächen;  
So will ich's halten und nur so.

CETHEGUS. Aha,

Wir kamen noch zu ungelegner Zeit.  
Bis morgen kommst Du, Catilina, leichtlich  
Auf andere Gedanken.

CATILINA. Und warum?

CETHEGUS.

Die Stadt ist voll von seltsamen Gerüchten.  
Man hat soeben eine Braut der Vesta  
Zum Tod geführt —

CATILINA überrascht. Der Vesta? Was Du sagst?

LENTULUS.

Jawohl, der Vesta. Und so mancher munkelt —

CATILINA. Was munkelt man?

CETHEGUS. Du seiest nicht so ganz

An dieser dunkeln Sache ohne Schuld.

CATILINA. Das glaubt man von mir?

LENTULUS. Hm, was man so redet.

Nun ja, für uns, für Deine guten Freunde,

Verhalte sich's, wie sich's verhalten mag; —  
Allein des Volkes Urtheil lautet strenger.

CATILINA in Gedanken. Und ist sie tot?

CETHEGUS. Das ist sie ohne Zweifel.

Ein Stündlein Aufenthalt im Frevlergrab ist  
Mehr als genug —

LENTULUS. Das ficht uns hier nichts an;  
Nicht darum brachten wir auf sie die Rede.

Doch hör' mich, Catilina! Wäg's genau!

Du wolltest Konsul werden; Dein Geschick

Hing an dem Faden dieser einen Hoffnung;

Der Faden ist gerissen — und was nun?

CATILINA wie vorher.

„Selbst riefst die Rache Du auf Dich hernieder.“

CETHEGUS.

Laß dies Gegrübel sein; es führt zu nichts.

Erweise Dich als Mann, noch winkt das Glück.

Entschließe Dich; der Freunde sind genug;

Wir fallen Dir aufs erste Zeichen zu.

Du fühlst Dich nicht versucht? Antworte!

CATILINA. Nein!

Und warum wollt Ihr Euch verschwören, Ihr?

Sprecht ehrlich! Sehnt sich Euer Herz nach Freiheit?

Macht Ungeduld, Roms Größe zu verjüngen,

Euch zu Rebellen?

LENTULUS. Nein, dies alles nicht.

Doch Hoffnung, selber groß zu werden, dünkt

Mich immer Grunds genug noch, Catilina!

CETHEGUS.

Und Mittel, froh sein Leben zu genießen,

Sind doch wohl auch nicht kurzweg zu verwerfen.

Mehr will ich nicht; von Ehrgeiz bin ich frei.

CATILINA.

Ich wußt' es. Nur gemeine, kleine Rücksicht

Auf eignen Vorteil ist, was Euch bewegt.

Nein, Freunde, nein; da lag mein Ziel doch höher!

Wohl hab' ich durch Bestechungen versucht,

Das Konsulat an mich zu reißen, doch

Mein Plan ging tiefer, als aus solchen Mitteln  
Vielleicht zu schließen war. Der Bürger Freiheit,  
Des Staates Wohl war meines Strebens Endziel.  
Ich ward verkannt; der Schein stand gegen mich.  
Mein Schicksal will es so. Es muß so sein!

CETHEGUS.

Nun wohl; doch denkst Du nicht der Freundesschar,  
Die Du vor Sturz und Schande retten könntest?  
Du weißt, wenn wir so locker weiter ludern,  
So bleibt uns bald nur mehr der Bettelstab.

CATILINA. So tut wie ich und macht beizeiten halt!

LENTULUS.

Wie, Catilina, — Du gedenkst Dein Leben  
Zu ändern? Hahaha, Du machst wohl Spaß?

CATILINA. Es ist mein bitterer Ernst, beim Jupiter!

CETHEGUS.

Nun denn, so müssen wir auf ihn verzichten.  
Komm, Lentulus; den übrigen zu melden,  
Was für Bescheid uns ward. Wir finden sie  
Vergnügt beim Wein im Haus des Bibulus.

CATILINA.

Des Bibulus? Wie manche lustige Nacht  
Durchschwärmte' ich nicht bei Bibulus mit Euch!  
Jetzt ist es aus mit meinem tollen Leben;  
Bevor es graut, hab' ich die Stadt im Rücken.

LENTULUS. Was sagst Du da?

CETHEGUS. Du wolltest fort von hier?

CATILINA.

In dieser Nacht, von meinem Weib begleitet,  
Nehm' ich von Rom fürs ganze Leben Abschied.  
In Galliens Tälern gründ' ich mir ein Heim;  
Das Feld, das ich mir rode, soll mich nähren.

CETHEGUS.

Du willst die Stadt verlassen, Catilina?

CATILINA.

Ich will; ich muß! Hier drückt mich Schimpf zu Boden.  
O, meine Armut könnt' ich schon ertragen;  
Doch hier in jedes Römers Blick Verachtung

Und Hohn zu lesen — nein, dies ist zu viel!  
In Gallien kann ich still und abseits leben;  
Vergessen werd' ich dort, was einst ich war,  
Betäuben meinen Durst nach hohen Zielen  
Und denken dieser Zeit wie eines Traums.

LENTULUS.

Nun, so leb' wohl; und Glück sei Dein Geleit!

CETHEGUS. Vergiß uns nicht, wie wir auch, Catilina,  
Dich nicht vergessen werden! — Laßt uns nun  
Der Brüderschar die krause Kunde melden!

CATILINA.

Und bringt ihr meinen brüderlichen Gruß!

Lentulus und Cethegus ab.

Aurelia ist von der Seite her eingetreten, bleibt jedoch beim  
Anblick der Abgehenden furchtsam stehen; sobald sie draußen sind,  
nähert sie sich Catilina.

AURELIA mit sanftem Vorwurf.

Schon wiederum die wilden Freunde hier?

O, Catilina —!

CATILINA. 's war zum letzten Mal.

Ich nahm von ihnen Abschied. Jedes Band,  
Das mich an Rom noch hielt, ist nun zerschnitten  
Für alle Zeit.

AURELIA. Ich packte, was wir haben,  
Zusammen. Wenig ist es; doch genug  
Für ein bescheiden Leben, Catilina!

CATILINA in Gedanken.

Mir noch zu viel, der alles ich verlor

AURELIA.

O, sinne dem nicht nach, was nicht zu ändern!  
Vergiß, was Du —

CATILINA. Ja, wer vergessen könnte  
Und die Erinnerung aus der Seele reißen  
Und jede Hoffnung, jeden Wunsch dazu!  
Ich brauche Zeit, bis ich so weit gelange;  
Doch will ich mich bemühen —

AURELIA. Ich helfe Dir;  
So fühlst Du minder der Entbehrung Leid.

Doch müssen wir sobald als möglich fort!  
Hier lockt das Leben Dich wie ein Versucher, —  
Nicht wahr, — wir reisen noch in dieser Nacht?

CATILINA. Ja, ja; noch diese Nacht, Aurelia!  
AURELIA.

Ein Süm্মchen, das uns noch geblieben, tat ich  
In einen Beutel; es genügt fürs erste.

CATILINA.

Gut, gut! Mein Schwert verkauf' ich für ein Grabscheit.  
Pah, was bedeutet noch ein Schwert für mich?

AURELIA. Du pflügst den Acker; ich bestelle ihn.  
Bald werden Rosenhecken unser Haus  
Umblühn und freundliche Vergißmeinnicht,  
Zum Zeichen, daß die Zeit kam, da Du jede  
Erinnerung wie eine Jugendfreundschaft  
Begrüßen kannst, wenn sie Dein Herz besucht.

CATILINA.

Die Zeit, Aurelia? Ich fürchte, Liebste,  
Die liegt noch in der Zukunft fernem Grau.

Mit leichterem Ausdruck.

Doch geh, mein Weib; und raste noch ein wenig.  
Wir machen kurz nach Mitternacht uns auf; —  
Da liegt die Stadt in ihrem tiefsten Schlummer,  
Und niemand ahnt, wohin die Reise geht.  
Den ersten Morgenstrahl begrüßen wir  
Weit, weit von hier; im Schutz des Lorbeerhains  
Gelagert auf des Grases weichem Teppich.

AURELIA. Ein neues Dasein bricht für uns heran,  
An Freude reicher, als das alte hier.  
So geh' ich denn. Ein Stündchen Ruhe wird  
Mich stärken. Gute Nacht, mein Catilina!

Sie umarmt ihn und geht ab.

CATILINA sieht ihr nach.

Nun ist sie fort. Ah, das erleichtert mich!  
Ablegen kann ich diese martervolle  
Verstellung, diesen Schein von Fröhlichkeit,  
Davon sich nichts in diesem Herzen findet.  
Sie ist mein guter Geist. Sie würde trauern

Ob meiner Furcht. Ich muß sie ihr verhehlen.  
Doch diese stille Stunde will ich einer  
Betrachtung des verfehlten Lebens weihen.  
Ah, dort die Lampe stört mich; Dunkel muß  
Hier herrschen, Dunkel, wie in meiner Brust.

Er loscht die Lampe aus; der Mond scheint durch die Säulen im  
Hintergrunde herein.

Zu hell, zu hell noch immer. Doch gleichviel;  
Der matte Mondschein paßt am Ende gut  
Zu diesem halben Licht, das meine Bahnen  
Einhüllt und eingehüllt, solange ich denke.

So ist denn, Catilina, dieser Tag  
Dein letzter; morgen bist Du schon nicht mehr  
Der Catilina, der Du einst gewesen.  
Im fernen, öden Gallien soll mein Tag  
Verrinnen, weltfern wie ein Fluß im Walde.  
Nun bin ich aufgewacht aus allen Träumen  
Von Größe, Macht und tatenreichem Leben;  
Sie schwanden fort wie Tau; mein nächtlich Herz  
War ihre Heimat; niemand wußt' um sie.

Es ist nicht diese Ruhe dumpf und schwer,  
Dies Abseits von der Welt, wovor mir graut.  
O, könnt' ich eines Blitzes Frist nur leuchten  
Und flammen wie ein Stern in seinem Fall,  
Ein einzig Mal durch eine hehre Tat  
Mich und den Namen Catilina schmücken  
Mit Ruhm und unvergänglichem Gedächtnis, —  
Ich gäbe gern im Augenblick des Siegs  
Der Welt Valet, erwählt' ein fremd Gestad',  
Ja, stieß' den Dolch mir selber in die Brust  
Und stürbe freudig; denn ich hätt' gelebt!

Doch dieses Los ist Tod, gemeiner Tod.  
Wär's möglich? Sollt' ich so vergehen müssen?

Mit emporgestreckten Armen.

Ein Wink, erzürnte Götter! Ist dies mein Los:  
Vergessen, ohne Spur aus diesem Leben  
Zu gehn?

FURIA draußen hinter den Säulen.

Es ist Dein Los nicht, Catilina!

CATILINA fährt zurück.

Wer sprach da? Welche Stimme mahnt mich hier  
Wie Geisterrede aus dem Reich der Schatten?

FURIA tritt in den Mondschein heraus.

Ich bin Dein Schatten..

CATILINA entsetzt. Der Vestalin Geist!

FURIA.

Du schrickst vor mir zurück? Wie mußt Du tief  
Gesunken sein!

CATILINA. Bist Du dem Grab entstiegen,  
Um mich mit Haß und Rache zu verfolgen?

FURIA.

Verfolgen, sagtest Du? Ich bin Dein Schatten  
Und muß begleiten Dich, wohin Du gehst.

Sie tritt näher.

CATILINA.

Sie lebt, ihr Götter! lebt! Sie ist es selbst,  
Kein Geist!

FURIA. Geist oder nicht, das gilt hier gleich;  
Genug, ich folge Dir, wohin Du gehst.

CATILINA. Mit blutigem Haß!

FURIA. Im Grab erlischt der Haß,

So wie die Lieb' und jegliches Verlangen,  
Das Menschenbrust bewohnt. Nur Eins steht fest  
In Tod und Leben und ist nicht zu ändern.

CATILINA. Und was? Sprich's aus!

FURIA. Dein Schicksal, Catilina!

CATILINA. Das kennen nur die alles Wissenden,  
Kein Irdischer wie wir.

FURIA. Ich kenne es.

Ich bin Dein Schatten; rätselvolle Bande  
Verknüpfen uns.

CATILINA. Des Hasses Bande.

FURIA. Nein!

Stieg je ein Geist aus Grabesnacht empor  
Mit Haß und Rachbegier? Hör', Catilina!



Ich habe jede Erdenglut dort unten  
Im tiefen Strom der Unterwelt ertränkt.  
Wie Du mich vor Dir siehst, bin ich nicht länger  
Die Furia, die wilde, zornentbrannte, —  
Die Du einst liebtest —

CATILINA.                   Hassest Du mich nicht?

FURIA.

Nun nicht mehr. Als ich dort im Grabe stand,  
Am Scheidewege schwankend zwischen Leben  
Und Tod, den nächsten Augenblick bereit,  
Zum Hades einzugehn, — sieh, da ergriff  
Ein Schauer mich, ich weiß kein Wort dafür;  
Doch wunderbarlich verwandelt dünkt' ich mich;  
Fort flohen Rache, Haß, die Seele selbst;  
Erinnerung schwand und jedes Erdentrachten;  
Nur noch der Name Catilina brannte  
Mit Flammenschrift, wie einst, in meiner Brust.

CATILINA.

Verwunderliches Weib! Sei, wer Du willst,  
Ein Mensch, ein Schattenbild der Unterwelt, —  
Es wohnt ein grauenvoller Zauber doch  
In Deinem Wort, in Deinen schwarzen Augen.

FURIA.

Dein Herz ist stark wie meins; und dennoch lässest  
Du zag und zweifelnd jede Hoffnung fahren  
Auf Sieg und Macht! Und wendest feig den Rücken  
Dem Schauplatz, wo die dunkeln Pläne Dir  
In Licht und Reife sich entfalten könnten!

CATILINA.

Ich muß! Ein unerbittlich Schicksal will es.

FURIA. Ein Schicksal? Wozu ward Dir Heldenkraft,  
Wenn nicht, solch einem Schicksal kühn zu trotzen?

CATILINA.

Ich hab' genug gestritten! War mein Leben  
Nicht steter Kampf? Und dieses Kampfes Früchte?  
Verachtung — Schande —!

FURIA.                   Du bist tief gesunken.

Du hängst Dich an ein hoch, verwegenes Ziel

Und sähest es gern erreicht — und zitterst doch  
Vor jedem Hindernis.

CATILINA. Mir bangte? Nein.  
Allein mein Ziel ist unerreichbar hoch; —  
Das Ganze war ein kurzer Jugendtraum.

FURIA. Du täuschst Dich über Dich, mein Catilina!  
Dein Geist umschwebt dies eine Ziel noch immer;  
Dein Herz ist groß, Rom zu beherrschen würdig,  
Und Du hast Freunde —. Ah, was zauderst Du?

CATILINA nachdenklich.  
Ich soll —? Du rietest mir —? Mit Bürgerblut —?  
FURIA.

Hast Du, der Mann, nicht eines Weibes Mut?  
Vergaßest Du die Römerin, die über  
Des Vaters Leichnam strebte nach dem Thron?  
Ich fühle eine Tullia mich; — doch Du?  
Verachte Dich; verachte Dich, Du Held!

CATILINA.  
Verachten soll ich mich, — weil mein Gemüt  
Nicht länger Herberg' wilder Ehrsucht ist?  
FURIA.

Du stehst an einem Kreuzweg Deines Lebens.  
Hier wartet Dein ein leer und ruhmlos Dasein,  
Ein Zwischending von Tod und dumpfem Schlummer;  
Und auf der andern Seite schimmert Dir  
Ein Herrschersitz. So wähle, Catilina!

CATILINA.  
Du willst mich ins Verderben locken, Weib.  
FURIA.

Der Würfel fällt, — und Deine Hand entschied  
Des stolzen Roms Geschick für alle Zeiten.  
Ein Leben wartet Dein voll Glanz und Macht;  
Und dennoch schwankst Du, wagst nicht loszuschlagen!  
Du ziehst in Deine Walder, daß Dir dort  
Die letzte Hoffnung sterbe, die Dir blühte.  
O Catilina, weckt denn kein, kein Wort  
Den Ehrgeiz mehr, davon Dein Herz einst glühte?  
Soll diese Seele, zum Triumph geboren,

In öder Wildnis ungekannt verrinnen?  
Zieh hin! Doch ist für immer dann verloren,  
Was hier durch eine Tat war zu gewinnen.

CATILINA. Sprich weiter, weiter!

FURIA. Endlich, welch ein Ziel:

Vor aller Nachwelt wie gebrandmarkt stehen?  
Dein ganzes Leben war ein tollkühn Spiel,  
Doch würd' es der Versöhnung Hauch umwehen,  
Der Sage Dämmerglanz, wenn heldenhaft  
Dein Geist in diesem wilden Volk erwachte,  
Wenn Nachtgewölk der Knechtschaft Deine Kraft  
Vor Freiheitsmorgenrot erblassen machte,  
Wenn einmal Du —

CATILINA. Genug! Du schlugest an  
Die Saite, die zutiefst in mir erzittert.  
Dein Wort erklang wie Widerhall von dem,  
Davon mein Herze flüstert Tag und Nacht.

FURIA. So kenne ich Dich wieder Catilina!

CATILINA.

Ich reise nicht! Du wecktest mir aufs neue  
Der Jugend Mut, der Mannheit starkes Sehnen.  
Ja, leuchten will ich dem gesunkenen Rom,  
Mit Schreck Euch schlagen wie des Irrsterns Schweif,  
Ihr stolzen Elenden! Ihr sollt erfahren:  
Ihr habt mich nicht gebrochen, war ich auch  
Ein Weilchen matt vom heißen Fechten!

FURIA. Hör' mich!

Was Schicksal, was die nächtlichen Gewalten  
Uns heißen, müssen wir gehorsam tun.  
Nun wohl! Mein Haß erlosch; das Schicksal wollt' es;  
Es mußte sein. Auf, reiche mir die Hand  
Zum ewigen Bunde! Nun, was zauderst Du?  
Du willst nicht?

CATILINA.

Wollen —? Deine Augen schau' ich.  
Sie leuchten — wie der Blitz im Schoß der Nacht.  
Nun lächeltest Du eben! Ha, so hab' ich  
Mir Nemesis gedacht —

FURIA.                    Wie? Sie zu schauen,  
Blick' in Dich selbst. Vergaßest Du den Eid?

CATILINA.

Ich denke sein; und doch erscheinst Du mir  
Wie eine Rächerin —

FURIA.                    Ich bin ein Bild ja  
Aus Deiner eignen Seele.

CATILINA grübelnd.    Wärest Du das?  
Ich ahne, was ich doch nicht fassen kann;  
Gleich wie aus Nebeln wallt's geheimnisvoll, —  
Doch deut' ich's nicht. Hier ist zu tiefe Nacht.

FURIA.

Nacht muß hier sein; die Nacht ist unser Reich;  
Im Dunkeln herrschen wir. Komm, reich' die Hand mir  
Zum ewigen Bunde!

CATILINA ungestüm.    Schöne Nemesis,  
Mein Schatten, meiner eignen Seele Bild, —  
Hier meine Hand zum ewigen finstern Bunde!  
Er ergreift heftig ihre Hand; sie blickt ihn mit einem starren  
Lächeln an.

FURIA. Nun scheidet uns nichts mehr!

CATILINA.                    Wie Feuer geht's  
Von Deinem Händedruck durch meine Adern!  
Hier rollt nicht Blut mehr, sondern heiße Lava;  
Zu enge wird mir ums Gewölb' der Brust;  
Vor meinem Blick wird Nacht! So soll sich denn  
Ein Meer von Flammen über Rom ergießen!

Er zieht sein Schwert und schwingt es.

Mein Schwert, mein Schwert! Ha, siehst Du, wie es  
[funkelt?

Bald soll sich's färben mit lebendigem Blut!  
Was überfällt mich? Meine Schläfen brennen;  
Ein Heer Gesichte jagt an mir vorbei.  
Sieg, Rache, Leben kommt nun allen Träumen  
Von Größe, Herrschermacht, Unsterblichkeit.  
Mein Feldruf laute: Tod und rote Lohe!  
Weh' dir, o Rom! Jetzt bin ich erst ich selbst!

Er stürzt hinweg; Furia folgt ihm.

Das Innere einer schwach erleuchteten Taberne.  
Statilius, Gabinius, Coeparius, treten zugleich mit  
einer Anzahl junger Römer ein.

STATILIUS.

Hier, Freunde, können wir die Nacht verbringen;  
Hier sind wir sicher, daß uns niemand hört.

GABINIUS.

Wohlan, so laßt uns bechern, singen, schwärmen!  
Wer weiß, wie lang's uns noch gegeben ist!

COEPARIUS.

Nein, warten wir vorerst die Botschaft ab,  
Die Lentulus uns und Cethegus bringen.

GABINIUS.

Ei, laß die Boten bringen, was sie wollen!  
Dort bringt man Wein; den proben wir indes.  
Auf, Brüder, stimmt ein lustig Lied mir an!

Dien er kommen mit Weinkannen und Bechern.

DIE GANZE FREUNDESSCHAR singt:

Bacchus zu Ehren  
Lasset uns leeren  
Randvoller Becher  
Perlenden Kranz!  
Lasset den dunkeln  
Rebensaft funkeln!  
Preisend erhebt des  
Gottes Geschenk!

Väterlich lächelnd  
Segnet uns Liber;  
Klar ist die Traube;  
Rausch ist der Lohn.  
Laßt uns genießen!  
Reben erschließen  
Herzen und Geister  
Fröhlicher Lust.

Doch du vor allen  
Funkelnden Perlen,

Klarer Falerner,  
Herrlicher Trank!  
Kraft in uns legst du,  
Mut uns erregst du,  
Heiterkeit senkst du  
Uns in die Brust!

Bacchus zu Ehren  
Lasset uns leeren  
Randvoller Becher  
Perlenden Kranz!  
Lasset den dunkeln  
Rebensaft funkeln!  
Preisend erhebt des  
Gottes Geschenk!

Lentulus und Cethegus treten auf.

LENTULUS. Genug des Singens und der Lust!

STATILIUS. Was gibt's.

Ist Catilina nicht mit Euch gekommen?

GABINIUS. Er wollte doch?

COEPARIUS. Was hat er Euch erwidert?

Sprecht, sprecht! Erzählt uns alles!

CETHEGUS. Völlig anders,

Als wir uns dachten, war sein Wort.

GABINIUS. Ei, ei?

LENTULUS. Er wies, was wir ihm bieten mochten, ab.  
Von unsern Plänen will er nichts vernehmen.

STATILIUS. Das wäre Wahrheit?

COEPARIUS. Warum will er nicht?

LENTULUS.

Er will nicht, kurz und gut. Er läßt uns sitzen;  
Verläßt die Freunde — und verläßt die Stadt.

STATILIUS. Er uns verlassen, sagst Du?

CETHEGUS. Er verweist

Noch diese Nacht. Je nun, ich tadl' ihn nicht;  
Sein Grund war triftig —

LENTULUS. Feigheit war sein Grund!

Nun, da Gefahr droht, bricht er uns die Treue.

GABINIUS.

Das nennt sich Catilinas Freundschaft!

COEPARIUS.

Nein:

Treulos und feig war Catilina nimmer!

LENTULUS. Und dennoch flieht er.

STATILIUS.

Mit ihm unsre Hoffnung.

## Wo fänden wir nun einen neuen Führer?

COEPARIUS.

Wo? Nirgends. Stehn wir ab von unserm Anschlag!

LENTULUS.

Noch nicht, Ihr Freunde! Hört nun erst, wie ich

Zur Sache stehe! Was war unser Wille?

Uns zuzueignen mit Gewalt, was uns

Ein ungerechtes Schicksal weigerte.

Man unterdrückt uns; doch wir wollen herrschen.

Wir leiden Nöt; — Reichtum ist unser Ziel.

VIELE STIMMEN.

**Ja, Macht und Reichtum! Macht und Reichtum gib uns!**

LENTULUS.

Nun wohl; wir wählten einen Freund zum Führer,

Auf den wir blindlings baun zu dürfen wähten.

Er täuscht uns, wendet der Gefahr den Rücken.

Doch, Freunde, nicht verzagt! Er soll erfahren,

Es geht auch ohne ihn. Was mangelt uns?

Ein Mann, der kühn an unsre Spitze träte, —

Nichts andres.

EINIGE. Nenn uns einen solchen Mann!

LENTULUS.

Und nenn' ich ihn und steht der Mann vor Euch, —

Wollt Ihr ihn dann zu Eurem Führer küren?

EINIGE. Das wollen wir!

ANDERE.

Ia, ia: das wollen wir!

STATILIUS. So nenn ihn, Freund!

LENTULUS.

Und wär' ich es nun selbst?

GABINIUS. Du selbst?

COEPARIUS.

Du. Lentulus —!

MEHRERE.

Du willst uns führen?

LENTULUS. Ich will's.

CETHEGUS. Und kannst Du's auch? Man muß dazu  
Ein Catilina sein an Kraft und Mut. [schon

LENTULUS.

Mir fehlt's an Mut nicht und auch nicht an Kraft.  
Nur Hand ans Werk! Wie? Oder wolltet Ihr  
Nun, da es sich entscheiden kann, zurückstehn?  
Jetzt oder niemals. Alles deutet auf  
Ein gut Gelingen —

STATILIUS. Sei's — wir folgen Dir!

MEHRERE. Wir folgen Dir!

GABINIUS. Nun ja, — wenn Catilina  
Nicht mittut, wirst wohl Du der nächste sein,  
Das Steuer zu ergreifen.

LENTULUS. Nun, so hört,  
Wie ich mir vorzugehn gedacht. Zuerst —

Catilina tritt eilig ein.

CATILINA. Hier bin ich, Freunde!

ALLE. Catilina!

LENTULUS beiseite. Er!

Verdammt —

CATILINA. Wohlan, was fordert Ihr von mir?  
Doch nein; ich weiß ja längst, worum sich's handelt.  
Ich will Euch führen. Wollt Ihr Folgschaft leisten?

ALLE außer Lentulus. Ja, Catilina, ja, Du führ' uns an!

STATILIUS. Man hat uns hintergangen —

GABINIUS. Dich verdächtigt!

COEPARIUS.

Man hat erzählt, Du wolltest fort von hier  
Und unsre Sache aus den Händen geben.

CATILINA.

Ich wollt' es. Aber jetzt nicht mehr; jetzt leb' ich  
Nur noch für dieses eine große Ziel.

LENTULUS.

Und was ist denn nun eigentlich Dein Ziel?

CATILINA.

Mein Ziel liegt höher, als Du ahnen magst;  
Ja, wohl, als irgend jemand ahnt. So hört denn!  
Erst will ich unsrer Sache jeden Bürger



Mit Freiheitssinn gewinnen, dem des Volkes  
Und Landes Ehr' und Wohlfahrt alles gilt.  
Der alte Römergeist ist noch am Leben,  
Sein letzter Funke noch nicht ganz erloschen.  
Nun werd' er wieder angefacht zur Flamme,  
So rein und leuchtend, wie er nie gelocht.  
Ach, allzu lange lag der Knechtschaft Duster  
Auf Rom gesenkt wie eine schwarze Nacht.  
Seht, dieses Reich, wie stolz es auch und mächtig  
Erscheint, es schwankt und harrt nur seines Falls.  
Drum muß ein Starker seine Zügel fassen;  
Von Grund aus heißt es säubern hier und reuten,  
Aus ihrem Schlaf die Stumpfgewordenen wecken,  
Vernichten ganz der Elenden Gewalt,  
Die Gift in die Gemüter streun, erstickend  
Verjüngten Lebens letzte Möglichkeit!  
Seht, Bürgerfreiheit will ich fördern, Freunde,  
Und Bürgergeist, wie er in alter Zeit  
Gewaltet hier; herauf von neuem bannen  
Das goldne Alter, da der Römer froh  
Sich hingab für des Vaterlandes Ehre  
Und Gut und Erbe opferte fürs Volk!

LENTULUS.

Du schwärmst, Freund Catilina! Das war's nicht,  
Was wir gemeint —

GABINIUS. Was, frag' ich, frommt es uns,  
Solch alte Zeiten wieder aufzurichten  
Mit ihrer lächerlichen Einfalt?

EINIGE.

Nein!

Macht fordern wir —

ANDERE.

Und Mittel, ungebunden  
Und sorgenfrei zu leben.

VIELE STIMMEN. Ja, das ist's!

COEPARIUS

Wie! Sollten wir um andrer Glück und Freiheit  
Uns selbst gefährden?

DIE GANZE SCHAR. Nein, wir wollen selbst  
Des Sieges Früchte!

CATILINA. Elendes Geschlecht!  
Ihr wollt vom Blut der großen Väter sein?  
Und wißt sie besser nicht zu ehren, als  
Indem Ihr Schimpf auf ihren Namen häuft!

LENTULUS.

Du wagst uns zu verhöhnen, Du, der stets  
Ein Schreckbild war —

CATILINA. Jawohl, ich leugn' es nicht;  
Ich war ein Schrecken aller Guten; doch  
So niedrig war ich nimmer noch wie Ihr!

LENTULUS.

Halt Deine Zung' im Zaum! Das Maß ist voll.

MEHRERE. Nein, nein; wir wollen nicht —

CATILINA ruhig. Ihr feige Brut, —  
Ihr könnt noch irgend etwas wollen, Ihr?

LENTULUS. Nieder mit ihm!

VIELE STIMMEN. Nieder mit Catilina!

Sie ziehen ihre Dolche und dringen auf ihn ein; Catilina zieht den  
Mantel ruhig von seiner Brust und betrachtet die Erregten mit  
einem kalten, höhnischen Lächeln; sie lassen die Dolche sinken.

CATILINA.

Stoßt zu! Ihr wagt es nicht? O, Freunde, Freunde!  
Ich würd' Euch achten, bohrtet Ihr den Stahl  
In diese offne Brust, die Ihr bedroht.  
Ist denn kein Funke Mutes mehr in Euch?

EINIGE. Er will nur unser Wohl!

ANDERE. Er höhnt mit Fug.

CATILINA.

Furwahr. Doch seht, die Zeit ist nun gekommen,  
Da Ihr der Schande Brandmal tilgen könnt.  
Was hinter uns liegt, wollen wir vergessen; —  
Denn eine bessre Zukunft tut sich auf.

Voll Bitterkeit.

Ich Tor! Der ich mit Euch zu siegen hoffte!  
Weilt Sieergeist in einer Schar Gesunkner?

Hingerissen.

Schön hat mir einst geträumt, und große Bilder  
Besuchten mich und flohn dem Blick vorüber.

Mir träumte, daß ich mich wie Ikarus  
Bis unters Himmelszelt beschwingt erhob;  
Mir träumte, Götter stählten mir die Hand  
Mit Riesenkraft und boten mir den Blitzstrahl.  
Und diese Hand ergriff den fliehenden  
Und zückt' ihn nieder auf die Stadt tief unten.  
Und da die rote Lohe stieg und leckte  
Und Rom in brauner Trümmer Staub versank,  
Da rief ich lauten und gewaltigen Rufs  
Die Brüder Catos an in ihren Gräbern;  
Und tausend Geister folgten meinem Weckruf, —  
Und neu aus seiner Asche hob sich Rom.

Abbrechend.

Es waren Träume nur. Kein Gott beschwört  
Vergangenheit ins Licht des Tags herauf,  
Und keiner Vorzeit Geist entsteigt dem Grabe.

Wild.

Nun wohl, vermag ich nicht das alte Rom  
Zu wecken, — unser Rom, es soll vergehn!  
Bald soll'n, wo Marmorsäulen jetzt sich reihen,  
Rauchsäulen wirbeln durch der Glut Gekrach;  
Palast und Tempel sollen stürzen und  
Das stolze Kapitol wie Staub verwehn!

Auf, schwöret, Freunde, daß Ihr diesem Werk  
Euch weihen wollt! Ich tret' an Eure Spitze.  
Wollt Ihr mir folgen, sprecht?

STATILIUS.

Wir folgen Dir!

Mehrere von den übrigen scheinen unschlüssig und besprechen sich  
flüsternd. Catilina betrachtet sie mit einem höhnischen Lächeln.

LENTULUS mit gedämpfter Stimme.

Am besten ist, wir folgen. Unter Trümmern  
Erreichen wir am schnellsten unser Ziel.

ALLE rufen: Ja, Catilina, ja; wir folgen Dir!

CATILINA.

So schwört mir zu bei Eurer Väter Göttern,  
Daß Ihr mir treu gehorchen wollt!

DIE GANZE SCHAR mit erhobenen Händen.      Ja, ja;  
Wir schwör'n Dir ewigen Gehorsam zu!

CATILINA.

So schleicht Euch einzeln, auf getrennten Wegen,  
Ins Haus zu mir. Dort harren Waffen Euer.  
Ich komme nach. Ihr sollt sodann erfahren,  
Wie ich mich vorzugehn entschloß. Geht nun!

Alle ab.

LENTULUS hält Catilina zurück.

Ein Wort noch! Weißt Du schon, daß dem Senat  
Gesandte der Allobroger gemeldet,  
Mit Klagen und Beschwerden?

CATILINA. Ja, ich weiß es.

Sie trafen heute ein.

LENTULUS. Ganz richtig, heute.

Wie, — wenn wir sie für unsre Pläne stimmten?  
Mit ihnen wird ganz Gallien sich erheben  
Und einen Sturm aufwirbeln wider Rom.

CATILINA unwillig.

Wir sollten Bündnis suchen mit Barbaren?

LENTULUS.

Ein solches Bündnis ist für uns Bedingung.  
Aus eigner Kraft erwächst der Sieg uns nicht;  
Wenn nicht von außen —

CATILINA lachelt bitter. Tief gefallnes Rom!  
In dessen Mauern nicht einmal mehr Männer,  
Ein wankend Trümmerwerk zu stürzen, sind.

Beide ab.

Ein Garten hinter Catilinas Haus, das zwischen  
den Bäumen hindurchblickt.

Zur Linken ein Seitengebäude.

Curius, Cethegus und mehrere von den Ver-  
schworenen treten, sich flüsternd mit einander besprechend,  
vorsichtig von rechts auf.

CURIUS.

Doch ist auch wirklich wahr, was Du berichtest?

CETHEGUS.

Wahr, Wort für Wort. In diesem Augenblick  
Ward's abgekartet.

CURIUS. Und er leitet alles?

CETHEGUS.

Er steht für alles. Sprich nur mit ihm selbst.

Alle mit Ausnahme von Curius ins Haus ab.

CURIUS. Seltsame Nacht! Meine Gedanken wirbeln  
Im Kreis herum! War's nur ein Traum, das Ganze?  
Erlebnis oder Traum, — ich schau' erwacht,  
Wohin ich schauen mag, nur ihre Züge.

Catilina tritt von rechts auf.

CATILINA auf ihn zu.

Mein Curius? Wie hast Du mir gefehlt!  
Ganz unerwünscht verlief mein Abenteuer  
Mit der Vestalin —

CURIUS verwirrt. So? Ei ja, gewiß!

CATILINA.

Ich will mich der Erinnerung dran entschlagen.  
Es war ein Abenteuer schicksalsschwanger.

Grublerisch.

Man sagt ja wohl, die Furien entstiegen  
Der Unterwelt, sich an der Opfer Fersen  
Zu heften. O, wenn es so wäre, Freund!

CURIUS unruhig.

Wie? Bist Du ihr —?

CATILINA. Sie war hier heute Nacht.

Jedoch genug davon. Mein Curius,  
Ein wichtig Unternehmen ist im Gange —

CURIUS. Ich weiß. Cethegus hat davon erzählt —

CATILINA.

Wer sagt, was von den Göttern für ein Ausgang  
Beschlossen ist? Mein Schicksal ist vielleicht:  
Zermalmt zuvor von feindlichen Gewalten,  
Mein Ziel nie zu erreichen. Nun wohlan!  
Doch Du, der mir von Kind auf teuer war,  
Mein Curius, Du sollst mir nicht hinein  
In diesen Strudel. Deine Hand! Du bleibst  
In Rom, falls ich den Angriff, was wohl möglich,  
Nach andrer Stelle zu verlegen wünschte,  
Und kommst erst, krönt Gelingen unser Werk.

CURIUS bewegt.

Mein väterlicher Freund! O, so besorgt!

CATILINA.

Du willigst ein? So laß uns Abschied nehmen;  
Nur einen Augenblick; ich komme gleich.

Ins Haus ab.

CURIUS blickt ihm nach.

Er liebt mich wie zuvor. Er argwöhnt nichts.

Lentulus und andere Verschworene treten von  
rechts auf.

LENTULUS. He, Curius, wir suchen Catilina.

Ist er im Garten?

CURIUS. Nein, er ist dort drinnen.

Sie treten ins Haus.

CURIUS geht unruhig umher.

Wie soll ich diese wilde Sehnsucht dämpfen?

Mein Blut ist aufgewühlt und gibt nicht Frieden

O Furia, — verwunderliches Weib!

Wo bist Du jetzt? Wann sehen wir uns wieder?

Wo blieb sie nur? Fort glitt sie, wie ein Schatten,  
Als ich sie aus dem grausen Grab befreit.

Und jene dunkeln, rätselvollen Worte,

Und dieses Auge, blind zugleich und schimmernd —?

Wie? War das Wahnwitz? Hätte Grabesgrauen

Den Sinn umnachtet ihr?

FURIA hinter ihm, unter den Bäumen.

Nein, blasser Jüngling!

CURIUS mit einem Aufschrei.

Du, Furia! Du, hier?

FURIA nähert sich. Bei Catilina.

Wo Er ist, hat auch Furia zu sein.

CURIUS.

O, folg' mir, Teure! Komm! Ich bringe Dich

In Sicherheit. Wenn hier Dich jemand sähe!

FURIA.

Die Toten fürchten nichts. Hast Du vergessen:

Du trugst einen Leichnam aus dem Grabe!



CURIUS. Ha, dieser Wahnwitz, der Dich angefaßt!  
Und doch, wie schön Du bist in Deinem Schwärmen.  
O, denk nicht mehr an Catilina jetzt!  
Folg' mir! Gebiete mir; ich will Dir dienen.

Wirft sich vor ihr nieder.

Hier bettl' ich wie ein Sklav zu Deinen Füßen  
Um einen Blick! O, hör' mich, Furia!  
Ich liebe Dich! Ein süß und giftig Feuer  
Verzehrt mein Herz, und niemand außer Dir  
Kann seine Qualen lindern —

FURIA blickt nach dem Hause hin. Dort ist Licht —  
Und Männer seh' ich. Was geschieht dort drinnen  
Bei Catilina?

CURIUS springt auf. Wieder dieser Name!  
Um ihn nur dreht Dein ganzes Denken sich.  
Ich könnt' ihn hassen!

FURIA. Hätte er beschlossen,  
Den kühnen Plan so bald ins Werk zu setzen,  
Der ihm die Nächte stahl?

CURIUS. Du weißt —?

FURIA. Das Ganze.

CURIUS. So weißt Du ja wohl auch, daß er sich an  
Die Spitze des verwegnen Bunds gestellt!  
Doch, ich beschwör' Dich, frage mich nicht weiter  
Nach Catilina!

FURIA. Sag' mir nur noch eins;  
Dies sei die letzte Frage. Gehst Du mit ihm?

CURIUS. Er ist mir wie ein treuer Vater —

FURIA lachend. Er?  
Mein Catilina?

CURIUS. Ha!

FURIA. Der Mann, um den  
Mein Denken kreist?

CURIUS. Ein Taumel faßt mich an!  
Ich hass' ihn —! O, ich könnt' sein Mörder werden!

FURIA.  
Schworst Du mir jüngst nicht zu, Du seist bereit  
Mir zu gehorchen?



CURIUS.            Fordre, was Du willst!  
Ich dien' Dir blind, gehorch' in allem Dir, —  
Nur eines: denk nicht mehr an Catilina!

FURIA.

Das will ich tun, — sobald er in sein Grab  
Hinabgestiegen ist.

CURIUS weicht zurück. Du forderst, daß ich —?

FURIA. Du sollst kein Eisen brauchen; nur verraten,  
Was er zu tun gedenkt —

CURIUS.            Verrätere! '

Und Mord zugleich! Bedenk, er ist ja doch  
Mein Vater fast und —

FURIA.            Meines Denkens Ziel!  
Schwächlicher Tor! Und Du, Du wagst von Liebe  
Zu reden, — und erschrickst, den Mann zu stürzen,  
Der Dir im Wege steht? Geh von mir!

Sie wendet ihm den Rücken.

CURIUS.            Nein;  
Verlaß mich nicht! Ich bin zu allem willig!  
Ein Grauen schüttelt mich vor Deinem Anblick;  
Und doch, ich kann die Fäden nicht zerreißen,  
Womit Du mich umgarnt.

FURIA.            So bist Du willig?

CURIUS.  
Was höhnt Du mich, indem Du also fragst?  
Ob willig ich? Wie? Hab' ich denn noch Willen?  
Dein Blick ist wie der Schlange Blick, wenn er  
Mit Zauberbann sich auf den Vogel heftet,  
Der angstvoll sie umflattert, immer näher  
Und näher stets dem fürchterlichen Schlund.

FURIA. So geh ans Werk!

CURIUS.            Und wenn ich meine Freundschaft  
Für meine Liebe opferte, — was dann?

FURIA. Weiß ich nicht mehr, wer Catilina war.  
Ist mein Geschäft zu Ende? Heisch' nicht mehr!

CURIUS. Um d e n Preis sollte ich —?

FURIA.            Du zauderst noch?  
Zeigt Dir Dein schwächlich Hoffen nichts davon,

Womit ein dankbar Weib beglücken kann,  
Wenn erst die Zeit —?

CURIUS. Bei allen Nachtdämonen!  
Ich zaudre nicht. Der Eine scheidet uns.  
So mag er fallen! Jeden Funken tilg' ich  
Der Freundschaft für ihn, jedes Band zerreiß' ich!  
Wer bist Du, schöner Nachtspek? Deine Nähe  
Versteinert und verzehrt mich auf einmal.  
Mein Sehnen macht mir Frost, mein Schrecken Hitze,  
Mein Lieben ist wie Haß gemengt mit Zauber.  
Wer bin ich selbst? Ich kenne mich nicht mehr.  
Eins weiß ich nur: daß ich ein andrer war,  
Eh' ich Dich sah. Froh spring' ich in den Abgrund,  
Um Dir zu folgen! Catilina sterbe!  
Ich geh' zum Kapitol. In dieser Nacht  
Ist der Senat versammelt. Eine Zeile  
Verrät ihm Catilinas Werk. Leb' wohl!

Eilig ab.

FURIA für sich.  
Schon türmt die Wolke sich; bald zuckt der Blitz.  
Dein Tag geht jäh zur Rüste, Catilina;  
Mit großen Schritten nahst Du Deinem Grab!

Die Gesandten der Allobroger, Ambiorix und Ollovico,  
treten aus dem Hause, ohne Furia zu bemerken, die halb verborgen  
im Schatten der Bäume steht.

AMBIORIX.  
So wär's beschlossen denn. Es war gewagt,  
Mit diesem Mann sich zu verbinden.

OLLOVICO. Ja;  
Doch da der Rat uns jede Forderung abschlug,  
Blieb uns kein andrer Weg der Rettung offen;  
Und was uns wird, wenn unsre Freunde siegen,  
Es wiegt den fährdevollen Kampf wohl auf,  
Der unser bald nun harrt.

AMBIORIX. So ist es, Bruder!  
OLLOVICO. Gewinn der alten Unabhängigkeit,  
Freiheit von Rom — ist einen Strauß wohl wert.

AMBIORIX.

So schnell wie möglich heißt es nun nach Hause  
Und rings im Gallierland den Aufruhr schüren.  
Leicht werden wir die Stämme wider ihre  
Zwingherrn empören, daß sie uns vertraun  
Und mit zu Catilinas Scharen stoßen.

OLLOVICO.

Der Kampf wird hart sein. Noch ist Rom gar mächtig.

AMBIORIX. Wir müssen's wagen. Ollovico, komm!

FURIA ruft ihnen warnend zu:

Weh über Euch!

AMBIORIX fährt zusammen. Bei allen Göttern —!

OLLOVICO. Horch!

Uns warnt im nächtigen Dunkel eine Stimme!

FURIA. Weh über Euer Volk!

OLLOVICO. Dort steht sie, Bruder,

Der bleiche, ahnungsvolle Schatten; sieh!

FURIA. Weh über die, so Catilina folgen!

AMBIORIX.

Heim! Heim! Wir fliehn! Wir brechen jedes Bündnis.

OLLOVICO.

Uns warnte eine Stimme; wir gehorchen.

Schnell nach rechts ab.

Catilina tritt aus dem Haus im Hintergrund.

CATILINA.

Vergebne Hoffnung, Rom bedrohen wollen

Mit dieser Schar von Elenden und Feigen!

Was treibt sie? Sie gestehn's mit kalter Frechheit:

Nur Not und Raublust treibt sie, sich zu rühren.

Verlohnt sich's wohl, für solche Ziele Leben

Zu opfern? Was gewinne ich dabei!

Was fällt für mich ab?

FURIA unsichtbar hinter den Bäumen. Rache, Catilina!

CATILINA fährt zusammen.

Wer redet da! Wer weckt der Rache Geister

Aus ihrem Schlaf? Rang diese Stimme sich

Aus meinem Innern? Rache? Ja, dies Wort

Sei Losung mir und Feldruf! Blutige Rache!

Rache für alle Hoffnungen und Träume,  
Die mir ein grollendes Geschick zertreten!  
Rache dafür, daß Ihr mein Leben bracht!

Die Verschworenen treten bewaffnet aus dem Hause.

LENTULUS.

Noch brütet nächtlich Dunkel über Rom;  
's ist Zeit nun, aufzubrechen.

MEHRERE flusternd: Gehn wir! Kommt!

Aurelia tritt aus dem Seitengebäude, ohne die Verschworenen zu bemerken.

AURELIA. Geliebter, — bist Du hier?

CATILINA mit einem Aufschrei. Aurelia!

AURELIA. Ließ ich Dich warten, sag' mir?

Gewahrt die Verschworenen und eilt zu ihm hin.

Milde Götter!

CATILINA stößt sie zur Seite.

Fort von mir, Weib!

AURELIA. Mein Catilina, — sprich!

Die Männer hier in Waffen —? Und auch Du —?

O, Du willst hinziehn —

CATILINA wild. Ja, beim Gott der Schatten, —  
Ein lustiger Zug! Siehst Du den Stahl hier blitzen?  
Heiß dürstet ihn; ich geh' — den Durst ihm stillen.

AURELIA.

Mein Traum, mein Hoffen! O, mein seliger Traum!  
Und so von ihm erwachen müssen —

CATILINA. Schweig!

Bleib, — oder folge uns! Mein Herz ist tot  
Für Klag' und Tränen. — Freunde, seht, wie rot  
Der volle Mond dort in die Nacht versinkt.  
Wann uns sein Rund zum nächsten Male blinkt,  
Soll sich ein Flammenstrom mit wilder Macht  
Hinwälzen über Rom und seine Pracht.

Und scheint er abermals um tausend Jahre  
Auf Latiums Trümmerfeld, so offenbare  
Nur Eine Säule noch aus Schutt und Graun  
Dem Wanderer: Hier war einst Rom zu schaun.

Er eilt nach rechts ab; alle folgen ihm.

## DRITTER AKT

Catilinas Lager in einer waldreichen Gegend Etruriens. Zur Rechten sieht man Catilinas Zelt und diesem zur Seite einen alten Eichbaum. Vor dem Zelt brennt ein Wachtfeuer. Mehrere andere schimmern durch die Baume im Hintergrund. Es ist Nacht. Der Mond bricht bisweilen aus den Wolken hervor.

Statilius liegt schlafend am Wachtfeuer. Manlius geht vor dem Zelt auf und ab.

MANLIUS. Das ähnelt diesen jungen leichten Vögeln. Da schlafen sie so ruhig und so fest, Als lägen sie im treuen Schoß der Mutter, Und nicht in einem unwegsamem Wald. Das pflegt der Rast, als warteten sie nur, Zu einem muntern Spiel geweckt zu werden Und nicht zu einem Kampf, — vielleicht dem letzten, Den sie zu kämpfen haben.

STATILIUS erwacht und steht auf. Noch auf Wacht? Du bist wohl müd'? Nun ist die Reih' an mir.

MANLIUS. Schlaf' lieber noch. Erquickend schlafen ist Der Jugend Recht; ihr leidenschaftlich Blut Bedarf der Kräfte. Anders steht es, wenn Das Haar ergraut, das Herzblut matter rinnt, Und Alter unsre Schultern hängen macht.

STATILIUS. Ja, Du hast recht; so will auch ich einmal Als alter, grauer Krieger —

MANLIUS. Weißt Du denn So sicher, daß das Schicksal Dir zu altern Gewähren wird?

STATILIUS. Wie sollt' es nicht? Was bringt Dein Herz auf solche Ahnungen? Hat irgend Ein Unglück uns betroffen?

MANLIUS. Und Du meinst, Wir hätten nichts zu fürchten, junger Tor?

STATILIUS. Wir haben unser Heer verstärkt —

MANLIUS. Verstärkt, Durch Fechter und entlaufne Sklaven, ja.

STATILIUS.

Was schadet das; gesammelt werden sie  
Zu schaffen machen, und ganz Gallien will  
Uns Hilfe senden —

MANLIUS. Hilfe, die noch aussteht.

STATILIUS.

Du meinst, daß die Allobroger ihr Wort  
Gereuen wird.

MANLIUS. Ich kenne diese Leute  
Von früher her. Allein genug davon.  
Wir werden wohl schon morgen wissen, was  
Die Götter über uns beschlossen haben.

Doch geh, Statilius, und sieh mir nach,  
Ob alle Wachen ihrer Pflicht gedenken.  
Wir müssen einen Überfall erwarten —  
Und kennen nicht einmal des Feindes Stand.

Statilius in den Wald hinein ab.

MANLIUS allein am Wachtfeuer.

Nun sammeln sich der Wolken mehr und mehr:  
's ist eine dunkle, wetterschwangre Nacht;  
Ein feuchter Nebel engt die Brust mir ein,  
Als bärg' im Schoß er Unheil für uns alle.  
Wo blieb der leichte, unbesorgte Sinn,  
Womit ich einst des Krieges Handwerk trieb?  
Ob es des Alters Last nur ist, die sich  
Mir fühlbar macht? Hm, seltsam, diesen Abend  
Bedünkte selbst die Jugend mich verstimmt.

Nach einer Pause.

Nun denn, die Götter wissen's, Rache war  
Es nicht, weshalb ich Catilina folgte.  
Mein Groll entbrannt' auf eine kleine Frist,  
Als ich gekränkt, hintangesetzt mich fühlte; —  
Das alte Blut ward noch nicht ganz zu Eis,  
Oft rollt's noch heiß genug durch diese Adern  
Doch das vergaß sich bald. Ich folgte ihm  
Um seinetwillen, meinem Catilina;  
Und wachen werd' ich treulich über ihn.

Vereinsamt steht er unter diesen Scharen  
Von wilden Freunden und gemeinen Schurken.  
Sie fassen seine Pläne nicht, und Er  
Ist allzu stolz, den ihren nachzudenken.

Er legt einige Scheite ins Feuer und bleibt in Schweigen versunken  
stehen. Catilina tritt aus dem Zelt.

CATILINA für sich.

Es geht auf Mitternacht. Wie still ist alles!  
Nur meinem Auge will kein Schlummer kommen.  
Kalt bläst der Nachtwind; möcht' er mir Erquickung  
Und Kräfte bringen. Ach, es tut so not!

Bemerkt Manlius.

Du bist es, alter Manlius? Du wachst hier  
Allein die dunkle Nacht?

MANLIUS. Ich habe Dich,  
Da Du noch Kind, so manches Mal bewacht.  
Besinnst Du Dich nicht mehr?

CATILINA. Die Zeit ist hin,  
Und mit ihr meine Ruh'; wohin ich gehe,  
Verfolgen mich Gesichte, hundertfältig.  
O, alles, Manlius, birgt diese Brust,  
Nur Frieden nicht. Der bleibt ihr ewig fremd.

MANLIUS.  
Verjag' die traurigen Gedanken. Schlummre!  
Sieh, morgen fällt der Würfel; alle baun  
Und dürfen baun auf Deine volle Kraft.

CATILINA.  
Ich kann nicht schlummern. Schließ' ich meine Augen,  
In flüchtigem Schlaf Vergessenheit zu suchen,  
So werd' ich Spielball wunderlicher Träume.  
So lag ich auf dem Lager just, im Halbschlaf,  
Da kamen jene Traumgesichte wieder, —  
Krauser denn je, lebhafter, bildlicher,  
Geheimnisvoller. Ah, begriff' ich doch  
Des Zeichens Sinn! Doch nichts —

MANLIUS. Vertrau' mir an,  
Was Du geträumt; vielleicht kann ich Dir's deuten.

CATILINA nach einer Pause.

Ob ich schlummernd oder wach lag, weiß ich selber

[kaum;  
Ohne Rast und Ruh' sich jagte Traum in mir um Traum.

Sieh, da legt sich Dunkel um mich, Dämmer schauerlich;

Und mit breitem Fittich senkt sich eine Nacht auf mich,  
Nur durchzuckt von Blitzgefunkel, düster, schreckens-

[reich;  
Und ein feucht Gewölb umfängt mich einem Grabe  
[gleich.

Wie ein wetterschwerer Himmel hoch die Wölbung ragt,  
Scheuer Schatten wirr Gewimmel, toller Geister Jagd  
Saust und braust vorbei: so atmet Sturm des Meeres

[Brust,  
Bis am Steingestad' es endlich büßt die wilde Lust.

Aber mitten im Gewimmel singen, kranzgeschmückt,  
Kinder wie von Heimatfluren, längst dem Sinn entrückt.

Wo sie singen, weicht das Dunkel einem Leuchten klar, —

Und in des Gewölbes Mitte steht ein einsam Paar;

Zwei der Weiber: streng die eine, schwarz wie Finsternis,

Und die andre mild, wie Morgen, wann das Graun zerriß.

O, wie seltsam wohlbekannt doch dünkten mich die zwei!

Bald der einen Lächeln sonnte mir die Seele frei;

Bald der andern Auge brannte wie ein Blitzstrahl wild;

Schreck ergriff mich, und doch bannte mich das grause  
[Bild.

Stolz und aufrecht steht die eine, und die andre lehnt

[sich still

An den Tisch, auf dem sie, dünkt mich, spielen ein ver-

[borges Spiel.

Steine tauschen sie und rücken sie von Feld zu Feld —

Da — gewonnen! Da — verloren! Und zur Unterwelt

Sinkt sie, die verlor, und mit ihr ihres Lächelns Licht;

Auch die frohen Kindergruppen weilen länger nicht.

Lärm und Dunkel wächst und wächst. Doch aus des

[Dämmers Schoß

Heften sich auf mich zwei Augen, starr, erbarmungslos.

Schwindel faßt mich an; ich schaue nur der Augen Glut,



Doch was weiter noch gefiebert mein erregtes Blut,  
Deckt in meinem Innern nächtlich des Vergessens Bann.  
Könnt' ich mich nur noch erinnern! Ach, daß es zerrann!

MANLIUS. Ein Traum, gar eigentümlich, Catilina;  
Gewiß.

CATILINA grubelnd.

Vermöcht' ich mich nur zu erinnern —!  
Doch alles ist vergebens —

MANLIUS. Plag' Dich nicht  
Mit solchen Dingen ab! Was sind wohl Träume?  
Phantastische und leere Hirngespinnste,  
Bedeutungslos und ohne Grund und Sinn.

CATILINA.

Ja, ja; hast recht; wozu sein Hirn zergrübeln;  
Es war nur eine Laune. Geh nur, Alter,  
Und ruh' Dich aus. Ich wandre hier indes  
Mit mir allein umher und meinen Plänen.

Manlius in den Wald ab.

CATILINA geht eine Weile am Wachtfeuer, das dem Erlöschen nahe ist, auf und nieder, dann bleibt er stehen und sagt gedankenvoll:

Vermöcht' ich bloß —! Ah, weibisches Gebahren,  
Solchem Gegrübel Zeit und Ohr zu leihn.  
Und doch, in dieser stummen Geisterstunde,  
In dieser Einsamkeit, — wie tritt lebendig  
Mir wiederum vor Augen, was ich träumte —!

Ein Schatten, einem alten Manne in Rüstung und Toga gleichend,  
wächst ein Stück vor ihm unter den Bäumen gewissermaßen aus  
dem Boden.

CATILINA weicht vor dem Schatten zurück.

Ihr Götter!

DER SCHATTEN. Sei begrüßt mir, Catilina!

CATILINA.

Was willst Du mir? Wer bist Du, bleicher Schatten?

DER SCHATTEN.

Ich habe hier das Recht, zu fragen; Du  
Die Pflicht, zu antworten. Gemahnt Dich nicht  
An längst vergangne Zeiten diese Stimme?

CATILINA.

Mir ist als wäre mir —; doch kann ich nicht —  
Doch sprich, — wen suchst Du mitternächtiger Weile?

DER SCHATTEN.

Dich such' ich. Wisse, diese Stunde nur  
Ist mir vergönnt, hier oben umzugehen.

CATILINA.

Bei allen Göttern, sprich! Wer bist Du?

DER SCHATTEN. Still!

Ich komme, Dich zur Rechenschaft zu ziehen.  
Was gönnst Du mir des Grabes Frieden nicht?  
Was treibst Du mich empor vom Haus des Todes?  
Was störst Du mein Vergessen, meine Ruhe,  
Daß ich Dir nahn muß drohenden Geflüsters  
Und meine teu'r erkaufte Ehre schirmen?

CATILINA.

Ha, diese Stimme —! Ahnung dämmert mir —

DER SCHATTEN.

Was ist von meiner Herrschermacht geblieben?  
Ein Schatten wie ich selbst; ja, kaum ein Schatten.  
Sie sank gleich mir ins Grab und ward zu nichts.  
Sie zahlte teuer sich, war teu'r erworben.  
Sie hat mich meines Lebens Ruh' gekostet,  
Und die des Grabes gab ich hin für sie.  
Und nun willst Du mir mit verwegner Hand  
Den Rest entreißen, der mir noch verblieb!  
Sind nicht der Wege mehr zu großen Werken?  
Was wählst Du den just, welchen ich gewählt?  
Die Macht, sie gab ich mit dem Leben auf.  
Allein mein Name sollte ewig stehn,  
Nicht freundlich funkelnd wie des Sternes Auge,  
Nein, wie ein Blitz, ans Nachtgewölb geheftet!  
Nicht wollte ich gleich Hunderten vor mir  
Durch Edelsinn und sanfte Tugend glänzen;  
Ich wollte nicht bewundert sein, — ein Los,  
Das schon so vielen ward und werden wird  
Zu allen Zeiten. Nein, aus Blut und Schrecken  
Beschloß ich mir mein Denkmal aufzurichten!

In stummem Graun wie auf ein Meteor,  
Das aufflammt und verglüh't gleich einem Rätsel,  
So sollte starren man auf meinen Pfad,  
Aufschauend scheu zu mir, dem nie ein Mensch,  
Nicht vor- noch nachher, wagte gleich zu sein!  
So träumte mir, — allein ich ward betrogen.  
Du standst mir nahe. Daß mir auch nicht ahnte,  
Welch schlimme Saat in Deiner Seele schlief!  
Doch wisse, Catilina, ich durchschaue  
Der Zukunft Dämmerflor und was er birgt;  
In den Gestirnen lese ich — Dein Schicksal!

CATILINA.

Mein Schicksal liesest Du? So deute mir's!

DER SCHATTEN.

Erst hinterm Tor der Todesnacht  
Entweicht die Dämmerung, die umbreitet,  
Was, eine große grause Fracht,  
Hinab den Strom der Zukunft gleitet.  
Nur dies darf ich als Geist Dir noch  
Aus Deines Schicksals Buch bestellen:  
Du fällst von eigner Hand, und doch  
Wird eine fremde Hand Dich fällen!

Die Geistererscheinung gleitet fort, wie in einem Nebel.

CATILINA nach einer Pause.

Er ist verschwunden. War's ein Traumbild nur?  
Nein, nein; hier stand er, und der Mondstrahl streifte  
Sein fahles Antlitz. O, ich kannt' ihn wohl!  
Der alte, blutige Diktator war's,  
Der aus dem Grabe, mich zu schrecken, stieg.  
Ihm bangt, des Sieges Krone zu verlieren,  
Kein Lorbeerreis, — den fürchterlichen Ruf,  
Darin sein Name weiterlebt. So plagt  
Blutlose Schatten noch der Ehrsucht Fieber?

Geht unruhig auf und ab.

Was stürmt nicht auf mich ein! Bald warnt mich sanft  
Aurelia, bald widerhallt mein Herz  
Von Furias aufstachelndem Geheiß.  
Und nicht genug; aus ihren Gräbern tauchen

Die bleichen Schatten der Vergangenheit.  
Sie drohen mir. Ich sollte ihnen weichen?  
Noch jetzt auf Umkehr sinnend? Nein, ich schreite  
Los auf mein Ziel — und werde es erreichen!

Curius kommt in heftiger Bewegung durch den Wald.

CURIUS. O, Catilina —!

CATILINA überrascht. Du, Du hier, mein Freund?

CURIUS. Ich mußte —

CATILINA. Warum bliebst Du nicht in Rom?

CURIUS.

Mich ließ die Angst um Dich nicht länger weilen.

CATILINA.

Um meinetwillen wagst Du blind Dein Leben?

Leichtsinniger! Und doch, — komm an mein Herz!

Will ihn umarmen.

CURIUS weicht zurück.

Rühr' mich nicht an! Komm mir nicht nah! Ich bin —

CATILINA.

Was ist mit Dir, mein Curius?

CURIUS. Brich auf!

Flieh, wenn Du kannst; noch diese Stunde flieh!

Von allen Seiten zieht der Feind heran;

Du wirst umzingelt, Catilina!

CATILINA. Fass' Dich;

Du redest wirr. Hat Dich der Weg erschöpft?

CURIUS.

O, nein; doch rette Dich, solange's noch Zeit!

Dich fällt Verrat —

Wirft sich vor ihm nieder.

CATILINA. Verrat! Was sagst Du da?

CURIUS. Verrat im Kleid der Freundschaft!

CATILINA. Nimmermehr!

Die rauhen Freunde sind mir treu wie Du.

CURIUS. O, weh dann über Deiner Freunde Treue!

CATILINA.

Komm zu Dir selbst! Nur Deine Liebe ist es,

Dein Zittern für mein Wohl, was Deine Seele

Gefahren wittern läßt, wo keine sind.

CURIUS.

O, weißt Du wohl, daß dieses Wort mein Tod?  
Doch flieh! So flehentlich beschwör' ich Dich —!

CATILINA.

Fass' Dich und sprich vernünftig. Warum fliehen?  
Der Gegner weiß um meinen Standort nicht —

CURIUS.

Er kennt ihn, — weiß um alle Deine Pläne!

CATILINA.

Ha, rasest Du? Er weiß —? Das ist unmöglich.

CURIUS.

O, wär' es das! Doch nütz' die knappe Frist;  
Noch möchte Flucht vielleicht Dein Leben retten!

CATILINA.

Verrat? Nein; zehnmal nein; das ist unmöglich!

CURIUS ergreift seinen Dolch und reicht ihn Catilina.

Da, Catilina! Nimm und stoße zu!

Mitten durchs Herz! Ich habe Dich verraten!

CATILINA. Du? Welch ein Wahnsinn —!

CURIUS.

Ja, es war im Wahnsinn!

Frag' nicht, warum; weiß ich es selbst doch kaum;  
Doch tat ich's — und entdeckte Dein Geheimnis.

CATILINA.

So fahr' auf ewig hin, Vertraun auf Freundschaft!

CURIUS.

Stoß mir den Dolch ins Herz, und quäl' mich nicht  
Mit Schonung länger!

CATILINA mild. Lebe, Curius!

Steh auf! Du fehltest; — ich verzeihe Dir.

CURIUS überwältigt.

O, Catilina, sieh mich hier im Staub —

Doch säum' nicht; flieh! Du hörst ja doch: es drängt.

Wie bald, so stehn die Römischen im Lager;

Von allenthalben ziehn sie schon heran.

CATILINA.

Und in der Stadt die Freunde —?

CURIUS.

Sind ergriffen!

Ein Teil im Kerker, doch die meisten tot.

CATILINA für sich. O, Schicksal, Schicksal!

CURIUS reicht ihm abermals den Dolch hin.

Stoß ihn mir ins Herz!

CATILINA blickt schweigend auf ihn.

Du warst ein Werkzeug nur. Du tatest recht —

CURIUS.

O, mit dem Leben laß die Schuld mich sühnen!

CATILINA. Ich habe Dir verziehn.

Indem er sich zum Gehen wendet.

Nun bleibt nur eins

Zu wählen, Freund!

CURIUS springt auf. Ja, Flucht?

CATILINA. Nein, Heldentod!

Durch den Wald ab.

CURIUS. Vergebens! Untergang erwartet ihn.

O, diese Güte straft mich zehenfach!

Ich folg' ihm nach; eins sei mir nicht versagt:

Kämpfend zu fallen an des Helden Seite!

Eilt ab.

Lentulus erscheint mit zwei Gladiatoren vorsichtig  
zwischen den Baumen.

LENTULUS leise. Ich hörte sprechen —

DER EINE GLADIATOR. Jetzt ist alles still.

DER ANDERE GLADIATOR.

Die Wache ging vielleicht, um abgelöst

Zu werden —

LENTULUS. Möglich. Dies hier ist die Stelle.

Hier sollt Ihr warten. Habt Ihr Eure Schwerter

Geschliffen?

ERSTER GLADIATOR.

Blank wie einen Blitz, o Herr!

DER ANDERE GLADIATOR.

Meins schneidet gut. Beim letzten Fest in Rom

Hat's zween der Fechter in den Sand gestreckt.

LENTULUS.

So haltet Euch denn still hier im Gehölz;

Und wenn der Mann, den ich Euch zeigen werde,

Zum Zelt dort geht, so stürzt Ihr auf ihn los  
Und haut ihn meuchlings nieder.

ERSTER GLADIATOR. Soll geschehn.

Beide Gladiatoren verstecken sich; Lentulus geht spähend umher.

LENTULUS für sich.

Ich weiß, ich spiele hier ein tollkühn Spiel;  
Doch muß es noch vollbracht sein diese Nacht,  
Soll's glücken überhaupt. Fällt Catilina,  
Kann niemand hier befehligen als ich.  
Mit goldnen Lügen kauf' ich sie mir alle  
Und rücke kühnlich auf die Hauptstadt los,  
Wo der Senat, ratlos in seinem Schreck,  
Dem Sieger nicht viel Arbeit machen wird.

In den Wald ab.

ERSTER GLADIATOR leis zu dem anderen.

Wer ist er, dieser unbekannte Mann,  
Den wir ermorden sollen?

DER ANDERE GLADIATOR. Kümmert's uns?  
Wer's ist, der ist's. Wenn Lentulus uns wirbt,  
So fällt auf seine Kappe, was wir tun.

LENTULUS kommt eilig zurück.

Macht Euch bereit; er kommt, auf den wir warten!

Lentulus und die Gladiatoren stellen sich zwischen den Gebüsch  
auf die Lauer. Gleich darauf kommt Catilina durch den Wald  
und geht auf das Zelt zu.

LENTULUS flusternd.

Los! Stoßt ihn nieder; haut's Genick ihm durch!

Alle drei dringen auf Catilina ein.

CATILINA zieht sein Schwert und verteidigt sich.

Ha, Elende, — was wagt Ihr —?

LENTULUS zu den Gladiatoren. Drauf! Stoßt zu!

CATILINA erkennt ihn.

Du, Lentulus, willst Catilina morden?

ERSTER GLADIATOR erschrocken. Er ist es!

DER ANDERE GLADIATOR. Catilina! Wider ihn  
Brauch' ich mein Schwert nicht.

Beide Gladiatoren fliehen.

LENTULUS.

Gut, so fall durch meins!

Sie kämpfen; Catilina schlägt Lentulus das Schwert aus der Hand;  
Lentulus will entfliehen, aber Catilina halt ihn fest.

CATILINA. Verräter! Mörder!

LENTULUS flehend.

Gnade, Catilina!

CATILINA.

Auf Deiner Stirne les' ich, was du plantest.  
Du dachtest mich zu morden, um dann selbst  
Zum Herrn Dich aufzuwerfen. War es so?

LENTULUS. So war es, Catilina!

CATILINA blickt ihn mit verstecktem Hohn an.

Nun, wohlan!

Wenn Dich nach Macht gelüstet, — laß Dich's lüsten!

LENTULUS. Ich weiß nicht, was Du meinst?

CATILINA.

Ich trete ab;

Du führst das Heer an meiner Statt —

LENTULUS erstaunt.

Du wolltest —?

CATILINA.

Jawohl. Doch sei auf alles vorbereitet.

Denn wisse, unser Anschlag ist verraten;

Die Senatoren kennen unsre Pläne;

Ihr Heer umzingelt uns —

LENTULUS.

Was sagst Du da?

CATILINA.

Ich will die Freunde nun zusammenrufen.

Komm mit und tritt Dein Amt als Führer an;

Ich danke ab.

LENTULUS hält ihn zurück.

Nein, wart' doch, Catilina!

CATILINA.

Die Zeit ist kostbar; eh' der Morgen graut,

Ein Angriff zu gewärtigen —

LENTULUS ängstlich.

Hör' mich, Freund!

Du spaßest wohl? Es kann nicht möglich sein —

CATILINA. Wir sind verraten, wie ich Dir gesagt.  
Nun zeig' uns Deinen Witz und Deine Kunst.

LENTULUS. Verraten? O, dann weh' uns allen!



CATILINA.

Feigling!

Jetzt zitterst Du! Und Du willst stürzen mich;  
Du wähnst, ein Mann wie Du vermöcht' zu herrschen?

LENTULUS. Vergib mir, Catilina!

CATILINA.

Such' Dein Heil

In schneller Flucht, wenn es noch nicht zu spät.

LENTULUS. O, Du erlaubst mir —?

CATILINA.

Nahmst Du es für Ernst,

Ich wiche in der Stunde der Gefahr

Von meinem Posten? Kennst Du mich so schlecht?

LENTULUS. O, Catilina, Du —!

CATILINA kalt.

Verlier die Zeit nicht

Und rette Dich; — ich werd' zu sterben wissen.

Wendet sich von ihm.

LENTULUS zu sich selbst.

Ich danke Dir für Deine Neuigkeit;

Sie soll mir selbst die besten Dienste leisten.

Es trifft sich gut, daß ich in dieser Gegend

Nicht unbekannt; so schlag' ich mich zum Feind

Und führ' ihn auf geheimen Pfaden her,

Zu Deinem Untergang und meiner Rettung.

Der Wurm, den Du voll Hochmut in den Staub trittst,

Er wird Dir seinen scharfen Zahn noch weisen!

Ab.

CATILINA nach einer Pause.

Dies ist die Treue, drauf ich Häuser baute!

So dienen sie mir, Mann für Mann. Ihr Götter!

Verrätere! und Feigheit sind die Früchte,

Die diese matten Sklavenseelen reifen.

O, welch ein Tor ich bin mit meinen Plänen!

Zerstören will ich Rom, dies Otternest, —

Und dieses Rom ist längst schon Schutt und Asche.

Man hört Waffenalarm sich nähern; er lauscht.

Da' kommen sie! Es sind noch kühne Männer

Darunter. Wie der Stahl so lieblich singt!

Wie lustig sich die Schilde widersprechen!

Die alte Glut, ich fühl's, wird wieder wach;

Die Stunde der Entscheidung naht, die große,  
Die alle Zweifel löst. Sie sei willkommen!

Manlius, Statilius, Gabinius und eine Menge  
anderer Verschworener kommen durch den Wald.

MANLIUS. Hier, Catilina, hast Du Deine Freunde;  
Im Lager schlug ich Lärm, wie Du befehlt —

CATILINA. Und machtest kund —?

MANLIUS. Sie wissen, was uns droht.

STATILIUS.

Wir wissen es und folgen Deinem Ruf,  
Zum Kampf bereit auf Leben und auf Tod!

CATILINA.

Ich dank' Euch, meine tapfern Waffenbrüder!  
Doch hofft auf keine Wahl mehr zwischen Leben  
Und Tod! Alleinzig zwischen einem Tod  
Im Heldenkampf mit übermächtigen Scharen  
Und einem unter Martern, wenn man uns  
Wie Tiere hetzt, ist uns die Wahl gelassen.  
Was zieht Ihr vor? Durch Flucht ein elend Leben  
Noch ein armselig Weilchen hinzufristen —  
Oder beherzt wie Eure stolzen Väter  
Kämpfend zu fallen, in der Hand den Stahl?

GABINIUS. Das letzte wählen wir!

VIELE STIMMEN. Führ' uns zum Tode!

CATILINA.

Nun denn! So weihn wir uns durch diesen Tod  
Dem schönen Leben der Unsterblichen.  
Und unser Fall und unser Name wird  
Noch fernster Zeiten Stolz sein —

FURIA ruft hinter ihnen unter den Bäumen:

Oder Schrecken!

EINIGE STIMMEN. Da seht! Ein Weib!

CATILINA. Wie! Furia! Du hier?

Was trieb Dich her?

FURIA. Ich muß begleiten Dich —

Zum Ziel.

CATILINA.

Nun denn, wo ist mein Ziel? Sprich's aus!

FURIA. Ein jeder sucht sein Ziel auf seine Art.  
Du suchst Dir Deins durch hoffnungslosen Kampf;  
Und dieser Kampf zeugt Untergang und Tod.

CATILINA.

Doch Ehre auch und einen ewigen Namen!  
Geh, Weib! Zu stolz und schön ist diese Stunde;  
Mein Herz ist taub für Deinen heisern Schrei.

Aurelia erscheint in der Zeltöffnung.

AURELIA. Mein Catilina —!

Sie hält beim Anblick der vielen Versammelten furchtsam inne.

CATILINA schmerzlich.

O, Aurelia!

AURELIA.

Was ist im Werke? Dieser Lärm im Lager —.

Was geht hier vor?

CATILINA. Dich konnte ich vergessen!

Was wird Dein Schicksal werden?

FURIA höhnisch flüsternd, ohne von Aurelia bemerkt zu werden.

Wankst Du schon

In Deinem hohen Vorsatz, Catilina?

Ist das Dein Mut?

CATILINA auffahrend. Beim Reich des Todes, nein!

AURELIA.

O, sprich, Geliebter; martre mich nicht länger —

FURIA leise hinter ihm.

Entflieh mit ihr, — und laß die Freunde sterben!

MANLIUS.

Verzieh nicht länger; führ' uns widern Feind —

CATILINA.

O, welche Wahl! Und doch, — mich ruft mein Ziel;

Ich darf auf halbem Weg nicht stehen bleiben.

Ruft:

So folgt mir denn zum Kampf!

AURELIA wirft sich in seine Arme.

Mein Catilina!

Verlaß Dein Weib nicht, — oder nimm's mit Dir!

CATILINA. Nein, bleib, Aurelia!

FURIA wie vorher.

Nimm sie doch mit!

So stirbst Du Deines Namens würdig, wenn sie

Dich niederhaun — in eines Weibes Armen.

CATILINA stößt Aurelia zur Seite.

Fort, die Du meinen Ruhm mir stehlen willst!  
Ich will ein Mann und unter Männern sterben.  
Ein Ruf ist mir zu sühnen und ein Leben —

FURIA. Recht so; recht so, mein stolzer Catilina!

CATILINA.

Aus meiner Seele reiß' ich, was mich fesselt  
An alles, was ich war und einst erträumte!  
Was hinter diesem Heute liegt, — mir ist,  
Ich hätt' es nie gelebt —

AURELIA. Verstoß mich nicht!

Bei meiner Liebe, — ich beschwöre Dich,  
Laß uns zusammenbleiben, Teurer!

CATILINA. Schweig!

Mein Herz ist tot, mein Blick ist blind für Liebe.  
Vom Lebensblendwerk wend' ich ab den Blick  
Und schau' nur auf den großen bleichen Stern  
Am Ruhmeshimmel —

AURELIA. Helft mir, milde Götter!

Sie lehnt sich matt an den Baum vor dem Zelte.

CATILINA zu den Männern. Und nun zur Tat!

MANLIUS. Ich höre Schwertererschlag.

MEHRERE STIMMEN.

Sie nahn!

CATILINA. Wohlan denn! Kühn ins Feld gezogen!  
Lang war der Schande Nacht. Bald graut ein Tag —!  
Zum Bad denn in des Kampfes Morgenwogen!  
Folgt mir! Vor Römerschwert und Römermut  
Verströme Romas letzter Rest sein Blut!

Sie eilen durch den Wald ab; vom Lager her hört man Lärm und  
Streitrufe.

FURIA.

Er ist fort. Ich bin am Ziel. Er stürzt in seinen Tod.  
Kalt und starr im Felde findet ihn das erste Rot.

AURELIA vor sich hin.

Seine grollenfüllte Seele hütete mein Bild nicht mehr?  
War es Traum nur? Nein, so scholl's ihm ja vom Munde  
[liebeleer.

FURIA. Schwerter klirren; Catilina schwebt schon an  
[des Grabes Rand;  
Bald — und wie ein stummer Schatten eilt er nach der  
[Toten Land.

AURELIA fährt zusammen.

Ha, wer bist Du, unheilschwangre Stimme, die mir tönt,  
Wie wenn Eulennachtruf grausig aus den Wipfeln stöhnt!  
Stiegst Du aus dem Land der Schatten einer Warnung  
[gleich,  
Catilina heimzuführen in Dein düstres Reich?

FURIA.

Jeder strebt nach seiner Heimat, und sein Nachen fuhr  
Durch des Lebens Kot und Sumpfe —

AURELIA.

Auf ein Kleines nur!

Frei und edel war sein Herze, seine Seele gut und stark,  
Bis ein Giftkraut sie umrankte und ihr stahl ihr Mark.

FURIA.

Frisch und grün auch der Platane breites Laubdach blickt,  
Bis in eines Schlinggewächses Arm ihr Stamm erstickt.

AURELIA.

Da verriest Du Deinen Ursprung! Dieser Stimme Ton,  
Catilinas Lippen ist er nur zu oft entflohn.

O, Du Schlange, die Du mir des Lebens Frucht zerstört,  
Die Du wider meine Bitten sein Gemüt empört!

Aus durchwachter Nächte Träumen kenn' ich, Böse, Dich,  
Sah gestellt Dich wie ein Schreckbild zwischen ihn und  
[mich

An des teuern Mannes Seite träumt' ich mir zurück  
Stillbegrenzte Freudentage, häuslich schlichtes Glück.  
In sein müdes Herze pflanzt' ich Blumen bunt und fein,  
Und als ihre schönste setzt' ich meine Liebe ein.

Nun entwurzelt liegt, Verhaßte, sie von Deiner Hand,  
Trauert nun im Staub, wo jüngst sie noch so freudig

FURIA.

[stand.

Schwache Törin, Du willst leiten Catilinas Schritt?  
Siehst Du nicht, daß seine Seele ewig Dir entglitt?  
Glaubst Du, Deine Blumen trieben wohl auf solcher  
[Flur?

Veilchen blühn im sonnenschwangern Hauch des Früh-  
[lings nur,  
Während sich das Bilsenkraut ein Dach von Wolken lobt;  
Und schon längst war seine Seele herbstgewölkdurchtobt.  
Du verlorst Dein Spiel! Gar bald, so stockt sein Herz-  
[blut warm,  
Und, der Rache Opfer, liegt er in des Todes Arm.

AURELIA mit wachsendem Feuer.

Nein, Dein Tod, beim Licht des Himmels, soll ihn nicht  
[umfahn!  
Noch zu seinem Herzen bricht sich meine Träne Bahn.  
Find' ich bleich und blutbedeckt ihn nach des Kampfes  
[Qual,  
Will ich schlingen meine Arme um mein kalt Gemahl,  
Hauchen ihm auf stumme Lippen all die Liebe mein,  
Trösten ihn, ihm Frieden bringen, lindern seine Pein.  
Nemesis, Dein Opfer wind' ich kühn Dir aus der Hand,  
Bind' ihn an des Lichtes Heimat mit der Liebe Band.  
Und verstummt sein Herz, versinkt sein Aug' in Todes-  
[dust,  
Gehn wir aus dem Leben beide, zärtlich Brust an Brust.  
Schenkt mir denn, ihr milden Mächte, für mein schweres  
[Los,  
An des teuern Gatten Seite Grabesfrieden still und groß!

Ab.

FURIA sieht ihr nach.

Such' ihn, Verblendete; ich fürchte nichts.  
Ich halt' den Sieg zu fest in meinen Händen. —  
Des Kampfes Toben wächst, von Todesschreien  
Begleitet und zerbrochener Schilde Fall.  
Ob er schon bluten mag? Ob er noch lebt?  
O, schöner Augenblick! Der Mond verbirgt sich  
In schwärzlichem Gewölk bei seinem Scheiden.  
Von neuem wird es auf ein Weilchen Nacht,  
Bevor es graut; — und wenn es grauen wird,  
Ist alles aus. Er geht im Dunkel unter,  
Wie er im Dunkel lebte. Schöner Augenblick!

Sie lauscht.

Da braust's vorüber wie Novembersturm  
Und stirbt in Flüstern hin in weiter Ferne;  
Der Feinde Heerbann fegt die Walstatt rein.  
Unhemmbar wälzt er, alles niederstampfend,  
Sich vorwärts wie ein Meer in seinem Wüten.  
Ich höre Jammer, Stöhnen, schwere Seufzer:  
Das letzte Wiegenlied, womit sie selbst sich  
In Schlummer singen und die Brüder alle.  
Nun stimmt die Eule ein und beut dem Volk  
Willkommen in der Schatten düstren Gauen.

Nach einer Pause.

Wie lautlos still. Jetzt ist er also mein,  
Mein ganz allein und mein für alle Zeiten.  
Jetzt mag uns des Vergessens Strom empfangen,  
Und über ihm das Land, dem's niemals tagt.  
Doch erst noch will ich seinen Leichnam suchen,  
Mich sättigend des Anblicks seiner schönen  
Verhaßten Züge, ehe sie der Sonne  
Zum Opfer fallen und der Raben Gier.

Will gehen, stutzt aber und fährt zurück.

Weh mir! Was gleitet übern Anger dort?  
Sind es des Sumpfes Dünste nur, die sich  
Im Morgenfrost zu festem Bild verdichten?  
Da kommt es näher. Catilinas Schatten!  
Sein Geist —! Ich seh' sein Aug' gebrochen, seinen  
Zerspaltnen Schild, sein klingenloses Schwert;  
Ich seh' den ganzen toten Mann; nur Eines,  
Seltsam, — die Todeswunde seh' ich nicht.

Catilina kommt durch den Wald, bleich und matt, gesenkten  
Hauptes und verstörten Blickes.

CATILINA vor sich hin.

„Du fällst von eigner Hand, und doch  
Wird eine fremde Hand Dich fällen —“  
Ward mir geweissagt. Und ich bin gefallen —  
Und keiner traf mich doch. Wer löst das Rätsel?

FURIA. Sei mir begrüßt, mein wackrer Catilina!

CATILINA. Weh' mir, wer bist Du?

FURIA. Eines Schatten Schatten.

CATILINA.

Du bist es, Furia! Du grüßest mich?

FURIA.

Willkommen in der Heimat denn! Nun können  
Wir Charons Boot besteigen, zwei Gespenster.

Doch erst — nimm diesen Siegerkranz von mir.

Sie pflückt einige Blumen, die sie während des Folgenden zu einem  
Kranze zusammenflecht.

CATILINA. Was tust Du da?

FURIA. Ich will die Stirn Dir schmücken.

Doch sprich, was kommst Du so allein hierher?

Ein toter Herzog käme nicht mit tausend

Gefallenen? Wo sind sie, Deine Freunde?

CATILINA. Sie schlafen, Furia!

FURIA. Sie schlafen noch?

CATILINA.

Sie schlafen noch — und werden lange schlafen.

Sie schlafen alle. Schleiche durch den Wald

Und lug' aufs Feld hinaus, — still; stör' sie nicht!

Da wirst Du sie in langen Reihen finden.

Sie nickten ein beim Wiegenlied des Schwerts;

Sie nickten — und erwachten nicht wie ich,

Da sich das Lied verlor in fernen Bergen.

Du schaltst mich ein Gespenst. Jawohl, ich bin

Nur ein Gespenst noch. Aber glaub' nur nicht,

Daß jener Schlummern so ganz ruhig wäre

Und ohne Träume. Glaub' das nicht!

FURIA. So sprich!

Was träumt den Freunden Dein?

CATILINA. Du sollst es hören.

Ich focht an ihrer Spitze, hoffnungslos,

Und suchte in des Feindes Schwert den Tod.

Zur Rechten und zur Linken stürzten sie,

Statilius, Gabinius, Manlius;

Mein Curius fiel, da er die Brust mir deckte;

Sie alle traf das blanke Römerschwert,

Dasselbe Schwert, das mich allein verschmähte.

Roms Waffen, ja, verschmähten Catilina!



Die Wehr' zerbrochen, stand ich halb betäubt,  
Empfindungslos, indes des Kampfes Wogen  
Mich überströmten. Sammlung fand ich erst,  
Als alles still um mich; und ich sah auf:  
Die Schlacht lag wie ein Meer weit hinter mir!  
Wie lange stand ich so? Ich weiß nur das:  
Ich stand allein im Kreise meiner Toten.  
Doch Leben war in diesen starren Augen;  
Des Mundes Winkel schürzt' ein Lächeln auf,  
Und Aug' und Lächeln wandte sich auf mich,  
Der ich allein noch aufrecht stand, auf mich,  
Der ich gekämpft für sie und Rom, auf mich,  
Der wiederum verachtet stand, verschmäht  
Vom Schwerte Roms. Da starb auch Catilina.

FURIA.

Falsch hast Du Deiner Toten Traum gedeutet;  
Falsch ausgelegt, was Dich getötet hat.  
Mit Blick und Lächeln luden sie Dich ein,  
Zu schlafen wie sie selbst —

CATILINA. Ja, wenn ich's könnte!

FURIA. Getrost, Gespenst von einem Helden Du;  
Dein Ruhestündlein naht. Komm; beug' Dein Haupt;  
Daß ich Dich schmücke mit dem Kranz des Siegers.

Sie reicht ihn ihm.

CATILINA.

Pfui! Was ist das? Ein Mohnkranz —!

FURIA mit wilder Lustigkeit. Nun, gewiß!

Ist roter Mohn nicht prächtig? Leuchten wird er  
Um Deine Stirne wie ein Reif von Blut.

CATILINA. Hinweg damit! Ich hasse dieses Rot.

FURIA lacht auf.

Du liebst wohl mehr die matten, bleichen Farben?  
Gut denn! So hol' ich Dir den grünen Schilfkranz,  
Den Silvia in nassen Locken trug,  
Da sie heraufkam — an der Tibermündung.

CATILINA. O, welche Bilder —!

FURIA. Oder bring' ich lieber

Die Silberdisteln Dir vom Marktplatz Roms,

Mit braunen Flecken von dem Bürgerblut,  
Das Deine Hand vergoß, mein Catilina?

CATILINA. Halt inne!

FURIA. Oder willst Du einen Laubkranz  
Von jenem Eichbaum an der Mutter Haus,  
Der welkte, da ein jung, geschändet Weib  
Mit gellen Schreien in die Fluten sprang?

CATILINA. Leer' Deiner Rache Schalen über mich  
Auf einmal aus —!

FURIA. Ich bin Dein eignes Auge,  
Dein eigenes Gedächtnis und Gericht.

CATILINA. Doch warum j e t z t —?

FURIA. Es schaut ja wohl am Ziel  
Auf seinen Weg zurück der müde Wanderer.

CATILINA.  
So stände ich am Ziel? Ist dies das Ziel?  
Ich bin lebendig nicht und nicht begraben.  
Wo liegt das Ziel?

FURIA. Ganz nah, — sobald Du willst.

CATILINA. Ich habe keinen Willen mehr, seitdem  
Mir alles, was ich einst gewollt, zerbrach.

Wehrt mit den Händen ab.

Weicht von mir, weicht von mir, ihr fahlen Schatten!  
Was heischt Ihr von mir, Männer Ihr und Weiber?  
Ihr kommt umsonst —! O, mehr und immer mehr!

FURIA. Noch allzu erdgebunden ist Dein Schatten.  
Zerreiße dieser tausend Fäden Netz!  
Und laß den Kranz ins Haar Dir drücken, komm;  
Er wirkt mit heilsamer Vergessenskraft;  
Er macht Dich still; er tötet das Gedächtnis.

CATILINA tonlos.  
Er tötet das Gedächtnis? Sprächst Du wahr?  
So drück' den Giftkranz dicht um meine Stirne

FURIA setzt ihm den Kranz aufs Haupt.  
Nun bist Du schön geschmückt. So, Catilina,  
Tritt vor den Fürsten nun der Finsternis!

CATILINA.

Komm, laß uns gehn! Ich sehne mich hinab;  
Ich lechze heim nach aller Schatten Heimat.  
Laß uns zusammen gehn! Was bannt mich noch?  
Was stockt mein Fuß? — Ich fühle hinter mir  
Am Morgenhimmelszelt ein blaß Gestirn;  
Das hält mich noch zurück im Land des Lebens;  
Das zieht mich an so wie der Mond das Meer.

FURIA. Komm mit, komm mit!

CATILINA. Es winkt und blinkt mir zu.  
Ich kann Dich nicht begleiten, eh' dies Licht  
Nicht auslischt oder vom Gewölk verhüllt wird.  
Nun seh' ich es! Es ist kein Stern, es ist  
Ein Menschenherz, das liebend glüht und pocht;  
Es bindet mich, es fesselt und es lockt,  
Als wie der Abendstern des Kindes Auge.

FURIA. Mach's stumm, dies Herz!

CATILINA. Wie meinst Du das?

FURIA. Du hast  
Den Dolch im Gürtel noch. Ein rascher Stoß, —  
Und es erlischt der Stern und bricht dies Herz,  
Das zwischen Deins und meins sich feindlich stellt.

CATILINA.

Ich sollte —? Blank und spitzig ist der Dolch —  
Mit einem Aufschrei.

Aurelia! Aurelia, wo bist Du?  
O, wärest Du nah! Nein, nein; nicht sehen Dich!  
Und doch bedünkt mich, alles würde gut  
Und Friede käme, könnte ich mein Haupt  
An Deinen Busen legen und — bereuen!

FURIA. Bereuen?

CATILINA. Alles, was ich frevelte!  
Bereuen, daß ich war und daß ich lebte.

FURIA.

Zu spät! Es führt von da, wo jetzt Du stehst,  
Kein Weg zurück. Prob's immer aus, Du Tor!  
Ich kehre heim. Leg' Du Dein Haupt nur immer

An ihre Brust und finde dort den Frieden,  
Den Du für Deine müde Seele suchst!

Mit wachsendem Ungestüm.

Bald steht sie auf, die Schar der tausend Toten;  
Verführte Weiber schließen sich ihr an;  
Und alle, alle werden fordern, was  
Du ihnen raubtest, Leben, Blut und Ehre.  
Erschrocken wirst Du in die Nacht entfliehen,  
Rund um den Erdkreis fliehn durch alle Lande,  
Actäon gleich, gejagt von wilden Meuten,  
Ein Schattenbild, gejagt von tausend Schatten!

CATILINA.

Ich seh' es, Furia! Hier bin ich friedlos,  
Im Reich des Lichtes heimatlos fortan!  
Ich folge Dir ins Schattenland hinab —  
Und will das Band, das mich noch hält, zerschneiden.

FURIA. Was tastest Du den Dolch an?

CATILINA. Sie soll sterben.

Ein Blitz fährt hernieder und der Donner rollt.

FURIA. Die Götter jubeln Deinem Vorsatz zu!  
Sieh, Catilina, sieh, — dort kommt Dein Weib.

Aurelia kommt angstvoll suchend durch den Wald.

AURELIA.

Wo mag er sein! Wo soll ich ihn nur finden!  
Er ist nicht bei den Toten —

Wird seiner gewahr.

Hoher Himmel; —

Mein Catilina!

Sie eilt auf ihn zu.

CATILINA mit irrem Ausdruck.

Nenn nicht diesen Namen!

AURELIA. Du lebst! Ja —!

Will sich in seine Arme werfen.

CATILINA abwehrend.

Laß mich, Weib! Ich lebe nicht.

AURELIA. Hör' mich, Geliebter —!

CATILINA. Schweig; ich will nicht hören!

Ich hasse Dich; ich wittre Deine List;

Du willst mich an ein halbes Leben schmieden.  
Starr' mich nicht an! Mich martern Deine Augen,  
Sie bohren sich ins Herz mir wie ein Dolch!  
Der Dolch, der Dolch, o! Stirb! Schließ Deine Augen —

Er zieht seinen Dolch und ergreift sie beim Arm.

AURELIA. Wacht, milde Götter, über ihn und mich!  
CATILINA.

Schließ Deine Augen; schließ sie, sag' ich Dir;  
Sie bergen Sternenglanz und Morgenhimmel —  
Nun soll des Morgenhimmels Stern erlöschen!

Der Donner rollt abermals.

Dein Herzblut! Horch, des Lebens Götter richten  
Ihr Abschiedswort an Dich und Catilina!

Er erhebt den Dolch gegen ihre Brust; sie flüchtet ins Zelt hinein;  
er verfolgt sie.

FURIA horchend.

Sie streckt die Hände flehend wider ihn.  
Sie bittet um ihr Leben. Er bleibt hart.  
Da stößt er zu. Da fiel sie in ihr Blut.

Catilina kommt, den Dolch in der Hand, langsam aus dem Zelte.

CATILINA.

Jetzt bin ich frei. Und bald bin ich nichts mehr.  
Schon hüllt Vergessen mir die Seele ein;  
Ich seh' und hör' nur noch undeutlich wirr,  
Wie ein Ertrinkender. Sag', weißt Du wohl,  
Was ich mit diesem kleinen Dolch getödet?  
Nicht sie nur, — alle Herzen, die da schlagen,  
Alles was lebt, alles was grünt und blüht;  
Die Sterne löscht' ich aus, des Mondes Scheibe,  
Der Sonne Glut. Sieh hin, — sie will nicht kommen.  
Sie wird es nimmermehr; tot ist die Sonne.  
Nun ist der ganzen weiten Erde Kreis  
Verwandelt in ein kalt, unendlich Grab  
Mit grauer Wölbung, und zu dieser Wölbung  
Aufstarren wir, gehaßt von Licht und Dunkel,  
Von Tod und Leben, — ruhelose Schatten.

FURIA. Wir stehn am Ziele, Catilina!

CATILINA.

Nein;

Ein Schritt noch, und erst dann bin ich am Ziel.  
Nimm meine Last erst von mir! Siehst Du nicht:  
Mein Rücken ächzt von Catilinas Leiche!  
Treib einen Pfahl durch diesen Leichnam erst!

Weist ihr den Dolch.

Erlös' mich, Furia! Nimm diesen Pfahl; —  
Ihn trieb ich in des Morgensternes Auge.  
Nimm, nimm und ramm' ihn mitten durch den Leich-  
So wird er ohne Macht, — und ich bin frei. [nam,

FURIA ergreift den Dolch.

Stirb, Seele, denn, die ich im Haß geliebt!  
Wirf ab Dein Irdisches und komm mit mir!

Sie bohrt ihm den Dolch tief in die Brust; er sinkt am Fuß des  
Baumes nieder.

CATILINA kommt nach einer Pause zur Besinnung, fährt  
mit der Hand über die Stirn und sagt mit matter Stimme:

O, nun war es, daß ich endlich, Geist, Dein Wort  
[verstand!

Fiel ich halb doch von der eignen, halb von fremder Hand.  
Nemesis tat ihre Pflicht. Nun birg mich, Todesnacht!  
Styx, auf Deinen Nacken nimm sie nun, die stille Fracht.  
Setz' sie über; trag den Nachen an sein Ziel sogleich,  
Nach der Heimat aller Schatten, nach des stummen  
[Fürsten Reich.

In zwei Pfade teilt der Weg sich dort; ich wende stumm  
Mich zur Linken —

AURELIA vom Zelt her, bleich und wankend, mit blutender  
Brust.

Nein zur Rechten! Gen Elysium!

CATILINA fährt zusammen.

O, wie mir vor diesem lichten Bilde bangt und graut!  
Sag' mir, bist Du's selbst, Aurelia, die mein Auge schaut?

AURELIA kniet bei ihm nieder.

Ja, ich bin's und komme lindern Deiner Wunden Wehn,  
Lebe noch, um Brust an Brust mit Dir dahinzugehn.

CATILINA. O, Du lebst!

AURELIA.

Nur einer Ohnmacht Schleier fiel um mich;  
Doch mein Auge folgte matt Dir; alles hörte ich;  
Und mein Lieben gab mir wieder einer Gattin Kraft; —  
Brust an Brust, mein Teurer, sei es, daß der Tod uns rafft!

CATILINA.

Könnst' es sein! Doch, ach, vergebens ist all Hoffen Dein.  
Lebe wohl! Mein Leben fordern die Erinnyen ein.  
Du magst frei und flüchtig eilen hin in Licht und  
[Glück;  
Ich muß über des Vergessens Strom in Nacht zurück.

Im Hintergrunde bricht der Tag an.

AURELIA zeigt auf die zunehmende Helle.

Vor der Liebe weicht des Todes Schrecken und des  
[Todes Nacht.  
Sieh, schon flieht die Donnerwolke, und der Morgen-  
[stern erwacht.

Mit emporgestreckten Händen.

Sieh, das Licht siegt! Und der Tag bricht groß und  
[strahlend an!  
Catilina, komm! Schon, fühl' ich, naht des Todes Bann.

Sie sinkt über ihn hin.

CATILINA drückt sie eng an sich und sagt mit letzter Kraft:  
O, wie lieblich! Wiederkehrt mir mein vergessner  
[Traum:

Wie von Strahlenflut zerteilet ward mein Grabesraum,  
Wie's von Kindermund entgegen scholl dem jungen  
[Licht.

Ach, mein Arm wird schwach und schwächer, und mein  
[Auge bricht;

Aber hell ward mir's im Herzen, hell wie nimmerdar,  
Und auf meine wirren Wege blick' ich mild und klar.  
Ja, mein Leben war ein Nachtsturm wetterscheindurch-  
[loht;

Doch ein rosiger Morgendämmer ward zuletzt mein Tod.

Beugt sich über sie.

Du vertriebst die Finsternisse; ruhig ward mein Sinn.  
Zieh'n wir denn zum Reich des Lichtes und des Friedens  
[hin.

Er reißt sich den Dolch rasch aus der Brust und sagt mit sterbender  
Stimme:

Sieh, des Morgens milde Mächte schaun versöhnt herab;  
Und besiegt durch Deine Liebe flieht die Nacht ins Grab!

Während des letzten Auftritts hat Furia sich mehr und mehr nach  
dem Hintergrund zu entfernt, wo sie zwischen den Bäumen ver-  
schwindet. Catilinas Haupt sinkt nieder auf Aurelias Brust; sie  
sterben.



FRAU INGER AUF OESTROT  
SCHAUSPIEL IN FÜNF AKTEN

## PERSONEN

FRAU INGER, Otto Römers Tochter und Witwe des  
Reichshofmeisters Nils Gyldenlöve

ELINE GYLDENLÖVE, ihre Tochter

Reichsrat NILS LYKKE, ein dänischer Ritter

OLAF SKAKTAVL, ein geächteter norwegischer Edel-  
mann

NILS STENSSÖN

HERR JENS BJELKE, schwedischer Oberst

BJÖRN, Kammerdiener auf Oestrot

FINN, Schloßdiener

EJNAR HUK, Schloßvogt

Hausgesinde, Bauern und schwedische Kriegsknechte

Das Stück spielt auf dem Herrensitz Oestrot am Dront-  
heimfjord im Jahre 1528.

[Sprich: Guldenlöwe, Skaktaul, Einar.]

## ERSTER AKT

Eine Stube auf Oestrot. Durch die offene Tür im Hintergrunde sieht man den Rittersaal in schwachem Mondlicht, das dann und wann durch ein tiefes Bogenfenster fällt und die entgegengesetzte Wand streift. Rechts die Ausgangstür; davor ein Fenster mit einem Vorhang. Links eine Tür, die in die inneren Gemächer fuhr; weiter im Vordergrund ein großer offener Herd, der in der Stube Helle verbreitet. Es ist ein stürmischer Abend.

Björn und Finn sitzen am Feuer. Finn ist damit beschäftigt, einen Helm blank zu putzen. Verschiedene Waffenstücke, ein Schwert und ein Schild liegen neben ihnen.

FINN nach einer Pause. Wer war Knut Alfsön?

BJÖRN. Die Herrschaft sagt, er war Norwegens letzter Rittersmann.

FINN. Die Dänen erschlugen ihn ja beim Osloer Fjord?

BJÖRN. Frag' einen Buben von fünf Jahren, wenn Du's nicht weißt.

FINN. So? Knut Alfsön war also unser letzter Ritter? Und nun ist er tot und begraben! Indem er den Helm in die Höhe hält: Ja, dann kannst du lange im Rittersaal hängen, und blank geputzt! Denn jetzt bist du nichts weiter als eine leere Nußschale. Den Kern — den haben die Würmer schon vor manchem Winter gefressen — Höre, Björn, — könnte man nicht sagen, Norwegen ist auch solch eine leere Nußschale wie dieser Helm: blank außen, wurmstichig innen?

BJÖRN. Halt's Maul und tu Deine Arbeit! — Ist der Helm fertig?

FINN. Er glänzt wie Silber im Mondschein.

BJÖRN. So leg' ihn weg! — Hier, schab' den Rost vom Schwerte!

FINN dreht und wendet es hin und her. Wird das sich auch verlohnen?

BJÖRN. Wieso?

FINN. Die Schneide ist stumpf.

BJÖRN. Was kümmert's Dich! Gib mir das Schwert. — Hier ist der Schild.

FINN wie zuvor. Dem fehlt der Handgriff.

BJÖRN murmelt. Könnt' ich nur Dich mit einem Handgriff packen und —

FINN trället ein Weilchen vor sich hin.

BJÖRN. Was soll das wieder?

FINN. Ein leerer Helm, ein Schwert ohne Schneide, ein Schild ohne Handgriff — sieh, das ist die ganze Herrlichkeit. Ich glaube, niemand wird Frau Inger schmälern, daß sie solche Waffen putzen und im Saal aufhängen läßt, statt sie rosten zu lassen in Dänenblut.

BJÖRN. Ach, Geschwätz! Wir haben ja doch Frieden im Lande.

FINN. Frieden? Ja, wenn der Bauer seinen letzten Pfeil verschossen, und wenn der Wolf dem Bauer das letzte Lamm aus dem Stall gestohlen hat, dann halten auch die zwei Frieden miteinander. Aber das ist mir eine wunderliche Freundschaft. Na, na, laß sein! — Wie gesagt, es ist recht und billig, daß die Rüstung blank im Saale hängt; denn Du kennst ja den alten Spruch: „Nur der Rittersmann ist ein Mann.“ Und da es jetzt keinen Rittersmann mehr im Lande gibt, so haben wir auch keinen Mann mehr; und wo kein Mann ist, da beschließen die Weiber; und darum —

BJÖRN. Darum — darum ist mein Beschluß, daß Du Dein faules Gerede beschließest. Er erhebt sich. Es will Nacht werden. So, nun kannst Du Helm und Schild wieder in den Saal hängen.

FINN mit gedämpfter Stimme. Nein, ich warte lieber bis morgen.

BJÖRN. Du hast doch wohl nicht Angst im Dunkeln?

FINN. Bei Tage nicht; aber bei Nacht bin ich nicht der einzige, dem es so ergeht. Du siehst mich an! Aber Du mußt wissen, unten in der Burgstube —, da spricht man allerlei. Leiser. Da gibt es manche, die glauben, daß dort d r i n n e n jedwede Nacht ein großes, schwarzgekleidetes Gespenst umgeht.

BJÖRN. Altweibergeschwätz!

FINN. Ja, aber alle schwören darauf, es sei wahr.

BJÖRN. Das glaub' ich wohl.

FINN. Das seltsamste aber ist: Frau Inger hat dieselbe Meinung.

BJÖRN stutzt. Frau Inger? Und was meint sie?

FINN. Was Frau Inger meint? Ja freilich, das weiß nicht jeder. Aber gewiß ist, daß sie keine Ruhe in sich hat. Merkst Du nicht, wie sie Tag für Tag bleicher und hagerer wird? Mit einem forschenden Blick. Die Leute sagen, sie schläft nie, und zwar wegen des Gespenstes. Während der letzten Worte ist Eline unter die halboffene Thür zur Linken getreten. Sie bleibt lauschend stehen, ohne bemerkt zu werden.

BJÖRN. Und solchen Unsinn glaubst Du?

FINN. Je nun, so halb und halb. Es gibt übrigens auch Leute, die die Sache anders auslegen. Aber das geschieht nur aus Bosheit. Du, Björn, kennst Du die Weise, die im Land die Runde macht?

BJÖRN. Eine Weise?

FINN. Ja, sie ist im Volksmunde. Es ist ein garstiges Schmähhied natürlich. Es geht aber sonst recht artig. Hör' nur mal.

Er singt mit gedampfter Stimme:

Frau Inger sitzt in Oestrots Saal,  
Wohl geht sie in Seide einher.  
Sie geht wohl in Seide und Pelz zumal,  
Sie flicht sich die Perlen ins Haar ohne Zahl,  
Und doch ist ihr Herze so schwer.

Frau Inger hat sich den Dänen verkauft.  
Sie schickt ihr Gesind in des Fremden Gewalt  
Dafür zum Entgelt —

Björn faßt ihn unwirsch bei der Brust. Eline zieht sich unbemerkt zurück.

BJÖRN. Und ich werde Dich in des Teufels Gewalt schicken, und zwar ohne Entgelt, wofern Du noch ein unziemliches Wort über Frau Inger redest.

FINN indem er sich losreißt. Na, na! Hab' ich denn die Weise gemacht?

Hörerschall rechts hinter der Szene.

BJÖRN. Horch! — Was ist das?

FINN. Ein Hornruf. — So bekommen wir noch spät abends Gäste.

BJÖRN am Fenster. Sie öffnen das Tor. Ich höre Hufschlag im Schloßhof. Es muß ein Rittersmann sein.

FINN. Ein Rittersmann? Das ist wohl kaum möglich!

BJÖRN. Warum?

FINN. Hast ja selbst gesagt: unser letzter Rittersmann ist tot und begraben.

Er geht rechts ab.

BJÖRN. Der verdammte Schelm, — hat seine Augen überall. So hat mir's wenig gefrommt, daß ich alles zu verdecken und verstecken suchte. Sie ist in aller Munde. Nicht lange wird es dauern, und ein jeder ruft —

ELINE kommt wieder durch die Thür links. Sie sieht sich um und fragt, indem sie ihre Erregung unterdrückt: Bist Du allein, Björn?

BJÖRN. Seid Ihr es, Jungfer Eline?

ELINE. Björn, erzähl' mir wieder eins von Deinen Märchen! Ich weiß, Du kennst mehr als —

BJÖRN. Erzählen? Und jetzt? So spät am Abend?

ELINE. Wenn Du von der Zeit an rechnest, da es finster wurde hier auf Oestrot, dann ist es freilich spät.

BJÖRN. Was fehlt Euch? Ist Euch etwas widerfahren? Ihr seid so unruhig.

ELINE. Wohl möglich.

BJÖRN. Etwas ist los. Seit einem halben Jahre kenn' ich Euch kaum wieder.

ELINE. Vergiß nicht, daß seit einem halben Jahre Lucia, meine Lieblingsschwester, in der Leichengruft liegt.

BJÖRN. Jungfer Eline! Das ist gewiß nicht der Grund, oder doch nicht der einzige Grund, weshalb Ihr bald gedankenvoll und bleich und still, bald ungestüm und fassungslos einhergeht, wie jetzt.

ELINE. Meinst Du? Und warum nicht? War Lucia nicht sanft und fromm und hold wie eine Sommernacht? Björn, — ich sage Dir, Lucia war mir lieb wie mein

eignes Leben. Hast Du vergessen, wie so manches liebe Mal wir als Kinder auf Deinen Knien saßen an den Winterabenden? Da sangst Du uns Weisen, und Du erzähltest —

BJÖRN. Ja, damals wart Ihr froh und heiter.

ELINE. Ja, damals, Björn! Da lebt' ich freilich ein herrliches Leben in Märchen und in meinen eigenen Gedanken! Sollte man glauben, daß damals der Strand so kahl war wie jetzt? Und wenn er es war, so merkt' ich es nicht. Da unten erging ich mich ja am liebsten und dichtete alle die schönen Fabeln. Meine Helden kamen aus weiter Ferne her und fuhren wieder übers Meer; und ich lebte mitten unter ihnen und folgte ihnen, wenn sie von dannen zogen. Sie sank auf einen Stuhl nieder. Nun fühl' ich mich so matt und müde; meine Märchen können mir nicht mehr helfen; sie sind nur — Märchen. Sie steht mit einem Ruck auf. Björn! — Weißt Du, was mich krank gemacht hat? Eine Wahrheit. Eine häßliche, häßliche Wahrheit, die Tag und Nacht an mir nagt.

BJÖRN. Was meint Ihr?

ELINE. Denkst Du noch daran, wie Du uns zuweilen Lebensregeln gabst und gute Ratschläge? Schwester Lucia befolgte sie; aber ich — Gott sei mir gnädig!

BJÖRN tröstend. Na, na!

ELINE. Ich weiß — ich war stolz, hochmütig. Wenn wir miteinander spielten, wollt' ich immer die Königin sein, weil ich die Größere, die Schönere, die Klügere war. Ich weiß, ich weiß!

BJÖRN. Das ist wahr.

ELINE. Einmal nahmst Du mich bei der Hand, blicktest mich ernsthaft an und sagtest: Sei nicht stolz auf Deine Schönheit und Deine Klugheit; aber sei stolz wie der Adler auf dem Felsen, so oft Du gedenkst, daß Du Inger Gyldenlöves Tochter bist.

BJÖRN. Ihr hattet guten Grund, stolz darauf zu sein.

ELINE. Ja, das sagtest Du mir gar oft, Björn. O, Du erzähltest mir damals so viele Märchen! Sie drückt ihm die Hand. Hab' Dank dafür! — Erzähl' mir eins wie ehedem; vielleicht wird mir wieder leicht ums Herz wie früher.

BJÖRN. Ihr seid ja kein Kind mehr.

ELINE. Wohl wahr! Aber laß mich wännen, daß ich es noch bin. — Jetzt erzähle!

Sie wirft sich in einen Stuhl. Björn setzt sich auf den Rand des Herdes.

BJÖRN. Es war einmal ein edler Rittersmann —

ELINE, die unruhig nach dem Rittersaal hingelauscht hat, faßt Björn am Arm und flüstert in heftiger Erregung: Still! Schrei doch nicht so! Ich bin ja nicht schwerhörig.

BJÖRN leiser. Es war einmal ein edler Rittersmann, von dem die seltsame Kunde ging —

Eline erhebt sich halb und lauscht mit angstlicher Spannung nach dem Saal zu.

BJÖRN. Jungfer Eline — was fehlt Euch?

ELINE setzt sich wieder. Mir? Nichts. Erzähl' nur weiter!

BJÖRN. Na, wie gesagt, — wenn er einer Maid tief ins Auge sah, so vergaß sie das nun und nimmermehr, sondern folgte ihm in Gedanken, wo er ging und stand, und welkte hin vor Gram.

ELINE. Davon hab' ich gehört —. Das ist übrigens kein Märchen, was Du erzählst. Denn der Rittersmann, von dem Du berichtest, ist Nils Lykke, der noch heutigen Tages im dänischen Reichsrat sitzt —

BJÖRN. Kann wohl sein.

ELINE. Nun ja, gleichviel! — Fahr nur fort!

BJÖRN. Und so begab es sich einmal —

ELINE erhebt sich plötzlich. Pst! Still!

BJÖRN. Was gibt's? Was ist Euch!

ELINE lauschend. Hörst Du?

BJÖRN. Was?

ELINE. Da — beim heiligen Christ, — da!

BJÖRN erhebt sich. Was ist denn? Wo?

ELINE. Sie selbst — im Rittersaale —

Sie eilt nach dem Hintergrunde.



BJÖRN folgt ihr. Wie könnt Ihr glauben —? Jungfer Eline, geht auf Eure Kammer!

ELINE. Pst! Steh still! Rühr' Dich nicht! Laß Dich nicht sehen! Halt! Da kommt der Mond hervor —. Kannst Du die schwarze Gestalt erkennen —?

BJÖRN. Bei allen Heiligen —!

ELINE. Sieh, — da hat sie Knut Alfsöns Bild gegen die Wand umgedreht. Haha! Er blickt ihr wohl zu stier ins Auge.

BJÖRN. Jungfer Eline, hört mich!

ELINE, indem sie zum Herde geht. Nun weiß ich, was ich weiß.

BJÖRN für sich. So ist es doch wahr!

ELINE. Wer war es, Björn? Wer war es?

BJÖRN. Das habt Ihr ebenso genau gesehen wie ich.

ELINE. Wohlan! Wen hab' ich gesehen?

BJÖRN. Ihr habt Eure Mutter gesehen.

ELINE halb zu sich. Nacht für Nacht vernahm ich ihren Schritt im Saal. Ich hörte sie flüstern und stöhnen, gleich einer unerlösten Seele. Und in dem Liede heißt es ja — Ah, nun weiß ich's! Nun weiß ich, daß —

BJÖRN. Still!

Inger kommt rasch aus dem Saale, ohne die andern zu beachten, geht direkt aufs Fenster zu, zieht den Vorhang zurück und starrt eine Weile hinaus, als ob sie auf der Landstraße nach jemand spähe; dann wendet sie sich ab und kehrt langsam wieder in den Saal zurück.

ELINE leise, indem sie ihr mit den Augen folgt. So fahl und bleich wie der Tod —

Man hört Lärm und Stimmen hinter der Tür zur Rechten.

BJÖRN. Was ist das wieder?

ELINE. Geh und sieh nach, was es gibt!

Ejnar Huk, gefolgt von einem Troß Bauern und Hausgesinde, wird in der Vorstube sichtbar.

EJNAR HUK in der Türe. Nur herein zu ihr! Und unverzagt!

BJÖRN. Was sucht Ihr?

EJNAR. Frau Inger.

BJÖRN. Frau Inger? Und so spät am Abend?

EJNAR. Spät, doch immer noch zeitig genug, denk' ich.

DIE BAUERN. Ja, ja — jetzt muß sie uns hören!

Die ganze Schar dringt in die Stube ein. Im selben Augenblicke zeigt sich Inger in der Türe des Rittersaals. Alle schweigen plötzlich.

INGER. Was wollt Ihr von mir?

EJNAR. Wir suchten Euch, edle Frau, um zu —

INGER. Nun denn, — so sprecht!

EJNAR. Ei, es ist ja eine ehrliche Sache. Kurz und gut, wir kommen, Euch um Urlaub und Waffen zu bitten —

INGER. Urlaub und Waffen? Wozu?

EJNAR. Es ist das Gerücht von Schweden herübergedrungen, daß das Volk in Dalekarlien sich erhoben hat und wider König Gustav zieht —

INGER. Das Volk in Dalekarlien?

EJNAR. Ja, so geht das Gerücht, und es soll ganz verbürgt sein.

INGER. Nun, und wenn dem so wäre, — was habt Ihr mit dem Aufstand in Dalekarlien zu schaffen?

DIE BAUERN. Wir wollen mit! Wir wollen auch dabei sein! Frei wollen wir werden!

INGER leise. Ah, wäre die Zeit gekommen!

EJNAR. Aus allen nordischen Grenzorten strömen die Bauern nach Dalekarlien hin. Selbst geächtete Männer, die Jahr um Jahr heimatlos in den Bergen umhergeirrt sind, selbst sie wagen sich wieder hervor zu den Höfen, sammeln Volk und schleifen die Schneide ihrer verrosteten Waffen.

INGER nach einer Pause. Hört, — habt Ihr auch alles wohl überlegt? Habt Ihr auch nachgerechnet, was es Euch kosten würde, wenn König Gustavs Mannen siegen sollten?

BJÖRN leise und flehentlich zu Inger. Rechnet nach, was es den Dänen kosten wird, wenn König Gustavs Mannen unterliegen sollten!

INGER abweisend. Dies Rechenexempel ist nicht meine Sache. Sie wendet sich zu der Menge. Ihr wißt, König

Gustav kann sicher auf den Beistand Dänemarks hoffen. König Friedrich ist sein Freund und wird ihn gewiß nicht im Stiche lassen —

EJNAR. Aber wenn sich nun die Bauern im ganzen norwegischen Land erheben? Wenn wir uns alle erheben, Herrschaften und Gemeinde? Ja, Frau Inger, nun, glaub' ich fast, ist die Gelegenheit gekommen, auf die wir so lange gewartet haben! Bricht es jetzt los, so muß der Fremdling aus dem Lande!

DIE BAUERN. Ja, fort mit den dänischen Vögten! Fort mit den fremden Herrenleuten! Fort mit den Trabanten des Reichsrats!

INGER leise. O, es ist Mark in ihnen; und doch, doch —

BJÖRN für sich. Sie ist unschlüssig. Zu Eline. Was gilt's, Jungfer Eline — Ihr habt Euch mit Euerm Urtheil über die Mutter versündigt.

ELINE. Björn, — ich wollte mir diese Augen aus dem Kopfe herausreißen, wenn sie mir gelogen hätten!

EJNAR. Seht, vieleidle Frau — erst gilt es König Gustav; ist er bezwungen, so werden sich die Dänen nicht lange hier im Lande halten können.

INGER. Und dann?

EJNAR. Dann sind wir frei; dann haben wir keinen fremden Herrn mehr über uns und können uns selbst einen König wählen, wie es die Schweden vor uns getan haben.

INGER lebhaft. Selbst einen König —! Denkst Du an das Geschlecht der Sture?

EJNAR. König Christian und andere nach ihm haben reinen Tisch gemacht mit dem Grund- und Erbesitz ringsum. Unsre edelsten Erbsassen irren vogelfrei zwischen Felsenklüften umher, wenn sie überhaupt noch leben. Gleichwohl aber könnte sich dieser oder jener Sproß aus den alten Geschlechtern finden —

INGER rasch. Genug, Ejnar Huk! Genug —. Für sich. O meine teuerste Hoffnung! Sie wendet sich zu den Bauern und dem Gesinde. Ich hab' Euch nun vermahnt, so

gut ich konnte Ich hab' Euch gesagt, in wie große Gefahr Ihr Euch hineinwagt. Aber da Ihr so fest auf Eurem Vorsatz besteht, so wär' es töricht von mir, Euch zu verbieten, was Ihr auf eigne Faust durchsetzen könntet.

EJNAR. Wir haben also Eure Zustimmung —?

INGER. Ihr habt Euern eignen festen Willen; fragt den um Rat. Werdet Ihr wirklich jeden lieben Tag geplagt und geknechtet, wie Ihr sagt — —. Ich weiß so wenig von diesen Dingen; ich will nicht mehr wissen! Was vermag ich, ein lediges Weib —? Selbst wenn Ihr den Rittersaal plündern wolltet — und es findet sich manch brauchbare Waffe darin —; Ihr habt heut abend die Macht auf Oestrot; Ihr könnt tun, was Euch gelüstet. Gute Nacht!

Die Menge bricht in einen lauten Ruf der Freude aus. Die Knechte machen Licht und holen allerhand Waffenstücke aus dem Rittersaal.

BJÖRN ergreift die Hand Ingers, die sich zum Gehen wendet. Dank, meine edle und großmütige Herrin! Ich, der ich Euch seit Euren Kinderjahren kenne, ich habe nie an Euch gezweifelt.

INGER. Still, Björn! Es ist ein gefährliches Spiel, das ich an diesem Abend gewagt habe. — Für die andern gilt es nur das Leben, aber für mich — das glaube mir — gilt es tausendmal mehr!

BJÖRN. Wie? Bangt Euch um Eure Macht oder um das gute Einvernehmen mit —

INGER. Meine Macht! O Gott im Himmel!

EIN KNECHT kommt aus dem Saal mit einem großen Schwert. Seht, hier ist ein richtiger Wolfszahn! Damit will ich die Knechte des Blutsaugers zerfetzen.

EJNAR zu einem andern Knecht. Was hast Du aufgetrieben?

DER KNECHT. Den Brustpanzer, der Herlof Hyttefad gehört haben soll.

EJNAR. Der ist zu gut für Dich; — sieh, hier hab' ich die Lanzenstange Sten Stures! Steck' den Panzer

darauf, so haben wir das prächtigste Heerzeichen, das man verlangen kann.

DER SCHLOSSDIENER FINN mit einem Brief in der Hand kommt durch die Thür links und geht auf Inger zu. Ich hab' Euch in allen Stuben gesucht —

INGER. Was soll's?

FINN reicht ihr den Brief. Ein Knappe aus Drontheim hat Brief und Botschaft für Euch gebracht.

INGER. Laß sehen! Indem sie den Brief öffnet: Aus Drontheim? Was kann das sein? Sie durchfliegt den Brief. Barmherziger! Von ihm! Er hier im Lande —

Sie liest in heftiger Bewegung weiter, während die Mannen fortfahren, sich Waffen aus dem Saale zu holen.

INGER für sich. Er kommt also hierher — und noch in dieser Nacht. — Ja, dann gilt es, mit der Klugheit und nicht mit dem Schwerte zu kämpfen!

EJNAR. Genug, genug, Ihr guten Bauern! Nun, mein' ich, sind wir wohlgerüstet. Nun können wir uns auf den Weg machen.

INGER mit einer raschen Wendung. Kein Mann verläßt diese Nacht den Hof!

EJNAR. Aber edle Frau, jetzt ist der Wind uns günstig; wir gehen über den Fjord und —

INGER. Es bleibt bei dem, was ich gesagt habe.

EJNAR. Sollen wir denn bis morgen warten?

INGER. Bis morgen und noch länger. Kein bewaffneter Mann darf Oestrot verlassen — für den Augenblick!

Man vernimmt aus der Menge Äußerungen des Unwillens.

EINIGE BAUERN. Wir gehen trotzdem, Frau Inger!

VIELE ANDERE. Ja, ja, wir gehen trotzdem.

INGER einen Schritt näher. Wer wagt es? Alle schweigen; nach einer kurzen Pause fugt sie hinzu: Ich habe für Euch gedacht. Was wißt Ihr geringen Leute aus dem Volke von den Sachen des Landes? Wie könnt Ihr Euch vermessen, über dergleichen zu urteilen? Ihr werdet Druck und Mühsal noch eine Weile ertragen müssen! Das

darf Euch nicht zu nahe gehen, wenn Ihr bedenkt, daß auch uns, den Herrengeschlechtern, heutzutage kein bessres Los beschert ist! — Tragt die Waffen alle wieder in den Saal! Später sollt Ihr meinen Willen erfahren! Geht!

Das Gesinde bringt die Waffen zurück; dann entfernt sich die ganze Schar durch die Thür rechts.

ELINE leise zu Björn. Meinst Du noch immer, ich hätte mich mit meinem Urtheil versündigt an — der Herrin von Oestrot?

INGER Björn herbeiwinkend. Halt eine Gastkammer bereit —

BJÖRN. Gut, Frau Inger.

INGER. Und die Pforte offen für jeden, der etwa anpocht.

BJÖRN. Aber —?

INGER. Die Pforte offen.

BJÖRN. Die Pforte offen. Er geht rechts ab.

INGER zu Eline, die schon in der Thür links steht. Bleib — Eline — mein Kind. Ich habe mit Dir allein zu reden.

ELINE. Ich höre Euch.

INGER. Eline, — — Du denkst schlecht von Deiner Mutter.

ELINE. Ich denke nur die Gedanken, zu denen mich Euer Benehmen so schmerzlich zwingt.

INGER. Und Du antwortest mir, wie Dein harter Sinn Dir gebeut.

ELINE. Wer hat meinen Sinn verhärtet? Seit frühester Kindheit war ich gewohnt, zu Euch emporzublicken wie zu einem großen, hochgesinnten Weibe. Euch müßten, dacht' ich, jene Frauen gleichen, von denen in den Chroniken und im Heldenbuche steht. Es war mir, als ob Gott selbst sein Zeichen auf Eure Stirn gedrückt und Euch als die bestimmt hätte, die die Zagen und Unschlüssigen lenken sollte. Im Hochsaale sangen Ritter und Herrenleute zu Eurem Preis; ja selbst der gemeine Mann, nah und fern, nannte Euch die Hoffnung und Stütze des Landes, und alle meinten

sie, daß durch Euch die guten Zeiten wieder kommen würden. Alle meinten sie, daß mit Euch ein neuer Tag uns anbräche. Noch ist es Nacht; und ich weiß nicht, ob ich länger glauben darf, daß mit Euch ein Morgen kommt.

INGER. Es läßt sich leicht erraten, woher Dir so giftige Worte stammen. Dir ist zu Ohren gekommen, was der gedankenlose Haufe über Dinge flüstert und murmelt, die er kaum beurteilen kann.

ELINE. Im Volksmund ist Wahrheit, sagtet Ihr damals, als Euer Ruhm in Wort und Lied erscholl.

INGER. Mag sein. Aber wenn ich nun auch vorgezogen hätte, untätig hier zu sitzen, obgleich es bei mir stünde, zu handeln, — glaubst Du nicht, daß dieses mein Los mir eine Bürde ist? Und auf diese schwere Bürde willst Du noch Steine häufen?

ELINE. Die Steine, die ich auf Eure Bürde häufe, drücken mich ebenso sehr wie Euch. Leicht und frei sog ich des Lebens Odem ein, solange ich an Euch glaubte. Denn soll ich leben, muß ich Stolz empfinden; und stolz würde ich mit Recht gewesen sein, wofern Ihr geblieben wäret, was Ihr einstens wart!

INGER. Und was bürgt Dir dafür, daß ich es nicht bin? Eline — woher weißt Du so genau, daß Du Deiner Mutter nicht unrecht tust?

ELINE leidenschaftlich. O, daß ich es täte!

INGER. Still! Es kommt Dir nicht zu, Rechenschaft von Deiner Mutter zu fordern. — Mit einem einzigen Worte könnt' ich —; doch es zu hören wäre nicht gut für Dich. Du mußt abwarten, was die Zeit bringt; vielleicht —

ELINE, indem sie gehen will. Schlaft wohl, Mutter!

INGER zögernd. Nein — bleib bei mir! Ich habe noch etwas — komm näher! — Du mußt mich hören, Eline!

Sie setzt sich an den Tisch beim Fenster.

ELINE. Ich höre Euch.

INGER. So verschlossen Du auch bist, ich weiß doch, daß Du Dich mehr als einmal von hier weggesehnt hast. Es ist Dir zu einsam und zu öde auf Oestrot.

ELINE. Wie kann Euch das wundern, Mutter?!

INGER. Es steht bei Dir, ob es künftig anders werden soll.

ELINE. Wieso?

INGER. Höre mich. In dieser Nacht erwart' ich einen Gast auf dem Schloß.

ELINE nähert sich. Einen Gast?

INGER. Einen Gast, der fremd und unerkannt bleiben muß. Niemand darf wissen, woher er kommt, noch wohin er geht.

ELINE stürzt mit einem Freudenschrei ihrer Mutter zu Füßen und ergreift ihre Hände. Meine Mutter! Meine Mutter! Vergebt mir all das Unrecht, das ich Euch zugefügt habe, — wenn Ihr könnt!

INGER. Was meinst Du? Eline, ich versteh' Dich nicht.

ELINE. So haben sich denn alle getäuscht! Ihr seid noch im Herzen treu!

INGER. Aber so steh doch auf, — und sag' mir —

EILNE. Und glaubt Ihr, daß ich nicht weiß, wer der Gast ist?

INGER. Du weißt es? Und doch —

ELINE. Denkt Ihr denn, Oestrots Pforten sind so dicht verschlossen, daß nicht zuweilen ein Gerücht des Jammers hereindringen kann? Meint Ihr, ich weiß nicht, daß mancher Sprößling aus altem Geschlecht als Geächteter umherirrt, ohne Obdach und Lager, während die dänischen Herren auf seiner Väter Hof schalten und walten?

INGER. Und was weiter?

ELINE. Ich weiß wohl, daß mancher edle Ritter wie ein hungriger Wolf im Walde gehetzt wird. Er hat keinen Herd, wo er raste, keinen Bissen Brot —

INGER kalt. Genug! Jetzt versteh' ich Dich.

ELINE fortfahrend. Und darum öffnet Ihr Oestrots Tore zu nächtlicher Zeit! Darum muß er fremd und unerkannt bleiben, jener Gast, von dem niemand wissen darf, woher er kommt oder wohin er geht. Ihr trotzt



dem strengen Herrengebot, das verbietet, die Verfolgten zu behausen und ihnen beizustehen mit Obdach und Pflege —

INGER. Genug, sag' ich! Sie schweigt eine Weile und fügt dann mit Überwindung hinzu: Du irrst, Eline; — nicht ein Geächteter ist's, den ich erwarte.

ELINE erhebt sich. So hab' ich Euch wahrlich falsch verstanden.

INGER. Hör' mich an, mein Kind! Aber hör' mich mit Überlegung an, wofern Du Deinen wilden Sinn zu zähmen vermagst.

ELINE. Ich werd' ihn zähmen, bis Ihr zu Ende gesprochen habt.

INGER. So gib wohl acht auf das, was ich Dir sage. — Ich suchte, soweit es in meiner Macht stand, vor Dir all die Not und Bedrängnis, die uns umgibt, zu verbergen. Denn was konnte es nützen, wenn ich Sorge und Gram in Deine junge Seele senkte? Tränen und Weiberseufzer können uns nicht aus den Drangsalen befreien. Wir brauchen Mut und Manneskraft.

ELINE. Und wer sagt Euch, daß ich nicht Mut und Manneskraft habe, wenn es gilt?

INGER. Still, Kind! Ich könnte Dich beim Wort nehmen.

ELINE. Wie das, meine Mutter?

INGER. Ich könnte beides von Dir fordern, ich könnte — doch laß mich erst zu Ende sprechen. — Wisse denn, daß die Zeit sich zu nahen scheint, auf die der dänische Reichsrat schon seit vielen Jahren hingearbeitet hat, — die Zeit, mein' ich, da man unsern Rechten und unsrer Freiheit den letzten Stoß geben wird. Sich, darum gilt es —

ELINE lebhaft. Offne Fehde, meine Mutter?

INGER. Nein, es gilt, Spielraum zu gewinnen. In Kopenhagen ist jetzt der Rat versammelt, um zu überlegen, wie man am geschicktesten die Sache anfaßt. Die Mehrheit soll der Ansicht sein, daß die Zwistigkeiten nicht beigelegt werden können, solange Norweger und

Dänen uneins sind. Denn behalten wir unsre Rechte als freies Reich, — wenn einmal die Königswahl vor sich geht, so ist es wahrscheinlich, daß es zu offener Fehde kommt. Sieh, das wollen die dänischen Herren verhindern —

ELINE. Ja, das wollen sie verhindern, ja —! Aber sollen wir dergleichen dulden? Sollen wir ruhig zusehen, daß —?

INGER. Nein, wir sollen es nicht dulden! Aber von der Waffe Gebrauch machen — wohin würde das führen, solange wir nicht alle einig sind? Und stand es jemals schlechter um die Einigkeit im Lande als gerade jetzt? — Nein, wenn wir etwas ausrichten wollen, so muß es heimlich und in der Stille geschehen. Wir müssen, wie ich Dir sagte, Spielraum gewinnen. Im südlichen Norwegen ist ein großer Teil des Adels für die Dänen; aber hier nördlich vom Dovrefjeld, ist die Stimmung noch zweifelhaft. Darum hat König Friedrich einen seiner höchsten Vertrauensmänner heraufgeschickt, der sich mit eignen Augen von unserer Gesinnung überzeugen soll.

ELINE gespannt. Nun — und?

INGER. Und dieser Ritter kommt heut nacht hierher.

ELINE. Hierher? Und heut nacht?

INGER. Ein Kauffahrer brachte ihn gestern nach Drontheim. Eben erhielt ich die Botschaft, daß er hier einkehren wird. Binnen einer Stunde kann man ihn erwarten.

ELINE. Und Ihr bedenkt nicht, Mutter, wie Ihr Euern Ruf aufs Spiel setzt, wenn Ihr dem dänischen Abgesandten eine solche Zusammenkunft gewährt? Ist nicht das Volk ringsumher schon mißtrauisch genug gegen Euch. Wie könnt Ihr hoffen, daß es sich dereinst von Euch lenken und leiten läßt, wenn ruchbar wird —

INGER. Sei unbekümmert. All das hab' ich zur Genüge bedacht; aber es hat keine Not. Sein Geschäft

hier im Land ist ein Geheimnis; deshalb ist er als Fremder nach Drontheim gekommen, und fremd und unbekannt wird er auch auf Oestrot weilen.

ELINE. Und der Name dieses dänischen Herrn —?

INGER. Er klingt gut, Eline! Dänemarks Adel hat kaum einen besseren zu nennen.

ELINE. Und was habt Ihr im Sinne? Noch hab' ich Eure Absicht nicht erfaßt.

INGER. Du wirst bald verstehen. — Da wir die Schlange nicht zertreten können, so müssen wir sie binden.

ELINE. Hütet Euch wohl — die Schnur möchte reißen!

INGER. Es kommt auf Dich an, wie fest sie geknüpft werden soll.

ELINE. Auf mich?

INGER. Längst hab' ich gemerkt, daß Oestrot Dir ein Kerker ist. Für einen jungen Falken taugt es nicht, zwischen Eisenstäben zu sitzen.

ELINE. Meine Schwingen sind gelähmt. Gäbt Ihr mich auch frei, es würde mir wenig frommen.

INGER. Deine Schwingen sind nicht länger gelähmt, als Du selbst es willst.

ELINE. Ich es will? Mein Wille ist in Euern Händen. Werdet wieder, was Ihr gewesen seid, so will auch ich —

INGER. Genug davon! Höre weiter! — Oestrot zu verlassen, wird Dir gewiß nicht unlieb sein.

ELINE. Wohl möglich, Mutter!

INGER. Du hast mir einmal gesagt, daß Du Deine glücklichste Zeit in Deinen Märchen und Sagen verlebt hättest! Dieses Leben könnte Dir wiederkehren.

ELINE. Was meint Ihr?

INGER. Eline, — wenn nun ein mächtiger Rittersmann käme und Dich nach seiner Burg führte, wo Du Knechte und Mägde, Seidenkleider und hohe Säle fändest?

ELINE. Ein Ritter, sagt Ihr?

INGER. Ein Ritter.

ELINE leiser. Und der dänische Gesandte kommt heut nacht?

INGER. Heut nacht.

ELINE. Wenn dem so ist, dann schaudert es mich, Eure Worte zu deuten.

INGER. Es braucht Dich nicht zu schaudern, wenn Du sie nicht mißdeuten willst. Es ist gewißlich nicht meine Absicht, Dich zu zwingen. Nach eignem Gutdünken sollst Du wählen und selbst beschließen in dieser Sache.

ELINE einen Schritt näher. Habt Ihr von jener Mutter gehört, die zur Nachtzeit mit ihren kleinen Kindern im Schlitten übers Gebirge fuhr? Ein Rudel Wölfe folgte ihren Spuren; es ging um Tod und Leben — und sie warf ihre Kleinen hinter sich hinaus, eins nach dem andern, um Zeit zu gewinnen für die eigene Rettung!

INGER. Märchen! Eine Mutter risse sich das Herz aus der Brust, ehe sie ihre Kinder vor die Wölfe würfe.

ELINE. Wär' ich nicht meiner Mutter Tochter, dann würd' ich Euch recht geben. Aber Ihr seid wie jene Mutter: Ihr habt Eure Töchter den Wölfen vorgeworfen, eine nach der andern. Zuerst habt Ihr ihnen die älteste vorgeworfen. Vor fünf Jahren zog Merete von Oestrot. Nun sitzt sie in Bergen als Vincenz Lunges Hausfrau. Aber glaubt Ihr, sie ist glücklich als des Dänenritters Weib? Vincenz Lunge ist fast wie ein König mächtig; Merete hat Knechte und Mägde, Seidenkleider und hohe Säle; aber der Tag hat keine Sonne für sie und die Nacht keine Ruhe; denn sie ist ihrem Mann nie gut gewesen. Er kam her, er freite um sie, weil sie Norwegens reichste Erbin war, und weil er damals festen Fuß im Lande fassen wollte. Ich weiß das; ich weiß es nur zu gut! Merete war Euch gehorsam; sie folgte dem fremden Herrn! Aber was hat es sie gekostet? Mehr Tränen, als eine Mutter sich wünschen wird am Tage des Gerichts verantworten zu müssen!

INGER. Ich kenne meine Verantwortung, und sie schreckt mich nicht.

ELINE. Eure Verantwortung ist damit nicht zu Ende. Wo ist Lucia, Euer zweites Kind?

INGER. Frage Gott, der sie zu sich nahm.

ELINE. E u c h frage ich, denn I h r habt's auf dem Gewissen, daß sie ihr junges Leben lassen mußte. Fröhlich war sie wie ein Vogel im Lenz, als sie von Oestrot zog, um Merete in Bergen zu besuchen. Ein Jahr danach stand sie wieder hier in der Stube; aber da waren ihre Wangen weiß, und der Tod hatte sich ihr in die Brust gefressen. Ja, Ihr wundert Euch, Mutter! Ihr glaubtet wohl, daß dies Geheimnis mit ihr begraben ist. Aber sie hat mir alles gesagt. Ein höfischer Ritter hatte ihr Herz gewonnen. Er wollte sie zu seinem Weibe machen. Ihr wußtet, daß es ihre Ehre galt. Doch Ihr bleibt unbeugsam, — und Euer Kind mußte sterben. Ihr seht, ich weiß alles.

INGER. Alles? So hat sie Dir auch seinen Namen gesagt?

ELINE. Seinen Namen? Nein, seinen Namen hat sie mir nicht gesagt. Sie schien etwas wie eine beklemmende Scheu vor seinem Namen zu haben; — sie nannte ihn nie.

INGER erleichtert, für sich. Ah! So weißt Du doch nicht alles! — — Eline, die Sache, an die Du gerührt hast, war mir völlig kund. Aber es ist etwas an der Sache, worauf Du vielleicht nicht acht gegeben hast: jener Edelmann, dem Lucia in Bergen begegnete, war ein Däne —

ELINE. Auch das weiß ich.

INGER. Und seine Liebe war eine Lüge. Mit List und glatten Worten hatte er Lucia umstrickt.

ELINE. Ich weiß es. Aber sie hatte ihn dennoch lieb. Und hättet Ihr das Herz einer Mutter gehabt, so wäre Euch die Ehre Eures Kindes über alles gegangen.

INGER. Nicht über ihr Glück. Glaubst Du, daß ich, Meretens Los vor Augen, mein zweites Kind

an einen Mann hängen würde, der ihr nicht gut wäre?

ELINE. Kluge Worte betören gar manchen Sinn, mich aber betören sie nicht. — Glaubt nicht, daß ich so ganz fremd bin in dem, was rings im Lande vorgeht. Vollkommen durchschau' ich Euer Verhalten. Ich weiß wohl, daß der dänische Adel keine treu ergebene Freundin an Euch hat. Vielleicht haßt Ihr ihn, aber Ihr fürchtet ihn zu gleicher Zeit. Damals, als Ihr Merete dem Vincenz Lunge gabt, hatten die dänischen Herren allerorten die Übermacht im Lande. Drei Jahre danach, als Ihr Lucien verbotet, den zu ehelichen, an den sie ihr Leben geknüpft hatte, obgleich er sie geführt hatte, — da standen die Dinge ganz anders. Die dänischen Vögte des Königs hatten schändliche Greuelthaten am Volke verübt, und Ihr fandet es nicht rätlich, Euch fester, als schon geschehen war, an die dänischen Gewalthaber anzuschließen. — Und was habt Ihr denn getan, um sie, die so jung sterben mußte, zu rächen? Ihr habt nichts getan! Wohlan! Ich werde für Euch handeln und die Schmach rächen, die unser Volk und unser Geschlecht betroffen hat.

INGER. Du? Was hast Du im Sinn?

ELINE. Ich gehe meinen Weg, wie Ihr den Euern geht. Was ich im Sinn habe, weiß ich selbst nicht; aber ich fühle Kraft in mir, alles für unsere gerechte Sache zu wagen.

INGER. Du wirst einen harten Kampf zu kämpfen haben. Ich habe einst dasselbe gelobt wie Du; und mein Haar ist ergraut unter der Bürde meines Gelübdes.

ELINE. Gute Nacht! Euer Gast könnte eintreffen, und bei dieser Begegnung bin ich überflüssig. — Vielleicht ist es noch Zeit für Euch —; nun, Gott stärke Euch und leite Euer Tun! Vergeßt nicht, daß viel tausend Augen auf Euch gerichtet sind! Denkt an Merete, die früh und spät um ihr verspieltes Leben weint; denkt an Lucia, die im schwarzen Sarge schläft.

— Und noch eins! Vergeßt nicht, daß Ihr in dieser Nacht Schach zieht um Euer letztes Kind!

Sie geht links ab.

INGER blickt ihr eine Weile nach. Mein letztes Kind?

— Du sprachst wahrer, als Du selbst wußtest. — — Aber es gilt nicht mein Kind allein. Gott helfe mir! In dieser Nacht wird Schach gezogen um das ganze norwegische Reich. — Ah! Reitet da nicht wer durch das Burgtor? Sie lauscht am Fenster. Nein, noch nicht. Es war nur der Wind. Grabeskalt weht er. — — Hat Gott der Herr recht gehandelt? Mich zum Weibe zu bilden und eine Mannestat auf meine Schultern zu laden!? Denn des Landes Wohlfahrt liegt in m e i n e r Hand. In m e i n e r Macht steht es, daß sich alle wie e i n Mann erheben. Von m i r erwarten sie das Zeichen; und geb' ich es jetzt nicht, so geschieht es — vielleicht nie. — Zögern? Die Vielen um des Einen willen opfern? — Wär' es nicht besser, wenn ich — —? Nein, nein, nein! Ich will nicht! Ich k a n n nicht!

Sie wirft einen verstohlenen Blick nach dem Rittersaale, wendet sich, wie in Angst, ab und sagt flüsternd:

Nun sind sie wieder da drin! Bleiche Schatten; tote Ahnen, gefallene Blutsfreunde! — — Pfui! diese bohrenden Augen in allen Ecken! Sie schlägt mit der Hand hinter sich und ruft: Sten Sture! Knut Alfsön! Olaf Skaktavl! Weicht, weicht! Ich k a n n es nicht!

E i n f r e m d e r , kräftig gebauter M a n n mit angegrautem Haar und Bart, mit einem zerrissenen Wams aus Schaffell bekleidet und mit rostigen Waffen, ist durch den Rittersaal eingetreten.

DER FREMDE bleibt bei der Thür stehen und sagt mit gedämpfter Stimme: Heil Euch, Frau Inger Gyldenlöve!

INGER wendet sich mit einem Schrei um. Ha! — Jesus Christus, steh mir bei!

Sie fällt in den Stuhl zurück. Der Fremde blickt sie starr an, unbeweglich, auf sein Schwert gelehnt.

## ZWEITER AKT

Stube auf Oestrot, wie im ersten Akt.

Inger sitzt am Tisch rechts vor dem Fenster. Olaf Skaktavl steht ein wenig von ihr entfernt. Beider Mienen verraten, daß ein sehr aufgeregtes Gespräch vorangegangen ist.

OLAF. Zum letzten Mal, Inger Gyldenlöve, — Ihr seid also unbeugsam in Euerm Entschluß?

INGER. Ich kann nicht anders. Und mein Rat ist: geht auch Ihr meinen Weg. Ist es des Himmels Wille, daß Norwegen untergehen soll, so geht es unter, ob wir es nun stützen oder nicht.

OLAF. Und mit diesem Glauben, meint Ihr, soll ich mich in Geduld fassen? Ich sollte ruhig dasitzen und zuschauen, nun die Zeit gekommen ist? Habt Ihr vergessen, was ich zu rächen habe? Mein liegendes Gut haben sie geraubt und unter sich geteilt. Meinen Sohn, mein einziges Kind, den letzten Sproß unseres Geschlechtes, erschlugen sie vor meinen Augen wie einen Hund, und mich selbst haben sie zwanzig Jahre lang friedlos durch Wald und Gebirge gehetzt. Das Gerücht hat mich mehr als ein liebes Mal tot gesagt; aber nun hab' ich die Zuversicht, daß man mich nicht in die Erde legen wird, eh' ich Rache genommen habe.

INGER. Dann habt Ihr auf ein langes Leben zu hoffen. Und jetzt — was wollt Ihr tun?

OLAF. Tun? Was weiß ich, was ich tun werde? Ich habe mich niemals darauf verstanden, Pläne zu schmieden. Das ist etwas, wozu ich Eurer Hilfe bedarf. Ihr seid gar klug dazu; ich habe nur meine zwei Arme und meine Wehr.

INGER. Eure Wehr ist verrostet, Olaf Skaktavl! Jede Wehr in Norwegen ist verrostet.

OLAF. Also deshalb streiten gewisse Leute nur mit der Zunge? — Inger Gyldenlöve, Ihr habt Euch sehr verändert. Es war eine Zeit, da schlug ein Mannesherz in Eurer Brust.

INGER. Mahnt mich nicht an das, was war.



OLAF. Und doch bin ich d a rum zu Euch gekommen. Ihr sollt mich hören, wenn auch —

INGER. Nun wohl! Aber macht es kurz; denn — ich muß es Euch wohl sagen — Ihr seid hier auf dem Schlosse nicht sicher.

OLAF. Auf Schloß Oestrot ist nicht Sicherheit für den Friedlosen? Das wußt' ich längst. Aber Ihr vergeßt, daß ein Friedloser nirgends sicher ist, wo er auch weile.

INGER. So sprecht. Ich kann es Euch nicht verwehren.

OLAF. Es ist nun bald dreißig Jahre her, daß ich Euch zum ersten Male sah. Es war zu Akershus bei Knut Alfsön und seinem Weibe. Ihr wart damals fast noch ein Kind, und gleichwohl wart Ihr kühn wie ein Falke auf der Jagd und dabei zuweilen wild und unzähmbar. Viele warben um Euch. Auch mir wart Ihr teuer — teuer wie kein Weib mir früher oder später gewesen ist. Aber Ihr hattet nur ein Ziel und einen Gedanken. Das war der Gedanke an das Unglück und die große Not des Reiches.

INGER. Ich war fünfzehn Sommer alt — vergeßt das nicht! Und war es nicht, als hätt' in jenen Tagen uns insgesamt ein wilder Trotz erfaßt?

OLAF. Nennt es, wie Ihr mögt. Aber das weiß ich: die Alten und Erfahrenen unter uns meinten, es stünde dort oben in den Sternen geschrieben, daß Ihr es wärt, die das Sklavenjoch brechen und uns alle unsre Rechte zurückgeben sollte; und ich weiß auch, Ihr dachtet damals ebenso.

INGER. Das war ein sündiger Gedanke, Olaf Skaktavl! Hochmut war es und nicht der Ruf des Herrn, was aus mir sprach.

OLAF. Ihr k o n n t e t die Auserkorene sein, wenn Ihr gewollt hättet. Ihr stammte aus Norwegens edelsten Geschlechtern; Ihr hattet Macht und Reichtum zu erwarten und Ihr hattet ein Ohr für den Klageruf — damals. — — Denkt Ihr jenes Nachmittags noch,

da Hendrik Krummedike mit der dänischen Flotte vor Akershus erschien? Die Schiffsherren boten gütlichen Vergleich; und in Vertrauen auf den Geleitbrief ließ Knut Alfsön sich vom Lande rudern. Drei Stunden später trugen wir ihn wieder durchs Schloßtor —

INGER. Als Leiche, als Leiche!

OLAF. Als Krummedikes Spießgesellen ihn erschlugen, da brach Norwegens bestes Herz. Noch mein' ich den langen Zug zu sehen, der kummerschwer und Paar für Paar in den Rittersaal wallte. Da lag Knut Alfsön auf der Bahre, mit dem Axthieb über der Stirn, weiß wie eine Frühlingswolke. Ich darf wohl sagen, daß Norwegens beste Männer in jener Nacht versammelt waren. Frau Margrete stand zu Häupten ihres toten Mannes, und alle, alle schwuren wir, Gut und Blut daran zu setzen, um diese letzte Greuelthat und all das Übrige zu rächen. — Inger Gyldenlöve, wer war es, der sich da Bahn brach durch den Kreis der Männer? Eine Jungfrau, — fast noch ein Kind, — mit Feuer im Auge und mit tränenerstickter Stimme. — Was schwur sie? Soll ich Eure Worte wiederholen?

INGER. Ich schwur, was Ihr alle schwurt, — nicht mehr, nicht weniger.

OLAF. Ihr entsinnt Euch Eures Eides — und habt ihn doch vergessen.

INGER. Und wie hielten die andern, was sie gelobt? Ich spreche nicht von Euch, Olaf Skaktavl, aber von Euren Freunden, vom ganzen norwegischen Adel. Nicht ein einziger ist darunter, der in all dieser Zeit den Mut gehabt hätte, ein Mann zu sein; und doch legen sie mir zur Last, daß ich ein Weib bin.

OLAF. Ich weiß, was Ihr sagen wollt. Warum haben sie sich unterworfen, statt der Gewalt Trotz zu bieten bis aufs Äußerste? Wohl wahr; es ist ein erbärmlich Mark heutzutage in unsern Geschlechtern. Aber hätten sie zusammengehalten — wer weiß, was geschehen wäre! Und Ihr konntet sie zusammenhalten, denn vor Euch hätten sie sich alle gebeugt.

INGER. Ich könnte leicht Euch darauf antworten, aber Ihr würdet die Antwort kaum gelten lassen. Sprechen wir deshalb nicht weiter von Dingen, die nicht zu ändern sind. Sagt mir lieber, was Euch eigentlich nach Oestrot führt. Bedürft Ihr des Schutzes? Wohlan! Ich will Euch zu verbergen suchen. Habt Ihr noch andere Wünsche — sagt es frei! Ihr sollt mich bereit finden —

OLAF. Zwanzig Jahre bin ich heimatlos gewesen. Zwischen den Felswänden von Jämtland ist mein Haar ergraut. Ich habe mit Wölfen und Bären gehaust. Ihr seht, Frau Inger, — ich bedarf Eurer nicht; wohl aber der Adel und das gemeine Volk.

INGER. Das alte Lied!

OLAF. Ja, ich weiß wohl, es klingt häßlich Euren Ohren, aber Ihr sollt es dennoch hören. Kurz und gut: ich komme von Schweden. Da gärt es. In Dalekarlien soll es losgehen.

INGER. Ich weiß es.

OLAF. Der Kanzler Peter ist im Bunde, doch — Ihr versteht — nur heimlich.

INGER stutzt. Wie?

OLAF. Er war's, der mich nach Oestrot gesandt hat.

INGER steht auf. Der Kanzler Peter, sagt Ihr?

OLAF. Er selbst; — oder kennt Ihr ihn vielleicht nicht mehr?

INGER halb für sich. Nur allzugut. — — Doch sagt mir, ich bitte Euch, — welche Botschaft bringt Ihr?

OLAF. Als das Gerücht vom Unfrieden bis ins Grenzgebirge drang, wo ich mich verborgen hielt, brach ich unverweilt nach Schweden auf. Ich konnte mir denken, daß der Kanzler seine Hand im Spiele hat. Ich suchte ihn auf und bot ihm meinen Beistand an, — er hat mich in frühern Zeiten gekannt, wie Ihr wißt. Er wußte, daß man auf mich bauen kann — und so sandte er mich hierher.

INGER ungeduldig. Gewiß, gewiß — er sandte Euch her, um —?

OLAF geheimnisvoll. Frau Inger, — ein Fremder kommt diese Nacht nach Oestrot.

INGER überrascht. Wie? Ihr wißt, daß —

OLAF. Und warum nicht? Ich weiß alles. Ich wurde ja vom Kanzler hergesandt, um ihm zu begegnen.

INGER. Ihm? Unmöglich, Olaf Skaktavl, — unmöglich!

OLAF. Wie ich Euch sage. Wenn er nicht schon da ist, so wird es doch nicht mehr lange währen —

INGER. Allerdings. Doch —

OLAF. Ihr wart also auf seine Ankunft vorbereitet?

INGER. Ja, gewiß. Er hat mir Kunde gesandt. Deshalb auch wurde Euch auf Euer Pochen sogleich aufgetan.

OLAF lauschend. Horch! Es reitet einer den Weg daher. Er geht zum Fenster. Die Pforte wird aufgetan.

INGER zum Fenster hinausblickend. Ein Ritter und sein Knappe. Sie steigen im Hof ab.

OLAF. Das also ist er. Sein Name?

INGER. Ihr wißt seinen Namen nicht?

OLAF. Der Kanzler weigerte sich, ihn zu nennen. Er sagte nur, daß ich den Abgesandten am dritten Abend nach Martini auf Oestrot treffen werde —

INGER. Richtig — also just heut Abend.

OLAF. Er brächte Briefschaften mit. Aus ihnen und aus seinem eigenen Munde würde ich erfahren, wer er sei.

INGER. So laßt mich Euch nach Eurer Kammer geleiten. Ihr bedürft der Labung und Pflege. Bald sollt Ihr den Fremden sprechen.

OLAF. Nun, wie Ihr wünscht. Sie gehen links ab.

Nach einer kleinen Weile kommt der Schloßdiener F i n n vorsichtig durch die Tür rechts, sieht sich im Zimmer um, guckt in den Rittersaal und geht dann wieder nach der Tür zurück, indem er jemand draußen ein Zeichen gibt. Darauf treten N i l s L y k k e und J e n s B j e l k e von rechts ein.

NILS LYKKE mit gedämpfter Stimme. Niemand?

FINN ebenso. Nein, Herr!

NILS LYKKE. Und wir können uns fest auf Dich verlassen in allem und jedem?

FINN. Der Statthalter von Drontheim hat mir stets das Zeugnis gegeben, daß ich zuverlässig bin.

NILS LYKKE. Gut, gut; auch mir hat er das gesagt. Nun denn, vor allen Dingen, — ist ein Fremder heut abend nach Oestrot gekommen?

FINN. Ja, vor einer Stunde ist ein Fremder hier angekommen.

NILS LYKKE leise zu Jens Bjelke. Er ist hier. Er wendet sich wieder zu Finn. Würdest Du ihn wiedererkennen? Hast Du ihn gesehen?

FINN. Nein. Niemand außer dem Pförtner hat ihn gesehen, soviel ich weiß. Er wurde sogleich zu Frau Inger geführt, und sie —

NILS LYKKE. Und sie? Nun? Er ist doch nicht schon wieder fort?

FINN. Nein, — sie wird ihn wohl versteckt halten in einer ihrer eigenen Stuben —

NILS LYKKE. Es ist gut.

JENS BJELKE flüstert. Also vor allen Dingen das Tor bewachen; dann haben wir ihn sicher.

NILS LYKKE mit einem Lacheln. Hm! Zu Finn: Du, sag' mir, gibt es hier auf dem Schloß noch einen andern Ausgang als durch das Tor? Sieh mich nicht so dumm an! Ich meine, — kann einer ungesehen von Oestrot entkommen, wenn das Burgtor verschlossen ist?

FINN. Ja, das weiß ich nicht. Man spricht zwar von geheimen Gängen unten in den Kellern; aber niemand kennt sie außer Frau Inger selbst — und vielleicht Jungfer Eline.

JENS BJELKE. Verwünscht!

NILS LYKKE. Es ist gut. Du kannst gehen.

FINN. Wohl. Solltet Ihr später meiner bedürfen, so braucht Ihr nur an die zweite Tür rechts im Ritteraal zu pochen. Ich werde dann gleich bei der Hand sein.

NILS LYKKE. Gut.

Er deutet auf die Tür des Vorflurs; Finn geht hinaus.

JENS BJELKE. Wißt Ihr was, — lieber Freund und Bruder, — das wird ein elender Feldzug für uns zweibeide.

NILS LYKKE lächelnd. Ih, nicht für mich, will ich hoffen.

JENS BJELKE. So? Fürs erste bringt's nur wenig Ehre, auf einen so grünen Jungen, wie diesen Nils Sture, Jagd zu machen. Soll ich ihn nach seinem Vorgehen für klug oder für verrückt halten? Erst stachelt er die Bauern auf, verspricht ihnen seinen Beistand und goldne Berge — und wenn es zum Handeln kommt, läuft er davon und verkriecht sich hinter eine Weiberschürze! — Und dann bereu' ich's überhaupt, offen gestanden, Eurem Rate gefolgt zu sein und nicht meinem eigenen Kopfe.

NILS LYKKE leise. Die Reue kommt etwas spät, Herr Bruder!

JENS BJELKE. Denn seht, den Dachs zu graben, das hat mir nie Spaß gemacht. Ich erwartete mir etwas ganz anderes. Ich bin nun mit meinen Reitern von Jämtland aufgebrochen und habe den Brief des Statthalters von Drontheim, daß ich auf den Unruhistifer überall fahnden kann, wo's mir paßt. Alle Spuren deuten darauf hin, daß er sich nach Oestrot schlängelte.

NILS LYKKE. Er ist hier! Er ist hier, sag' ich.

JENS BJELKE. Ja, aber was wäre dann natürlicher gewesen, als daß wir das Tor verschlossen und scharf bewacht gefunden hätten? Wär' dem nur so gewesen, dann hätt' ich doch für meine Kriegsknechte Verwendung gehabt —

NILS LYKKE. Doch statt dessen öffnet man uns das Tor gar höflich. Paßt auf! Ist Frau Inger wie ihr Ruf, so wird sie es ihren Gästen weder an Speis' noch an Trank mangeln lassen.

JENS BJELKE. Um uns das Mißtrauen zu benehmen, nicht wahr? — Wie konntet Ihr auch den Einfall haben, daß ich meine Leute eine Viertelmeile Weges zurücklassen sollte! Wären wir mit Kriegsmannschaft hergekommen, so —

NILS LYKKE. Frau Inger hätte uns deshalb nicht weniger willkommen geheißen. Aber bedenkt, daß unser Besuch in diesem Falle Aufsehen gemacht hätte. Die Bauern ringsum würden darin eine Gewalttat gegen Frau Inger erblickt haben. Sie wäre wieder in der Gunst der Menge gestiegen; — und, seht Ihr, das ist nicht ratsam.

JENS BJELKE. Mag sein. Aber was mach' ich nun —? Graf Sture ist auf Oestrot, sagt Ihr. Ja, was hilft mir das? Frau Inger hat, gleich dem Fuchse, wohl manch geheimen Schlupfwinkel und mehr als einen Ausgang. Hier können wir zwei einzelne Gesellen lange spähen und suchen. Hol' der Teufel die ganze Geschichte!

NILS LYKKE. Nun wohl, lieber Herr, — seid Ihr mit der Wendung, die Eure Mission genommen hat, unzufrieden, so überlaßt das Schlachtfeld mir.

JENS BJELKE. Euch? Und was wollt Ihr tun?

NILS LYKKE. Klugheit und List bringen hier vielleicht zu stande, was Waffengewalt nicht vermag. — Ehrlich gesprochen, Herr Jens, ich hatte ähnliche Gedanken schon gestern, als wir uns in Drontheim trafen.

JENS BJELKE. Und deshalb habt Ihr mich wohl dazu überredet, mich von meinen Kriegsknechten zu trennen?

NILS LYKKE. Sowohl Euer wie mein Geschäft auf Oestrot konnte besser erledigt werden ohne sie; darum —

JENS BJELKE. Hol' Euch dieser und jener — hätt' ich fast gesagt — und mich dazu! Ich konnte ja wissen, daß Euch der Schalk im Nacken sitzt.

NILS LYKKE. Ja seht Ihr, der Schalk ist hier sehr am Platze, wenn auf beiden Seiten die Waffen gleich sein sollen. Und ich will Euch nur gestehen, es ist mir von der höchsten Wichtigkeit, mich gut und in aller Stille meines Auftrags zu entledigen. Denn wißt: mein Herr, der König, war mir bei meinem Aufbruch nicht sehr gewogen. Er glaubte seine guten Gründe dafür zu haben, obgleich ich der Ansicht bin, daß ich ihm mehr als einmal nützliche Dienste geleistet habe.

JENS BJELKE. Dies Zeugnis dürft Ihr Euch kecklich ausstellen. Gott und alle Welt weiß, daß Ihr der verschlagenste Teufel in allen drei Reichen seid.

NILS LYKKE. Schönen Dank! Aber das will nun gerade nicht viel sagen. Doch was ich hier zu verrichten habe, das halt' ich allerdings für eine Meisterprobe. Denn hier gilt es ein Weib zu überlisten —

JENS BJELKE. Hahaha! In dem Handwerk habt Ihr schon längst Eure Meisterprobe abgelegt, lieber Bruder! Meint Ihr, wir kennen nicht auch in Schweden die Weise:

„Da seufzt jede Jungfrau in Herzensglut:

O wäre Nils Lykke mir hold und gut.“

NILS LYKKE. Bah! Die Weise gilt nur den Mädchen von zwanzig Jahren und da herum. Aber Frau Inger Gyldenlöve ist bald an die fünfzig und dabei schlau wie keine sonst. Es wird nicht leicht sein, sie klein zu kriegen. Doch es muß geschehen — um jeden Preis! Glückt es mir, dem König gewisse Vorteile über sie zu verschaffen, nach denen er schon lange trachtet, so kann ich darauf rechnen, nächstes Frühjahr mit der Sendung nach Frankreich betraut zu werden. Ihr wißt doch, daß ich volle drei Jahre auf der Hochschule zu Paris gewesen bin? Mein ganzes Sinnen steht danach, wieder einmal dorthin zu kommen, vornehmlich wenn ich in der höchst ansehnlichen Eigenschaft eines königlichen Gesandten auftreten könnte. Also — nicht wahr, — Ihr überlaßt Frau Inger mir? Wißt Ihr noch, wie ich Euch bei Eurem letzten Besuch am Hof zu Kopenhagen mehr als eine junge Schöne willig abtrat —?

JENS BJELKE. Meiner Treu, — der Edelmut war nun gerade nicht so groß. Ihr hattet sie ja doch alle im Sack — aber einerlei! Da ich nun einmal verkehrt zu Werke gegangen bin, so mögt Ihr auch das Weitere auf Euch nehmen. Jedoch, Euer Wort darauf — wird der junge Graf Sture auf Oestrot betroffen, so liefert Ihr ihn aus — tot oder lebendig.



NILS LYKKE. Lebendig und leibhaftig sollt Ihr ihn haben. Jedenfalls ist es nicht meine Absicht, ihn ums Leben zu bringen. Aber nun müßt Ihr zu Euren Leuten zurück! Haltet die Landstraße besetzt! Wenn ich irgend etwas Verdächtiges merke, so sollt Ihr unverzüglich Kunde haben.

JENS BJELKE. Gut, gut. Aber wie komm' ich hinaus —?

NILS LYKKE. Der Kerl von vorhin wird Euch schon zurechtweisen. Aber in aller Stille —

JENS BJELKE. Versteht sich! — Also — gut Glück!

NILS LYKKE. Das Glück hat mich noch nie im Stich gelassen, wenn ich mit Frauen angebunden habe. — Nun beeilt Euch!

Jens Bjelke rechts ab.

NILS LYKKE bleibt einen Augenblick stehen, geht ein paar Schritte in der Stube auf und ab, sieht sich um und sagt mit gedämpfter Stimme: So bin ich denn endlich auf Oestrot. Auf diesem alten Herrensitz, von dem ein Kind mir vor zwei Jahren so viel erzählte. — Lucia! Ja, vor zwei Jahren war sie noch ein Kind. Und jetzt — jetzt ist sie tot. Er summt mit einem halben Lächeln: „Blumen bleichen, Blumen welken.“ Sieht sich wieder um. Oestrot. Mir ist, als hätte ich dies alles schon früher gesehen, als wär' ich hier zuhause. — Da ist der Rittersaal, und unter mir ist — das Grabgewölbe. Dort liegt wohl auch Lucia. Leiser, halb in ernsthaftem, halb in gezwungen spöttischem Ton: Wär' ich ein furchtsamer Mann, so könnt' ich mir einbilden, sie hätte sich im Sarge umgedreht, als ich meinen Fuß auf Oestrots Schwelle setzte. Als ich über den Burghof schritt, hob sie den Deckel des Schreines, und nun ich ihren Namen nenne, dringt es wie eine beschwörende Stimme in ihre Gruft. — Vielleicht tappt sie jetzt die Treppe herauf. Das Leichentuch hemmt ihren Schritt, aber dennoch tappt sie vorwärts. — Nun ist sie oben im Rittersaale. Nun lehnt sie an der Tür und starrt mich an. Er wirft das Haupt über die Schulter zurück, winkt und ruft laut: Komm näher, Lucia! Plaudre ein wenig mit mir!

Deine Mutter läßt mich warten, und Du hast mir so manche langweilige Stunde vertrieben —

Er fährt mit der Hand über die Stirn und geht einige Male auf und ab.

Sieh! Richtig, da ist das tiefe Bogenfenster mit dem Vorhang. Hier pflegte ja Inger Gyldenlöve zu stehen und auf die Landstraße hinauszustarren, als ob sie auf einen wartete, der niemals kommt. Dadrin — er blickt nach der Tür zur Linken — da liegt Schwester Elines Stube. Eline? Ja, Eline ist ihr Name. — Ist es wohl wahr, daß sie so merkwürdig — so klug, so kühn ist, wie mir Lucia sagte? Schön soll sie auch sein. Aber zur Ehefrau — Ich hätte das nicht so ohne weiteres schreiben sollen — —

Er setzt sich, in Gedanken verloren, an den Tisch, steht aber sogleich wieder auf.

Wie Frau Inger mich wohl aufnehmen wird? — Sie wird das Haus nicht über uns in Brand stecken, wird mich nicht auf eine Falltür locken, noch wird sie mir meuchlings den Dolch — —

Er lauscht, dem Saal zugewandt.

Aha!

INGER kommt durch die Saaltür und sagt kalt: Ich entbietet Euch meinen Gruß, Herr Reichsrat, —

NILS LYKKE verbeugt sich tief. Ah, — die Frau von Oestrot!

INGER. — und meinen Dank, daß Ihr mich Eure Ankunft wissen ließt.

NILS LYKKE. Nicht mehr als meine Schuldigkeit. Ich hatte Grund zu vermuten, daß mein Kommen Euch überraschen würde —

INGER. Fürwahr, Herr Reichsrat, darin habt Ihr Euch nicht geirrt. Nils Lykke als Gast auf Oestrot zu sehen, das hab' ich gewiß am allerwenigsten erwartet.

NILS LYKKE. Und wohl noch weniger habt Ihr erwartet, daß er als Freund kommen werde.

INGER. Als Freund? Ihr fügt noch Spott zu all dem Schmerz und Schimpf, den Ihr über meinem Hause

aufgetürmt habt? Nachdem Ihr mein Kind mir unter die Erde gebracht habt, wagt Ihr noch —

NILS LYKKE. Erlaubt, Frau Inger Gyldenlöve, in diesem Punkte werden wir uns nie einigen; denn Ihr zieht nicht in Betracht, was ich selbst bei diesem unglücklichen Ereignis verloren habe. Meine Absichten waren ehrlich. Ich war meines zügellosen Lebens satt; — zudem war ich ja damals über dreißig Jahre; ich sehnte mich danach, ein gutes und frommes Weib zu finden. Dazu die Aussicht auf das Glück, Euer Schwiegersohn zu werden —

INGER. Hütet Euch, Herr Reichsrat! Was meinem Kinde widerfahren ist, hab' ich, so gut ich's vermochte, zu vertuschen gesucht. Doch glaubt nicht, daß das Verborgne nun auch vergessen sei. Es könnte wohl eine Gelegenheit kommen —

NILS LYKKE. Ihr droht mir, Frau Inger? Ich hab' Euch die Hand zur Versöhnung gereicht. Ihr weigert Euch, sie zu ergreifen? Von nun an ist also offene Fehde zwischen uns?

INGER. Ich wüßte nicht, daß es je anders gewesen ist.

NILS LYKKE. Von Eurer Seite vielleicht. Ich war niemals Euer Widersacher, — obgleich ich als Untertan des Königs von Dänemark triftigen Grund dazu hätte.

INGER. Ich versteh' Euch. Ich bin nicht fügsam genug gewesen; es ist nicht so glatt gegangen, wie man wünschte, da man mich ins andere Lager hinüberziehen suchte. — Und doch scheint mir, Ihr hättet Euch nicht zu beklagen. Der Gatte meiner Tochter Merete ist Euer Landsmann. Weiter kann ich nicht gehen. Meine Stellung ist schwierig, Nils Lykke!

NILS LYKKE. Das begreife ich vollkommen. Der Adel und das gemeine Volk in Norwegen glauben ja einen alten Anspruch auf Euch zu haben — einen Anspruch, den Ihr, wie man sagt, nur halb und halb erfüllt habt.

INGER. Verzeiht, Herr Reichsrat, — für meine Taten steh' ich keinem Rede als Gott und mir selbst.

Und drum, wenn es Euch beliebt, so laßt mich wissen, was Euch herführt.

NILS LYKKE. Sofort, Frau Inger. Der Zweck meiner Sendung kann Euch wohl nicht unbekannt sein —?

INGER. Ich kenne die Aufträge, mit denen man Euch gewöhnlich bedenkt. Unserm König ist es von Wichtigkeit zu erfahren, wessen er sich vom nordischen Adel zu versehen hat.

NILS LYKKE. Allerdings.

INGER. Also deshalb seid Ihr nach Oestrot gekommen?

NILS LYKKE. Zum Teil deshalb. Doch komme ich keineswegs, um irgend eine mündliche Versicherung von Euch zu begehren —

INGER. Was denn?

NILS LYKKE. Hört mich, Frau Inger: Ihr sagtet eben selbst, daß Eure Stellung schwierig ist. Ihr steht zwischen zwei feindlichen Lagern, die beide sich nur halb auf Euch zu verlassen wagen. Euer eigener Vorteil muß Euch notwendigerweise an uns knüpfen; an die Mißvergnügten dagegen bindet Euch die Landsmannschaft und — wer weiß — vielleicht noch eine andere geheime Fessel.

INGER leise. Geheime Fessel? Barmherziger! Sollte er —

NILS LYKKE gewahrt ihre Erregung, läßt es sich aber nicht merken und fügt ungezwungen hinzu: Ihr seht gewiß selbst ein, daß Ihr Eure Stellung auf die Dauer nicht behaupten werdet. — Gesetzt nun, es stünde in meiner Macht, Euch aus dieser Lage zu befreien —?

INGER. In Eurer Macht, sagt Ihr?

NILS LYKKE. Vor allen Dingen muß ich Euch bitten, Frau Inger, kein Gewicht auf die leichtfertigen Worte zu legen, womit ich vorhin das berührt haben könnte, was zwischen uns liegt. Glaubt nicht, daß ich einen Augenblick aus dem Gedächtnis verloren hätte, in welcher Schuld ich bei Euch stehe. Doch, wenn es nun längst meine Absicht gewesen wäre, nach Möglich-

keit wieder gut zu machen, was ich verbrochen habe? Wenn ich zu diesem Zweck mir die Sendung nach Oestrot übertragen ließ?

INGER. Erklärt Euch deutlicher, Herr Reichsrat! Jetzt versteh' ich Euch nicht.

NILS LYKKE. Ich irre vielleicht nicht, wenn ich annehme, daß Ihr, so gut wie ich, von den Unruhen unterrichtet seid, die in Schweden loszubrechen drohen. Ihr wißt oder Ihr ahnt wenigstens, daß diese Unruhen eine größere Bedeutung haben, als man ihnen allgemein beilegt. Und Ihr werdet daher begreifen, daß unser König nicht ruhig zusehen kann, wie die Dinge ihren Lauf nehmen. Nicht wahr?

INGER. Fahrt fort.

NILS LYKKE forschend, nach einer kleinen Pause. Ein Fall ist denkbar, der Gustav Wasas Thron gefährden könnte —

INGER leise. Worauf will er hinaus?

NILS LYKKE. — der Fall nämlich, daß sich in Schweden ein Mann fände, der auf Grund seiner Geburt Anspruch darauf hätte, zum Lenker des Volks erkoren zu werden.

INGER ausweichend. Der Adel in Schweden ward ebenso blutig zusammengemäht wie der unsere, Herr Reichsrat! Wo wolltet Ihr wohl suchen —?

NILS LYKKE lachend. Suchen? Der Mann ist schon gefunden —

INGER fährt zusammen. Ah! Er ist gefunden?

NILS LYKKE. — und steht Euch zu nah, edle Frau, als daß Eure Gedanken nicht auf ihn fallen sollten. Blickt sie scharf an. Der verstorbene Graf Sture hinterließ einen Sohn —

INGER mit einem Schrei. Barmherziger Himmel! Woher wißt Ihr —?

NILS LYKKE stutzt. Faßt Euch, edle Frau, und laßt mich zu Ende reden. — Dieser junge Mann lebte bis jetzt ruhig bei seiner Mutter, der Witwe Sten Stures.

INGER atmet wieder freier. Bei —? Ach ja, — ja gewiß!

NILS LYKKE. Jetzt dagegen ist er offen hervorgetreten. Er ist erschienen als der Führer der Bauern in Dalekarlien. Ihre Zahl wächst von Tag zu Tage; und, — wie Ihr vielleicht wißt, finden sie auch diesseits der Berge Freunde unter der Menge.

INGER, die sich inzwischen gefaßt hat. Herr Reichsrat! Ihr tut aller dieser Begebenheiten Erwähnung in der festen Zuversicht, daß sie mir bekannt sind. Welchen Grund habe ich Euch gegeben, dergleichen zu vermuten? Ich weiß von nichts und will von nichts wissen. Mein Wunsch ist, ruhig zu leben auf meiner eigenen Scholle. Ich leihe den Unruhistiftern nicht meinen Beistand; aber zählt auch nicht auf mich, wenn Ihr im Sinne habt, sie niederzuhalten.

NILS LYKKE mit gedämpfter Stimme. Würdet Ihr auch untätig bleiben, wenn ich die Absicht hätte, ihnen beizustehen?

INGER. Wie soll ich Euch verstehen?

NILS LYKKE. Ihr habt also nicht begriffen, auf was ich die ganze Zeit hingezielt habe? — Nun wohl, — so will ich Euch alles frei und ehrlich sagen. Wisset denn, daß der König und seine Räte vollkommen eingesehen haben, wie sie auf die Dauer nicht festen Fuß in Norwegen fassen können, wenn Edle und Gemeine fortfahren, sich für benachteiligt und unterdrückt zu halten. Wir begreifen sehr wohl, daß willige Bundesgenossen besser sind als gezwungene Untertanen, und wünschen daher nichts sehnlicher, als die Bande zu lösen, die uns ja im Grunde ebenso lästig sind wie Euch. Aber Ihr seht auch gewiß ein, daß der Norweger Gesinnung gegen uns einen solchen Schritt, recht bedenklich macht — solange wir nicht eine sichere Stütze im Rücken haben.

INGER. Und diese Stütze —?

NILS LYKKE. Diese Stütze ist zunächst in Schweden zu suchen. Aber, wohlbedacht, nicht, solange Gustav Wasa am Ruder ist; denn seine Rechnung mit Dänemark ist noch nicht beglichen und wird es

auch nie werden. Ein neuer schwedischer König dagegen, der das Volk auf seiner Seite hätte, und der seine Krone dem Beistand Dänemarks verdankte — — Na, fangt Ihr an, mich zu begreifen? — Dann könnten wir unbesorgt zu Euch Norwegern sagen: „Nehmt Eure alten, vererbten Rechte wieder; wählt Euch einen Führer nach Eurem Sinne; seid unsre Freunde in der Not, wie wir die Euren sind.“ — Beachtet wohl, Frau Inger, daß dieser Edelmut eigentlich nicht so groß ist, wie es vielleicht scheinen mag. Denn Ihr werdet selbst einsehen, daß wir dadurch nicht nur nicht geschwächt werden, sondern im Gegenteil dabei gewinnen. — Und da ich nun offenherzig mit Euch gesprochen habe, so laßt auch Ihr jedes Mißtrauen fahren. Also — Bestimmt: Der Rittersmann aus Schweden, der eine Stunde vor mir hier eingetroffen ist —

INGER. Ihr wißt es also schon?

NILS LYKKE. Allerdings —. Ihn such' ich ja.

INGER für sich. Seltsam! Also doch, wie Olaf Skaktavl sagte! Zu Nils Lykke: Ich bitt' Euch, hier zu warten, Herr Reichsrat! Ich gehe, ihn Euch zuzuführen.

Ab durch den Rittersaal.

NILS LYKKE blickt ihr eine Weile mit höhnischem Erstaunen nach. Sie holt ihn! Ja, wahrhaftig — sie holt ihn! Der Kampf ist halb gewonnen. Daß es so leicht gehen würde, hätt' ich mir nicht gedacht. — Sie ist im Einverständnis mit den Unruhestiftern — durchaus. Sie fuhr zusammen vor Schreck, als ich den Sohn Sten Stures nannte. — Was nun? — Hm! Ist Frau Inger leichtgläubig in die Falle gegangen, so wird Nils Sture nicht viel Schwierigkeiten machen. Ein junges Blut ohne alle Besonnenheit und Überlegung — —. Mit meinem Versprechen, ihm beizustehen, zieht er von dannen. Unglücklicherweise fängt ihn Jens Bjelke am Wege ab, — und der ganze Anschlag ist vereitelt. — Und dann? — Noch einen Schritt weiter, uns selbst zum Frommen. Man sprengt aus, daß der junge Graf Sture auf Oestrot gewesen ist,

daß ein dänischer Gesandter eine Zusammenkunft mit Frau Inger gehabt hat, daß infolge hiervon Junker Nils keine hundert Schritte vom Schlosse durch König Gustavs Kriegsknechte abgefangen wurde. — — Frau Gyldenlöves Ansehen beim Volke mag noch so groß sein, — gegen einen solchen Stoß wird es sich schwer behaupten können. — Fahrt plötzlich unruhig auf. Alle Wetter —! Wenn Frau Inger Unrat gewittert hätte! Vielleicht entschlüpft er uns in diesem Augenblick unter den Händen. Beruhigt, indem er nach dem Saal hin lauscht. Ach, es hat keine Not. Da kommen sie. Inger kommt aus dem Saal, von Olaf Skaktavl begleitet.

INGER zu Nils Lykke. Hier bring' ich, den Ihr erwartet.

NILS LYKKE leise. Tod und Teufel. — Was soll das heißen?

INGER. Ich habe diesem Rittersmann Euren Namen gesagt und was Ihr mir mitgeteilt habt —

NILS LYKKE unschlüssig. So? Ja so? Nun, ja —

INGER. — und ich will Euch nicht verhehlen, daß sein Vertrauen auf Euern Beistand nicht gerade groß ist.

NILS LYKKE. Nicht?

INGER. Kann Euch das wundern? Ihr kennt ja doch seine Gesinnung und sein schweres Schicksal.

NILS LYKKE. Dieses Mannes —? — Nun ja, — gewiß —

OLAF zu Nils Lykke. Nachdem aber der Kanzler Peter selbst uns zu dieser Zusammenkunft geladen hat —

NILS LYKKE. Der Kanzler —? Er faßt sich schnell. Ja, freilich! Ich habe eine Botschaft vom Kanzler —

OLAF. Und er muß ja am besten wissen, wem er trauen darf. Ich will mir deshalb nicht den Kopf zerbrechen mit Grübeleien, wieso —

NILS LYKKE. Nein, so ist's recht, lieber Herr; nur das nicht!

OLAF. Lieber gleich zur Sache —

NILS LYKKE. Gleich zur Sache, ohne Umschweife; — das ist stets meine Art



OLAF. Und wollt Ihr mir jetzt Euern Auftrag nennen?

NILS LYKKE. Meinen Auftrag könnt Ihr so ungefähr erraten —

OLAF. Der Kanzler sprach von Papieren, die —

NILS LYKKE. Von Papieren? Ganz recht, von Papieren!

OLAF. Ihr habt sie wohl bei Euch?

NILS LYKKE. Natürlich; gut verwahrt, fast zu gut, um sie so schnell — Er greift in sein Wams, als ob er etwas suche, und sagt leise: Wer zum Teufel mag das sein? Was beginn' ich nur? Hier sind vielleicht große Entdeckungen zu machen — Er bemerkt, daß die Diener den Tisch im Rittersaale decken und die Lampen anzünden, und sagt zu Olaf: Ah, ich sehe, Frau Inger läßt das Nachtmahl anrichten. Bei Tische könnten wir wohl besser von unseren Angelegenheiten sprechen.

OLAF. Gut, — wie es Euch gefällt.

NILS LYKKE leise: Zeit gewonnen, — Spiel gewonnen. Mit großer Liebenswürdigkeit zu Inger: Und mittlerweile werden wir erfahren, auf welche Weise sich Frau Inger an dieser Sache zu beteiligen gedenkt.

INGER. Ich? — Gar nicht.

OLAF und NILS LYKKE. Gar nicht?

INGER. Ihr wundert Euch, edle Herren, daß ich mich von einem Spiele fern halte, bei dem alles zu verlieren ist? Um so mehr, als nicht einmal meine Bundesgenossen mir ganz zu trauen wagen.

NILS LYKKE. Dieser Vorwurf trifft mich nicht. Ich vertrau' Euch blindlings, des seid bitte versichert.

OLAF. Wer dürfte auf Euch bauen, wenn nicht Eure Landsleute?

INGER. Wahrhaftig — dieses Vertrauen freut mich. Sie geht nach einem Schrank im Hintergrund und füllt zwei Becher mit Wein.

NILS LYKKE leise. Verdammt! Wenn sie sich aus der Schlinge zöge!

INGER reicht jedem einen Becher. Und weil dem so ist, so biet' ich mit einem Becher Euch Willkomm auf Oest-

rot. Trinkt, edle Ritter, bis auf die Neige! Sie betrachtet sie abwechselnd und sagt, nachdem sie getrunken haben, ernst: Und nun sollt Ihr wissen: der eine Becher enthielt den Willkommgruß für meinen Freund, der andre — den Tod für meinen Feind!

NILS LYKKE schleudert den Becher fort. Weh mir! Ich bin vergiftet!

OLAF zu gleicher Zeit, indem er nach dem Schwert greift. Tod und Teufel! Habt Ihr mich gemordet?

INGER lachend zu Olaf, indem sie auf Nils Lykke zeigt. Das ist das Vertrauen der Dänen zu Inger Gyldenlöve — zu Nils Lykke, indem sie auf Olaf deutet: und so bauen meine Landsleute auf mich! Zu beiden: Und dabei sollte ich mich in Eure Gewalt begeben! — Sachte, edle Herren, — sachte! Die Frau von Oestrot hat noch ihren vollen Verstand.

ELINE kommt durch die Tür links. Welch lauter Lärm —. Was ist los?

INGER zu Nils Lykke. Meine Tochter Eline.

NILS LYKKE leise. Eline! So hatt' ich sie mir nicht vorgestellt. Eline bemerkt Nils Lykke und bleibt überrascht stehen, während sie ihn betrachtet.

INGER berührt Elinens Arm. Mein Kind, — dieser Ritter ist —

ELINE macht eine abwehrende Bewegung mit der Hand, indem sie ihn unverwandt betrachtet, und sagt: Bemüht Euch nicht! Ich sehe, wie er heißt. Es ist Nils Lykke.

NILS LYKKE leise zu Inger. Wie? Sie kennt mich? Sollte Lucia —? Sollte sie wissen —?

INGER. Still! Sie weiß nichts!

ELINE für sich. Ich wußt' es; — so mußte Nils Lykke aussehen.

NILS LYKKE nähert sich. Nun wohl, Eline Gyldenlöve, — Ihr habt richtig geraten. Und da ich Euch denn hiemit bekannt und überdies der Gast Eurer Mutter bin, — so werdet Ihr mir die Blumen nicht versagen, die Ihr an Eurem Busen tragt. Solange sie frisch sind und duften, will ich in ihnen ein Abbild Eurer selbst verehren.

ELINE stolz, doch noch immer unverwandt den Blick auf ihn heftend. Mit Verlaub, Herr Ritter, — sie sind in meiner eignen Kammer gepflückt; und da wachsen keine Blumen für Euch.

NILS LYKKE, indem er einen Strauß nimmt, den er selbst am Wams stecken hat. Ah, — so werdet Ihr aber doch diese geringe Gabe nicht verschmähen. Eine Frau vom Hofe reichte sie mir zum Abschied, als ich heut morgen von Drontheim zog. — Bedenket, edles Fräulein; wollt' ich Euch eine Gabe bieten, die Eurer ganz würdig wäre, so müßt' es eine Fürstenkrone sein.

ELINE, die willenlos die Blumen genommen hat. Und wär' es selbst Dänemarks Königskrone, die Ihr mir reichet, — eh' ich sie mit Euch theilte — eh' zertrümmert' ich sie mit diesen Händen und würfe sie Euch in Stücken vor die Füße! Sie wirft die Blumen ihm vor die Füße und geht ab in den Rittersaal.

OLAF murmelt vor sich hin. Keck, — wie Otto Römers Tochter an Knut Alfsöns Bahre.

INGER leise, nachdem sie abwechselnd Eline und Nils Lykke betrachtet hat. Der Wolf kann gezähmt werden. Nun gilt's die Kette fertig zu schmieden.

NILS LYKKE, der die Blumen aufnimmt und Eline entzückt nachsicht. Bei Christi Blut, — wie ist sie stolz und schön!

## DRITTER AKT

Der Rittersaal. Im Hintergrund ein hohes Bogenfenster; ein kleineres Fenster links im Vordergrund. Zu beiden Seiten mehrere Türen. Die Decke ruht auf starken freistehenden Holzpfählern, die, gleich den Seitenwänden, mit Waffen aller Art behängt sind. Bilder von Heiligen, Rittersn und Frauen hängen in langen Reihen. Unter der Decke ein großer vielarmiger Kronleuchter, der angezündet ist. Rechts im Vordergrund ein geschnitzter Hochsitz aus alter Zeit. Mitten im Saale steht ein gedeckter Tisch mit Resten von der Nachtmahlzeit.

ELINE kommt langsam und gedankenvoll von links. Der Ausdruck ihres Gesichts verrät, daß sie in der Erinnerung die Szene mit Nils Lykke nochmals durchlebt. Zuletzt macht sie dieselbe Armbewegung wie in jenem Augenblicke, da sie den Strauß zu Boden warf; dann spricht sie mit lauter Stimme:

— und so sammelte er die Stümpfe von Dänemarks Königskrone — Blumen waren's — und — „bei Christi Blut! Wie ist sie stolz und schön!“ Hätte er diese Worte geflüstert, geflüstert im heimlichsten Winkel, meilenweit von Oestrot — ich hätte sie dennoch vernommen! — Wie ich ihn hasse! Wie ich ihn immer gehaßt habe — diesen Nils Lykke! — Kein anderer Mann ist ihm gleich, sagen sie. Er spielt mit Frauen und — tritt sie mit Füßen. — — Und i h m wollte meine Mutter mich ausliefern! — Wie ich ihn hasse! — — Man sagt, Nils Lykke sei anders wie sonst die Männer. Das ist nicht wahr! Es ist nichts Besonderes an ihm; es gibt viele, viele wie er. Wenn Björn mir Märchen erzählte, da sahen alle Prinzen aus wie Nils Lykke. Wenn ich einsam hier im Saale saß und meine Sagen träumte, und wenn meine Ritter kamen und gingen — alle, alle sahen sie aus wie Nils Lykke. — — Wie wundersam und wie gut ist es, zu hassen! Noch nie hab' ich gewußt, wie köstlich es ist — bis zu dieser Stunde. Nein, nicht für tausend Lebensjahre würde ich die Augenblicke verkaufen, die ich gelebt habe, seit ich ihn sah! — — „Bei Christi Blut! Wie ist sie — —“

Sie geht langsam nach dem Hintergrund, öffnet das Fenster und sieht hinaus. Nils Lykke kommt herein durch die erste Tür rechts.

NILS LYKKE für sich. „Schlaft wohl auf Oestrot, Herr Ritter“, sagte Inger Gyldenlöve, als sie ging. Schlaft

wohl! Ja, das ist leicht gesagt, aber — —; da draußen Himmel und Meer in Aufruhr; tief unten in der Totengruft das junge Blut auf der Bahre; das Schicksal zweier Reiche in meiner Hand — und an meiner Brust ein verwelkter Blumenstrauß, den ein Weib mir vor die Füße geschleudert hat! Wahrlich, ich fürchte sehr, der Schlaf wird sich erst spät melden. Er bemerkt Eline, die das Fenster verläßt und nach links abgehen will. Da ist sie. Das stolze Auge scheint gedankenvoll. Ah, wenn ich es wagte — — Laut: Jungfer Eline!

ELINE bleibt an der Tur stehen. Was wollt Ihr? Was verfolgt Ihr mich?

NILS LYKKE. Ihr irrt. Ich verfolge Euch nicht. Ich werde selbst verfolgt.

ELINE. Ihr?

NILS LYKKE. Von mancherlei Gedanken. Und darum macht's der Schlaf wie Ihr; — er flieht mich.

ELINE. Geht ans Fenster, da findet Ihr Zeitvertreib —. Ein Meer im Sturm —

NILS LYKKE lachend. Ein Meer im Sturm? — Das finde ich auch wohl bei Euch.

ELINE. Bei mir?

NILS LYKKE. Unsere erste Begegnung hat mich dessen gewiß gemacht.

ELINE. Und Ihr beschwert Euch darüber?

NILS LYKKE. Keineswegs; aber ich wünschte doch, Euch milder gestimmt zu sehen.

ELINE stolz. Glaubt Ihr, es wird Euch glücken?

NILS LYKKE. Ich bin dessen sicher; denn ich bring' Euch willkommene Botschaft.

ELINE. Und welche?

NILS LYKKE. Mein Lebewohl.

ELINE einen Schritt näher. Euer Lebewohl? Ihr verlaßt Oestrot — so bald?

NILS LYKKE. Noch in dieser Nacht.

ELINE scheint einen Augenblick uneinig mit sich selbst zu sein; dann sagt sie kalt: So nehmt meinen Gruß, Herr Ritter!

Sie verbeugt sich und will gehen.

NILS LYKKE. Eline Gyldenlöve, — ich habe kein Recht, Euch zurückzuhalten; aber es ist unedel, wenn Ihr Euch weigert zu hören, was ich zu sagen habe.

ELINE. Ich höre Euch, Herr Ritter.

NILS LYKKE. Ich weiß, Ihr haßt mich.

ELINE. Euer Scharfblick hat nicht gelitten, wie ich merke.

NILS LYKKE. Aber ich weiß auch, daß ich diesen Haß vollauf verdient habe. Unziemlich und kränkend waren die Worte, womit ich in meinem Briefe an Frau Inger Eurer Erwähnung gethan habe.

ELINE. Wohl möglich; ich habe sie nicht gelesen.

NILS LYKKE. Aber der Inhalt ist Euch doch wenigstens nicht unbekannt? Ich weiß, Eure Mutter hat Euch nicht in Unklarheit darüber gelassen; sie hat Euch jedenfalls gesagt, daß ich den Mann glücklich pries, der —; ja, Ihr wißt, welche Hoffnung ich genährt habe —

ELINE. Herr Ritter, — wünschtet Ihr mich deshalb zu sprechen, so —

NILS LYKKE. Nur, um mein Unterfangen zu entschuldigen, wünschte ich Euch zu sprechen. Aus keinem anderen Grunde; das schwör' ich Euch. Ist, wie ich leider vermuten muß, mein Ruf zu Euch gedrungen, bevor ich mich selbst auf Oestrot vorgestellt habe, so müßt Ihr auch mein Leben hinreichend kennen, um Euch nicht darüber zu wundern, daß ich in solchen Dingen etwas dreist zu Werke ging. Ich bin vielen Frauen begegnet, Eline Gyldenlöve! Unbeugsam habe ich noch keine gefunden. Unter solchen Umständen, seht Ihr, wird man etwas bequem. Man kommt aus der Gewohnheit, Umschweife zu machen —

ELINE. Möglich. Ich weiß nicht, aus welchem Stoff jene Frauen waren. — Übrigens täuscht Ihr Euch, wenn Ihr glaubt, jener Brief an meine Mutter habe mein Herz mit Haß und Bitterkeit gegen Euch erfüllt. Ich hatte ältere Gründe.

NILS LYKKE unruhig. Ältere Gründe? Was wollt Ihr damit sagen?

ELINE. Es ist, wie Ihr vermutet: Euer Ruf ist vor Euch hergegangen nach Oestrot, wie durchs ganze Land. Wird der Name Nils Lykke genannt, so geschieht es immer in Verbindung mit einem Weibe, das er betört und verstoßen hat. Einige nennen diesen Namen mit Gram, andre mit Hohngelächter und frechem Spott über jene schwachsinnigen Geschöpfe. Aber durch den Gram und das Hohngelächter und den Spott klingt die Weise von Euch, die dröhnende und empörende Weise gleich eines Feindes Siegesang. — Das alles zusammen hat meinen Haß gegen Euch erzeugt. Unaufhörlich standet Ihr vor meinen Gedanken, und ich wurde die Sehnsucht nicht los, Euch Aug' in Auge gegenüberzustehen, damit Ihr erfahret, daß es auch Frauen gibt, bei denen Eure glatten Reden verloren sind — wofern Ihr sie anzuwenden die Absicht habt.

NILS LYKKE. Ihr richtet mich ungerecht, wenn Ihr mich nach dem richtet, was das Gerücht Euch gesagt hat. Möglich, daß Wahrheit in allem ist, was Ihr hörtet; — aber die Ursachen kennt Ihr nicht. — Als siebzehnjähriger Junker begann ich meine lustige Laufbahn. Volle fünfzehn Jahre sind seitdem vergangen. Leichte Weiber gewährten mir, was ich wünschte — oft eh' mein Wunsch noch Bitte ward; und was ich ihnen darbot, das ergriffen sie mit frohen Händen. Ihr seid das erste Weib, das ein Geschenk mir verächtlich vor die Füße warf. — Denkt nicht, daß ich mich beklage. Nein, im Gegenteil, — ich ehre Euch eben darum so hoch, wie ich noch nie ein Weib geehrt habe. Aber was ich beklage, und was in mir nagt wie ein großes Herzeleid, ist, daß das Schicksal mich nicht schon früher zu Euch geführt hat. — Eline Gyldenlöve! Eure Mutter hat mir von Euch erzählt. Während die Welt fern von hier ihren unruhigen Lauf nahm, wandeltet Ihr in diesem einsamen Oestrot, still, allein mit Eurem Dichten und Euren Träumen. Und darum werdet Ihr auch

verstehen, was ich Euch zu sagen habe. — Wisset denn, daß auch ich einstmals ein Leben gelebt habe wie Ihr. Ich dachte, wenn ich hinausträte in die große, weite Welt, dann käme mir ein edles und herrliches Weib entgegen, die mir zuwinkte, die mir den Weg zu einem ruhmreichen Ziele zeigte. Aber nein, Eline Gyldenlöve, — Frauen begegneten mir; doch sie war nicht unter ihnen. Noch eh' ich ganz Mann geworden war, hatte ich sie insgesamt verachten gelernt. — Ist das meine Schuld? Warum waren die andern nicht wie Ihr? — Mir ist bekannt, das Schicksal Eures Vaterlandes bedrückt schwer Euer Herz. Ihr wißt, welchen Anteil ich an diesen Verhältnissen habe — —. Man sagt, ich sei falsch wie der Schaum der Wellen. Wohl möglich. Aber bin ich es, so haben die Weiber mich es zu sein gelehrt. Hätte ich früher gefunden, was ich suchte, — wäre ich einem Weibe begegnet, stolz, edel und hochgesinnt wie Ihr, — mein Weg wäre gewißlich ein ganz andrer geworden. Vielleicht stünde ich dann in diesem Augenblick an Eurer Seite als Verteidiger aller Unterdrückten im norwegischen Reiche. Denn das glaub' ich fest: ein Weib ist das Mächtigste auf Erden, und in seiner Hand liegt es, einen Mann dahin zu leiten, wo Gott der Herr ihn haben will.

ELINE für sich. Sollt' er die Wahrheit sprechen? — Nein, nein! Lug ist in seinem Auge und Trug auf seinen Lippen. Und doch — kein Sang ist so lieblich wie sein Wort.

NILS LYKKE näher, leiser und vertraulicher. Wie oft habt Ihr wohl hier gesessen, einsam mit Euren wechselnden Gedanken! Da ward es Euch so schwer ums Herz; Decke und Wände schienen enger und enger zu werden und Eure Seele zu erdrücken. Ihr sehtet Euch hinaus, — es lüstete Euch weit, weit wegzufliegen, — Ihr wußtet selbst nicht wohin. — Wie oft seid Ihr wohl einsam am Fjord gewandelt, während ein geschmücktes Schiff, mit Rittern und Damen an Bord, unter Gesang und Saitenspiel weit draußen vorübersegelte. Eine dunkle



Kunde von großen Begebenheiten ist zu Euch gedrungen, da habt Ihr ein Sehnen in Eurer Brust gefühlt, ein unbezwingliches Verlangen nach dem, was Ihr jenseits des Meeres vermutet. Aber Ihr habt nicht begriffen, was Euch fehlte. Ihr glaubtet zuweilen, es wäre das Geschick Eures Vaterlandes, was Euch mit so unruhigen Gedanken erfüllte. Ihr betrogst Euch selbst — eine Jungfrau in Euren Jahren hat über andre Dinge nachzusinnen. — — Eline Gyldenlöve! Habt Ihr nie an geheime Kräfte geglaubt, — an eine starke und rätselhafte Macht, die der Menschen Schicksale aneinander knüpft? Wenn Ihr von dem bunten Leben draußen in der weiten Welt träumtet, — wenn Ihr träumtet von Waffenspiel und frohen Festen, — saht Ihr dann nie in Euren Träumen einen Ritter, der mit Lächeln auf den Lippen und mit Gram im Herzen mitten im lärmenden Treiben stand, — einen Ritter, der einst so süß wie Ihr geträumt von einem hohen, herrlichen Weibe, so er vergebens suchte unter all denen, die ihn umgaben?

ELINE. Wer seid Ihr, der meine geheimsten Gedanken in Worte zu kleiden vermag? Wie seid Ihr imstande zu nennen, was ich im tiefsten Innern barg, mir selber unbewußt? Woher wißt Ihr —?

NILS LYKKE. Was ich Euch gesagt habe, das habe ich in Euren Augen gelesen.

ELINE. Niemals noch hat ein Mann so zu mir gesprochen. Nur dunkel hab' ich Euch verstanden; und doch — — wie scheint mir alles, alles seitdem verwandelt — — Für sich. Nun begreif' ich, warum es heißt, Nils Lykke sei anders als alle andern.

NILS LYKKE. Es gibt etwas in der Welt, das eines Menschen Gedanken verwirren könnte, wenn man darüber grübeln wollte, und das ist der Gedanke, wie es gekommen wäre, wenn alles sich so oder so gefügt hätte. Wäret Ihr auf meinem Wege mir entgegengetreten, solange mein Lebensbaum noch grünte und blühte, so säßet Ihr vielleicht in dieser Stunde als — — Doch verzeiht mir, edle Jungfrau. Unser kurzes Zwiegespräch

ließ mich unsre gegenseitige Stellung vergessen. Mir war, als hätte eine geheime Stimme mir gesagt, ich könnte mit Euch offen reden, ohne Schmeichelei und ohne Verstellung.

ELINE. Das könnt Ihr.

NILS LYKKE. Nun wohl, — und diese Offenherzigkeit hat uns vielleicht halb und halb miteinander ausgesöhnt. Ja, ich bin noch kühner in meiner Hoffnung — vielleicht kommt noch die Zeit, da Ihr des fremden Ritters ohne Haß und Harm in der Seele gedenkt. Nun, mißverstehet mich nicht! Ich meine nicht jetzt gleich, — aber ein mal, späterhin. Und um Euch den Gedanken minder schwer zu machen, und weil ich einmal begann, freimütig und offen mit Euch zu reden, so laßt mich Euch sagen —

ELINE. Herr Ritter —!

NILS LYKKE lachend. Ah, ich merke, daß mein Brief Euch noch immer schreckt. Doch Ihr könnt ganz ruhig sein. Ich gäbe Tausende hin, wenn er ungeschrieben wäre; denn — nun ich weiß, daß Ihr es ohne sonderlichen Schmerz vernehmen werdet, kann ich es ja gleich frei herausagen: — ich liebe Euch nicht und werde Euch niemals lieben lernen. Seid also deswegen ganz unbesorgt. Ich werde nie den Versuch machen — — Aber was ist Euch?

ELINE. Mir? Nichts, nichts! — — Sagt mir nur eins: warum tragt Ihr noch diese Blumen? Was wollt Ihr damit?

NILS LYKKE. Diese Blumen? Ist das nicht der Fehdehandschuh, den Ihr im Namen aller Frauen dem bösen Nils Lykke hingeworfen habt? Mußte ich sie darum nicht aufheben? — Ihr fragt, was ich damit will? Mit gedämpfter Stimme: Wenn ich wieder im Kreise schöner Dänenfrauen sitze, wenn das Saitenspiel schweigt und im Saale Stille herrscht — dann will ich diese Blumen hervornehmen und ein Märchen von einer Jungfrau erzählen, die fern in Norwegen einsam in dunkler Balkenhalle sitzt — Abbrechend, indem er sich ehr-

erbietig verneigt. Aber ich fürchte, schon allzulange hielt ich des Hauses edle Tochter auf. Wir sehen uns nicht wieder. Denn noch vor Tagesanbruch bin ich fort. Ich biete Euch also mein Lebewohl!

ELINE. Und ich Euch das meinige, Herr Ritter!

Kurze Pause.

NILS LYKKE. Ihr seid wieder so gedankenvoll, Eline Gyldenlöve! Ist's wieder das Geschick Eures Vaterlandes, was Euch bedrückt?

ELINE schüttelt den Kopf, indem sie zerstreut vor sich hin blickt. Mein Vaterland? — Ich denke nicht an mein Vaterland.

NILS LYKKE. So ängstigt Euch die Zeit mit ihrem Kampf und ihrer Not?

ELINE. Die Zeit? Die vergess' ich jetzt. — — Ihr geht nach Dänemark? Sagtet Ihr nicht so?

NILS LYKKE. Ich gehe nach Dänemark.

ELINE. Kann ich gen Dänemark von diesem Saale sehen?

NILS LYKKE auf das Fenster links deutend. Ja, von diesem Fenster. Dort, gen Süden, liegt Dänemark.

ELINE. Und ist es weit von hier? Mehr als hundert Meilen?

NILS LYKKE. Viel weiter. Das Meer liegt zwischen Dänemark und Euch.

ELINE, vor sich hin. Das Meer? — Der Gedanke hat Mövenschwingen. Das Meer hemmt ihn nicht. Sie geht links ab.

NILS LYKKE blickt ihr eine Weile nach; dann spricht er: Könnte ich zwei Tage daran wenden — oder nur einen —, sie wäre in meiner Gewalt so gut wie alle andern. — Und doch — aus seltnem Stoff ist dieses Mädchen geschaffen. Sie ist stolz. Sollte ich mich wirklich entschließen —? Nein, lieber sie demütigen. — — Er geht im Saal auf und ab. Wahrhaftig, — ist mir nicht, als hätte sie mein Blut in Brand gesetzt?! Wer würde das noch gestern für möglich gehalten haben? — — Weg damit! Ich muß heraus aus diesem Wirrsal, in das ich mich verstrickt habe! — Er setzt sich auf einen Stuhl rechts. Wie

soll ich mir das erklären? Olaf Skaktavl und Inger Gyldenlöve scheinen beide blind zu sein gegen das Mißtrauen, dem sie sich aussetzen, sobald es ruchbar wird, daß ich mit ihnen im Bunde stehe. — Oder sollte Frau Inger wirklich meinen Plan durchschauen? Sollte sie erraten, daß alle Zusagen nur darauf berechnet sind, Nils Sture aus seinem Versteck zu locken? Er springt auf. Verdammt! Wäre ich wirklich selbst der Gefoppte? Es ist höchst wahrscheinlich, daß Graf Sture gar nicht auf Oestrot ist. Vielleicht ist auch das Gerücht von seiner Flucht nur eine Kriegslist gewesen. Er sitzt möglicherweise zu dieser Stunde wohlbehalten bei seinen Freunden in Schweden, während ich — Er geht unruhig auf und ab. Daß ich auch meiner Sache so sicher sein mußte! Wenn ich nun nichts ausrichte? Wenn Frau Inger hinter meine Absichten kommt — und mein Unternehmen aufdeckt? — Daß Du Dich zum Kinderspott machst hier und in Dänemark! Frau Inger in die Falle locken zu wollen — und dadurch ihre Sache erst recht zu fördern, ihr Ansehen im Volke erst recht zu stärken! — — Ach, ich könnte mich dem Bösen selbst verschreiben, wenn er den Grafen Sture in meine Hand geben wollte —

Das Fenster im Hintergrund wird aufgestoßen. Nils Stenssön wird draußen sichtbar.

NILS LYKKE greift nach dem Schwert. Was gibt's?

NILS STENSSÖN springt herunter auf den Fußboden. Na, endlich bin ich da!

NILS LYKKE leise. Was soll das heißen?

NILS STENSSÖN. Gottes Frieden, Herr!

NILS LYKKE. Dank, Herr! Übrigens habt Ihr Euch einen eigenartigen Eingang ausgesucht.

NILS STENSSÖN. Teufel auch, was sollt' ich anders tun? Das Tor war ja verschlossen. Hier im Hofe müssen die Leute einen Schlaf haben wie der Bär zu Weihnachten.

NILS LYKKE. Gott sei Dank! Ein gutes Gewissen ist das beste Ruhekitzen, wißt Ihr ja.

NILS STENSSÖN. Das muß wohl so sein; denn wie ich auch hämmerte und donnerte —

NILS LYKKE. — es ward Euch doch nicht aufgetan!

NILS STENSSÖN. Auf's Haar getroffen. Ich sagte also zu mir selbst: da du nun einmal heut' abend auf Oestrot sein mußt, und ging's durch Wasser und Feuer, — so kannst du auch wohl durchs Fenster hereinkriechen.

NILS LYKKE leise. Sollt' er vielleicht — Einen Schritt naher. Es war Euch also sehr daran gelegen, heute noch hier einzutreffen?

NILS STENSSÖN. Ob mir daran gelegen war! Das sollt' ich meinen! Ich lasse nicht auf mich warten, meiner Treu!

NILS LYKKE. Aha — Frau Inger Gyldenlöve erwartet Euch also?

NILS STENSSÖN. Frau Inger Gyldenlöve? Darauf kann ich nicht so bestimmt antworten. Mit listigem Lacheln. Aber ich sollt' einen andern —

NILS LYKKE lachelt auch. Also, hier sollte ein anderer —

NILS STENSSÖN. Sagt mal — gehört Ihr zum Hause?

NILS LYKKE. Ich? Ja, insofern ich seit diesem Abend Frau Ingers Gast bin.

NILS STENSSÖN. So? — Ich glaube wir haben heute den dritten Abend nach Martini.

NILS LYKKE. Den dritten Abend nach —? Richtig, ja. — Wünscht Ihr vielleicht die Frau des Hauses gleich zu sprechen? So viel ich weiß, ist sie noch nicht zu Bett gegangen. Doch wollt Ihr Euch nicht zuerst setzen und ausruhen, lieber junger Herr? Seht, hier ist noch eine Kanne Wein. Etwas Speise werdet Ihr auch finden. Na, so langt zu! Ihr werdet der Stärkung bedürfen.

NILS STENSSÖN. Ihr habt recht, Herr. Gar nicht so übel das! Er setzt sich an den Tisch; während er ißt und trinkt: Braten und süßer Kuchen! Ihr führt ja hier ein Herrenleben! Wenn man wie ich vier, fünf Tage auf nacktem Boden geschlafen und nur von Wasser und Brot gelebt hat —

NILS LYKKE betrachtet ihn lächelnd. Ja, das mag schwer genug für einen sein, der gewohnt war, im gräflichen Saal obenan zu sitzen.

NILS STENSSÖN. Im gräflichen Saale —?

NILS LYKKE. Doch nun könnt Ihr Euch ja auf Oestrot ausruhen, solange es Euch gefällt.

NILS STENSSÖN froh. So? Kann ich das wirklich? Muß ich denn nicht gleich wieder fort?

NILS LYKKE. Ja, ich weiß nicht. Die Frage könnt Ihr Euch wohl selbst am besten beantworten.

NILS STENSSÖN leise. Au, verflucht! Laut. Ja, seht Ihr, die Sache hat noch ihren Haken. Ich für mein Teil hätte freilich nichts dagegen, mir für 's erste es hier bequem zu machen; aber —

NILS LYKKE. — aber Ihr seid nicht in allen Stücken Euer eigener Herr? Da gibt's andere Geschäfte und andere Aufträge —?

NILS STENSSÖN. Ja, da sitzt der Knoten. Wenn es bei mir stünde, so blieb' ich wenigstens den Winter über hier; ich habe mein halbes Leben im Felde gestanden, und da — Er bricht plötzlich ab, schenkt ein und trinkt. Euer Wohl, Herr!

NILS LYKKE. Im Felde? Hm.

NILS STENSSÖN. Nein, das war's, was ich sagen wollte: ich habe mich lange danach gesehnt, Frau Inger Gyldenlöve zu sehen, von der man so viel Rühmens macht. Das muß eine herrliche Frau sein! Nicht wahr? — Das Einzige, was mich ärgert, ist, daß sie so verflucht ungern losschlagen will.

NILS LYKKE. Nicht losschlagen will —?

NILS STENSSÖN. Na ja, Ihr versteht mich schon. Ich meine, daß sie so gar nicht mit Hand anlegen will, die fremden Herrenleute aus dem Lande zu jagen.

NILS LYKKE. Da habt Ihr freilich recht. Wenn Ihr nun aber tut, was Ihr könnt, dann geht's schon.

NILS STENSSÖN. Ich? Gott bewahre! Das würde viel helfen, wenn ich —

NILS LYKKE. Es ist doch seltsam, daß Ihr sie aufsucht, wenn Ihr nichts Besseres zu hoffen habt.

NILS STENSSÖN. Was meint Ihr damit? — Sagt, kennt Ihr Frau Inger?

NILS LYKKE. Versteht sich. Da ich ihr Gast bin, so —

NILS STENSSÖN. Damit ist noch nicht gesagt, daß Ihr sie kennt. Auch ich bin ihr Gast und habe doch noch nicht einmal so viel wie ihren Schatten gesehen.

NILS LYKKE. Aber Ihr wißt doch zu erzählen —

NILS STENSSÖN. — wovon jedermann schnack! Ja freilich. Außerdem habe ich vom Kanzler Peter oft genug gehört —

Er hält verlegen inne und beginnt eifrig zu essen.

NILS LYKKE. Ihr wolltet noch etwas sagen.

NILS STENSSÖN essend. Ich? Nicht daß ich wüßte.

Nils Lykke lacht.

NILS STENSSÖN. Worüber lacht Ihr, Herr?

NILS LYKKE. Über nichts, Herr!

NILS STENSSÖN trinkt. Das ist ein lieblicher Wein, den Ihr hier auf dem Schlosse habt.

NILS LYKKE nähert sich vertraulich. Sagt mal, — wär' es jetzt nicht an der Zeit, die Maske fallen zu lassen?

NILS STENSSÖN lächelnd. Die Maske? O ja, das könnt Ihr tun, wenn's Euch gefällt.

NILS LYKKE. So laßt doch alle Verstellung fahren! Ihr seid erkannt, Graf Sture!

NILS STENSSÖN mit Lachen. Graf Sture? Glaubt Ihr auch, ich bin Graf Sture? Er steht vom Tisch auf. Ihr irrt Euch, Herr. Ich bin nicht Graf Sture.

NILS LYKKE. Wirklich nicht? Wer seid Ihr denn?

NILS STENSSÖN. Mein Name ist Nils Stenssön.

NILS LYKKE betrachtet ihn lächelnd. Hm? Nils Stenssön? Und Ihr seid nicht Sten Stures Sohn Nils? Der Name stimmt doch so ziemlich.

NILS STENSSÖN. Sehr wahr; aber Gott weiß, mit welchem Recht ich ihn trage. Meinen Vater hab' ich nie gekannt; meine Mutter war eine arme Bauersfrau, die in den früheren Kriegsläufen um Gut und Leben kam. Der Kanzler Peter war damals gerade nicht weit. Er nahm sich meiner an, erzog mich und lehrte mich das Waffenhandwerk. Wie Ihr wißt, ist er viele Jahre hindurch von König Gustav verfolgt worden, und ich hab' ihn auf seinen Fahrten getreulich begleitet.

NILS LYKKE. Der Kanzler, scheint's, hat Euch noch mehr gelehrt als das Waffenhandwerk. — Nun gut, Ihr seid also nicht Nils Sture. Jedoch Ihr kommt aus Schweden. Der Kanzler schickt Euch her, um hier einen Fremden zu finden, der —

NILS STENSSÖN nickt listig. — der schon gefunden ist.

NILS LYKKE etwas unsicher. Und den Ihr nicht kennt?

NILS STENSSÖN. Ebensowenig wie Ihr mich kennt — denn ich schwöre bei Gott dem Vater: ich bin nicht Graf Sture!

NILS LYKKE. Im Ernste, Herr?

NILS STENSSÖN. So wahr ich lebe! Warum sollt' ich es leugnen, wenn ich's wäre?

NILS LYKKE. Aber wo ist denn Graf Sture?

NILS STENSSÖN mit gedämpfter Stimme. Ja, das ist eben das Geheimnis.

NILS LYKKE flusternd. Das Euch bekannt ist? Nicht wahr?

NILS STENSSÖN nickt. Und das ich Euch mitzuteilen habe.

NILS LYKKE. Mir? Nun denn, wo ist er?

Nils Stenssön zeigt nach oben.

NILS LYKKE. Da oben? Frau Inger hält ihn auf dem Boden verborgen?

NILS STENSSÖN. Was fällt Euch ein! Ihr mißverstehst mich. Er sieht sich vorsichtig um. Nils Sture ist im Himmel.



NILS LYKKE. Gestorben! — Wo?

NILS STENSSÖN. Auf seiner Mutter Schloß, — schon vor drei Wochen.

NILS LYKKE. Ah, Ihr belügt mich. Vor fünf oder sechs Tagen zog er über die Grenze nach Norwegen.

NILS STENSSÖN. O, das bin ich gewesen!

NILS LYKKE. Aber wenige Tage zuvor hatte der Graf sich in Dalekarlien gezeigt. Das Volk, das schon längst unruhig war, brach in offene Empörung aus und wollte ihn zum König machen.

NILS STENSSÖN. Hahaha! Das war ja ich!

NILS LYKKE. Ihr?

NILS STENSSÖN. Ihr sollt jetzt hören, wie das zuing. Eines Tages rief der Kanzler mich zu sich und ließ verlauten, daß große Begebenheiten sich vorbereiteten. Er hieß mich ins norwegische Land nach Oestrot gehen, wo ich zu einer bestimmten Zeit eintreffen sollte —

NILS LYKKE nickt. Den dritten Abend nach Martini.

NILS STENSSÖN. Da würd' ich einen Fremden finden —

NILS LYKKE. Richtig; das bin ich.

NILS STENSSÖN. Von ihm würd' ich erfahren, was ich weiter zu tun hätte. Ich sollte ferner ihm melden, daß Graf Sture plötzlich gestorben ist, daß aber außer seiner Mutter, der Gräfin, dem Kanzler und einigen alten Hausleuten der Stures noch keiner darum wisse.

NILS LYKKE. Ich verstehe. Graf Sture war das Haupt der Bauern. Würde sein Tod ruchbar, so gingen sie auseinander — und aus der ganzen Sache würde nichts.

NILS STENSSÖN. Kann wohl sein. Ich bin in diese Dinge nicht so eingeweiht.

NILS LYKKE. Aber wie konntet Ihr darauf verfallen, Euch für den Grafen auszugeben?

NILS STENSSÖN. Wie ich darauf verfallen konnte? Ja, weiß ich es selbst? Ich bin in meinem Leben schon

auf mehr Dummheiten verfallen. Es war übrigens gar nicht meine Erfindung; denn wohin ich auch kam in Dalekarlien, da rotteten sich die Leute zusammen und grüßten mich als den Grafen Sture. Da half keine Widerrede. Der Graf wäre erst vor zwei Jahren dagewesen, erzählten sie, und das kleinste Kind erkannte mich wieder. Na, in Gottes Namen! dachte ich. Ein Graf wirst du doch in deinem Leben nie wieder; du kannst ja mal versuchen, wie das tut.

NILS LYKKE. Nun — und was tatet Ihr dann weiter?

NILS STENSSÖN. Ich? Ich aß und trank und ließ mir's wohl sein. Es war nur schade, daß ich so bald wieder fort mußte. Und als ich über die Grenze zog, — hahaha! — da gelobte ich ihnen, daß ich mit drei- oder viertausend Mann — oder wie viel es nun wären — wiederkommen würde, — und dann sollt' es gehörig losgehen.

NILS LYKKE. Und es ist Euch gar nicht eingefallen, wie unbesonnen Ihr handeltet?

NILS STENSSÖN. Ja, nachher ist es mir eingefallen; aber da war's schon zu spät.

NILS LYKKE. Es tut mir leid um Euch, mein junger Freund; aber Ihr werdet bald die Folgen Eurer Torheit spüren. Ich kann Euch sagen, daß Ihr verfolgt werdet. Ein Troß schwedischer Reiter setzt Euch nach.

NILS STENSSÖN. Mir nach? Hahaha! Nein, das ist herrlich! Und wenn sie kommen und glauben, Graf Sture endlich erwischt zu haben — hahaha!

NILS LYKKE ernst. — dann ist es um Euer Leben geschehen.

NILS STENSSÖN. Um mein —? Ich bin doch nicht Graf Sture.

NILS LYKKE. Aber Ihr habt das Volk zu den Waffen gerufen. Ihr habt den Rebellen Zusagen gemacht und Unfrieden im Lande gestiftet.

NILS STENSSÖN. Das war ja nur im Scherz.

NILS LYKKE. König Gustav wird die Sache in einem anderen Lichte sehen.

NILS STENSSÖN. Ja, es ist wirklich etwas an dem, was Ihr da sagt. — Daß ich auch so dumm sein konnte! — — Je nun, wir werden uns schon wieder herauswinden! Ihr werdet Euch ja meiner annehmen und — die Reiter sind mir wohl auch noch nicht auf den Fersen.

NILS LYKKE. Aber was habt Ihr mir weiter zu sagen?

NILS STENSSÖN. Ich? — Nichts; nur das Paket hab' ich Euch noch zu geben —

NILS LYKKE unbedacht. Das Paket?

NILS STENSSÖN. Ja, freilich. Ihr wißt doch —

NILS LYKKE. Ach ja, richtig! Die Papiere vom Kanzler —

NILS STENSSÖN. Seht, hier sind sie samt und sonders.

Er überreicht Nils Lykke ein Paket, das er aus seinem Wams hervorgezogen hat.

NILS LYKKE leise. Briefe und Pergamente für Herrn Olaf Skaktavl. Zu Nils Stenssön: Ich sehe, das Paket ist offen. Ihr kennt also wohl den Inhalt?

NILS STENSSÖN. Nein, Herr! Ich lese nicht gern Geschriebenes; das hat so seine Gründe.

NILS LYKKE. Verstehe. Ihr habt Euch zumeist aufs Waffenhandwerk gelegt. Er setzt sich an den Tisch und durchfliegt die Briefe. Aha, Aufklärungen, mehr als genug, um hinter das zu kommen, was vorgeht. — Dicsen kleinen Brief mit der Seidenschnur — Er untersucht die Aufschrift. Auch an Herrn Olaf Skaktavl. Öffnet den Brief und prüft fluchtig den Inhalt. Vom Kanzler. Ich konnte es mir denken. Liest murmelnd: „Ich bin hart bedrängt; denn —“ — ja, ganz richtig, hier steht es — „der junge Junker Sture ist zu seinen Vätern heimgegangen, gerade als der Aufruhr losbrechen wollte — aber noch ist nicht alles verloren“ — — Was nun? Er stutzt und liest weiter: „Denn Ihr müßt wissen, Herr Olaf Skaktavl, der junge Mann, der Euch diesen Brief überbringt, ist ein Sohn von —“ Himmel und Hölle! — steht das da? — Ja, bei Christi Blut, es steht da! Mit einem Blick

auf Nils Stenssön. Er wäre — wäre wirklich — Er liest weiter: „Ich habe ihn von seinem ersten Jahr an erzogen; aber bis heute habe ich mich beharrlich geweigert, ihn zurückzugeben, weil ich glaubte, in ihm ein sicheres Unterpfand für Frau Ingers Treue gegen uns und unsre Freunde zu haben. Doch hat er uns in dieser Hinsicht nur wenig genützt. Ihr seid wohl erstaunt, daß ich Euch dies Geheimnis nie anvertraut habe, nicht einmal als Ihr letzthin bei mir wart. Ich will Euch ehrlich gestehen, ich fürchtete, Ihr würdet ihn für denselben Zweck wie ich in Anspruch nehmen. Nun aber, da Ihr mit Frau Inger zusammengetroffen seid und Euch wahrscheinlich überzeugt habt, wie ungern sie unsrer Sache beitrifft, werdet auch Ihr es für das Klügste halten, ihr so schnell wie möglich zurückzugeben, was ihr gehört. Es wäre wohl möglich, daß Freude, Sicherheit und Dankbarkeit —“ — „das ist unsre letzte Hoffnung.“ Er sitzt eine Weile starr vor Erstaunen und sagt dann ungestüm vor sich hin: Ah, dieser Brief! Er ist Goldes wert!

NILS STENSSÖN. Ich habe Euch wichtige Botschaft gebracht, wie es scheint. Ja, ja, — der Kanzler, heißt es, hat viele Eisen im Feuer.

NILS LYKKE für sich. Was fang' ich nun mit alledem an? Hundert Wege lassen sich einschlagen. Wenn ich —. Nein, das wäre zu unsicher. Aber wofern — hm, wofern ich —? Ja, das sei gewagt!

Er reißt den Brief quer durch, ballt die Stücke zusammen und verbirgt sie in seinem Wams. Die übrigen Papiere legt er wieder in das Paket, steckt es in seinen Gürtel, erhebt sich und sagt:

Ein Wort, mein junger Freund!

NILS STENSSÖN nähert sich. Na, — das klingt fast, als stünde das Spiel gut.

NILS LYKKE. Ja, das will ich meinen! Ihr habt mir lauter gute Karten in die Hand gegeben, — Damen und Buben und —

NILS STENSSÖN. Und ich, der Euch all diese guten Zeitungen gebracht hat, ich bin nun überflüssig?

NILS LYKKE. Ihr? Bewahre! Ihr gehört mit zum Spiele. Ihr seid König — und Trumpf obendrein.

NILS STENSSÖN. Ich? Ach, ich begreife! Ihr denkt wohl an die Erhöhung —

NILS LYKKE. Erhöhung?

NILS STENSSÖN. Ja, im Fall König Gustav mich zu fassen kriegt, prophezeitet Ihr, so — Er macht das Zeichen des Hangens.

NILS LYKKE. Ach ja, so — doch laßt Euch das nicht weiter anfechten! Jetzt steht es bei Euch, ob Ihr binnen eines Monats den Strick oder eine goldne Kette um den Hals tragen wollt.

NILS STENSSÖN. Eine goldne Kette? Und bei mir stünde das? Nils Lykke nickt. Da mag der Teufel sich lange bedenken! — Doch sagt mir nur, wie ich mich zu verhalten habe.

NILS LYKKE. Das werd' ich. Aber zuvor schwört mir einen heiligen Eid, daß keine lebende Seele auf der weiten Welt erfahren soll, was ich Euch anvertraue.

NILS STENSSÖN. Weiter nichts? Ich schwör' Euch zehn Eide, wenn Ihr's verlangt.

NILS LYKKE. Ernsthaft, Herr! Ich spaße nicht mit Euch.

NILS STENSSÖN. Na ja, ja; ich bin ernsthaft.

NILS LYKKE. In Dalekarlien nanntet Ihr Euch einen Grafensohn; — nicht so?

NILS STENSSÖN. Ei, fangt Ihr schon wieder da mit an? Ich hab' Euch ja ehrlich gebeichtet —

NILS LYKKE. Ihr versteht mich nicht. Was Ihr damals sagtet, war die Wahrheit.

NILS STENSSÖN. Die Wahrheit? Wo wollt Ihr nun hinaus? Aber so sagt mir doch —

NILS LYKKE. Erst den Eid, den heiligsten, unverbrüchlichsten, den Ihr kennt!

NILS STENSSÖN. Ich will ihn schwören. Da an der Wand hängt das Bild der Jungfrau Maria —

NILS LYKKE. Die Jungfrau Maria ist heut eine gefallene GröÙe. Habt Ihr nicht gehört, was der Mönch von Wittenberg behauptet?

NILS STENSSÖN. Pfui! Was geht Euch der Mönch von Wittenberg an? Der ist ja ein Ketzer, sagt der Kanzler.

NILS LYKKE. Ja, wir wollen darüber nicht streiten. Aber hier will ich Euch einen einwandfreien Heiligen zeigen, bei dem Ihr mir schwören sollt. Er deutet auf ein Ahnenbild, das an einem der Wandpfosten hängt. Kommt her und gelobt mir unverbrüchliches Schweigen, bis ich selbst Eure Zunge löse, — unverbrüchliches Schweigen, so wahr Ihr auf des Himmels Seligkeit hofft für Euch und für ihn, dessen Abbild hier hängt.

NILS STENSSÖN, indem er sich dem Bilde nähert. Das schwör' ich — so wahr mir Gott helfe! Entsetzt zurückweichend. Jesus Christus, mein Erlöser!

NILS LYKKE. Was ist denn?

NILS STENSSÖN. Das Bild da —! Das bin ich ja selbst!

NILS LYKKE. Das ist der alte Sten Sture, wie er in seinen jungen Jahren leibte und lebte.

NILS STENSSÖN. Sten Sture! — Und die Ähnlichkeit —? Und — Ihr sagtet, ich hätte die Wahrheit gesprochen, als ich mich einen Grafensohn nannte? War es nicht so?

NILS LYKKE. So war es.

NILS STENSSÖN. Ach, ich hab' es, ich hab' es. Ich bin —

NILS LYKKE. Ihr seid Sten Stures Sohn, Herr.

NILS STENSSÖN erfaßt von stillem Erstaunen. Ich Sten Stures Sohn!

NILS LYKKE. Auch von mütterlicher Seite seid Ihr edler Abkunft. Der Kanzler hat nicht die Wahrheit gesprochen, wenn er sagte, eine arme Bauersfrau wäre Eure Mutter.

NILS STENSSÖN. Seltsam, wunderbar! — Aber kann ich denn auch glauben —?

NILS LYKKE. Alles, was ich Euch sage, könnt Ihr glauben. Aber bedenkt wohl, daß all dies zu Eurem eignen Verderben ausschlagen kann, wofern Ihr vergeßt, was Ihr mir bei Eures Vaters Seligkeit zugeschworen habt.

NILS STENSSÖN. Ich das vergessen? O nein, seid versichert, das werd' ich nicht. — Aber Ihr, dem ich mein Wort gegeben habe, sagt an — wer seid Ihr?

NILS LYKKE. Mein Name ist Nils Lykke.

NILS STENSSÖN überrascht. Nils Lykke! Doch nicht der dänische Reichsrat?

NILS LYKKE. Derselbe.

NILS STENSSÖN. Und Ihr solltet —? Das wäre seltsam. Wie kamt Ihr —?

NILS LYKKE. — um die Botschaft des Kanzlers zu empfangen. Das wundert Euch wohl?

NILS STENSSÖN. Ja, ich will es nicht leugnen. Er hat Euch stets seinen erbittertsten Gegner genannt —

NILS LYKKE. Und deshalb mißtraut Ihr mir?

NILS STENSSÖN. Nein, das gerade nicht; aber — Na, der Teufel möge grübeln!

NILS LYKKE. Recht habt Ihr! Folgt Ihr Eurem eignen Kopfe, so ist die Hanfschnur Euch ebenso gewiß wie der Grafenname und die goldne Kette, wenn Ihr Euch auf mich verlaßt.

NILS STENSSÖN. In allem und jedem! Hier meine Hand darauf, lieber Herr! Helft mir mit gutem Rat, solange er vonnöten ist. Gilt es loszuschlagen, dann werd' ich mich schon selber wehren.

NILS LYKKE. Das ist gut. Folgt mir auf meine Kammer; da sollt Ihr hören, wie das alles zusammenhängt, und was Ihr ferner zu tun habt. Geht rechts ab.

NILS STENSSÖN mit einem Blick auf das Bild. Ich Sten Stures Sohn! O wunderbar — wie ein Traum — —! Er folgt Nils Lykke.

## VIERTER AKT

Der Rittersaal wie zuvor, nur der Eßisch ist weggetragen.

Björn, der Kammerdiener, geht Inger und Olaf Skaktav durch die zweite Thür links mit brennendem Armleuchter voran.

Inger hat einige Papiere in der Hand.

INGER zu Björn. Und Du bist gewiß, daß meine Tochter den Ritter hier im Saale gesprochen hat?

BJÖRN indem er den Leuchter auf den Tisch links stellt. Ganz gewiß. Ich bin ihr begegnet, just als sie in den Gang hinaus trat.

INGER. Und da schien sie Dir aufgeregten Gemüts zu sein? Nicht wahr?

BJÖRN. Sie sah bleich und verstört aus. Ich fragte, ob sie krank sei; aber statt meine Frage zu beantworten, sagte sie: „Geh zu meiner Mutter und melde ihr, daß der Ritter noch vor Tagesanbruch von hinnen zieht; bitte sie, falls sie Briefe oder Botschaft für ihn haben sollte, ihm keinen unnötigen Aufenthalt zu verursachen.“ Und dann fügte sie noch etwas hinzu, das ich nicht genau verstehen konnte.

INGER. Hast Du gar nichts verstanden?

BJÖRN. Es war mir, als sagte sie: „Fast glaub’ ich, daß er schon zu lange auf Oestrot gewesen ist.“

INGER. Und der Ritter? Wo ist er jetzt?

BJÖRN. Wahrscheinlich auf seiner Kammer im Torflügel.

INGER. Es ist gut. Ich habe alles bereit, was ich ihm mitzugeben wünsche. Geh hinein und sag’ ihm, daß ich ihn hier im Saal erwarte.

Björn rechts ab.

OLAF. Wißt Ihr was, Frau Inger, — ich bin freilich in solchen Sachen so blind wie ein Maulwurf; es scheint mir aber doch, als ob — — hm!

INGER. Nun?

OLAF. — als ob Nils Lykke Eurer Tochter gut wäre.

INGER. Dann seid Ihr gerade nicht so blind — müßte ich mich doch sehr irren, wenn Ihr nicht recht



hättet. Habt Ihr nicht bemerkt, wie begierig er beim Nachtmahl auf jedes Wörtchen lauschte, wenn ich von Eline erzählte?

OLAF. Er vergaß Speise und Trank.

INGER. Und unsere geheimen Geschäfte dazu.

OLAF. Ja, und was noch mehr sagen will, — die Papiere vom Kanzler.

INGER. Und aus alledem schließt Ihr wohl —?

OLAF. Aus alledem schließ' ich zunächst, daß Ihr, die Ihr Nils Lykke kennt und wißt, welchen Ruf er genießt, zumal wenn es sich um schöne Frauen handelt —

INGER. — ihn gern wieder draußen sähe?

OLAF. Ja, und je eher, je lieber.

INGER lachend. Nein, — im Gegenteil, Olaf Skaktavl!

OLAF. Was heißt das?

INGER. Wenn es sich verhält, wie wir beide glauben, so darf Nils Lykke um keinen Preis Oestrot so bald wieder verlassen.

OLAF sieht sie mißbilligend an. Seid Ihr schon wieder auf krummen Wegen, Frau Inger? Was führt Ihr da im Schilde? Wollt Ihr Eure Macht zu unserm Schaden vergrößern —?

INGER. O, über diese Kurzsichtigkeit, die Euch alle so unbillig macht gegen mich! Ihr glaubt doch wohl nicht, ich wollte Nils Lykke zu meinem Eidam wählen? Wenn das in meiner Absicht läge — würd' ich mich dann weigern, Teil zu nehmen an den Dingen, die sich jetzt in Schweden vorbereiten, und die Nils Lykke und der ganze dänische Anhang zu unterstützen bereit scheinen?

OLAF. Aber wenn es nicht Euer Wunsch ist, Nils Lykke zu Euch herüber zu ziehen, — was habt Ihr dann mit ihm vor?

INGER. Das will ich Euch mit wenig Worten erklären. In einem Brief an mich hat Nils Lykke es als ein Glück gepriesen, wenn er in unsere Sippe kommen könnte; und ich will so ehrlich sein, zu bekennen, daß

ich wirklich einen Augenblick über diese Sache nachgedacht habe.

OLAF. Nun, seht Ihr wohl!

INGER. Nils Lykkes Verbindung mit meinem Hause wäre das wirksamste Mittel, viele Uneinige hier im Lande zu versöhnen.

OLAF. Mich dünkt, die Verheiratung Eurer Tochter Merete mit dem Grafen Vincent Lunge hätte Euch bewiesen, wie solche Mittel wirken. Kaum hatte Herr Lunge festen Fuß gefaßt bei Euch, als er Güter und Gerechtsame an sich riß —

INGER. Ach, ich weiß das, Olaf Skaktavl! Aber zuweilen durchkreuzen so mancherlei Gedanken meinen Kopf. Ich kann mich keinem völlig anvertrauen, nicht einmal Euch. Oft weiß ich nicht, was für mich das Rechte ist. Und doch — zum zweitenmal einen dänischen Ritter zu meinem Eidam zu machen, das ist ein Ausweg, den ich nur in der äußersten Not beschreiten würde, und — der Himmel sei gepriesen! — so weit ist es noch nicht gekommen!

OLAF. Ich bin so klug wie zuvor, Frau Inger. — Warum wollt Ihr Nils Lykke auf Oestrot zurückhalten?

INGER mit leiser Stimme. Weil ich einen tiefen, tiefen Groll gegen ihn habe. Nils Lykke hat mich blutiger gekränkt, als je ein Mensch mich kränkte. Ich kann Euch nicht sagen, was es ist; aber ich habe nicht Ruhe, bis ich Rache an ihm genommen habe. Versteht Ihr mich nicht? — Gesetzt, Nils Lykke wäre meiner Tochter gut; ich halte das nicht für so undenkbar. Ich werde ihn bestimmen, hier zu bleiben. Er wird Eline näher kennen lernen; sie ist klug und schön —. Ha, wenn er dann mit heißer Liebe im Herzen vor mich hinträte und um ihre Hand bäte — dann ihn fortzujagen wie einen Hund, fortzujagen mit Spott, mit Hohn, mit Verachtung und laut durchs ganze Land zu rufen, Nils Lykke hatte vergebens auf Oestrot zu werben versucht — ich sag' Euch, ich gäbe zehn Jahre meines Lebens, wenn ich diese Stunde erlebte!

OLAF. Hand aufs Herz, Inger Gyldenlöve, — das also habt Ihr mit ihm vor?

INGER. Das und nichts anderes — so wahr Gott lebt! Ihr dürft mir trauen, Olaf Skaktavl, ich mein' es ehrlich mit meinen Landsleuten. Aber ich bin zu wenig mein eigener Herr. Es gibt Dinge, die geheim bleiben müssen, wenn ich nicht zu Tode getroffen werden soll. Doch bin ich erst von dieser Seite sicher, dann sollt Ihr erfahren, ob ich vergessen habe, was ich an Knut Alfsöns Bahre geschworen habe.

OLAF schüttelt ihre Hand. Dank für das, was Ihr mir da gesagt habt! Ich möchte so ungern schlecht von Euch denken. — Doch was Euer Vorhaben mit dem Ritter betrifft, so dünkt mich, Ihr wagt ein gefährliches Spiel. Wenn Ihr Euch nun verrechnet hättet? Wenn Eure Tochter —? Sagt man doch, daß kein Weib diesem geschmeidigen Teufel zu widerstehen vermag.

INGER. Meine Tochter? Ihr glaubt, sie würde —? Nein, seid unbesorgt. Ich kenne Eline besser. Alles, was sie zu seinem Preis gehört, das hat sie mit Haß gegen ihn erfüllt. Ihr habt ja mit Euren eignen Ohren vernommen —

OLAF. Allerdings — doch Weibersinn ist ein gar unsicherer Baugrund. Ihr solltet Euch doch vorsehen.

INGER. Das will ich auch; ich werde auf beide ein wachsam Auge haben. Und sollt' es ihm dennoch gelingen, sie in seinem Garn zu fangen, so brauch' ich ihr nur ein Wort ins Ohr zu flüstern, und —

OLAF. Und?

INGER. — und sie wird ihn flichen wie einen Sendling des höllischen Versuchers. — Still, Olaf Skaktavl! Da kommt er. Seid jetzt besonnen.

Nils Lykke kommt aus der ersten Thür rechts.

NILS LYKKE geht höflich auf Inger zu. Meine edle Herrin hat mich rufen lassen.

INGER. Durch meine Tochter hab' ich erfahren, daß Ihr uns noch in dieser Nacht verlassen wollt.

NILS LYKKE. Leider. Mein Geschäft auf Oestrot ist ja erledigt.

OLAF. Nicht, bis ich meine Papiere bekommen habe.

NILS LYKKE. Ganz recht. Fast hätt' ich von meinem Geschäft das Wichtigste vergessen. Aber das ist auch die Schuld unsrer edlen Wirtin. Bei Tisch wußte sie ihre Gäste so klug und angenehm zu unterhalten —

INGER. Daß Ihr vergessen habt, weshalb Ihr gekommen seid? Das freut mich; denn gerade dies war meine Absicht. Ich dachte, soll mein Gast, Nils Lykke, sich heimisch auf Oestrot fühlen, so muß er —

NILS LYKKE. Was, edle Frau?

INGER. — vor allen Dingen seinen Auftrag vergessen und alles, was seiner Sendung voranging.

NILS LYKKE zu Olaf, indem er das Paket hervorzieht und es ihm reicht. Die Papiere vom Kanzler Peter. Ihr werdet darin vollständige Aufklärungen über unsre Anhänger in Schweden finden.

OLAF. Das ist gut.

Er setzt sich an den Tisch links, wo er das Paket öffnet und durchblättert.

NILS LYKKE. Und nun, Frau Inger — nun wüßt' ich nicht, was es hier noch für mich zu tun gäbe.

INGER. Sofern uns einzig und allein Staatsgeschäfte zusammengeführt haben, habt Ihr freilich recht. Doch möcht' ich das kaum glauben.

NILS LYKKE. Ihr meint?

INGER. Ich meine, nicht ausschließlich als dänischer Reichsrat oder als Verbündeter des Kanzlers kam Nils Lykke mich zu besuchen. — Sollt' ich irren, wenn ich mir einbildete, daß Ihr in Dänemark manches gehört haben könntet, was Euch neugierig machte, die Herrin von Oestrot näher kennen zu lernen?

NILS LYKKE. Es sei fern von mir zu leugnen —

OLAF in den Papieren blätternd. Sonderbar! Kein Brief.

NILS LYKKE. — Inger Gyldenlöves Ruf ist zu weit verbreitet, als daß ich nicht schon längst be-

geehrt haben sollte, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

INGER. Ich dacht' es. Aber reicht dann eine Stunde, beim Nachtmahl vertändelt, aus? — Durch das, was zwischen uns war, wollen wir einen Strich zu machen versuchen. Es möchte dem Nils Lykke, den ich kenne, gelingen, einen Schleier über das zu breiten, was ein Nils Lykke beging, den ich nicht gekannt habe. Verlängert doch Euren Aufenthalt um einige Tage, Herr Reichsrat! Olaf Skaktavl darf ich nicht zureden. Hat er doch seine geheimen Geschäfte in Schweden. Jedoch was Euch betrifft — Ihr habt gewiß alles so hübsch vorbereitet, daß Eure Anwesenheit kaum vonnöten sein wird. Glaubt mir, es wird Euch die Zeit bei uns nicht lang werden. Wenigstens wollen ich und meine Tochter alles aufbieten, Euch ein recht inniges Behagen zu verschaffen.

NILS LYKKE. Ich zweifle weder an Eurer, noch an Eurer Tochter freundlichen Gesinnung gegen mich. Davon hab' ich vollgültige Beweise empfangen. Aber Ihr werdet gewiß überzeugt sein, daß meine Gegenwart anderswo unumgänglich nötig ist, wenn ich trotz alledem erkläre, meinen Aufenthalt auf Oestrot unmöglich verlängern zu können.

INGER. Wirklich nicht? — Ei, Herr Reichsrat, wenn ich boshaft wäre, könnt' ich fast glauben, daß Ihr nach Oestrot gekommen seid, um mit mir eine Lanze zu brechen, und daß es Euch, nachdem Ihr verloren habt, nicht angenehm ist, länger auf dem Kriegsschauplatz unter den Zeugen Eurer Niederlage zu verweilen.

NILS LYKKE. Eure Deutung möchte nicht ganz unbegründet sein; aber so viel ist gewiß, daß ich die Schlacht noch nicht für verloren gebe.

INGER. Das mag nun sein, wie es will; wenn Ihr noch einige Tage bei uns bleibt, dann könnt Ihr die Scharte gewiß noch wieder auswetzen. Seht doch selbst, wie schwankend und unentschlossen ich am Scheidewege stehe — wie ich sogar meinen gefährlichen An-

greifer zu überreden suche, das Feld nicht zu räumen. — Nun, offen gesagt, die Sache ist die: Eure Verbindung mit den Mißvergnügten in Schweden kommt mir ein wenig — ja, wie soll ich es nur nennen? — ein wenig wunderlich vor, Herr Reichsrat! Ich sag' Euch das ohne Umschweife, lieber Herr. Der Gedanke, der den Rat des Königs bei diesem heimlichen Schritt geleitet hat, dünkt mich zwar sehr gescheit, aber er widerspricht doch sehr dem Verhalten Eurer Landsleute während der vergangenen Jahre. Darum darf es Euch nicht kränken, wenn mein Vertrauen in Eure Zusagen noch nicht so fest ist, daß ich Gut und Leben in Eure Hände legen möchte.

NILS LYKKE. Zu diesem Endzweck würde ein längerer Aufenthalt auf Oestrot auch nicht von Nutzen sein; denn ich will keinen weitem Versuch machen, Euch in Eurem Entschluß zu erschüttern.

INGER. Dann beklag' ich Euch von ganzem Herzen. Ja, Herr Reichsrat, — wohl steh' ich als unberatene Witwe hier; aber Ihr könnt mir aufs Wort glauben, und ich weissage Euch: es werden Euch Dornen erwachsen aus Eurer Fahrt nach Oestrot.

NILS LYKKE mit einem Lächeln. Weissagt Ihr das, Frau Inger?

INGER. Gewiß! Was wird man wohl sagen, lieber Herr? Die Menschen sind ja heutzutage solche Lästereien. Mehr als ein Spottvogel wird Schmähweisen auf Euch dichten; ehe noch ein halbes Jahr vergangen ist, werdet Ihr in der Leute Munde sein; man wird auf der Landstraße stehen bleiben und Euch nachblicken. „Seht“, wird man sagen, „seht, da reitet Herr Nils Lykke, der hinauf nach Oestrot zog, um Inger Gyldenlöve zu fangen, und der in seiner eignen Schlinge hängen geblieben ist.“ — Na, na, nicht so ungeduldig, Herr Ritter! Das ist ja nicht meine Ansicht; aber alle schlimmen und boshaften Menschen werden so urteilen — und deren gibt es leider mehr als genug. Schlimm ist das, aber wahr und gewiß: Spott wird

Euer Lohn sein, Spott, daß ein Weib gescheiter war als Ihr. „Listig wie ein Fuchs schlich er nach Oestrot“, wird man sagen, „beschämt wie ein Hund kroch er wieder von dannen.“ — Und noch eins: glaubt Ihr nicht, der Kanzler und seine Freunde werden Euern Beistand verschmähen, wenn es ruchbar wird, daß ich mich nicht unter Eurer Fahne zu kämpfen getraue?

NILS LYKKE. Ihr sprecht wohlbedacht, edle Frau. Und um mich nicht dem Spott auszusetzen, — ferner, um nicht die Unterstützung der lieben Freunde in Schweden zu verwirken, so bin ich genötigt, —

INGER. Rasch. — Euren Aufenthalt auf Oestrot zu verlängern?

OLAF, der gelauscht, leise. Jetzt geht er in die Falle!

NILS LYKKE. Nein, meine edle Frau — ich bin genötigt, mich noch in dieser Stunde mit Euch zu einigen.

INGER. Und falls Euch das nun nicht glücken sollte?

NILS LYKKE. Es wird glücken.

INGER. Ihr scheint Eurer Sache sicher zu sein.

NILS LYKKE. Was gilt die Wette, daß Ihr auf meinen und des Kanzlers Vorschlag eingeht?

INGER. Hof Oestrot gegen Eure Schuhschnallen!

NILS LYKKE schlägt sich an die Brust und ruft: Olaf Skaktavl — hier seht Ihr den Herrn von Oestrot!

INGER. Herr Reichsrat —!

OLAF erhebt sich vom Tisch. Was nun?

NILS LYKKE zu Inger. Eure Wette nehm' ich nicht an; denn im nächsten Augenblick werdet Ihr mir gern Oestrot schenken und noch mehr dazu, um Euch aus der Schlinge zu ziehen, in der Ihr sitzt, nicht ich.

INGER. Euer Spaß, Herr, fängt an recht lustig zu werden.

NILS LYKKE. Er wird noch lustiger — wenigstens für mich. — Ihr pocht darauf, mich überlistet zu haben, droht mir, Hohn und Spott der Welt auf mich zu laden. Ah, Ihr solltet Euch hüten, meine Rachelust zu nähren;

denn mit zwei Worten kann ich Euch in die Knie, vor meine Füße niederzwingen.

INGER. Haha! Halt plötzlich inne, wie von einer Ahnung ergriffen. Und diese zwei Worte, Nils Lykke? Diese zwei Worte —

NILS LYKKE. — sind das Geheimnis von Eurem und Sten Stures Sohn.

INGER mit einem Schrei. Barmherziger Gott —!

OLAF. Inger Gyldenlöves Sohn? Was sagt Ihr?

INGER halb in den Knien vor Nils Lykke. Gnade! O, seid barmherzig —!

NILS LYKKE hebt sie auf. Kommt zu Euch und laßt uns besonnen miteinander reden.

INGER mit leiser Stimme und halb wie geistesabwesend. Habt Ihr's gehört, Olaf Skaktavl? Oder war es nur ein Traum? Habt Ihr gehört, was er sagte?

NILS LYKKE. Es war kein Traum, Frau Inger.

INGER ringt die Hände. Und Ihr wißt es! Ihr! — Ihr! Aber wo habt Ihr ihn denn? Wo habt Ihr ihn? Was wollt Ihr mit ihm machen? Schreit auf: Tötet ihn nicht, Nils Lykke! Gebt ihn mir wieder! Tötet ihn mir nicht!

OLAF. Ah, jetzt fang' ich an, zu begreifen —

INGER. Und diese Angst —; dieses lastende Entsetzen, — ich hab' es Jahr um Jahr mit mir herumgetragen! — Und nun soll alles, alles zusammenbrechen, und ich soll diese Not und Qual erdulden! Herr, mein Gott! Ist das recht von dir? Hast du d a rum ihn mir gegeben? Sie ringt mit Anspannung aller Kräfte nach Fassung. Nils Lykke, sagt mir eins: wo habt Ihr ihn? Wo ist er?

NILS LYKKE. Bei seinem Pflegevater.

INGER. Noch immer bei seinem Pflegevater! O dieser unbarmherzige Mann —! Immer hat er ihn mir vorenthalten! Aber es d a r f nicht länger so bleiben! Helft mir, Olaf Skaktavl!

OLAF. Ich?

NILS LYKKE. Das wird nicht vonnöten sein, wofern Ihr nur — .



INGER. Hört mich, Herr Reichsrat! Was Ihr wißt — Ihr sollt es ganz und gar wissen, und Ihr auch, alter treuer Freund! — Nun wohl denn! Ihr habt mich an den unglückseligen Tag gemahnt, da Knut Alfsön bei Oslo erschlagen wurde; Ihr habt mich an das Gelübde gemahnt, das ich tat, als ich vor der Leiche stand unter Norwegens bravsten Männern. Ich war zu jener Zeit kaum erwachsen; aber ich fühlte Gottes Kraft in mir, und ich meinte, was später gar viele meinten, daß Gott der Herr selbst sein Zeichen auf meine Stirn gedrückt und mich erkoren hatte, allen voran für Land und Reich zu streiten. — War das Hochmut? Oder war es eine Offenbarung von oben? Ich hab' es nie ganz ergründen können. Aber wehe dem, auf den eine große Tat gelegt ist. — Ich darf sagen, ich habe sieben Jahre lang ehrlich gehalten, was ich gelobt hatte. In Not und Bedrängnis hab' ich treu zu meinen Landsleuten gestanden. Alle meine Gespielinnen saßen als Hausfrauen und Mütter ringsum im Lande. Ich allein durfte keinem Freier Gehör schenken — keinem. Ihr wißt es am besten, Olaf Skaktavl! — Da sah ich Sten Sture zum ersten Male. Einen schönern Mann hatt' ich nie gesehen bisher.

NILS LYKKE. Jetzt wird mir alles klar! Sten Sture kam um jene Zeit in geheimer Sendung nach Norwegen. Wir Dänen durften nicht wissen, daß er Euren Freunden gewogen war.

INGER. Als schlichter Knecht verkleidet, lebte er einen Winter mit mir unter einem Dache. — In jenem Winter dacht' ich weniger und weniger an des Reiches Wohlfahrt. — — Einen so schönen Mann hatt' ich nie gesehen. Und ich war schon fünfundzwanzig Jahre alt geworden — —. Im nächsten Herbst kam Sten Sture wieder; und als er abermals von dannen zog, nahm er in aller Heimlichkeit einen Säugling mit sich fort. Ich fürchtete nicht die bösen Zungen der Menschen, aber es hätte unsrer Sache geschadet, wäre es ruchbar geworden, daß Sten Sture mir so nahe stand. — Das

Kind wurde zu Kanzler Peter hingetan zur Auferziehung. Ich wartete auf bessre Zeiten, die bald kommen würden. Nie kamen sie. — Zwei Jahre später verheiratete sich Sten Sture in Schweden, und als er starb, hinterließ er eine Witwe —

OLAF. — und mit ihr einen gesetzlichen Erben seines Namens und seiner Gerechtsame.

INGER. Einen Brief um den andern schrieb ich dem Kanzler und flehte ihn an, mir mein Kind zurückzugeben! Aber er weigerte sich stetig. „Schließt Euch fest und unverbrüchlich uns an,“ antwortete er, „so sende ich Euern Sohn nach Norwegen — eher nicht!“ Wie konnt’ ich das wagen? Wir Mißvergnügten waren damals von vielen ängstlichen Gemütern im Lande scheel angesehen. Hätten sie von der Sache Wind bekommen — o, ich weiß! — sie hätten dem Kind, um die Mutter lahm zu legen, dasselbe Schicksal bereitet, das König Christian erdulden sollte, und dem er nur durch die Flucht entging. — Aber auch abgesehen davon waren die Dänen nicht untätig. Sie ließen es nicht an Drohungen noch an Versprechungen fehlen, um mich auf ihre Seite hinüberzudrängen.

OLAF. Begreiflicherweise. Aller Blicke waren auf Euch gerichtet, wie auf die Flagge, der sie nachseghn sollten.

INGER. Da kam Herluf Hydefads Aufstand. Gedenkt Ihr jener Zeit noch, Olaf Skaktavl? War es nicht, als sei ein sonniger Frühling über das Land gekommen? Mächtige Stimmen mahnten mich, hervorzutreten — aber ich wagte es nicht. Ich saß unschlüssig — fern vom Kampf — auf meinem einsamen Hof. Oft war mir, als ob Gott der Herr selbst mich rief; aber dann kam wieder jene tödliche Angst und lähmte mir den Willen. „Wer wird siegen?“ Seht, d a s war die Frage, die unaufhörlich vor meinen Ohren klang. — Nur ein kurzer Frühling war’s, der damals über Norwegen anbrach. Herluf Hydefad und sehr viele mit ihm wurden in den Monaten, die folgten, aufs Rad geflochten. Mich

konnte niemand zur Rechenschaft ziehen. Und doch blieben verblühte Drohungen von Dänemark nicht aus. Wie? wenn man um das Geheimnis wüßte? Ich konnte es mir zuletzt nicht anders denken, als daß man darum wüßte. — In dieser qualvollen Zeit kam Reichshofmeister Gyldenlöve herauf nach Oestrot und begehrte meine Hand. Laßt eine geängstigte Mutter sich an meine Stelle versetzen —! Einen Monat später war ich des Reichshofmeisters Ehefrau, — und heimatlos in den Herzen meiner Landsleute. — — Dann kamen stille Jahre. Keiner erhob sich mehr. Die Herren konnten uns bedrücken und bedrängen, so tief und schwer sie wollten. Zuzeiten faßte mich Ekel vor mir selbst. Denn was hatte ich zu schaffen? Nichts andres, als in Angst zu leben, verhöhnt zu werden und Töchter zur Welt zu bringen. Meine Töchter! Gott mag mir vergeben, wenn ich kein Mutterherz für sie hatte! Der Ehefrau Pflichten wurden mir zum Frondienst — wie konnt' ich also meine Töchter lieben? O, mit meinem Sohn war das etwas anderes! Er war das Kind meiner Seele, war das Einzige, was mich an jene Zeit erinnerte, da ich Weib und nichts als Weib gewesen. — Und ihn hatten sie mir genommen! Er wuchs unter Fremden auf, die vielleicht die Saat des Verderbens säten in sein Inneres! Olaf Skaktavl, — hätte ich, gleich Euch, in Winter und Wetter, verfolgt und geächtet, durchs Hochgebirg wandern müssen, und hätt' ich mein Kind in meinen Armen gehabt, — glaubt mir, ich hätte nicht getrauert und geweint so, wie ich um ihn weinte und klagte von seiner Geburt an bis zu dieser Stunde!

OLAF. Hier meine Hand. Ich hab' Euch zu hart gerichtet, Frau Inger. Verfügt wieder über mich wie sonst. Ich will Euch gehorchen. — Ja, bei allen Heiligen! — ich weiß, was es heißt, um sein Kind leiden.

INGER. Eures erschlugen die Gewalthaber. Aber was ist der Tod gegen jahrelange ruhelose Angst!

NILS LYKKE. Nun wohl — in Eurer Macht steht es, diese Angst zu enden. Versöhnt die streitenden

Parteien, dann wird es keiner beifallen, sich Euer Kind als Pfand Eurer Treue anzueignen.

INGER für sich. Das ist des Himmels Rache — —  
Blickt ihn an. Kurz und gut, was fordert Ihr?

NILS LYKKE. Erstens fordere ich, daß Ihr das Volk nördlich vom Dovrefjeld unter die Waffen ruft, um die Mißvergnügten in Schweden zu unterstützen.

INGER. Und weiter —?

NILS LYKKE. — daß Ihr dahin wirkt, daß der junge Graf Sture in seines Stammes Rechte als Beherrscher Schwedens eingesetzt wird.

INGER. Er? Ihr fordert, daß ich —?

OLAF leise. Das ist der Wunsch vieler Schweden. Auch uns wäre damit gedient.

NILS LYKKE. Ihr bedenkt Euch, edle Frau? Ihr, die Ihr um die Sicherheit Eures Sohnes bebt — was könnt Ihr Bessres wünschen, als seinen Halbbruder auf dem Thron zu sehen?

INGER gedankenvoll. Wohl wahr, — wohl wahr —

NILS LYKKE betrachtet sie scharf. Es müßte denn ein andrer Anschlag im Werke sein —

INGER. Was meint Ihr?

NILS LYKKE. Daß Inger Gyldenlöve danach trachtet — Königsmutter zu werden.

INGER. Nein, nein! Gebt mir mein Kind zurück, so könnt Ihr die Kronen geben, wem Ihr wollt. — Doch wißt Ihr auch, ob Graf Sture gewillt ist —?

NILS LYKKE. Davon kann er selbst Euch überzeugen.

INGER. Er selbst? Und wann?

NILS LYKKE. In dieser Stunde.

OLAF. Wieso?

INGER. Was sagt Ihr?

NILS LYKKE. Mit einem Wort: Graf Sture ist auf Oestrot.

OLAF. Hier?

NILS LYKKE zu Inger. Es ward Euch vielleicht hinterbracht, daß ich mit einem Gesellen durch

das Burgtor geritten bin? Der Graf war mein Gefährte.

INGER leise. Ich bin in seiner Macht. Hier bleibt keine Wahl. Sie sieht ihn an und sagt: Gut, Herr Reichsrat, — Ihr sollt die Versicherung meines Beistandes haben.

NILS LYKKE. Schriftlich?

INGER. Wie Ihr begehrt.

Sie geht zu dem Tische links hinüber, setzt sich und nimmt Schreibzeug aus der Schublade.

NILS LYKKE bei Seite, am Tische rechts. Endlich ist der Sieg mein!

INGER bedenkt sich einen Augenblick, wendet sich dann plötzlich zu Olaf Skaktavl und flüstert: Olaf Skaktavl, — nun weiß ich gewiß — Nils Lykke ist ein Verräter!

OLAF leise. Wie? Ihr glaubt —?

INGER. Er sinnt auf Betrug.

Sie legt das Papier zurecht und taucht die Feder ein.

OLAF. Und doch wollt Ihr schriftlich eine Versicherung abgeben, die Euren Untergang herbeiführen kann?

INGER. Still! Laßt mich gewähren! Nein, wartet und hört mal zuerst — —

Sie spricht im Flüsterton mit ihm.

NILS LYKKE leise, indem er sie beobachtet. Ja, beratschlagt nur, soviel Ihr wollt! Jetzt ist alle Gefahr vorbei. Mit ihrer schriftlichen Zusage in der Tasche kann ich sie zu jeder Stunde verklagen. Noch in dieser Nacht soll heimlich ein Bote zu Jens Bjelke —. Ich sage keine Lüge, wenn ich ihm versichere, daß der junge Graf Sture nicht auf Oestrot ist. Und morgen, wenn der Weg frei ist — nach Drontheim mit dem Junker. Dann zu Schiff mit ihm als Gefangenen nach Kopenhagen. Sitzt er da erst im Turm, dann können wir Frau Inger jede Bedingung vorschreiben, die uns paßt. Und ich —? Ja, d a n n, denk' ich, wird der König die Sendung nach Frankreich in keines andern Hände legen als in die meinen.

INGER flüstert fortwährend mit Olaf. Nun, Ihr habt mich also verstanden?

OLAF. Vollkommen. So sei es denn gewagt nach Eurem Willen!

Er geht rechts durch die zweite Tur ab.

Nils Stenssön kommt durch die erste Tür rechts, ohne von Inger bemerkt zu werden, die schon zu schreiben begonnen hat.

NILS STENSSÖN mit gedämpfter Stimme. Herr Ritter, — Herr Ritter!

NILS LYKKE zu ihm gewendet. Unvorsichtiger! Was wollt Ihr hier? Hab' ich Euch nicht gesagt, Ihr solltet da drinnen warten, bis ich Euch riefe?

NILS STENSSÖN. Wie konnt' ich das? Nun, da Ihr mir anvertraut habt, daß Inger Gyldenlöve meine Mutter ist, nun dürst' ich mehr denn je danach, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen — — O, das ist sie! Wie stolz und edel! So hab' ich sie mir immer vorgestellt. Seid unbesorgt, lieber Herr, — ich werde mich nicht verraten. Seit ich um das Geheimnis weiß, fühl' ich mich gewissermaßen älter und besonnener. Ich will fürder nicht stürmisch und leichtfertig sein; ich will sein wie andre edle Junker. — Sagt mir doch — weiß sie, daß ich hier bin? Habt Ihr sie vorbereitet?

NILS LYKKE. Ja, freilich hab' ich das, aber —

NILS STENSSÖN. Nun?

NILS LYKKE. — sie will Euch nicht als ihren Sohn anerkennen.

NILS STENSSÖN. Sie will mich nicht anerkennen? Aber sie ist doch meine Mutter. — O, wenn nichts andres im Wege ist — er nimmt einen Ring, den er an einer Schnur um den Hals trägt — dann zeigt ihr diesen Ring. Ich hab' ihn von klein auf getragen. Darüber wird sie schon Bescheid wissen.

NILS LYKKE. Versteckt den Ring, Mensch! Versteckt ihn, sag' ich! — Ihr versteht mich nicht. Frau Inger zweifelt keineswegs, daß Ihr ihr Kind seid; aber — ja, seht Euch um — seht diesen Reichtum; seht die mächtigen Ahnen und Gesippen, deren Bilder prangend

alle Wände bedecken von oben bis unten; seht endlich sie selbst, dieses stolze Weib, das gewohnt ist, als erste Edelfrau im Reiche zu gebieten. Meint Ihr, es könnte ihr lieb sein, einen armen, dummen Burschen den Leuten vor die Augen zu führen und zu sagen: „Seht her, das ist mein Sohn!“

NILS STENSSÖN. Ja, Ihr habt gewißlich recht. Ich bin arm und dumm; ich habe ihr nichts zu bieten im Vergleich zu dem, was ich begehre. O, niemals hab' ich mich von meiner Armut bedrückt gefühlt bis zu dieser Stunde! Aber, sagt mir! Was glaubt Ihr, muß ich tun, um ihr Herz zu gewinnen? Sagt es mir, lieber Herr; Ihr müßt es doch wissen!

NILS LYKKE. Ihr sollt Land und Krone erwerben. Aber ehe Euch dies geglückt ist, hütet Euch wohl, ihre Ohren durch die leiseste Andeutung auf Eure Abkunft oder Ähnliches zu verletzen! Frau Inger wird tun, als hielte sie Euch für den wirklichen Grafen Sture, bis Ihr Euch einst würdig macht, ihr Sohn zu heißen.

NILS STENSSÖN. O, so sagt mir aber —!

NILS LYKKE. Still! Still!

INGER erhebt sich und reicht Nils Lykke das Papier. Hier, Herr Ritter, — habt Ihr meine Zusage.

NILS LYKKE. Ich danke Euch.

INGER indem sie Nils Stenssön bemerkt. Ah, — dieser junge Mann ist —

NILS LYKKE. Ja, Frau Inger, das ist Graf Sture!

INGER beiseite, indem sie Nils Stenssön verstohlen betrachtet. Zug für Zug — ja, bei Gott! Das ist Sten Stures Sohn! Sie tritt näher und sagt mit kalter Höflichkeit: Seid willkommen unter meinem Dach, Herr Graf! In Eurer Hand liegt es, ob wir in Jahresfrist diese Begegnung segnen sollen oder nicht.

NILS STENSSÖN. In meiner Hand? O, gebietet mir, was ich tun soll! Glaubt mir, ich habe Mut und guten Willen —

NILS LYKKE horcht unruhig. Was ist das für ein wilder Lärm, Frau Inger? Da will wer herein. Was hat das zu bedeuten?

INGER mit erhobener Stimme. Das sind die Geister, die erwachen.

Olaf Skaktavl, Einar Huk, Björn, Finn mit vielen Bauern und Knechten durch den Hintergrund rechts.

BAUERN UND KNECHTE. Heil Euch, Frau Inger Gyldenlöve!

INGER zu Olaf Skaktavl. Habt Ihr ihnen gesagt, was im Werke ist?

OLAF. Alles, was sie zu wissen brauchen, habe ich ihnen gesagt.

INGER zu der Menge. Ja, meine treuen Knechte und Bauern, jetzt sollt Ihr Euch waffnen, so gut Ihr nur könnt! Was ich vorhin Euch versagt habe, das sei Euch jetzt in vollstem Maße gewährt. Und hier stelle ich Euch den jungen Grafen Sture vor, den künftigen Herrscher Schwedens, — und Norwegens, wenn Gott es haben will.

DIE MENGE. Heil ihm! Heil Graf Sture!

Allgemeine Bewegung. Bauern und Knechte suchen sich Waffen aus und rüsten sich mit Brustpanzern und Stahlhelmen, alles unter großem Lärm.

NILS LYKKE leise und unruhig. „Die Geister erwachen“, sagte sie? Zum Schein nur hab' ich den Dämon des Aufruhrs heraufbeschworen. Verdammt, wenn er mir über den Kopf wachsen sollte!

INGER zu Nils Stenssön. Von mir empfangt Ihr die erste Hilfeleistung, — dreißig berittene Bauern, die Euch folgen und Euch beschirmen sollen. Glaubt mir, — noch ehe Ihr die Grenze erreicht, werden sich viele Hunderte unter mein und Euer Banner geschart haben. Und so zieht denn mit Gott!

NILS STENSSÖN. Dank, — Inger Gyldenlöve! Dank! Und seid versichert, Ihr sollt Euch niemals — des Grafen Sture zu schämen haben. Wenn Ihr mich wiederseht, dann habe ich Land und Krone errungen.



NILS LYKKE für sich. Ja, w e n n sie Dich wieder-  
sieht!

OLAF zu den Bauern. Die Pferde warten, ihr guten  
Bauern. Seid Ihr bereit —?

DIE BAUERN. Ja, ja, ja!

NILS LYKKE unruhig zu Inger. Wie denn? Es ist  
doch nicht etwa Eure Absicht, schon in dieser Nacht —?

INGER. Noch in dieser Stunde, Herr Ritter!

NILS LYKKE. Nein, nein, unmöglich!

INGER. Es ist, wie ich sage!

NILS LYKKE leise zu Nils Stenssön. Gehorcht ihr  
nicht!

NILS STENSSÖN. Wie kann ich anders? Ich will;  
ich m u ß!

NILS LYKKE. Es ist aber Euer sicheres Verderben —

NILS STENSSÖN. Gleichviel! S i e hat alle Macht  
über mich —

NILS LYKKE befehlend. U n d i c h?

NILS STENSSÖN. Mein Wort halt' ich; verlaßt  
Euch drauf! Das Geheimnis soll nicht über meine  
Lippen kommen, bis Ihr selbst mir die Zunge löst.  
Aber sie ist meine Mutter!

NILS LYKKE beiseite. Und Jens Bjelke, der an dem  
Wege lauert. Verdammt, er schnappt mir die Beute  
unter den Händen weg — Zu Inger. Wartet bis morgen!

INGER zu Nils Stenssön. Graf Sture, — gehorcht Ihr  
mir oder nicht?

NILS STENSSÖN. Zu Pferde!

Er geht in den Hintergrund.

NILS LYKKE beiseite. Der Unglückliche! Er weiß  
nicht, was er tut. Zu Inger. Nun, wenn es denn sein soll  
— lebt wohl!

Er verbeugt sich rasch und will gehen.

INGER hält ihn zurück. Nein, halt! Nicht so, Herr  
Ritter, — nicht so!

NILS LYKKE. Was meint Ihr?

INGER mit gedämpfter Stimme. Nils Lykke, — Ihr seid  
ein Verräter! Still! Laßt niemand merken, daß Un-

ruhe im Lager der Häuptlinge herrscht. Mit einer teuflischen List, die zu durchschauen ich nicht imstande bin, habt Ihr das Vertrauen des Kanzlers Peter gewonnen, habt Ihr mich zu offener Empörung gezwungen — nicht um unsre Sache zu stützen, nein, um Eure eignen Pläne zu fördern, was für welche das nun auch sein mögen. Ich kann nicht mehr zurück. Aber glaubt deshalb nicht, Ihr hättet gesiegt! Ich werde Euch unschädlich zu machen wissen —

NILS LYKKE legt unwillkürlich die Hand ans Schwert. Frau Inger!

INGER. Seid ruhig, Herr Reichsrat! Es geht Euch nicht ans Leben. Aber Ihr kommt nicht aus Oestrots Toren, ehe der Sieg unser ist.

NILS LYKKE. Tod und Verderben!

INGER. Jeder Widerstand ist unnütz. Ihr entkommt nicht von hier. Verhaltet Euch darum ruhig; das ist das Klügste, was Ihr tun könnt.

NILS LYKKE für sich. Ah, — ich bin überlistet! Sie ist schlauer gewesen als ich. Ein Gedanke schießt ihm durch den Kopf. Ob ich aber wohl —?

INGER leise zu Olaf Skaktavl. Folgt Graf Stures Trupp bis zur Grenze. Dann begeben Euch unverweilt zum Kanzler Peter und bringt mir mein Kind. Jetzt hat er keinen Grund mehr, mir vorzuenthalten, was mein eigen ist. Da Olaf Skaktavl gehen will, fügt sie hinzu: Halt! Ein Erkennungszeichen —. Wer den Ring Sten Stures trägt, der ist der Rechte!

OLAF. Bei allen Heiligen! Ihr sollt ihn haben!

INGER. Dank, Dank, mein treuer Freund!

NILS LYKKE zu Finn, den er unbemerkt zu sich herangerufen, und mit dem er im Flüsterton gesprochen hat. Also, — versuche Dich hinauszuschleichen. Laß Dich von keinem erwischen. Eine Viertelmeile von hier liegen die Schweden im Hinterhalt. Melde ihrem Anführer, daß Graf Sture tot ist. Jener junge Mensch darf nicht angetastet werden. Sag' das dem Befehlshaber. Sag' ihm, daß das Leben des Junkers mir Tausende wert ist.

FINN. Es soll geschehen.

INGER, die Nils Lykke unterdessen beobachtet hat. Fahrt denn alle mit Gott! Auf Nils Lykke deutend. Dieser edle Ritter da kann sich nicht entschließen, seine Freunde auf Oestrot so rasch wieder zu verlassen. Er will hier bei mir warten, bis die Siegesbotschaft kommt.

NILS LYKKE beiseite. Teufel!

NILS STENSSÖN ergreift seine Hand. Glaubt mir, — Ihr sollt nicht lange zu warten haben.

NILS LYKKE. Es ist gut; es ist gut. Beiseite. Noch ist nichts verloren, wenn meine Botschaft nur Jens Bjelke zeitig erreicht —

INGER zu Ejnar Huk, indem sie auf Finn deutet. Und der da wird unter sicherer Bewachung ins Burgverließ gesteckt.

FINN. Ich?

EJNAR UND DIE KNECHTE. Finn?!

NILS LYKKE leise. Nun ist mein letzter Anker geborsten.

INGER gebieterisch. Ins Burgverließ!

Ejnar Huk, Björn und zwei Knechte führen Finn links ab.

ALLE ANDERN, Nils Lykke ausgenommen, stürmen rechts hinaus. Auf, zu Pferd, — zu Pferd! Heil Inger Gyldenlöve!

INGER tritt, indem sie den Hinauseilenden folgt, dicht an Nils Lykke heran. Wer ist der Sieger?

NILS LYKKE allein. Wer? Ja, wehe Dir! Der Sieg ist teuer erkaufte. Ich wasche meine Hände. Nicht ich bin's, der ihn mordet. — Aber bei alledem entschlüpft mir meine Beute. Und der Aufruhr wächst und breitet sich aus! — Ah, es war ein verwegenes, ein wahnwitziges Spiel, auf das ich mich hier eingelassen habe! Er lauscht am Fenster. Da reiten sie rasselnd zum Thor hinaus. Nun wird es hinter ihnen zugemacht; — und ich stehe hier als Gefangener. — Keine Möglichkeit zu entkommen! In der nächsten halben Stunde fallen die Schweden über ihn her. Er hat dreißig gutbewaffnete Reiter mit sich. Es wird auf Tod und Leben gehen. — —

Wenn er dennoch lebend in ihre Hände fiele? — Wäre ich nur frei, ich könnte die Schweden einholen, noch eh' sie die Grenze erreichen, und sie müßten ihn mir ausliefern. Er geht ans Fenster im Hintergrund und sieht hinaus. Verdammt. Wachen überall. Sollte es gar keinen Ausweg geben? — Er geht rasch auf und ab; plötzlich bleibt er stehen und lauscht. Was ist das? Gesang und Saitenspiel. Ja, sie ist's, die singt. Es scheint aus Jungfrau Elines Kammer zu kommen. Also noch auf — — Ein Gedanke durchzuckt ihn. Eline! Ach, wenn das ginge! Wenn das sich machen ließe —. Und warum sollte es sich nicht machen lassen? Bin ich nicht mehr ich selbst? Im Liede heißt es:

„Da seufzt jede Jungfrau in Herzensglut:  
O wäre Nils Lykke mir hold und gut!“

Und sie —? — — Eline Gyldenlöve soll mich retten!

Er geht rasch, doch behutsam, durch die erste Thür links ab.

## FUNFTER AKT

Der Rittersaal. Es ist noch immer Nacht. Der Raum ist nur schwach durch einen Armleuchter erhellt, der auf einem Tische rechts im Vordergrund steht.

Inger sitzt, in Gedanken vertieft, am Tisch.

INGER nach einer Pause. Die Klügste im Lande nennen sie mich, und ich glaube, ich b i n es auch. Die Klügste —. Aber niemand weiß, warum ich die Klügste bin. Mehr als zehn Jahre hab' ich gekämpft für meines Kindes Heil. D a s ist der Schlüssel zum Rätsel, — d a s gibt dem Schädel Witz! — Witz? — Wo ist heut meine Klugheit hin? Wo nur hab' ich meine Umsicht? Es klingt und rauscht mir vor den Ohren. Ich sehe Gestalten vor mir, so leibhaftig, daß ich sie greifen könnte. — Sie springt auf. — Mein Herr Jesus, — was ist das? Bin ich nicht mehr meiner Sinne Herr? Sollte es dahin kommen, daß ich —? Sie preßt die Hände um das Haupt zusammen; dann setzt sie sich wieder und sagt ruhiger: O, es ist nichts. Es geht vorüber. Es hat keine Not, — es geht vorüber. — — Wie friedlich es im Saal ist diese Nacht! Ahnen und Gesippen sehen mich nicht drohend an; ich brauche ihre Bilder nicht mehr gegen die Wand zu hängen. Sie steht wieder auf. Ja, gut war es, daß ich mich endlich ermannt habe. Wir werden siegen, — und dann stehe ich am Ziel. Ich werde mein Kind wieder bekommen. Sie nimmt das Licht, um zu gehen, hält aber inne und sagt vor sich hin: Am Ziel? Am Ziel? Ihn wieder zu bekommen! Nur das, — und sonst nichts? — Sie stellt den Leuchter auf den Tisch zurück. — Jenes flüchtige Wort, das Nils Lykke so von ungefähr hingeworfen hat. — Wie konnte er meinen ungeborenen Gedanken erraten? — Leiser. — Königsmutter ... Königsmutter, sagte er. — Und warum nicht? Haben nicht meine Vorfahren als Könige gewaltet, wenn sie auch nicht den Königsnamen trugen? Hat nicht mein Sohn dieselben Ansprüche auf die Vorrechte der Sture wie jener andre? In Gottes Augen hat er sie, — wenn noch

Gerechtigkeit im Himmel ist. — Und diese Rechte hab' ich in der Stunde der Not ihm verwirkt! Mit verschwenderischer Hand habe ich sie weggeschenkt als Lösegeld für meines Kindes Freiheit. — Ob man sie nicht jetzt zurückgewinnen könnte? — Würde der Himmel zürnen, wenn ich —? Werde ich neue Bedrängnis über mich heraufbeschwören, falls ich —? — Wer weiß, — wer weiß! Es ist wohl das Sicherste, zu verzichten. Sie ergreift den Leuchter wieder. Ich werde ja mein Kind wieder haben. Das muß mir genug sein. Jetzt will ich die Ruhe suchen. All die verwegenen Gedanken, — die will ich verschlafen, verschlafen. Sie geht nach dem Hintergrund, bleibt aber noch einmal stehen und sagt grübelnd: Königsmutter!

Langsam ab links durch den Hintergrund.

Nach einer kurzen Pause kommen Nils Lykke und Eline lautlos durch die erste Tür links. Nils Lykke hat eine kleine Laterne in der Hand.

NILS LYKKE leuchtet spähend umher und flüstert. Alles ist still. Ich muß fort.

ELINE. O, so laß mich noch ein einzig Mal Dir in die Augen sehen, ehe Du mich verläßt.

NILS LYKKE umarmt sie. Eline!

ELINE nach kurzer Pause. Kommst Du nie mehr nach Oestrot?

NILS LYKKE. Wie kannst Du daran zweifeln? Bist Du nicht jetzt meine treulich Verlobte? — Doch wirst auch Du mir treu sein, Eline? Wirst Du mich nicht vergessen, bis wir uns wiedersehen?

ELINE. Ob ich Dir treu sein will? Habe ich denn noch einen Willen? Könnte ich Dir untreu werden, selbst wenn ich wollte? — Du kamst zur Nachtzeit. Du pochtest an meine Tür — und ich ließ Dich ein. Du sprachst zu mir. Was hast Du gesprochen? Du blicktest mir fest ins Auge. Was für eine geheimnisvolle Macht war es, die mich betörte und einfing wie in einem Zaubernetz? Sie birgt rasch ihr Gesicht an seine Schulter. Sieh mich nicht an, Nils Lykke! Du darfst mich nicht

ansehen nach — — Treu, sagst Du? Du hast mich ja. Ich bin ja Dein; — muß es sein — in alle Ewigkeit.

NILS LYKKE. Nun, bei meiner Ritterehre, so sollst Du auch, eh' dies Jahr zu Ende geht, als Hausfrau schalten auf der Burg meiner Väter!

ELINE. Keine Gelübde, Nils Lykke! Schwör mir nichts.

NILS LYKKE. Was ist Dir? Weshalb schüttelst Du so wehmütig das Haupt?

ELINE. Weil ich weiß, daß Du die süßen Worte, die meinen Sinn betörten, vor mir schon gar vielen zugeflüstert hast. Nein, nein, sei nicht böse, Du Geliebter! Ich mache Dir nicht Vorwürfe, wie ich damals getan habe, als ich Dich noch nicht kannte. Nun weiß ich ja, wie hoch Du über allen andern stehst. Wie kann Liebe Dir anderes sein als ein Spiel, und das Weib anderes als ein Spielzeug?

NILS LYKKE. Eline — hör' mich an!

ELINE. Unter dem Klange Deines Namens bin ich aufgewachsen. Ich haßte diesen Namen, weil mich dünkte, alle Frauen würden gekränkt durch Dein Betragen. Und doch — wie wunderbar, — wenn ich im Traume mein eignes künftiges Leben mir aufbaute, da warst immer Du mein Held, ohne daß ich selbst es wußte. Jetzt versteh' ich, was ich damals nicht verstanden habe, — jenes ahnungssüße, geheimnisvolle Sehnen nach Dir, Du Einziger, — nach Dir, der einst kommen sollte, um mir des Lebens ganze Herrlichkeit zu deuten.

NILS LYKKE beiseite, indem er die Laterne auf den Tisch hinstellt. Was ist denn mit mir geschehen? Diese berückende, unwiderstehliche Macht —. Ist das Liebesgefühl, so habe ich es nicht gekannt vor dieser Stunde. — Vielleicht ist es noch nicht zu spät für mich. — Ah, mit Lucia — das Entsetzliche! Er sinkt auf einen Stuhl.

ELINE. Was ist das? Dieser schwere Seufzer —

NILS LYKKE. O, nichts, nichts! — — Eline, — jetzt will ich Dir ehrlich beichten. Ich habe oft mit

Worten und Blicken betrogen und gar vielen schon gesagt, was ich in dieser Nacht Dir zugeflüstert habe. Aber glaube mir —

ELINE. Still! Nichts mehr davon! Meine Liebe ist ja kein Entgelt für das, was Du mir schenkst. O nein, ich liebe Dich, weil jeder Deiner Blicke ein Königsgebot ist, das mir so gebietet. — Sie legt sich zu seinen Füßen. — O laß mich dieses Königsgebot noch einmal tief in meine Seele prägen, weiß ich gleich, daß es für Zeit und Ewigkeit hier eingegraben steht! — — Du guter Gott, — wie bin ich blind gewesen gegen mich selbst! Noch heut abend sagte ich zu meiner Mutter: „Soll ich leben, dann muß ich meinen Stolz mir bewahren.“ Was ist denn mein Stolz? Meine Landsleute frei, mein Haus geehrt zu wissen über die Lande und Reiche hin? O nein, nein! Meine Liebe ist mein Stolz. Das Hündlein ist stolz, wenn es zu seines Herrn Füßen liegen und Brosamen von seiner Hand haschen darf. So bin auch ich stolz, solange ich zu Deinen Füßen sitzen darf, während Deine Worte und Deine Blicke mich mit dem Brot des Lebens nähren. Sieh, deshalb sag' ich zu Dir, wie ich vorhin sagte zu meiner Mutter: „Soll ich leben, so muß ich mir meine Liebe bewahren; denn da r i n liegt mein Stolz, jetzt und für alle Zeit.

NILS LYKKE zieht sie auf seinen Schoß. Nein, nein, — nicht zu meinen Füßen, an meiner Seite ist Dein Platz, — und da soll er bleiben, wie hoch das Schicksal mich auch stellen mag. Ja, Eline, — Du hast mich auf einen bessern Weg gebracht; und ist es mir einst gegönnt, durch eine große Tat zu sühnen, was ich in meiner wilden Jugend verbrochen habe, so gebühren Ruhm und Ehre Dir!

ELINE. O, Du sprichst, als wär' ich noch jene Eline, die gestern Abend den Blumenstrauß Dir vor die Füße schleuderte. — In meinen Büchern habe ich von dem bunten Leben in fernen Landen gelesen. Unter Hörnerklang zieht der Ritter, den Falken auf der Hand, hinaus in den grünen Wald. So ziehst auch



Du durchs Leben; — Dein Name klingt Dir voran, wohin Du ziehst. — Alles, was ich von dieser Herrlichkeit begehre, ist, der Falke an Deinem Arm zu sein. Wie er war auch ich blind für Licht und Leben, bis Du die Binde von meinen Augen nahmst und mich emporfliegen ließest, hoch über die grünen Wipfel hin. Aber glaube mir, — wie keck ich auch meine Schwingen dehne, ich kehre doch stets wieder zurück zu meinem Käfig.

NILS LYKKE steht auf. So biet' auch ich der Vergangenheit Trotz! Sieh her; — nimm diesen Ring und sei mein vor Gott und den Menschen, — mein — ob auch die Toten unruhige Träume darüber haben sollten.

ELINE. Du machst mir angst. Was ist —?

NILS LYKKE. Es ist nichts. Komm, laß mich den Ring an Deinen Finger stecken — So! — Nun hab' ich Dich mir anverlobt.

ELINE. Ich Nils Lykkes Braut! Mir scheint's ein Traum, alles, was in dieser Nacht geschehen ist. Doch welch ein schöner Traum! Mir ist so leicht ums Herz; nicht Bitterkeit noch Haß sind mehr in meinem Sinn. Ich will all mein Unrecht wieder gut machen. Ich bin lieblos gegen meine Mutter gewesen. Morgen gehe ich zu ihr — sie muß mir verzeihn, was ich gefehlt habe.

NILS LYKKE. Und unserm Bunde ihre Zustimmung geben.

ELINE. Das wird sie. O, ich glaube es gewiß. Meine Mutter ist gut. Alle Menschen sind gut. Ich hege gegen keinen mehr Groll — nur gegen einen.

NILS LYKKE. Nur gegen einen?

ELINE. Ach, das ist eine traurige Geschichte. Ich hatte eine Schwester —

NILS LYKKE. Lucia?

ELINE. Hast Du Lucia gekannt?

NILS LYKKE. Nein, nein, nur ihren Namen hab' ich gehört.

ELINE. Auch sie gab ihr Herz einem Ritter. Er betrog sie — nun ist sie im Himmel.

NILS LYKKE. Und Du —?

ELINE. Ich hasse ihn.

NILS LYKKE. Hass' ihn nicht! Kennst Du Barmherzigkeit, so vergib ihm, was er gesündigt hat. Glaub' mir, er trägt die Strafe in seiner eigenen Brust.

ELINE. Ihm vergeb' ich niemals! Ich k a n n nicht, wenn ich auch wollte. Zu heilig ist der Eid, den ich geschworen habe — — Sie lauscht. Still! Kannst Du hören?

NILS LYKKE. Was? Wo?

ELINE. Draußen, weit weg. Viele Männer reiten auf der Landstraße.

NILS LYKKE. Ha, das sind sie! Und ich, ich vergaß —! Sie kommen herüber. Dann ist Gefahr im Verzuge. Ich muß fort!

ELINE. Aber wohin? O Nils Lykke, was verhehlst Du —?

NILS LYKKE. Morgen, Eline —. Denn, bei Gott! — dann komme ich wieder. Schnell, nur schnell — wo ist der geheime Weg, von dem Du gesprochen hast?

ELINE. Durch die Totengruft. — Sieh, — hier ist die Falltür —

NILS LYKKE. Die Totengruft! Für sich. Gleichviel! Gerettet muß er werden.

ELINE am Fenster. Die Reiter sind gleich vor dem Tor —

Sie reicht ihm die Laterne.

NILS LYKKE. Nun wohl! Er beginnt hinabzusteigen.

ELINE. Geh die Gruft entlang bis zu dem Sarge mit dem Totenkopf und dem schwarzen Kreuz. Das ist Lucias —

NILS LYKKE steigt rasch wieder herauf und schlägt die Falltür zu. Lucias? Pfui —!

ELINE. Was sagst Du?

NILS LYKKE. O nichts. Der Leichengeruch hat mich schwindlig gemacht.

ELINE. Horch! Jetzt klopfen sie ans Tor.

NILS LYKKE läßt die Laterne fallen. Ah, es ist zu spät —!

Björn kommt eilig mit einem Licht in der Hand von rechts.

ELINE ihm entgegen. Was gibt's, Björn? Was gibt's?

BJÖRN. Ein Überfall! Graf Sture —

ELINE. Graf Sture? Was ist mit ihm?

NILS LYKKE. Haben sie ihn erschlagen?

BJÖRN zu Eline. Wo ist Eure Mutter?

ZWEI KNECHTE von rechts hereinsturzend. Frau Inger! Frau Inger!

INGER kommt mit einem Armleuchter in der Hand aus der zweiten Tür links und sagt schnell: Ich weiß alles. Hinunter in den Burghof mit Euch! Haltet das Tor offen für unsre Freunde, aber verschlossen für jeden andern!

Sie stellt den Leuchter auf den Tisch links. Björn und die zwei Knechte ab nach rechts.

INGER zu Nils Lykke. Das also war die Schlinge, Herr Reichsrat?

NILS LYKKE. Inger Gyldenlöve, glaubt mir —!

INGER. Ein Hinterhalt, — um ihn abzufangen, sobald Ihr jene Zusage hattet, die mich vernichten kann.

NILS LYKKE, indem er das Papier hervorzieht und in Stücke reißt. Da ist Eure Zusage. Ich behalte nichts, das gegen Euch zeugen könnte.

INGER. Was tut Ihr?

NILS LYKKE. Ich beschirme Euch von dieser Stunde an. Habe ich mich an Euch versündigt, — nun, beim Himmel, so will ich versuchen, mein Vergehen wieder gut zu machen. Aber hinaus muß ich, und wenn ich mich durchs Tor hindurch h a u e n müßte! — Eline, — sag' Deiner Mutter alles! Und Ihr, Frau Inger, laßt unsre Abrechnung vergessen sein. Seid hochherzig und — verschwiegen! Glaubt mir, Ihr werdet mir Dank wissen, noch ehe der Tag graut.

Er geht eilig durch die zweite Tür rechts ab.

INGER sieht ihm triumphierend nach. Recht so! Ich verstehe ihn! Sie wendet sich zu Eline. Nils Lykke —? Nun —?

ELINE. Er hat an meine Tür gepocht und diesen Ring an meinen Finger gesteckt.

INGER. Und hat Dich lieb von Herzen?

ELINE. Das hat er gesagt, und ich glaube ihm.

INGER. Klug gehandelt, Eline! Haha! Mein Herr Ritter, nun fang' ich an!

ELINE. Mutter, — Ihr seid so sonderbar. O ja, ich verstehe wohl, — meine lieblosen Worte haben Euch erzürnt.

INGER. Gewiß nicht, liebe Eline! Du bist eine gehorsame Tochter. Du hast ihn hineingelassen; Du hast auf seine schönen Worte gehört. Ich verstehe voll- auf, was es Dich gekostet hat — denn ich kenne ja Deinen Haß.

ELINE. Aber, meine Mutter —!

INGER. Still! Wir sind uns in unsern Plänen begegnet. Wie hast Du es angefangen, mein kluges Kind? Ich sah ihn strahlen vor Liebe. Halt' ihn nun fest! Zieh' das Garn enger und enger um ihn, und dann — Ah, Eline, wenn wir ihm sein teuflisches Herz in der Brust zerfleischen könnten!

ELINE. Weh' mir! Was sagt Ihr da?

INGER. Laß den Mut nicht sinken. Hör' mich. Ich weiß das Wort, das Dich aufrecht erhalten wird. — So wisse denn — Lauschend. Jetzt kämpfen sie draußen vor dem Tor. Besonnenheit! Bald gilt es — Sie wendet sich wieder zu Eline. Wisse denn, Nils Lykke war's, der Deine Schwester unter die Erde gebracht hat.

ELINE aufschreiend. Lucia!

INGER. Er war's, so gewiß ein Rächer über uns ist!

ELINE. Dann steh' mir der Himmel bei!

INGER entsetzt. Eline —?

ELINE. Ich bin die Seine vor Gott.

INGER. Unglückliches Kind, — was hast Du getan!

ELINE mit dumpfer Stimme. Verwirkt den Frieden meines Herzens. — Gute Nacht, Mutter!

Sie geht links ab.

INGER. Hahaha! — Es geht bergab mit Inger Gyldenlöves Geschlecht. S i e war die letzte von meinen Töchtern. — Warum konnt' ich nicht schweigen? Hätte sie nichts gewußt, sie wäre vielleicht glücklich geworden — in einer Weise. — Es mußte so sein. In den Sternen dort oben steht es geschrieben, ich soll e i n e n grünen Zweig nach dem andern brechen, bis der Stamm entlaubt dasteht. — Dahin denn! Dahin! Jetzt kehrt mir der Sohn zurück. An die andern, an meine Töchter will ich nicht denken. — Rechenschaft? Rechenschaft ablegen? — Ah, das kommt erst am großen Tage des Gerichts —. Es währt noch lange, bis d e r da ist.

NILS STENSSÖN ruft draußen rechts. Hei, — schlag' das Tor zu!

INGER. Graf Stures Stimme —!

NILS STENSSÖN waffenlos, mit zerrissenen Kleidern, kommt aus der zweiten Tür rechts hereingestürzt und ruft mit verzweifelterm Lachen: Ein frohes Wiedersehen, das, Inger Gyldenlöve!

INGER. Was habt Ihr verloren?

NILS STENSSÖN. Mein Reich und mein Leben!

INGER. Und die Bauern? Meine Knechte — wo habt Ihr sie?

NILS STENSSÖN. Die Äser werdet Ihr längs der Landstraße finden. Wer das übrige genommen hat, das kann ich Euch nicht sagen.

OLAF SKAKTAVL draußen rechts. Graf Sture! Wo seid Ihr?

NILS STENSSÖN. Hier, hier!

Olaf Skaktavl kommt, die rechte Hand verbunden.

INGER. Ach, Olaf Skaktavl, auch Ihr —!

OLAF. Es war unmöglich, durchzukommen.

INGER. Ihr seid verwundet, wie ich sehe?

OLAF. Ich hab' einen Finger weniger; das ist das ganze.

NILS STENSSÖN. Wo sind die Schweden?

OLAF. Uns auf den Fersen. Sie stürmen das Tor —

NILS STENSSÖN. O Jesus! — Aber nein, nein! Ich k a n n nicht, — ich will nicht sterben!

OLAF. Ein Versteck, Frau Inger! Ist kein Winkel hier, wo wir ihn verbergen können?

INGER. Und wenn sie den Hof durchsuchen —?

NILS STENSSÖN. Ja, ja, dann werden sie mich finden und fortschleppen in den Kerker oder zum Galgen —! O nein, Inger Gyldenlöve, — ich weiß gewiß, — das würdet Ihr nicht überstehen.

OLAF lauschend. Nun ist das Schloß geborsten.

INGER am Fenster. Viele Menschen stürmen in den Torweg!

NILS STENSSÖN. Und jetzt mein Leben zu lassen, — jetzt, da es erst beginnen sollte, jetzt, da ich kaum erfahren habe, daß ich für etwas zu leben habe! Nein, nein, nein! Haltet mich nicht für feig, Inger Gyldenlöve! Wenn mir nur noch so viele Lebenstage vergönnt wären, daß ich —

INGER. Ich höre sie schon unten in der Burgstube. Bestimmt zu Olaf Skaktavl. Er muß gerettet werden — was es auch kostet!

NILS STENSSÖN ergreift ihre Hand. O, das wußt' ich wohl; — Ihr seid edel und gut!

OLAF. Aber wie? Wenn wir ihn nicht verbergen können —

NILS STENSSÖN. Ah, ich hab's! Ich hab's! Das Geheimnis —!

INGER. Das Geheimnis?

NILS STENSSÖN. Ja gewiß; Eures und das meine!

INGER. Gott im Himmel, — Ihr kennt es?

NILS STENSSÖN. Von Anfang bis zu Ende. Und nun das Leben auf dem Spiele steht —. Wo ist Herr Nils Lykke?

INGER. Geflohen.

NILS STENSSÖN. Geflohen? Dann steh' Gott mir bei! Denn nur der Ritter kann meine Zunge lösen. — Aber das Leben ist mehr als ein Gelübde wert. Wenn der schwedische Anführer kommt —

INGER. Was dann? Was wollt Ihr tun?

NILS STENSSÖN. Leben und Freiheit erkaufen — ihm alles offenbaren.

INGER. Nein, nein! — Seid barmherzig!

NILS STENSSÖN. Es gibt ja keine andre Rettung. Wenn ich ihm erzählt habe, was ich jetzt weiß —

INGER blickt ihn an, mit unterdrückter Bewegung. So seid Ihr gerettet?

NILS STENSSÖN. Ja, ja! Nils Lykke wird mein Fürsprecher sein. Ihr seht, es ist das äußerste Mittel.

INGER gefaßt und mit Nachdruck. Das äußerste Mittel? Ihr habt recht. — Das äußerste Mittel darf jeder versuchen. Sie deutet nach links. Seht, dadrin könnt Ihr Euch einstweilen verbergen.

NILS STENSSÖN mit gedämpfter Stimme. Glaubt mir, — Ihr sollt diese Tat nie zu bereuen haben!

INGER halb für sich. Gott gebe, Ihr sagtet die Wahrheit!

Nils Stenssön geht rasch ab durch die zweite Tür links; Olaf Skaktavl will ihm folgen, wird aber von Inger zurückgehalten.

INGER. Habt Ihr verstanden, was er meinte.

OLAF. Der Bube! Er verrät Euer Geheimnis. Er will Euern Sohn opfern, um sich selbst zu retten.

INGER. Wenn es das Leben gilt, sagte er, darf man das äußerste Mittel wagen. — Wohlan denn, Olaf Skaktavl — es geschehe, wie er gesagt hat!

OLAF. Was meint Ihr?

INGER. Leben gegen Leben! Einer von ihnen muß untergehen.

OLAF. Ah, — Ihr wollt —?

INGER. Wenn er dadrin nicht stumm gemacht wird, bevor er den schwedischen Hauptmann sprechen kann, so ist mein Sohn für mich verloren. Wird er dagegen beiseite geschafft, so will ich mit der Zeit alle seine Ansprüche für mein eignes Kind geltend machen. Da sollt Ihr sehen, daß noch Mark in Otto Römers Tochter ist! Verlaßt Euch drauf, — lange sollt Ihr nicht mehr auf die Rache zu warten haben, nach der Ihr zwanzig Jahre gedürstet habt. — Hört Ihr? Sie kommen die

Treppe herauf! Olaf Skaktavl, — von Euch hängt es ab, ob ich morgen eine kinderlose Mutter sein soll oder —

OLAF. Es geschehe! Mir ist noch eine rüstige Faust geblieben. Er reicht ihr die Hand. Inger Gyldenlöve, — durch mich soll Euer Name nicht aussterben.

Er geht in das Zimmer zu Nils Stensson.

INGER bleich und bebend. Darf ich es auch wagen —? Man vernimmt Lärm in dem Zimmer; sie eilt mit einem Schrei auf die Tür zu. — Nein, nein, — es soll nicht geschehen! Man hört drinnen einen dumpfen Fall; sie hält sich die Ohren mit beiden Händen zu und eilt mit Blicken der Verzweiflung wieder zurück. Nach einer Pause nimmt sie vorsichtig die Hände weg, lauscht wieder und spricht leise: Nun ist's vorbei. Alles ist still da drinnen. — Du hast es gesehen, o Gott, — ich bedachte mich! Aber Olaf Skaktavl war zu rasch bei der Hand.

Olaf Skaktavl kehrt stumm in den Saal zurück.

INGER nach einer kleinen Pause, ohne ihn anzublicken. Ist es getan?

OLAF. Seinetwegen könnt Ihr ruhig sein; — er verrät keinen mehr.

INGER wie oben. Er ist also stumm?

OLAF. Den Stahl sechs Zoll tief in der Brust. Ich habe ihn mit meiner linken Hand gefällt.

INGER. Ja, ja, — die Rechte war auch zu gut für so etwas.

OLAF. Das müßt Ihr wissen; — der Gedanke war Euer. — Und nun nach Schweden! Friede mit Euch so lange! Wenn wir uns das nächste Mal sehen auf Oestrot, komm' ich zu zweit!

Ab durch die zweite Tür rechts.

INGER. Blut an meinen Händen. Dahin muß' es also kommen! — Er kommt mir nachgerade teuer zu stehen.

Björn kommt mit einigen schwedischen Kriegsknechten durch die erste Tür rechts.

EINER DER KRIEGSKNECHTE. Verzeiht, wenn Ihr die Herrin des Hauses seid —



INGER. Sucht Ihr den Grafen Sture?

DER KRIEGSKNECHT. So ist es.

INGER. Dann seid Ihr nicht auf der falschen Fährte. Der Graf hat Zuflucht bei mir gesucht.

DER KRIEGSKNECHT. Zuflucht? Erlaubt, hochedle Frau, — aber die vermögt Ihr ihm nicht zu gewähren, denn —

INGER. Was Ihr da sagt, das hat wohl auch der Graf eingesehen, und darum hat er, — ja, seht nur selber nach! — darum hat er Hand an sich gelegt.

DER KRIEGSKNECHT. Hand an sich gelegt?

INGER. Seht, wie gesagt, selber nach. Da drinnen werdet Ihr die Leiche finden. — Und da er nun schon vor einem andern Richter steht, so ist meine Bitte, er möge mit allen Ehren von hier überführt werden, die seiner edlen Abkunft gebühren. — Björn, Du weißt, in meiner Kammer steht mein eigener Sarg schon seit manchem Jahr bereit. Zu den Kriegsknechten. Ich bitt' Euch, darin Graf Stures Leichnam nach Schweden zu bringen.

DER KRIEGSKNECHT. Es soll geschehen, wie Ihr befiehlt. Zu einem andern. Lauf Du mit dieser Botschaft zu Herrn Jens Bjelke. Er hält mit den übrigen Reitern auf der Landstraße draußen. Wir andern wollen da hinein und —

Ein Kriegsknecht rechts ab; die übrigen mit Björn in das Zimmer links.

INGER geht eine Weile stumm und unruhig im Zimmer auf und ab. Hätte Graf Sture nicht so eilig der Welt Valet gesagt, so würde er binnen eines Monats am Galgen hängen oder für seine Lebenszeit im Kerker sitzen. Wäre ihm mit solchem Los besser gedient gewesen? — Oder auch er hätte sich frei gekauft dadurch, daß er mein Kind in die Gewalt der Feinde brachte. Bin ich es also, die ihn getötet hat? Kämpft nicht selbst die Wölfin für ihr Junges? Wer darf mich verdammen, weil ich die Klaue schlug in den, der mir mein Fleisch und Blut rauben wollte? — Es mußte so sein. Jede

Mutter hätte getan wie ich. — — Doch jetzt ist keine Zeit zu müßigen Gedanken. Handeln muß ich. Sie setzt sich an den Tisch links. Ich will an alle meine Freunde rings im Lande schreiben. Alle müssen sich jetzt erheben und die große Sache stützen. Ein neuer König; — erst Reichsverweser und dann König — — Sie beginnt zu schreiben, hält aber gedankenvoll inne und sagt leise: Wen werden sie an des Toten Statt wählen? — Königsmutter —? Das ist ein großes Wort. Aber ein Haken ist dabei; — daß es so häßlich anklingt an ein andres Wort. — Königs m u t t e r und — Königs m ö r d e r. — Königsmörder heißt, wer einem König das Leben raubt —. Königsmutter heißt, wer einem König das Leben schenkt. — Sie erhebt sich. Nun wohl — ich will Ersatz schaffen für das, was ich geraubt habe. — Mein Sohn soll König werden! Sie setzt sich und nimmt die Arbeit wieder auf, legt dann die Feder abermals weg und lehnt sich in den Stuhl zurück. Es ist immer etwas Unheimliches, eine Leiche im Hause zu haben. Darum ist auch mir so seltsam zu Mute. — Sie wendet den Kopf heftig zur Seite, wie wenn sie mit jemand spräche. Nicht darum? Woher sollte es sonst kommen? Grübelnd. Ist es denn ein so großer Unterschied, ob man einen Feind fällt oder einen Mord an ihm begeht? Knut Alfsön hatte mit seinem Schwerte so manche Stirn gespalten, und doch lag auf seiner eigenen Stirn die Ruhe eines Kindes? Warum sehe nur ich unaufhörlich diesen — Sie macht eine Bewegung, als ob sie ein Messer schwinde. — diesen Stoß ins Herz — und dann den roten Blutstrom? — Sie schellt und fährt fort zu reden, indem sie unter den Papieren wühlt. Fortan will ich nichts mehr wissen von so häßlichen Gesichtern. Ich will tätig sein Tag und Nacht. Und in einem Monat — in einem Monat kommt mein Sohn zu mir — —

BJÖRN tritt ein. Hat meine Herrin geschellt —?

INGER schreibend. Du sollst mehr Lichter bringen. Von heut an will ich's hell, sehr hell in der Stube haben.

Björn links ab.

INGER nach einer Pause, erhebt sich heftig. Nein, nein, nein — ich kann die Feder nicht führen in dieser Stunde! Es brennt und schmerzt mir der Kopf. — Sie fährt zusammen und lauscht. — Was ist das? Ah! Sie schrauben drinnen den Deckel des Sarges zu. — — Als ich noch ein Kind war, hat man mir das Märchen vom Ritter Aage erzählt, der mit dem Sarg auf seinem Rücken daherkam. — Wenn es dem da drinnen eines Nachts auch einfallen sollte, mit dem Sarg auf dem Rücken zu kommen und sich für das Darlehn zu bedanken? Sie lacht leise. Hm, — was geht uns Erwachsene unser Kinderglaube an. Heftig. Aber solche Märchen sind gleichwohl zu nichts nütze! Sie schaffen wüste Träume. Wenn mein Sohn König ist, sollen sie verboten werden. — Sie geht unruhig auf und nieder, dann öffnet sie das Fenster. — Wie lange pflegt es gemeinlich zu dauern, bis eine Leiche zu verwesen anfängt?! Alle Stuben sollen gelüftet werden. Solange das nicht geschehen, ist es hier ungesund zu leben.

Björn kommt mit zwei Armluchtern, die er auf die Tische stellt.

INGER wieder mit den Papieren beschäftigt. So ist's recht. Vergiß mir nie, was ich Dir gesagt habe. Viel Lichter auf den Tisch! — — Was schaffen sie jetzt da drinnen?

BJÖRN. Sie sind noch dabei, den Sargdeckel festzuschrauben.

INGER schreibend. Schrauben sie ihn auch tüchtig fest?

BJÖRN. So fest, wie's nötig ist.'

INGER. Ja, ja — man kann nie wissen, wie sehr das nötig ist. Paß auf, daß es ordentlich geschieht. Sie geht auf ihn zu, mit einer Handvoll Papiere, und sagt geheimnisvoll: Björn, Du bist ein alter Mann, aber e i n s will ich Dir ans Herz legen: sei auf Deiner Hut vor allen Menschen, — vor denen, die gestorben s i n d, und vor denen, die noch sterben s o l l e n. — Jetzt geh hinein — geh hinein und sich, ob sie den Sargdeckel ordentlich fest schrauben.

BJÖRN leise, kopfschüttelnd. Ich kann nicht klug aus ihr werden.

Ab in das Zimmer links.

INGER will einen Brief zusiegeln, wirft ihn aber gleich wieder weg, geht eine Weile auf und ab und sagt dann mit Heftigkeit: Wenn ich feig wäre, so hätte ich das da in alle Ewigkeit nicht getan! Wenn ich feig wäre, hätt' ich mir selbst zugeschrien: halt ein, wenn Du Deiner Seele noch ein Stück Seligkeit bewahren willst! — Ihr Blick fällt auf Sten Stures Bild; sie wendet ihr Gesicht ab und sagt leise: — Da lacht er auf mich herunter, wie er leibt und lebt! Pfui! Sie dreht das Bild um — mit der Fläche gegen die Wand, ohne es anzusehen. Was lachtest Du? — Weil ich grausam an Deinem Sohn gehandelt habe? Aber der andre, — ist er nicht auch Dein Sohn? Und er ist zugleich der m e i n e —. Merk' Dir das! — — Sie blickt verstohlen über die Bilderreihe hin. So grimmig wie in dieser Nacht habe ich sie nie zuvor gesehen. Sie haben das Auge auf mich, wo ich gehe und stehe. Stampft mit dem Fuß auf. Aber ich will nichts davon wissen! Ich will Frieden haben in meinem Hause! — Macht sich daran, alle Bilder gegen die Wand umzudrehen. — Ja, und wenn es die heilige Jungfrau Maria selber wäre — —. Jetzt also hältst Du die Zeit für gekommen — —? Warum hast Du meine Bitten niemals erhört, wenn ich Dich so inbrünstig anflehte, mir mein Kind zurückzugeben? Warum? Weil der Mönch von Wittenberg recht hat: es ist kein Mittler zwischen Gott und den Menschen. Sie atmet schwer auf und fährt in wachsender Leidenschaft fort: Es ist gut, sehr gut, daß ich das weiß — —. Keiner hat gesehen, was da drinnen geschehen ist. Es gibt keinen, der gegen mich zeugen könnte! Breitet plötzlich die Arme aus und flüstert: Mein Sohn! Mein geliebtes Kind! Komm zu mir! Hier bin ich! — Pst! Ich will Dir etwas sagen: ich bin verhaßt dort oben — über den Sternen —, weil ich Dich zur Welt gebracht habe. Ich war ja dazu bestimmt, Gottes des Herrn Wahrzeichen durch das Reich zu tragen. Aber ich bin meinen eigenen Weg gegangen; darum mußte ich so viel und so lange leiden.

BJÖRN kommt aus dem Zimmer links. Gnädige Frau, ich habe zu vermelden — —. Gott stehe mir bei, — was ist das?

INGER, die die Stufen des Hochsitzes hinangestiegen ist, der an der Wand rechts steht. Still, still! Ich bin Königmutter. Sie haben meinen Sohn zum König erkoren! Es hat schwer gehalten, bis das erreicht war — denn mit den höheren Mächten selbst hatte ich zu streiten.

NILS LYKKE kommt atemlos durch die zweite Tür rechts. Er ist frei! Ich habe Jens Bjelkes Zusage. Frau Inger, — so wisset denn —

INGER. Still, sag' ich! Seht, wie es von Menschen wimmelt: Vom Zimmer her ertönt ein Leichenpsalm. Jetzt kommt der Krönungszug. Welche Scharen! Alle neigen sich vor der Königmutter. Ja, ja, sie hat auch um ihren Sohn gekämpft — bis ihre Hände rot wurden davon. — Wo sind meine Töchter? Ich sehe sie nicht.

NILS LYKKE. Bei Christi Blut, — was ist hier geschehn?

INGER. Meine Töchter; — meine holden Töchter! Ich habe k e i n e mehr. E i n e war mir noch geblieben, und sie habe ich verloren, wie sie ins Brautbett steigen wollte. Flusternd. Lucia lag als Leiche darin. Da war nicht Platz für zwei.

NILS LYKKE. Ah, — dahin ist es gekommen! — Die Rache des Herrn hat mich ereilt.

INGER. Könnt Ihr ihn sehen? Seht, seht! Das ist der König! Das ist Inger Gyldenlöves Sohn! Ich kenn' ihn an der Krone und an Sten Stures Ring, den er um den Hals trägt. — Horch! Wie lustig das klingt! Er naht! Bald werden meine Arme ihn umfassen. — Haha, — wer siegt, Gott oder ich?

Die Kriegsknechte kommen mit dem Sarg.

INGER greift sich an die Stirn und ruft: Die Leiche! — Flüsternd. Pfui, das ist ein häßlicher Traum! Sie sinkt in den Hochsitz zurück.

JENS BJELKE der von rechts eingetreten ist, bleibt stehen und ruft überrascht: Tot! Also doch —

EIN KRIEGSKNECHT. Er selbst hat —

JENS BJELKE mit einem Blick auf Nils Lykke. Er selbst —?

NILS LYKKE. Still!

INGER matt, kommt wieder zu sich. Ja, richtig, — jetzt besinn' ich mich auf alles.

JENS BJELKE zu den Kriegsknechten. Setzt die Leiche nieder! Es ist nicht Graf Sture.

EIN KRIEGSKNECHT. Vergebt, Herr Ritter, — aber dieser Ring, den er um den Hals trug —

NILS LYKKE faßt ihn am Arm. Schweig, schweig!

INGER fährt empor. Der Ring? Der Ring? Sie eilt hinzu und reißt den Ring an sich. Sten Stures Ring! Mit einem Aufschrei. Jesus Christus, — mein Sohn! Sie wirft sich über die Bahre.

DIE KRIEGSKNECHTE. Ihr Sohn?

JENS BJELKE zu gleicher Zeit. Inger Gyldenlöves Sohn?

NILS LYKKE. So ist es.

JENS BJELKE. Doch warum habt Ihr mir nicht gesagt — —?

BJÖRN versucht sie aufzuheben. Zu Hilfe, zu Hilfe! — Herrin, — was fehlt Euch?

INGER mit matter Stimme, indem sie sich halb aufrichtet. Was mir fehlt —? Noch ein Sarg. Ein Grab bei meinem Kinde — —

Sie sinkt abermals kraftlos über die Bahre hin. Nils Lykke geht rasch rechts ab. Tiefe Bewegung unter den übrigen.

DAS FEST AUF SOLHAUG  
SCHAUSPIEL IN DREI AKTEN

## VORREDE ZUR ZWEITEN AUSGABE

„Das Fest auf Solhaug“ habe ich in Bergen geschrieben, im Sommer 1855, also ungefähr vor 28 Jahren.

Das Stück wurde daselbst den 2. Januar 1856 in einer Festvorstellung zur Erinnerung an den Stiftungstag der norwegischen Bühne zum ersten Mal aufgeführt.

Ich war damals Instruktor am Bergener Theater und leitete so die Einstudierung meines Stückes selber. Es erfuhr eine vorzügliche, in seltenem Maße stimmungsvolle Darstellung. Mit Lust und Hingebung wurde es gespielt und ebenso auch aufgenommen. „Die Bergener Lyrik“, die, wie verlautet, die letzten politischen Wahlen da oben entschieden haben soll, war an jenem Theaterabend in dem vollen Hause ungewöhnlich stark vertreten. Die Vorstellung endete mit zahlreichen Hervorrufen des Verfassers und der Schauspieler. Später am Abend brachte mir die von einem großen Teil des Publikums begleitete Kapelle ein Ständchen vor meinen Fenstern. Ich glaube beinahe, ich ließ mich dazu hinreißen, eine Art Ansprache an die Versammlung zu halten; jedenfalls — das weiß ich — fühlte ich mich sehr glücklich.

Ein paar Monate später wurde „Das Fest auf Solhaug“ in Christiania aufgeführt. Auch dort wurde es vom Publikum mit großem Beifall aufgenommen, und Björnson schrieb den Tag nach der ersten Aufführung im „Morgenblatt“ einen jugendlich warmen, liebenswürdigen Artikel darüber. Es war eigentlich kein Bericht, auch keine Kritik — es war vielmehr eine stimmungsreiche, freie Phantasie, eine dichterische Improvisation über das Stück und über die Vorstellung.

Aber dann kam die richtige Kritik, besorgt von den richtigen Kritikern.

Wie wurde man zu jener Zeit — ich meine in den Jahren von 1850 bis etwa 1860 — in Christiania ein richtiger Literaturkritiker und namentlich ein richtiger Theaterkritiker?



Ja, das ging in der Regel so zu: Nach einigen vorbereitenden Übungen im „Gesellschaftsblatt“ und nach häufigerer Teilnahme an den Diskussionen, die nach den Theaterabenden in Treschows Café oder „bei Ingebret“ gepflogen wurden, begab sich der werdende Kritiker in Johann Dahls Buchhandlung und ließ sich aus Kopenhagen ein Exemplar von J. L. Heibergs „Prosaschriften“ kommen, die, wie er hatte sagen hören, eine „Über das Vaudeville“ betitelte Abhandlung enthielten. Diese Abhandlung wurde dann gelesen, in grübelndem Geiste erwogen und vielleicht auch zum Teil verstanden. Durch jene Schriften wurde man des weiteren mit einer Polemik bekannt, die Heiberg seinerzeit mit Professor Oehlenschläger und dem Dichter Hauch in Sorø geführt hatte. Ebenfalls bei dieser Gelegenheit erfuhr man, daß J. J. Baggesen (der Verfasser der „Gespensterbriefe“) schon früher einen ähnlichen Feldzug gegen den großen Dichter von „Axel und Valborg“ und „Hakon Jarl“ eröffnet hatte.

Vieles andere noch, was einem Kritiker nützlich zu wissen war, ließ sich diesen Schriften entnehmen. Man lernte z. B. daraus, daß ein rechter Kritiker im Namen des Geschmacks verpflichtet ist, an jedem Hiatus Anstoß zu nehmen. Wurde in den Versen hier und da ein solches Ungeheuer angetroffen, so konnte man sicher sein, daß die jungen kritisierenden Hieronymusse Christianias, ganz wie Holbergs Hieronymus, ihr „Pötztausend, die Welt steht nicht mehr bis Ostern!“ ausriefen.

Und dann hatte damals die Kritik der norwegischen Hauptstadt noch eine besondere Eigentümlichkeit, über deren Ursprung ich mir lange den Kopf zerbrochen habe. Unsere Kritiker pflegten nämlich jedesmal, wenn ein neu auftretender Schriftsteller ein Buch herausgab oder ein kleines Theaterstück auf die Bühne brachte, in unbändigen Zorn zu geraten und sich zu gebärden, als ob durch die Herausgabe des Buches oder die Aufführung des Stückes ihnen und den Zeitungen, für die sie schrie-

ben, eine blutige Beleidigung zugefügt würde. Wie gesagt, ich habe lange über dieses sonderbare Benehmen nachgegrübelt. Endlich wurde mir die Sache klar. Beim Lesen der dänischen „Monatsschrift für Literatur“ nämlich wurde ich darauf aufmerksam, daß seinerzeit den alten Staatsrat Molbech ein schwerer Zorn zu überkommen pflegte, wenn in Kopenhagen ein junger Dichter ein Buch herausgab oder ein Schauspiel auf die Bühne brachte.

So, oder doch ungefähr so, war der Gerichtshof beschaffen, der sich nun in der Tagespresse vornahm, „Das Fest auf Solhaug“ vor die Schranken der Kritik zu stellen. Er war zum größten Teil aus jungen Leuten zusammengesetzt, die im Betrachte der Kritik gemeinhin auf Borg lebten. Ihre kritischen Gedanken waren längst von anderen gedacht und ausgesprochen, ihre Meinungen längst anderswo formuliert worden. Geborgt war ihre ganze ästhetische Theorie; geborgt war ihre ganze kritische Methode; geborgt war von Anfang bis Ende, im Großen wie im Kleinen die polemische Taktik, deren sie sich bedienten. Ja sogar ihre Gemütsstimmung, sie war geborgt. Geborgt, geborgt war alles. Das einzige Originale dabei war, daß sie das Geborgte immer und ewig verkehrt und zur Unzeit anbrachten.

Daß dieses Kollegium, dessen Mitglieder ihr Dasein von Anlehen fristeten, bei mir als Dichter etwas Ähnliches voraussetzen zu müssen glaubte, kann niemand wundernehmen. Eine Zeitung oder zwei da oben, möglicherweise auch mehr, fanden denn auch ganz prompt heraus, daß ich dies und das Henrik Hertzens Schauspiel „Svend Dyrings Haus“ entlehnt hätte.

Diese kritische Behauptung ist grundlos und unzutreffend. Offenbar hat die Anwendung des Versmaßes der Kaempeviser in beiden Stücken sie veranlaßt. Aber bei mir ist der sprachliche Ton ganz anders als bei Hertz; die Ausdrucksweise hat in beiden Stücken ein ganz verschiedenes Klanggepräge. Über dem Rhythmischen in meinem Stücke weht eine leichte

Sommerluft; über dem Rhythmischen bei Hertz lastet es wie Herbstwetter.

Auch was die Charaktere, die Handlung oder überhaupt den tatsächlichen Inhalt angeht, so findet sich keine andere oder doch keine größere Ähnlichkeit als die, die notwendig daraus folgt, daß der Stoff beider Stücke dem engen Vorstellungskreis der Kaempeviser entnommen ist.

Mit ebensoviel oder wohl noch mit größerem Recht könnte man behaupten, Hertz habe in „Svend Dyrings Haus“ hier und da etwas, und zwar gar nicht so wenig, Heinrich von Kleists „Käthchen von Heilbronn“ entlehnt, das zu Beginn dieses Jahrhunderts geschrieben worden ist. Käthchens Verhältnis zum Grafen Wetter vom Strahl deckt sich in allem Wesentlichen mit Ragnhilds Verhältnis zum Ritter Stig Hvide. Ebenso wie Ragnhild wird auch Käthchen von einer rätselhaften, unerklärlichen Macht getrieben, dem Manne, den sie liebt, auf allen seinen Wegen zu folgen, ihm heimlich nachzuschleichen, sich willenlos in seiner Nähe hinzulegen und zu schlafen, mit Naturnotwendigkeit zu ihm zurückzukehren, so oft sie auch fortgejagt wird. Auch sonst greift das Übernatürliche bei Kleist wie bei Hertz noch auf mancherlei Weise ein.

Aber zweifelt jemand daran, daß es mit einigem guten oder bösen Willen nicht möglich wäre, in der noch älteren dramatischen Literatur ein Schauspiel aufzutreiben, von dem behauptet werden könnte, ihm habe Kleist Verschiedenes für sein „Käthchen von Heilbronn“ entnommen? Ich zweifle jedenfalls nicht daran. Doch dergleichen nachzuweisen wäre müßig. Das, was ein Kunstwerk zum geistigen Eigentum seines Urhebers macht, ist der Stempel seiner eigenen Persönlichkeit, den er dem Werke aufdrückt. Ich meine deshalb, daß trotz der angedeuteten Ähnlichkeiten „Svend Dyrings Haus“ ebenso unbestritten und ausschließlich ein Originalwerk Henrik Hertzens, wie „Käthchen von Heilbronn“ ein Originalwerk Heinrich von Kleists ist.

Dasselbe Recht nehme ich auch für mein „Fest auf Solhaug“ in Anspruch. Ich hoffe nicht minder, man wird in Zukunft jeden der drei Namensvettern ungeschmälert im Besitz dessen lassen, was ihm zu Recht gehört.

Georg Brandes hat gelegentlich das Verhältniß des „Festes auf Solhaug“ zu „Svend Dyrings Haus“ so dargestellt, als sei mein Stück zwar nicht auf irgend einem Anlehen aufgebaut, aber doch unter einer Einwirkung, einem Einfluß des älteren Dichters auf den jüngeren entstanden. Seine Äußerungen über meine Arbeit sind im übrigen so wohlwollend, daß ich allen Grund habe, ihm dafür, wie für so vieles andere, dankbar zu sein.

Nichtsdestoweniger aber muß ich daran festhalten, daß die Sache in Wirklichkeit sich auch nicht so verhält, wie Brandes sie aufgefaßt hat. Henrik Hertz hat als dramatischer Dichter mich niemals sonderlich angesprochen. Es will mir darum nicht in den Kopf, daß er, mir unbewußt, irgend welchen Einfluß auf meine eigene dramatische Produktion ausgeübt haben könnte.

An diesem Punkt und in Verbindung hiermit könnte ich mich darauf beschränken, auf Dr. Valfrid Vasenius, Dozenten der Ästhetik an der Universität Helsingfors, hinzuweisen. Sowohl in seiner Doktor-dissertation „Henrik Ibsens dramatiska diktning i dess första skede“ (1879) als auch in seinem Werke „Henrik Ibsen, ett skaldeporträtt“ (343 Seiten. Jos. Seligmann & Comp., Stockholm 1882) hat er seine Grundanschauung über das hier behandelte Schauspiel entwickelt, — in der letztgenannten Schrift noch unter Berücksichtigung dessen, was ich ihm vor drei Jahren bei einem Zusammensein zu München in aller Kürze mitgeteilt habe. Hierauf könnte ich, wie gesagt, hinweisen.

Aber der Ordnung halber will ich doch selbst auf den folgenden Blättern die Entstehungsgeschichte des „Festes auf Solhaug“ in großen Zügen erzählen.

Hier ist sie:

Ich habe diese Vorrede mit der Erklärung eingeleitet, daß das Stück im Sommer 1855 verfaßt worden ist.

Im Jahre vorher hatte ich „Frau Inger auf Öestrot“ geschrieben. Die Arbeit an diesem Drama hatte mich genötigt, mich literarisch und historisch in das norwegische Mittelalter, namentlich in dessen spätere Epoche zu vertiefen. Ich versuchte, so gut es ging, mich in die Sitten und Gebräuche jener Zeiten einzuleben, in das Gefühlsleben ihrer Menschen, in ihre Denkungsart und Ausdrucksweise.

Diese Periode ist jedoch nicht ansprechend genug, um lange bei ihr zu verweilen; sie bietet auch nicht sonderlich viel Stoff, der sich zu dramatischer Behandlung eignete.

Ich flüchtete denn auch bald zur eigentlichen Sagazeit hinüber. Aber die Königssagas und überhaupt die strengeren historischen Überlieferungen aus diesem fernen Zeitalter fesselten mich nicht; ich konnte damals für meine dichterischen Zwecke von den Streitigkeiten zwischen Königen und Häuptlingen, zwischen Parteien und Gefolgschaften als Dramatiker keinen Gebrauch machen. Das sollte erst später kommen.

In reichem Maße dagegen fand ich in den isländischen Familiensagas, was ich zur menschlichen Einkleidung der Stimmungen, Vorstellungen und Gedanken brauchte, die mich damals erfüllten oder mir doch mehr oder minder klar vorschwebten. Diese altnordischen literarischen Beiträge zur Personalgeschichte unserer Sagazeit hatte ich bisher nicht gekannt, kaum noch nennen hören. Da fiel mir durch einen Zufall N. M. Petersens hinsichtlich des sprachlichen Tons jedenfalls vortreffliche Übersetzung in die Hände. Aus diesen Familienchroniken mit ihren wechselnden Verhältnissen und Auftritten zwischen Mann und Mann, zwischen Weib und Weib, überhaupt zwischen Menschen und Menschen schlug mir ein persönlicher, voller, lebendiger Lebensgehalt entgegen; und aus diesem meinem Zusammenleben mit all jenen abgeschlossenen, einfachen, persönlichen Naturen entstand in meinem Geiste der erste rohe, unbestimmte Entwurf zu den „Helden auf Helgeland“.

Wie viel von den Einzelheiten sich damals in mir ausgestaltet hat, weiß ich heute nicht mehr anzugeben. Aber erinnere ich mich recht wohl, daß die zwei Gestalten, die zuerst meinen Blick auf sich zogen, die beiden Frauen waren, aus denen später Hjördis und Dagny wurden. Ein großes Festgelage mit aufreizenden Reden und verhängnisvollem Zusammenstoß sollte in dem Stücke vorkommen. Im übrigen wollte ich von Charakteren, Leidenschaften und gegenseitigen Verhältnissen all das aufnehmen, was mir als am meisten typisch für das Leben der Sagazeit erschien. Mit einem Wort, — ich wollte einfach, was in der Völsungensaga episch umgedichtet worden war, dramatisch wiedergeben.

Irgend einen vollständigen, zusammenhängenden Plan habe ich damals wohl nicht entworfen. Doch stand es klar vor mir, daß ein solches Schauspiel das erste sein müßte, was nun geschrieben würde.

Allein da kam mancherlei dazwischen. Das meiste davon, und vermutlich das zunächst und am stärksten Entscheidende, war wohl persönlicher Natur; aber ich glaube doch, es war nicht ganz ohne Bedeutung, daß ich eben damals Landstads Sammlung „Norwegischer Volkslieder“, die ein paar Jahre vorher erschienen war, eingehend studierte. Die Stimmungen, in denen ich mich damals befand, vertrugen sich besser mit der iterarischen Romantik des Mittelalters als mit den Tatsachen der Sagas, besser mit der Versform als mit dem Prosastil, besser mit dem sprachmusikalischen Element der Kaempevise als mit dem charakterisierenden der Saga.

So geschah es, daß sich der formlos gärende Entwurf zu der Tragödie „Die Helden auf Helgeland“ vorläufig in das lyrische Drama „Das Fest auf Solhaug“ umgesetzt hat.

Die beiden Frauengestalten der geplanten Tragödie, die Pflegeschwestern Hjördis und Dagny, wurden in dem ausgeführten lyrischen Drama zu den Schwestern Margit und Signe. Die Abstammung dieses zuletzt genannten Paares von den Frauen der Saga wird leicht

in die Augen fallen, wenn man erst darauf aufmerksam geworden ist. Die Familienähnlichkeit ist unverkennbar. Der damals nur flüchtig gezeichnete Held der Tragödie, der weitgereiste und an fremden Königshöfen wohl aufgenommene Häuptling, der Wiking Sigurd, formte sich in den Rittersmann und Sänger Gudmund Alfsön um, der auch lange in fremden Landen umhergezogen war und am Hof des Königs gelebt hatte. Seine Stellung zu den beiden Schwestern wurde gemäß dem Wandel der Zeitumstände und Verhältnisse geändert; aber die Stellung beider Schwestern ihm gegenüber blieb im wesentlichen dieselbe wie in der ursprünglich geplanten und später ausgeführten Tragödie. Das verhängnisvolle Festgelage, an dessen Schilderung mir bei meinem ersten Entwurf so viel gelegen war, wurde in dem Drama der Schauplatz, auf dem die Personen durchweg auftraten. Es bildete den Hintergrund, von dem sich die Handlung abhob, und teilte dem Gesamtbilde die Grundstimmung mit, die ich beabsichtigt hatte. Der Schluß des Stückes wurde natürlich seiner Art gemäß, als der eines Dramas und nicht einer Tragödie, gedämpft und gemildert; aber unter strenggläubigen Ästhetikern dürfte gleichwohl darüber gestritten werden können, ob in diesem Schluß nicht ein Zug von unvermittelter Tragik zurückgeblieben ist, als ein Zeugnis von des Dramas Ursprung.

Hierauf werde ich jedoch nicht weiter eingehen. Ich habe nur aufrecht erhalten und feststellen wollen, daß das vorliegende Schauspiel, ebenso wie alle meine übrigen dramatischen Arbeiten, ein naturnotwendiges Ergebnis meines Lebensganges an einem bestimmten Punkte ist. Es ist von innen heraus entstanden und nicht irgendwie durch äußeren Ansporn oder Einfluß.

So und nicht anders verhält es sich mit der Entstehung des „Festes auf Solhaug.“

Rom, im April 1883

HENRIK IBSEN

## PERSONEN

BENGT GAUTESÖN, Herr auf Solhaug

MARGIT, seine Ehefrau

SIGNE, ihre Schwester

GUDMUND ALFSÖN, ihr Vetter

KNUT GAESLING, Vogt des Königs

ERIK VON HAEGGE, sein Freund

EIN KNECHT

EIN ZWEITER KNECHT

DES KÖNIGS SENDBOTE

EIN ALTER MANN

EINE MAGD /

Gäste, Herren und Frauen. Gefolgsmannen Knut Gaes-  
lings. Knechte und Mägde auf Solhaug

Der Schauplatz der Handlung ist Solhaug, die Zeit das  
vierzehnte Jahrhundert.



## ERSTER AKT

Eine stattliche Stube mit je einer Tür im Hintergrund und auf beiden Seiten. Vorn rechts ein Erkerfenster mit kleinen runden, in Blei gefaßten Scheiben, davor ein Tisch mit einer Menge Weiberschmuck. An der Wand links ein großer Tisch mit silbernen Krügen, Bechern und Trinkhörnern. Die Tür im Hintergrund führt auf eine offene Außengalerie, von der man auf eine weite Fjordlandschaft sieht.

Bengt Gautesøn, Frau Margit, Knut Gaesling und Erik von Haegge sitzen links um den Trinktisch. Im Hintergrunde sitzen und stehen Knuts Mannen umher; ein paar Bierhumpen machen unter ihnen die Runde. In weiter Ferne hört man Kirchenglocken zur Fruhmesse lauten.

ERIK erhebt sich vom Tische. Und nun, kurz und gut, was für einen Bescheid habt Ihr mir auf meine Brautwerbung im Namen Knut Gaeslings zu geben?

BENGT schielt unruhig nach seiner Ehefrau. Ja, ich — ich denke nun — Da sie schweigt: Hm, Margit, laß uns erst hören, was Du meinst.

MARGIT steht auf. Herr Knut Gaesling, — es war mir lange bekannt, was Erik von Haegge von Euch erzählte. Ich wußte gar wohl, daß Ihr aus einem berühmten Geschlechte stammt; Ihr seid reich an Geld und Gut, und unser königlicher Herr ist Euch sonderlich gewogen.

BENGT zu Knut. Sonderlich gewogen, — das sag' auch ich.

MARGIT. Und sicherlich könnte sich meine Schwester keinen besseren Ehemann wählen —

BENGT. Keinen besseren; just dasselbe denk' auch ich.

MARGIT. — wenn Ihr sie nur bewegen könnt, Neigung zu Euch zu fassen.

BENGT ängstlich, halblaut. Aber, — aber, meine Liebe —

KNUT springt auf. Ja so, Frau Margit! Ihr meint, daß Eure Schwester —?

BENGT sucht ihn zu beruhigen. Nicht doch, Knut Gaesling! Nicht doch! Versteht uns nur recht!

MARGIT. Meine Worte können Euch nicht kränken.  
Meine Schwester kennt Euch ja nur aus den Weisen,  
die über Euch im Schwange sind, — und sittsamen  
Ohren klingen diese Weisen übel.

Euer Väterhof ist ein unsicher Haus

Mit all seinen wilden Gästen.

Christ helfe der Braut, wenn tagein tagaus

Die Fremden am Tische sich mästen!

Christ helfe der Braut, die Eure Geschmeid'

Und Güter und Wälder verblenden; —

Bald wird sie sich sehnen, ein Leben voll Leid

Im Schlummer des Grabes zu enden.

ERIK. Freilich — nur zu wahr — Knut Gaesling  
lebt etwas wüst und zügellos. Doch dergleichen ändert  
sich leicht, sobald man sich eine Frau ins Haus schafft.

KNUT. Und nun sollt Ihr noch folgendes ver-  
nehmen, Frau Margit. Es mag eine Woche her sein,  
da war ich zu einem Trinkgelag auf Haegge bei Erik,  
der hier steht. Das Bier war stark; und da es auf den  
Abend ging, tat ich das Gelübde, daß Eure schöne  
Schwester Signe mein Weib werden müsse, eh' noch  
das Jahr um sei. Nun soll man Knut Gaesling nimmer  
nachsagen, daß er irgend ein Gelübde gebrochen hat.  
Daher seht Ihr selbst, daß Ihr mich zum Mann Eurer  
Schwester wählen müßt, — im Guten oder im Bösen.

MARGIT.

Bevor dies geschieht, nun, ich will's Euch nicht hehlen,  
Da müßt Ihr erst andre Gesellschaft wählen;

Da dürft Ihr nicht länger, ein greulicher Troß,

Das Land durchjagen zu Wagen und Roß!

Sorgt lieber, daß nicht gleich jeder erschrickt,

Sobald sich Knut Gaesling zur Freite anschickt,

Gesittet und ruhig reitet zum Schmause,

Und laßt mir die Axt an der Wand zuhause; —

Denn Ihr wißt, wie sie los' Euch im Handgelenk sitzt,

Wenn der Met und das Bier Euch die Schläfen erhitzt.

Ehrbaren Weibern tut nichts zuleid;

Dem Handelsmann laßt seine Ware;

Und schickt nicht jedem den frechen Bescheid,  
Er halte nur gleich sein Sterbhemd bereit,  
Wenn er Eure Straßen befahre.

Betragt Ihr Euch so, bis das Jahr verrinnt,  
So glückt's Euch vielleicht, daß Ihr Signe gewinnt.

KNUT mit verbissenem Grimm. Ihr wißt Eure Worte  
klug zu belegen, Frau Margit. Fürwahr — Ihr hättet  
ein Pfaff werden sollen und nicht Eures Mannes Frau.

BENGT. O, was das betrifft, so könnte auch ich wohl —

KNUT ohne auf ihn zu achten. Aber das mögt Ihr  
Euch merken — hätt' ein gewaffneter Mann auf solche  
Weise zu mir gesprochen wie Ihr, so —

BENGT. Nein aber, so hört doch, Knut Gaesling,  
— Ihr müßt uns recht verstehen!

KNUT wie vorher. Nun, kurz und gut, so sollt'  
er spüren, daß mir die Axt los' in der Hand sitzt, wie  
Ihr vorhin sagtet.

BENGT leise. Da haben wir's! Margit, Margit, das  
geht nicht gut aus.

MARGIT zu Knut. Ihr habt um ehrlichen Bescheid  
gebeten, und den hab' ich Euch gegeben.

KNUT. Ja, ja; ich will es auch nicht so genau mit  
Euch nehmen, Frau Margit. Ihr habt mehr Klugheit,  
als wir andern alle zusammen. Da ist meine Hand; —  
kann sein, Ihr habt triftigen Grund zu all den scharfen  
Worten, die Ihr mir gesagt habt.

MARGIT. Das gefällt mir; da seid Ihr ja schon auf  
gutem Wege, Euch zu bessern. Und nun noch etwas.  
Wir feiern heut ein Fest auf Solhaug.

KNUT. Ein Fest?

BENGT. Ja, Herr Gaesling. Ihr müßt wissen, es  
ist unser Hochzeitstag; heute vor drei Jahren ward ich  
Frau Margits Gemahl.

MARGIT ihn ungeduldig unterbrechend. Wie ich sagte,  
wir feiern heut ein Fest. Wenn Ihr nun von der Kirche  
kommt und Eure übrigen Geschäfte erledigt habt, so  
reitet wieder hierher zurück und nehmt am Gelage teil.  
Da könnt Ihr meine Schwester kennen lernen.

KNUT. Schön, Frau Margit; ich dank' Euch. Doch bin ich heut nicht ausgeritten, um die Kirche zu besuchen. Meine Reise gilt Gudmund Alfsön, Eurem Vetter.

MARGIT stutzt. Ihm! Meinem Vetter? Wo wollt Ihr d e n treffen?

KNUT. Sein Hof liegt ja hinter der Landspitze, auf der andern Seite des Fjords.

MARGIT. Aber er selbst ist sehr fern.

ERIK. Sagt das nicht; er dürfte näher sein, als Ihr denkt.

KNUT raunt ihm zu. Schweigt still!

MARGIT. Näher? Was meint Ihr damit?

KNUT. So habt Ihr nicht gehört, daß Gudmund Alfsön wieder im Land ist? Er kam mit dem Kanzler Audun von Haegranaes, der nach Frankreich entsandt worden war, unsere neue Königin einzuholen.

MARGIT. Das ist ganz richtig; aber dieser Tage wird in Bergen des Königs Hochzeit mit großer Pracht gefeiert, und da ist Gudmund dabei.

BENGT. Ja, und da hätten wir auch mit dabei sein können, wenn meine Frau gewollt hätte.

ERIK leise zu Knut. Frau Margit weiß also nicht, daß —?

KNUT leise. Es scheint so; aber laß Dir auf keine Weise etwas merken. Laut. Nun ja, Frau Margit, ich muß gleichwohl auf gut Glück aufbrechen; zur Abendzeit komm' ich wieder.

MARGIT. Und da mögt Ihr zeigen, ob Ihr Euren wilden Sinn beherrschen könnt.

BENGT. Ja, merkt Euch das!

MARGIT. Ihr rührt nicht an Eure Axt! Hört Ihr, Knut Gaesling!

BENGT. Weder an Eure Axt, noch an Euer Messer, noch an irgendwelche andere Wehr, die Ihr bei Euch tragt.

MARGIT. Denn sonst dürft Ihr niemals hoffen, mit mir verschwägert zu werden.

BENGT. Nein, das haben wir fest bei uns beschlossen.

KNUT zu Margit. Habt nur keine Sorge.

BENGT. Und wenn wir etwas bei uns beschlossen haben, so steht das fest.

KNUT. Das gefällt mir, Herr Bengt. Ich habe dasselbe gesagt; und ich hab' nun einmal auf unsere Schwagerschaft getrunken. Ihr sollt sehen, ob ich nicht auch an meinem Wort festhalte. — Behüt' Euch Gott bis heut abend!

Er und Erik gehen mit ihren Mannen durch den Hintergrund ab. Bengt folgt ihnen bis zur Türe. Das Glockenläuten hat mittlerweile aufgehört.

BENGT kommt zurück. Es kommt mir vor, als ob er uns drohte, als er ging.

MARGIT zeistreut. Ja, so klang es.

BENGT. Mit Knut Gaesling ist nicht gut Kirschen essen. Zwar wenn ich's bedenke, so haben wir ihm auch allzuviel unfreundliche Worte gegeben. Na, laß uns nicht weiter darüber grübeln. Heut müssen wir lustig sein, Margit! Und ich meine, wir haben guten Grund dazu, wir beide.

MARGIT lächelt mühsam. Ja, gewiß!

BENGT. Ich war nicht mehr ganz jung, da ich um Dich freite, — das ist wahr. Aber der reichste Mann auf Meilen und Meilen im Umkreis, das war ich wahrhaftig. Du warst eine schöne Jungfer, aus edlem Geschlecht; aber die Mitgift war nicht danach, einen Freier zu reizen.

MARGIT vor sich hin. Und doch war ich damals so reich.

BENGT. Was hast Du gesagt, Frauchen?

MARGIT. Oh, nichts, nichts. Geht nach rechts hinüber. Ich will mich mit Perlen und Ringen schmücken. Ist es doch mein Freudenfest heut abend.

BENGT. So hör' ich Dich gern reden. Laß mich sehen, wie Du Dich in Deinen besten Staat kleidest, auf daß unsere Gäste sagen können: Glückselig sie, die Bengt Gautesön zum Mann bekommen hat! — Aber

nun muß ich hinaus in die Vorratskammer; da ist heute  
vollauf zu tun.

Er geht links ab.

MARGIT sinkt auf einen Stuhl am Tische rechts.  
O gut, daß er ging! Wenn er hier drinnen,  
Da wird mir, als wollte mein Blut gerinnen;  
Da wird mir, als hielte Wintersgewalt  
Eisig mein junges Herz umkrallt.

Unter hervorbrechenden Tränen.

Er ist mein Herr! Ich bin sein Weib!  
Wie lange hält wohl ein Menschenleib?  
Ein halb Jahrhundert und mehr wohl gar; —  
Und ich bin — im dreiundzwanzigsten Jahr!

Ruhiger, nach kurzem Schweigen.

Ja, seufze die goldene Mauer nur an,  
Und harre dein Alter im Käfig heran!  
Sucht zerstreut in den Kleinodien umher und beginnt sich zu  
schmücken.

Mit den Perlen und Ringen, die er mir gab,  
Soll ich mich nun für ihn brüsten!  
Ich wollte mich lieber zum stillen Grab  
Als zu eh'lichen Festen rüsten.

Abbrechend.

Doch Herze, nicht länger gezagt und geklagt -  
Du kennst ja ein Lied, das die Sorge verjagt.

Sie singt:

Der Bergkönig ritt hinunter ins Land;  
— Wie rinnen mir harmvoll die Tage! —  
Er kam, zu frein um der Schönsten Hand.  
— Ergib Dich! Vergebene Klage! —

Der Bergkönig ritt vor Herrn Håkons Thor;  
— Wie rinnen mir harmvoll die Tage! —  
Klein Kirstin stand fliegenden Haares davor.  
— Ergib Dich! Vergebene Klage! —

Der Bergkönig freite das schöne Weib;  
— Wie rinnen mir harmvoll die Tage! —

Umschlang ihm mit silbernem Gürtel den Leib.  
— Ergib Dich! Vergebene Klage! —

Der Bergkönig steckte der Lilie hold  
— Wie rinnen mir harmvoll die Tage! —  
An jeglichen Finger drei Ringe von Gold.  
— Ergib Dich! Vergebene Klage! —

Drei Sommer gingen und fünf dahin;  
— Wie rinnen mir harmvoll die Tage! —  
Kirstin saß immer im Berge drin.  
— Ergib Dich! Vergebene Klage! —

Fünf Sommer gingen und gingen mehr;  
— Wie rinnen mir harmvoll die Tage! —  
Klein Kirstin bangte nach Sonne so sehr.  
— Ergib Dich! Vergebene Klage! —

Das Tal hat Vögel und Blumenpracht;  
— Wie rinnen mir harmvoll die Tage! —  
Im Berg da ist Gold und ewige Nacht.  
— Ergib Dich! Vergebene Klage! —

Sie erhebt sich und geht durchs Zimmer.

Wie oft sang Vetter Gudmund das,  
Wenn er abends bei Vater gesessen!  
Es ist etwas drin, weiß selber 'nicht was,  
Doch konnt' ich es niemals vergessen;  
Ein Etwas, das mich einst mächtig erregt, —  
Und heute noch seltsam zum Grübeln bewegt.

Steht erschrocken still.

Goldne Ringe! Der Gürtel um meinen Leib —!  
Mit Gold e freite Bergkönig sein Weib!

Sinkt verzweifelt auf eine Bank am Tische rechts.  
Weh! Ich bin es selbst, die Bergkönig gefreit!  
Und niemand erlöst mich — in Ewigkeit.

Signe, freudestrahlend, kommt durch die Tür im Hintergrund  
hereingestürmt.

SIGNE ruft: Margit, Margit — er kommt!  
MARGIT springt auf. Wer? Wer kommt?

SIGNE. Gudmund, unser Vetter!

MARGIT. Gudmund Alfsön! Hierher! Wie kannst Du glauben —?

SIGNE. O, ich bin dessen gewiß.

MARGIT. geht nach rechts hinüber. Gudmund Alfsön ist mit beim Hochzeitsfest im Königsschloß; das weißt Du so gut wie ich.

SIGNE. Kann sein; aber dennoch bin ich sicher, er war's.

MARGIT. Hast Du ihn denn gesehen?

SIGNE. O nein, nein. Aber hör' nur —

MARGIT. Ja, so erzähl' doch!

SIGNE. Es war heut morgen; der Glocken Klang  
Bewog mich, zur Kirche zu reiten;  
Hell lärmte der wilden Vögel Gesang  
In den Weiden und Birken zuseiten.  
Es war ein Jubel in Luft und Land;  
Zu spät fast kam ich zum Ziele,  
Denn auf dem schattigen Pfade fand  
Ich der winkenden Rosen zu viele.  
Doch leise trat ich am Ende noch ein;  
Der Priester stand am Altare  
Und las und sang, und die fromme Gemein'  
Lauschte dem Mann im Talare.  
Da plötzlich klang was über den Fjord —  
Die Heiligen selber vergaßen den Ort  
Und drehten die Häupter wie horchend fort . . .

MARGIT. Was war es, Signe, — sag' an, was klang?

SIGNE. Es war ein geheimnisvoller Gesang, —  
Der zog mich aus dem gemauerten Haus  
Nach Tal und Hügel der Landschaft hinaus.  
Unter weißen Birken schritt ich einher,  
Lauschend und fast wie im Traume;  
Hinter mir stand das Gotteshaus leer;  
Denn auch Priester und Gläubige litt es nicht mehr  
In seinem dämmrigen Raume.  
Es war ganz still auf dem Kirchensteig;  
Die Vöglein selber lauschten vom Zweig,



Die Lerchen schwiegen, der Kuckuck ward stumm,  
Und Felder und Höhen klangen ringsum.

MARGIT. Und nun?

SIGNE. Da bekreuzten sich Männer und Frauen;

Mit den Händen gegen die Brust.

Doch mich durchfuhr ein seliges Grauen.  
Ich kannte das Lied ja, zu Haus im Saal  
Sang Gudmund es uns gar manches Mal,  
So manchen Abend den Winter lang, —  
Ich kenne doch alles, was Gudmund sang.

MARGIT. Und Du glaubst —?

SIGNE. Es kann gar nicht anders sein!  
So schlag Deine Zweifel doch nieder!

Lachend.

Kommt denn nicht jedes Singvögelein  
Zuletzt aus der Fremde wieder?  
Ich weiß selbst nicht — doch ich bin so froh —!  
Da fällt mir ein — so mach' ich es, so!  
Seine Harfe hing all die Zeiten  
Da drin an der Wand. Ich nehm' sie herab  
Und mach' sie zurecht und staube sie ab  
Und stimme die goldenen Saiten.

MARGIT geistesabwesend. Tu, was Dich lüstet —

SIGNE vorwurfsvoll. Ach Margit, so nicht!

Umfaßt sie.

Wenn Gudmund kommt, wird Dein Sinn wieder licht,  
Wie, da wir noch Kinder waren.

MARGIT vor sich hin.

Was hab' ich seit damals erfahren — —

SIGNE. Margit, Du solltest doch glücklich sein!  
Hast Du nicht Hof und Gesinde?  
Hast Du nicht kostbare Kleider im Schrein  
Und Spangen und Perlengewinde?  
Am Tage jagst Du den Rehen nach  
Und reitest durch Wälder und Au'n;  
Die Nächte ruhst Du im Frauengemach  
Auf Polstern von weichstem Daun.

MARGIT blickt durch das Eikerfenster.  
Und er, er spräche auf Solhaug ein?!

SIGNE. Was sagst Du?

MARGIT wendet sich um.

Nichts — geh, schmücke Dich fein!  
So hoch wie ich kannst Du leichtlich steigen —  
Wer weiß, wie bald —

SIGNE. Wie sollte das sein?

MARGIT streicht ihr übers Haar.

Ich meine, — nun ja, das wird sich ja zeigen, —  
Gesetzt, es stellte ein Freier sich ein —?

SIGNE. Ein Freier? Um wen?

MARGIT. Um Dich.

SIGNE lacht laut.

Gute Nacht!

Der hätt' sich umsonst auf den Weg gemacht!

MARGIT.

Doch würb' er nun wirklich um Deine Hand?

SIGNE.

So würd' ich ihm sagen, ich sei bis zum Rand  
Voll Glück, und Heiraten lockte mich nicht.

MARGIT.

Doch wenn er Dir Macht und Besitz verspricht?

SIGNE. Und wär' mir selber ein König hold  
Und böte mir Seide und rotes Gold,  
Wie ließ ich ihm gerne das Seine.  
Ich hab' mich doch selber, was frag' ich danach,  
Und den Sommer, die Sonne, den rauschenden Bach  
Und Dich und die Vöglein im Haine.  
O liebste Schwester, — ich bleib', wo ich bin;  
Der König bekommt keine Königin;  
Denn ich hab' keine Zeit und zu fröhlichen Sinn!

Sie eilt singend links hinaus.

MARGIT nach einer Pause. Gudmund Alfsön sollte  
hierher kommen? Hierher — nach Solhaug? Nein,  
nein, das kann nicht sein. — Sie hätte ihn singen hören.  
So sagte Signe. Wenn ich die Tannen rauschen hörte  
tief drinnen im Wald, wenn ich den Wasserfall donnern  
hörte und die Vöglein locken in den Wipfeln der Bäume,

da kam es mir oft genug vor, als ob Gudmunds Lieder in all das sich mischten. Und doch war er weit von hier, — Signe hat sich getäuscht. Gudmund kommt nicht.

BENGT in geschäftiger Eile, ruft aus dem Hintergrund. Ein unerwarteter Gast, liebe Frau!

MARGIT. Wer denn?

BENGT. Gudmund Alfsön, Dein Vetter! Ruft durch die Tür rechts hinaus. Die beste Gastkammer instand setzen — und das sofort!

MARGIT. Ist er denn schon auf dem Hof?

BENGT blickt über die Außengalerie hinaus. Noch nicht; aber lange wird es nicht währen. Ruft wieder rechts hinaus. Das geschnitzte Eichenbett mit den Drachenköpfen! Tritt zu Margit. Sein Waffenträger brachte Gruß und Botschaft von ihm; er selbst folgt ihm nach.

MARGIT. Sein Waffenträger? Kommt er mit Waffenträgern hierher?

BENGT. Ja, das wollt' ich meinen. Ein Waffenträger und sechs gerüstete Mannen sind bei ihm. Na ja, Gudmund Alfsön ist auch jetzt ein ganz anderer Mann denn damals, als er auf die weite Reise auszog. Aber ich muß hinunter und ihn empfangen. Ruft hinaus. Legt den Sattel von Goldleder auf mein Roß! Und vergeß nicht den Zaum mit den Schlangenköpfen! Blickt wieder hinaus. Au, da ist er schon an der Hecke! Na, dann meinen Stab her — den mit dem silbernen Knopf! Solch ein Herr, — Gott straf' mich — er muß mit Ehren empfangen werden, mit großen Ehren.

Er geht durch den Hintergrund ab.

MARGIT grübelnd. Ein armer Gesell, so zog er einst aus, Nun kommt er mit Knappen und Mannen nach Haus. Was will er? Ob er zu schauen begehrt, Wie bitter mich Kummer und Weh versehrt? Lockt ihn, zu prüfen, wie viel ich ertrage, Bevor ich gebrochenen Herzens verzage? Meint er, daß —? Ah, prüfe nur fein; Du sollst Deiner Freude betrogen sein!

Sie winkt durch die Tür rechts hinaus.

Drei Mä g d e kommen herein.

MARGIT.

Merkt auf, meine Kinder! Vor allem schafft  
Ihr mir den Mantel aus blauem Taft.  
Dann folgt mir zur Kammer an Euer Amt  
Und kleidet mich prächtig in Pelz und in Samt.

Zu zweien von ihnen.

Ihr hüllt mich in Scharlach und Hermelin.

Zur dritten.

Du sollst mir mit Perlen das Haar durchziehn.

Zu allen.

Nun nehmt meinen Schmuck und tragt ihn hinaus!

Die Magde gehen mit dem Schmuckkasten links ab.

So will ich's! Ich bin ja in Bergkönigs Haus.

Heut stell' ich einmal meinen Brautstaat aus.

Sie geht links ab.

Bengt fuhr Gudmund Alfsön über die Außengalerie im  
Hintergrunde herein.

BENGT. Und noch einmal, — Heil Euch unter  
Solhaugs Dach, meiner Frauen Vetter!

GUDMUND. Ich dank' Euch. Und wie geht es  
ihr? Sie fühlt sich doch wohl in jeder Hinsicht, will  
ich hoffen?

BENGT. Ja, darauf könnt Ihr schwören, das tut  
sie. Es fehlt ihr nichts. Mit ganzen fünf Zofen kann  
sie schalten und walten; ein trefflich gesattelt Roß steht  
bereit, sobald sie nur danach lüstet. Na, kurz gesagt,  
sie hat alles, was ein sittsam Weib begehren kann, um  
mit seiner Lage zufrieden zu sein.

GUDMUND. Und Margit, — sie ist denn auch  
wohl zufrieden?

BENGT. Gott und jedermann sollte glauben, sie  
mußt' es sein; aber seltsam genug —

GUDMUND. Was meint Ihr?

BENGT. Ja, Ihr mögt es nun glauben oder nicht,  
es kommt mir so vor, daß Margit munterer war, da  
sie noch in dürftigen Verhältnissen lebte, als seit sie  
Herrin auf Solhaug ward.

GUDMUND vor sich hin. Ich wußte es doch; es mußte so kommen.

BENGT. Was sagt Ihr, Vetter?

GUDMUND. Ich sage: höchlich wundert mich, was Ihr da von Eurer Frau erzählt.

BENGT. Ja, meint Ihr nicht, daß es mir ebenso geht? Ich will nimmermehr ein ehrlicher Gutsherr heißen, wenn ich weiß, was sie sich noch wünschen könnte. Ich bin den ganzen Tag um sie, und niemand wird mir nachsagen können, daß ich sie streng hielte. Alle Aufsicht über Haus und Hof hab' ich auf mich genommen; — und nichtsdestoweniger —. Na, Ihr wart ja immer ein lustiger Gesell; ich denke wohl, Ihr bringt Sonnenschein mit. — Pst, da kommt Frau Margit! Laßt Euch nicht anmerken, daß ich —

Margit kommt in reicher Tracht von links.

GUDMUND geht ihr entgegen. Margit, — liebe Margit!

MARGIT bleibt stehen, sieht ihn befremdet an. Verzeiht mir, Herr Ritter; aber —? Als ob sie ihn jetzt erst erkenne. Fürwahr, irr' ich nicht, so ist das Gudmund Alfsön. Streckt ihm die Hand entgegen.

GUDMUND ohne die Hand zu ergreifen. Und Du kannst mich nicht gleich wieder?

BENGT lachend. Nein, aber Margit, an was denkst Du nur immer? Ich hab' Dir doch vorhin gemeldet, daß Dein Vetter —

MARGIT geht nach dem Tische rechts hinüber. Zwölf Jahre sind eine lange Zeit, Gudmund. Das grünste Kraut kann zehnmal verderben derweilen —

GUDMUND. Sieben Jahre sind's, seit wir uns zuletzt gesehen haben.

MARGIT. Nein gewiß, es muß länger her sein.

GUDMUND sieht sie an. Ich möcht' es fast glauben, aber es ist doch so, wie ich sage.

MARGIT. Ganz seltsam. Ich war doch sicherlich noch ein Kind damals; und das scheint mir eine ewig lange Zeit her zu sein, daß ich Kind war. Läßt sich in einen Stuhl fallen. Setzt Euch doch, lieber Vetter!

Ruht Euch aus; heut abend sollt Ihr tanzen und uns mit Eurem Gesang erfreuen. Mit einem gezwungenen Lächeln. Ja, Ihr wißt wohl, wir sind heute gar fröhlich auf dem Schloß — wir feiern ein Fest.

GUDMUND. Das ward mir gesagt, gerade als ich den Hof betrat.

BENGT. Ja, heute vor drei Jahren ward ich! —

MARGIT abschneidend. Mein Vetter hat es schon gehört. Zu Gudmund. Wollt Ihr nicht Euren Mantel ablegen?

GUDMUND. Ich dank' Euch, Frau Margit. Aber es kommt mir vor, als sei es kalt hier, kälter — als ich erwartet hätte.

BENGT. Da bin ich dagegen in hellem Schweiß. Aber ich hab' auch vollauf zu tun. Zu Margit. Laß nur unserem Gast die Zeit nicht lang werden, während ich draußen bin. Ihr könnt ja zusammen schnacken von alten Tagen. Will gehen.

MARGIT unentschlossen. Gehst Du? Willst Du nicht lieber —?

BENGT lachend, zu Gudmund, während er zurückkommt. Seht Ihr wohl; Herr Bengt auf Solhaug ist der Mann, der mit Weibervolk umzugehen versteht. Keine Stunde, noch so kurz, kann meine Frau ohne mich sein. Zu Margit, indem er sie unter das Kinn faßt. Tröst' Dich; ich werd' bald wieder bei Dir sein.

Er geht durch den Hintergrund ab.

MARGIT vor sich hin. O, Qual und Harm, all das leiden zu müssen!

Kurze Pause.

GUDMUND. Wie geht's Eurer lieben Schwester?

MARGIT. Ich danke; ganz gut.

GUDMUND. Mir wurde gesagt, sie ist bei Euch.

MARGIT. Sie ist auf Solhaug hier, seit er —

Bricht ab.

Vor drei Jahren kam sie mit mir hierher.

Nach kurzer Pause.

Sie tritt gewiß gleich selber ein.

GUDMUND. Sie war einst so heiter und herzensrein,  
So fremd allen Listen und Ränken;  
Glaub' ich ihr Blauauge vor mir zu sehn,  
So muß ich an Engel denken.  
Doch viel kann in sieben Jahren vergehn.  
Sagt mir, — während ich fern vom Norden,  
Ist auch sie eine andre geworden?

MARGIT gezwungen scherzend.  
Auch sie? Gewöhnt man bei Hofe sich,  
So artig mit Frau'n zu verkehren?  
Ihr mahnt mich daran, was die Jahre lehren —

GUDMUND.  
Ach Margit, verstellt Euch nicht gegen mich.  
Einst mochtet Ihr Schwestern so gut mich leiden,  
Und als ich fort sollte, da weintet Ihr beiden  
Und wolltet mir schwesterlich Treue bewahren  
In Leid und Lust, in Glück und Gefahren.  
Ihr überstrahltet der Jungfrauen Kreis;  
Weit, weit im Lande scholl Euer Preis —  
Und heute noch seid Ihr ein Weib voll Wonnen.  
Doch Solhaugs Herrin, ich merk' es, sie reut  
Des armen Verwandten. So kalt seid Ihr heut,  
Die ihr einst mir so freundlich gesonnen.

MARGIT fast von Tränen erstickt.  
Ja einst —!

GUDMUND blickt sie teilnehmend an, schweigt und sagt  
dann mit gedämpfter Stimme:

Wir wollen von damals reden, —  
So war es ja auch Eures Gatten Begehr.

MARGIT heftig. Nein, nein, nicht davon!

Ruhiger.

Es fällt mir zu schwer,  
Mich dran zu erinnern; ich lern's nimmermehr.  
Sprecht lieber von Euren Fahrten und Fehden; —  
Die Zeit verrann wohl an Taten nicht arm;  
Ihr kämt wohl sobald nicht zu Ende!  
Da draußen die Welt ist ja weit und warm, —  
Da sind Sinn und Gedanken behende.

GUDMUND.

Und doch! Nie lacht' ich am Hofe so hell,  
Als da ich daheim noch, ein armer Gesell.

MARGIT ohne ihn anzusehen.

Und ich — ich preis' mich zu allen Tagen,  
Daß mich der Himmel nach Solhaug verschlagen.

GUDMUND.

Wohl Euch, sofern Ihr Euch preisen könnt —

MARGIT heftig.

Und hat mir das Schicksal nicht alles gegönnt?  
Leb' ich nicht frei und geehrt dahin?  
Folgt man mir nicht, sobald ich befehle?  
Hier bin ich die Erste, die Herrscherin,  
Und Ihr wißt, danach brannte mir immer die Seele.  
Ihr dachtet, Ihr fändet ein kummermüd Weib;  
Doch Ihr seht, ich bin munter an Seele und Leib.  
Seht, deshalb brauchtet Ihr nicht zu kommen, —  
Die Reise dürfte Euch wenig frommen.

GUDMUND. Was meint Ihr, Frau Margit?

MARGIT erhebt sich.

Ich weiß es genau,

Was Euren Besuch mir beschieden.

GUDMUND.

Und billigt ihn nicht, meine edle Frau?

Grüßt und will gehen.

So lebt denn wohl — Gott schenk' Euch Frieden!

MARGIT. Wenn Ihr beim König geblieben wärt,  
Es hätte Euch wahrlich höher geehrt.

GUDMUND bleibt stehen.

Beim König? Ihr spottet noch meiner Not?

MARGIT.

Eurer Not? Nun, Vetter, hoch müßt Ihr streben!

Wozu sich wohl noch Eure Wünsche erheben!

Ihr könnt Euch kleiden in Sammet rot,

Seid ein Königischer, habt Gut und Geld —

GUDMUND. Ihr wißt ja doch, wie es damit bestellt.

Ihr sagtet, man hätte Euch zugetragen,

Warum ich hierher kam —

MARGIT.

Nun, und was dann?



GUDMUND.

So wißt Ihr doch, wie mich das Schicksal geschlagen,  
Und wißt doch, daß ich ein friedloser Mann.

MARGIT schreckensstarr. Friedlos! Du, Gudmund!

GUDMUND. Ja, wie Ihr wohl wißt.

Doch schwör' ich Euch zu beim heiligen Christ,  
Hätt' ich geahnt, wie Ihr mir geneigt,  
Ich hätte mich nimmer auf Solhaug gezeigt.  
Ich meinte, Ihr fühltet mit mir noch mit,  
Wie damals, als ich von dannen ritt.  
Doch nur keine Gnade! Der Wald ist groß,  
Mein Bogen wird mich ernähren;  
Mir genügt ein Tisch aus Fels und Moos  
Und als Kammer das Loch eines Bären.

Will gehen.

MARGIT hält ihn zurück,

Friedlos! Nein, bleib! Ich schwöre Dir,  
Ich wollte Dich nur überlisten.

GUDMUND. Es handelt sich um mein Leben hier,  
Und sein Leben will jedermann fristen.  
Ich lag wie ein Hund drei Nächte im Freien;  
In den Bergen ruht' ich mein müdes Gebein  
Und lehnte mein Haupt an das Felsgestein.  
Mir Obdach zu betteln in fremden Hofteien,  
Das schien mir zu große Erniedrigung;  
Mein Mut war so keck; meine Hoffnung so jung!  
Ich dachte: nun kommst du nach Solhaug in Bälde,  
Da bist du aus deiner Feinde Klauen;  
Da findest du Freunde; auf die kannst du bauen, —  
Doch Hoffnungen sind wie Blumen vom Felde.  
Wohl zeichnete mich Euer Eheherr aus  
Vor gastlich geöffneten Toren; —  
Doch öde dünkt mich nun Euer Haus;  
Die Halle ist düster, die Freundschaft verloren.  
Nun gut; so zieh' ich denn wieder dahin.

MARGIT flehentlich. O hör' mich!

GUDMUND. Mein Sinn ist kein Sklavensinn.

Nun dünkt mich das Leben unselige Gabe;

Ich achte es fast für nichts mehr wert.  
Ihr habt mir das Herz im Leibe verkehrt,  
Daß ich all mein liebliches Hoffen begrabe.  
Fahrt wohl, Frau Margit!

MARGIT.                               Nein, Gudmund, bleib!  
Bei Gott und den Heiligen —!

GUDMUND.                               Leb' und treib  
Deine Tage in Freuden und Ehren;  
Nie soll mein Fuß Herrn Bengtens Weib  
Die Schwelle wieder beschweren.

MARGIT. Halt ein! Dein bitteres Wort kann Dich  
Sonst leicht noch drücken und nagen.  
Hätt' ich gewußt, daß ein Friedloser sich  
Hierher durch die Lande geschlagen, —  
So pries ich die Stunde tausendfach,  
Da Du Schutz begehrtest von Solhaugs Dach;  
So pries ich als frohestes Festgeschenk,  
Daß der Friedlose kam, alter Treue gedenk.

GUDMUND.  
Du sagst —! Wes soll ich mich nun versehn?  
MARGIT reicht ihm die Hand.

Daß treue Freunde hier zu Dir stehn.

GUDMUND. Doch das, was Du eben —?

MARGIT.                               Ich sprach nicht wahr.  
Hör' mich, so wird Dir das Ganze klar.  
Für mich ist das Leben tiefschwarze Nacht;  
Hab' Sonne und Sterne vergessen.  
Und niemand kann meine Qualen ermessen;  
Denn ich hab' meine Jugend zu Markte gebracht.  
Meinen freudigen Sinn verkauft' ich um Gold;  
Ich garnte mich selber in schlimmernde Netze.  
Glaub' mir, so kläglich sind alle Schätze,  
Wenn unserm Herzen das Glück nicht hold.  
Wie war unsre Kindheit hell und warm!  
Unser Kleid war gering, unser Haus war arm;  
Doch von Hoffnungen flog uns das Herz im Leibe.  
GUDMUND, der sie unverwandt betrachtet hat.  
Und indessen gediehst Du zum reizendsten Weibe.

MARGIT.

Kann sein; doch des Lobes Überschwall,  
Das ich hörte, ward meines Glückes Fall.  
Du mußttest fort nach dem fremden Lande,  
Doch all Deine Weisen blieben mir drin  
Im tiefen Herzen, im tiefen Sinn  
Und schlugen mein klares Denken in Bande  
Diese Lieder wußten von so viel Lust  
Der unerschöpflichen Menschenbrust;  
Diese Lieder wußten so festliche Mär  
Von Leben und Liebe. — Nun, und zum Rest  
Kamen Freier von Ost und Freier von West;  
Und so — so folgt' ich Herrn Bengt hierher.

GUDMUND. Ach, Margit!

MARGIT. Doch nur ein Kleines verging,  
Da quollen schon bittere Tränen.  
Nur wenn ich an Dich die Gedanken hing,  
Vermocht' ich mich glücklich zu wähnen.  
Wie wurden mir Solhaugs Hallen nun leer  
Und die großen Stuben ein Grauen.  
Wohl gasteten Ritter, Herren und Frauen,  
Wohl sang mancher Skalde mir Preis und Ehr', —  
Doch keiner verstand meinen wehen Mut,  
Doch keiner begriff meinen Jammer; —  
Ich fror, als saß' ich in felsener Kammer;  
Doch schmerzte mein Haupt, doch brannte mein Blut.

GUDMUND. Aber Dein Mann —?

MARGIT. Den hasse ich ja!  
Sein Gold nur konnt' mich gewinnen;  
Sprach er zu mir, saß er mir nah,  
Ich kam vor Marter von Sinnen.

Schlägt die Hände zusammen.

Dies Leben hab' ich drei Jahre gelebt!  
Es dünkt mich aus endlosem Wehe gewebt.  
Da hieß es plötzlich, Du kämst. Du weißt es,  
Ich war von Jugend auf stolzen Geistes;  
So schwieg ich von meinen Kümernissen —  
Denn Du, Du mußttest ja alles wissen.

GUDMUND bewegt.

Und darum wandtest Du kalt Dich ab?

MARGIT ohne ihn anzusehen.

Ich dachte, Du kämst, Dich heimlich zu weiden.

GUDMUND. Margit, Du konntest —?

MARGIT. Nun kurz, es gab

Der Gründe genug. Doch all die Leiden  
Zerblies nun ein himmlischer Frühlingswind;  
Ich brauche nicht länger einsam zu schweigen;  
Ich fühl' mich so leicht und frei, wie ein Kind  
Unter blühenden Apfelzweigen.

Fahrt erschrocken zusammen.

Ach, ich vergaß ja! O neue Sorgen!

Ihr Heiligen, neigt Euch mir gnädig zu!

Friedlos, sagst Du —?

GUDMUND lachelt. Hier bin ich geborgen  
Und hab' vor des Königs Reisigen Ruh'.

MARGIT.

Doch schienst Du noch jüngst zu Großem erwählt, —  
Wie kam das nun —?

GUDMUND. Das ist bald erzählt.

Du weißt, ich war in den fränkischen Gauen,  
Dahin von Bergen zur bräutlichen Kur  
Der Kanzler, Audun von Haegranaes, fuhr,  
Die Prinzessin samt ihren Mannen und Frauen  
Zum König zu holen. Herr Audun war  
Für Weiberaugen von hoher Gefahr.

Und wen der Prinzessin Augen baten,  
Den traf ihr holdseliger Zauber heiß.  
Sie sprachen zusammen, sie flüsterten leis.

Worüber? Das war schwer zu erraten.

Da war's eines Nachts; ich lehnt' über Bord,  
Und meine Gedanken flogen

Den weißen Möven nach gen Nord  
Wohl über die weiten Wogen.

Da flüstern zwei Stimmen, — ich wende mich um, —  
Es waren jene beiden.

Sie sahen mich nicht; ich saß ganz stumm —

Doch konnt' ich sie wohl unterscheiden.  
Sie sah zum Kanzler beweglich auf  
Und sprach: „Ach, wollte des Kicles Lauf  
Zum schönen Süden uns tragen,  
Und wären wir zwei auf dem Schiff allein,  
Da würd' meine Stirne bald kühler sein  
Und mein Herz nicht so heftig mehr schlagen!“  
Er widersprach; doch sie drängte ihn keck,  
Drängte mit Worten, so wilden, so heißen, —  
Ich sah ihre Augen wie Sterne gleißen, —  
Sie bat ihn —

Abbrechend.

Da faßte mich jäher Schreck.

MARGIT. Sie bat —?

GUDMUND. Ich erhob mich; sie fuhren zurück —  
Ich stand allein auf des Schiffes Deck; —

Zieht ein Flaschchen hervor.

Doch wo sie gesessen, da fand ich dies Stück.

MARGIT. Und dies —?

GUDMUND mit gedämpfter Stimme.

Dies enthält einen argen Saft; —

Ein Tropfen davon in des Feindes Becher, —

So siecht ihm langsam die Lebenskraft,

Und nichts mehr rettet den armen Zecher.

MARGIT. Und der —?

GUDMUND flüsternd. War dem Könige aufgespart.

MARGIT. Alle Heiligen!

GUDMUND indem er das Fläschchen wieder verbirgt.

Gut, daß ich ihn verwahrt. —

Drei Tage später war'n wir im Hafen.

Da floh ich heimlich mit meinen Braven;

Ich wußte, Herr Audun würde nicht ruhn,

Mich zu verdächtigen, alles tun,

Mich durch Ränke zu stürzen —

MARGIT. Das ist nun vorbei.

Und bald ist alles wieder beim Alten.

GUDMUND.

Beim Alten? Nein, Margit, — da warst Du noch frei.

MARGIT. Wie —?

GUDMUND. Nichts. Ich muß mir die Stirne halten;  
Mir ist ja so froh und freudig zu Sinn,  
Daß ich wieder wie einst bei Euch beiden bin.  
Doch sag', wo ist Signe —?

MARGIT zeigt lachend auf die Tür links.

Sie kommt gleich herein.

Sie will doch vor ihrem Vetter bestehen  
Und wird noch nicht ganz mit sich fertig sein.

GUDMUND. Ob sie mich wiedererkennt? Laß sehen!

Er geht links ab.

MARGIT blickt ihm nach. Wie schön und männlich er ist. Mit einem Seufzer. Welch ein Unterschied zwischen ihm und — Räumt ein wenig auf dem Trinktisch auf, halt aber wieder damit inne. Damals warst Du noch frei, sagte er. Ja, damals! Kurze Pause. Das war eine seltsame Erzählung, von der Prinzessin, die —. Sie hatte einen andern lieb, und da —. Ja, diese Weiber in den fremden Ländern — ich hab' es immer gehört — die sind nicht so weichherzig wie wir; die fürchten sich nicht, einen Gedanken zur Tat zu machen. Nimmt einen Becher vom Tische. Aus diesem Becher tranken Gudmund und ich auf ein fröhliches Wiedersehen, da er fortzog. Er ist fast das einzige Erbstück, das ich mit nach Solhaug gebracht habe. Stellt den Becher in einen Wandschrank. Wie freundlich dieser Sommertag ist. Hier ist es so licht herinnen. So lieblich hat seit drei Jahren die Sonne nicht mehr geschienen.

Signe und hinter ihr Gudmund treten von links auf.

SIGNE läuft lachend auf Margit zu.

Hahaha! Er kennt mich nicht mehr!

MARGIT lächelnd, zu Gudmund.

Siehst Du, während Du fern vom Norden,  
Ist auch sie eine andre geworden.

GUDMUND. Gewiß! Doch daß dies Signe wär' —,  
Nein, daran hätte ich nie gedacht.

Ergreift Signes Hände und blickt sie an.

Und doch, aus diesen Blauaugen lacht  
Mich noch immer Dein unschuldig Kinderherz an, —  
So zweifle ich denn nicht länger daran.  
Es ist zum Lachen, wie anders ich  
Dein Bild gehegt, — stets so, wie ich Dich  
Auf dem Arm trug. Damals warst Du noch Kind;  
Nun bist Du ein Elflein, gefährlich zu necken.

SIGNE droht mit dem Finger.

Ja, hüt' Dich, den Zorn dieses Elfleins zu wecken,  
Damit es Dich nicht in sein Garn einspinnt.

GUDMUND für sich.

Fast kommt es mir vor, als wär's schon geschehen.

SIGNE.

Doch wart'! Du hast ja noch nicht gesehen, —  
Ich hielt Dir auch Deine Harfe in Ehren.

Während sie links abgeht.

Nun mußt Du mich all Deine Lieder lehren!

GUDMUND blickt ihr nach, leise.

Aufgesprungen zur lieblichsten Blüte,  
Die noch am Morgen verschwiegen glühte!

SIGNE bringt die Harfe. Sieh her!

GUDMUND nimmt sie.

Meine Harfe! Und wie sie blinkt!

Schlägt einige Akkorde.

Sie weiß noch wohl von den alten Klängen! —  
Nun sollst du nicht länger die Wand verhängen —

MARGIT' vom Hintergrund. Da kommen schon Gäste.

SIGNE während Gudmund präludiert.

Horch, — stille! Er singt!

GUDMUND singt.

Ich streifte trüb-cinsam auf Bergessteigen;  
Die Vöglein sangen von allen Zweigen;  
So listig sangen sie mir zu Blut:  
Hör' zu, wie Liebe entstehen tut.

Sie wächst wie ein Baum mit langjährigen Ringen,  
Sie nährt sich von Träumen und Sorgen und Singen.

Sie keimt so leicht — in der flüchtigsten Stund'  
Faßt sie Wurzel im Herzensgrund.

Er geht während des Nachspiels nach dem Hintergrund, wo er die  
Harfe fortstellt.

SIGNE wiederholt nachdenklich für sich.

Sie keimt so leicht; in der flüchtigsten Stund'  
Faßt sie Wurzel im Herzensgrund.

MARGIT zerstreut. Sagtest Du etwas zu mir? -- Ich  
hörte nicht zu —

SIGNE. Ich? Nein, nein. Ich meinte nur —

Versinkt wieder in Träumen.

MARGIT halblaut; starrt vor sich hin.

Sie wächst wie ein Baum mit langjährigen Ringen,  
Sie nährt sich von Träumen und Sorgen und Singen.

SIGNE erwachend. Was sagst Du —?

MARGIT fährt mit der Hand über die Stirn. Oh, es war  
nichts weiter. Komm, wir müssen unsern Gästen ent-  
gegengehen.

B e n g t kommt mit einer Menge von Gästen, Männern und Frauen,  
über die Außengalerie herein.

DIE GÄSTE singen.

Mit festlichem Sang und Saitenklang

Wir über die Schwelle schreiten.

Gott schenk' Euch Schutz Euer Leben lang

Und Glück und Segen zu allen Zeiten!

Mag immer ein Himmel, wie heut so blau,

Schloß Solhaugs Bau

Überbreiten!



## ZWEITER AKT

Eine Birkenwaldung neben dem Hause, von dem eine Ecke links sichtbar ist. Ein Fußsteig fuhr auf die Berghalde im Hintergrund hinauf. Dem Steig zur Rechten schäumt ein Bach hernieder, der sich zwischen Felsblöcken und Steinen verliert. Es ist helle Sommernacht. Die Thür zum Hause steht offen; die Fenster sind erleuchtet. Man hört drinnen Musik.

DIE GÄSTE singen in der Feststube.  
Die Fiedel klinge! Bei Saitenklang  
Tanzen wir bis zum Morgen lang.  
Wie lustig die Dielen dröhnen!  
Die Jungfern brennen so hell wie Blut;  
Das machen die Bursche, — mit keckem Mut  
Umfahn sie die Hüften der Schönen.

Knut Gaesling und Erik von Haegge treten aus dem Hause. Musik, Tanz und Jubel tönt weiter während des Folgenden gedämpft heraus.

ERIK. Wenn es Dich nur nicht reuen wird, Knut.

KNUT. Laß mich nur machen.

ERIK. Ja, ja, aber gewagt bleibt es doch. Du bist des Königs Vogt. Da ergeht an Dich der Befehl, Gudmund Alfsön zu fahen, wo Du ihm beikommen kannst. Und nun, da Du ihn in nächster Nähe hast, sagst Du ihm Deine Freundschaft zu und läßt ihn frei fahren, wohin es ihm beliebt.

KNUT. Ich weiß, was ich tue. In seiner eignen Behausung hab' ich ihn gesucht, und da war er nicht zu finden. Und wenn ich es nun unternähme, ihn h i e r dingfest zu machen, — meinst Du wohl, daß da Frau Margit gewillt wäre, mir Signe zum Weib zu geben?

ERIK gedehnt. Nein, im Guten wohl nicht, aber —

KNUT. Und im Bösen möcht' ich ungern vorgehn. Gudmund ist übrigens auch mein Freund von altersher; und er kann mir viel nützen. Bestimmt. Darum bleibt es bei dem, was ich gesagt habe. Heut abend soll niemand hier auf dem Hof erfahren, daß Gudmund Alfsön friedlos ist; — morgen mag er zusehen, wie er sich selber hilft.

ERIK. Ja, aber des Königs Gebot?

KNUT. Ah, des Königs Gebot! Du weißt so gut wie ich, des Königs Gebot wird hier in unsern Gauen nicht groß geachtet. Sollte des Königs Gebot immer gelten, so müßte mancher prächtige Kerl unter uns für Brautraub und Männermord büßen. — Nun komm! Ich möchte wissen, wo Signe —?

Sie gehen rechts ab.

G u d m u n d und S i g n e kommen den Fußsteig im Hintergrunde herab.

SIGNE. Sprich weiter! Du redest mir nie zu viel; Es hört sich wie lieblichstes Saitenspiel.

GUDMUND.

Signe, mein holdes, mein reizendes Mädchen!

SIGNE mit froher, stiller Verwunderung.

Ich — ich bin ihm lieb!

GUDMUND. Ja, niemand als Du!

SIGNE. Ich bände Dich fest mit goldenem Fädchen? Ich gäb' Deinem Sinn die ersuchte Ruh?

O, darf ich Dir traun?

GUDMUND. Das darfst Du fürwahr!

Hör' mich, Signe, Jahr um Jahr,  
Ob es winterte oder Sommer blühte,  
Trug ich Euch beide in treuem Gemüte.  
Doch fühlt' ich noch unklar zu Euch zwein; —  
Dich sah ich immer als Elflein klein, —  
So wie sie unter des Waldes Bäumen  
Gern spielen, während wir schlafen und träumen.  
Doch seit ich mich heute auf Solhaug schaue,  
Da,ühl' ich, ist mir der Schleier gefallen, —  
Ich sehe, wie Margit die stolzeste Frau,  
Doch Du die holdseligste Maid von allen.

SIGNE die seinen Worten nur halb gelauscht hat.  
Ich weiß noch, wir saßen am luhenden Herd,  
Eines Winterabends, vor Jahren und Jahren; —  
Du sangst von dem Mägdlein mit goldigen Haaren,  
Die der Neck am Grunde zum Weib begehrt.  
Da vergaß es Vater und Mutter unten,

Vergaß es Bruder und Schwester drunten,  
Vergaß sich von Himmel und Erde fort,  
Vergaß seinen Gott und sein heiliges Wort.  
Doch dicht am Ufer, da stand sein Gespiel;  
Ihm dünkte das Leben ohn' Zweck und Ziel;  
Voll Leide griff er der Harfe Saiten,  
Das klang so laut und lang in die Weiten.  
Das Mägdlein, tief auf des Bergsees Grund,  
Erwachte und ward seines Bannes gesund.  
Was half dem Neck die ohnmächtige Wut? —  
Es floh zwischen Lilien hin über die Flut  
Und ward wieder Mensch unter Menschen hinfort  
Und glaubte wieder an Gott und sein Wort.

GUDMUND. Liebste!

SIGNE. So ging auch ich dahin  
Wie eine träumende Schläferin;  
Bis Du mir heute der Liebe Macht  
Enträtselt; — da bin ich selig erwacht.  
Nie sah ich früher den Himmel so blau,  
Noch die Welt von so strahlender Weite;  
Ja selber die Sänger in Wald und Au  
Versteh' ich an Deiner Seite.

GUDMUND.

So mächtig ist Liebe; — in unserer Brust  
Weckt sie Sinnen und Sehnsucht und Lust. —  
Doch komm, nun laß uns zu Margit gehn.

SIGNE verschämt. Soll sie —?

GUDMUND. Wir wollen ihr alles sagen.

SIGNE wie vorher.

Ach Du, — ich würde in Flammen stehn; —  
Willst Du's nicht lieber ohne mich wagen?

GUDMUND. Nun gut, auch so.

SIGNE. Und ich warte hier, ja?

Horch! nach rechts.

Oder besser — drunten am Sturzbach! — Da  
Hör' ich Knut Gaesling mit Gästen kommen!

GUDMUND. Dort wartest Du?

SIGNE.

Bis Du ihr Urteil vernommen.

Sie geht rechts ab. Gudmund geht ins Haus. Margit kommt  
von links hinter dem Hause hervor.

MARGIT. Die Stube strahlt von festlichem Glanze,  
Die Weiber und Männer drehn sich im Tanze.  
Doch mir ward so schwül und beklommen zu Mut, —  
Gudmund war nicht zu sehen.

Atmet tief.

Hier außen ist's still; hier weilt es sich gut,  
Wo mich nächtliche Winde umwehen.

Grübelt eine Weile.

Dieser arge Gedanke — ich kenn' mich nicht mehr!  
Er treibt und ängstigt mich hin und her.  
Das Fläschchen — mit seinem Wundersaft —?  
Ein Tropfen davon — in des Feindes Becher, —  
So siecht ihm langsam die Lebenskraft,  
Und nichts mehr rettet den armen Zecher.

Wiederum Pause.

Wüßt' ich, daß Gudmund — empfänd' er mit mir, —  
Ich trüg' kein Bedenken —

Gudmund kommt zur Haustür heraus.

GUDMUND. Margit, Du hier?  
So allein? Ich suchte Dich drinnen im Haus.

MARGIT.

Ich floh aus dem Dunst in die Nachtluft hinaus. --  
Siehst Du die weißen Nebelweben  
Lautlos über das Moor herschweben?  
Hier ist nicht Dunkel noch Helle allein;  
Hier — wie in mir — herrscht zweifelnder Schein.

Blickt ihn an.

Nicht wahr, — wenn Dein Fuß solche Nacht durchzieht,  
Da weißt Du oft selber nicht, wie Dir geschieht;  
Doch bricht es wie heimliches Leben hervor  
Aus Blättern und Blumen, aus Büschen und Rohr!

Mit plötzlichem Übergang.

Weißt, was ich möchte?

GUDMUND.

Nun was?

MARGIT.

Daß ich

Eine Elfe wäre, im Walde drinnen.

Wie wollt' ich da listige Zauber spinnen!

Glaub' mir —!

GUDMUND. Was fehlt Dir, Margit? Sprich!

MARGIT ohne auf ihn zu hören.

Wie wollt' ich singen, wie wollt' ich klagen!

Klagen und singen in Nächten und Tagen!

Mit steigender Erregung.

Wie wollt' ich es locken, das mutige Blut,

Durch den grünen Wald — in die Felsenkammer; —

Vergessen wär' aller irdische Jammer

In unserer Liebe brennender Glut!

GUDMUND. Margit! Margit!

MARGIT immer leidenschaftlicher. Und Mitternacht, Du  
Legten wir uns zur süßesten Ruh!

Und stürb' ich auch bis zum Morgenrot, —

Sag', wär' es denn nicht ein seliger Tod?

GUDMUND. Du redest im Fieber!

MARGIT bricht in Lachen aus.

Hahahaha!

Lachen! Lachen! Das löst!

GUDMUND.

Ja, ja,

Du bist noch immer so maßlos wie je!

MARGIT plötzlich ernsthaft.

Du darfst mich nicht so durch Schelten strafen —

So bin ich nur nachts, wenn die Menschen schlafen;

Am Tage bin ich so scheu wie ein Reh.

Und was ist denn weiter? Erinner Dich, wie

Die Weiber in fremden Landen sind, — sie,

Die schöne Prinzessin — ja, sie war wild;

Dagegen bin ich wie ein Lamm so mild.

Sie schmachete nicht nur, sie hatte auch Mut;

Sie sann auf 'Tat; und sich, das —

GUDMUND.

Wie gut!

Du mahnst mich daran! Den wertlosen alten

Scherben — wozu ihn noch länger behalten!

Zieht das Fläschchen hervor.

MARGIT

Das Fläschchen! Du meinst —!

GUDMUND. Ich hob es noch auf,  
Weil ich dachte, ich hätte dann leichteren Kauf,  
Wenn des Königs Haufe nach mir begehrt.  
Doch all das verlor heut für mich seinen Wert.  
Nun stütz' ich mich fröhlich auf mich und mein Schwert;  
Und kommt es zum Schlimmsten, so stehn mir im Streite  
Gesippen und Freunde zur Seite.

Will das Fläschchen gegen einen Felsen werfen.

MARGIT faßt ihn beim Arm.

Nein, halt!

GUDMUND. Was hast Du —?

MARGIT. Ein besseres Ziel.

Der Neck dort soll es empfangen.  
Er hielt mich so oft durch sein munteres Spiel  
Und sein seltsames Singen gefangen.  
Gib her!

Nimmt ihm das Fläschchen aus der Hand.

Da hast Du's!

Tut, als ob sie es in den Bach würfe.

GUDMUND geht nach rechts und blickt in die Tiefe hinab.  
Warfst Du's hinein?

MARGIT indem sie das Fläschchen versteckt.

Du sahst doch —

Geht flüsternd dem Hause zu.

Nun mag mir Gott gnädig sein!

Nun heißt es nichts oder alles wagen!

Lauter.

Hör', Gudmund —

GUDMUND nähert sich. Ja?

MARGIT. Ich möchte Dich fragen, —

Es geht eine Sage hier unter den Leuten —  
Von der Kirche da drunten; die sollst Du mir deuten.  
Es war eine Frau und ein Edelknab',  
Die hielten einander so wert;  
Und als sie vorausging ins frühe Grab,

Da sprang er ins eigene Schwert.  
Sie trug man zur südlichen Kirchenwand  
Ihn grub man im Norden ein; —  
Nie wollten früher Blumen am Rand  
Der geweihten Mauern gedeihn;  
Im nächsten Lenz aber sproßte ein Flor  
Aus ihrer Herzen Flammen  
Und rankte sich über das Kirchdach empor  
Und spann sich blühend zusammen. —  
Nun deute mir das!

GUDMUND blickt sie forschend an.

Mir ist nicht klar —

MARGIT. Mankann's verschieden deuten, wohl wahr!  
Doch glaub' ich, die Deutung ist recht und schlicht:  
Was sich liebt, das trennt auch die Kirche nicht.

GUDMUND leise.

Alle Heiligen, wenn —! Nun gilt es zu eilen  
Und alles ihr mitzuteilen.

Laut.

Sag', Margit, — willst Du mir helfen, wenn —?

MARGIT freudig bewegt.

Ob ich will!

GUDMUND.

Ja, ich meine —

MARGIT. Was hast Du?

GUDMUND. Nun denn!

Du könntest mich heut noch so glücklich schaun —

MARGIT ausbrechend. Gudmund!

GUDMUND. Hör' mich, ich will Dir vertraun —

Er hält plötzlich inne. Vom Ufer des Baches her schallen Stimmen  
und Gelächter.

Signe und einige junge Mädchen kommen von rechts. Knut,  
Erik und mehrere jüngere Männer folgen ihnen.

KNUT noch in einiger Entfernung. Gudmund Alfsön!  
Halt! — ich möchte ein Wort mit Dir sprechen.

Er bleibt im Gespräch mit Erik stehen. Die übrigen Gäste gehen  
inzwischen ins Haus zurück.

MARGIT zu sich selbst. Ich könnte ihn heut noch so glücklich schauen —! Was kann er anders meinen, als —! Halblaut. Signe, — liebe, liebe Schwester!

Sie faßt Signe um die Hüfte und geht mit ihr im Gespräch nach dem Hintergrund, die Anhöhe hinauf.

GUDMUND leise, indem er ihnen mit den Augen folgt. Ja, so ist es am ratsamsten. Signe und ich müssen von Solhaug fort. Knut Gaesling hat sich mir ja als Freund gezeigt; er wird mir gewiß helfen.

KNUT leise zu Erik. Ja, sag' ich, ja. Gudmund ist ihr Vetter; er kann meine Sache am besten führen.

ERIK. Na, wie Du willst.

Geht ins Haus.

KNUT kommt näher. Hör' mal, Gudmund —

GUDMUND lachend. Kommst Du mir zu sagen, daß Du mich nicht länger frei herumgehen lassen darfst?

KNUT. Darfst? Sei deshalb unbesorgt; Knut Gaesling darf alles, was er will. Nein, es handelt sich um was andres. — Du weißt wohl, ich gelte hier in unsrer Gegend für einen wilden, unbändigen Kerl —

GUDMUND. Ja, und wenn das Gerücht nicht lügt, so —

KNUT. O nein, dies und das mag ja wohl wahr sein —. Aber nun sollst Du hören —

Sie gehen im Gespräch die Anhöhe im Hintergrunde hinauf.

SIGNE zu Margit, während sie den Steig beim Hause herabkommen. Ich versteh' Dich nicht. Du sprichst, als ob Dir ein unerwartetes Glück zu teil geworden ist. Was meinst Du denn damit?

MARGIT. Signe, — Du bist noch ein Kind. Du weißt nicht, was es heißt, in ewiger Furcht zu schweben, daß — Plötzlich abbrechend. Denk Dir, Signe, — hinwelken, sterben zu sollen, ohne gelebt zu haben!

SIGNE blickt sie verwundert und kopschüttelnd an. Nein, aber Margit?

MARGIT. Ja, ja, Du begreifst das nicht. Gleichviel — Sie gehen im Gespräch wieder die Anhöhe hinauf. Gudmund und Knut kommen auf der anderen Seite herab.



GUDMUND. Nun, wenn es so steht, — wenn Dir dies tolle Leben nicht länger behagt, so will ich Dir den besten Rat geben, den Dir ein Freund geben kann: nimm Dir eine ehrbare Maid zur Frau.

KNUT. Schau', schau'! Und wenn ich Dir nun sage, daß ich just an dasselbe gedacht habe?

GUDMUND. Nun dann viel Glück und Heil, Knut Gaesling! Aber nun wisse, daß auch ich —

KNUT. Du? Gehst Du auch mit solchen Gedanken um?

GUDMUND. Ja, das tu' ich! — Aber des Königs Ungnade —, ich bin ja ein friedloser Mann —

KNUT. Ei, das soll Dich wenig kümmern. Außer Frau Margit weiß hier ja noch niemand darum; und solange ich Dein Freund bin, hast Du einen Menschen, auf den Du Dich vollständig verlassen kannst. Nun hör' aber —

Er fährt flüsternd fort, während sie die Anhöhe wieder hinan-  
gehen.

SIGNE indem sie und Margit abermals zurückkommen. Aber so sag' mir doch, Margit, —

MARGIT. Mehr darf ich Dir nicht sagen.

SIGNE. Da will ich ehrlicher gegen Dich sein. Aber antworte mir zuerst auf eins. Verschämt, zaudernd. Hat Dir — hat Dir niemand etwas über mich gesagt?

MARGIT. Über Dich? Nein; was denn?

SIGNE wie vorhin, schlägt die Augen nieder. Du hast mich heut morgen gefragt: wenn nun ein Freier erschiene —?

MARGIT. Jawohl. Leise. Knut Gaesling — sollte er schon —? Gespannt, zu Signe. Nun? Und dann?

SIGNE leise, jubelnd. Der Freier ist gekommen! Er ist gekommen, Margit! Damals ahnt' ich nicht, wen Du meinst: aber jetzt —!

MARGIT. Und was hast Du ihm geantwortet?

SIGNE. O, das weiß ich nicht. Schlingt die Arme um ihren Hals. Aber die Welt dünkt mich so schön und reich von dem Augenblick an, da er mir sagte, er hätte mich lieb.

MARGIT. Aber Signe, Signe, ich begreife nicht, daß Du so bald —! Du hast ihn ja bis heute kaum gekannt.

SIGNE. O, ich versteh' mich ja noch so wenig auf Liebe; aber eins weiß ich, wahr ist das, was in dem Liede steht:

Sie keimt so leicht; in der flüchtigsten Stund'  
Faßt sie Wurzel im Herzensgrund —

MARGIT. Mag sein. Ist es aber so, dann hab' ich nicht länger nötig, Dir etwas zu verheimlichen. Ah —  
Sie hält plötzlich inne, da sie Knut und Gudmund näherkommen sieht.

KNUT vergnügt. Schau', das gefällt mir, Gudmund. Hier ist meine Hand.

MARGIT leise. Was ist das?

GUDMUND zu Knut. Und hier die meine.

Sie schütteln einander die Hände.

KNUT. Aber nun wollen wir uns auch beide sagen, wen wir —

GUDMUND. Gut. Hier auf Solhaug, unter all den schönen Weibern, hab' ich sie gefunden, die —

KNUT. Ich auch. Und ich entführe sie noch heut Nacht, wenn's vonnöten ist.

MARGIT, die sich unbemerkt genähert. Alle Heiligen!

GUDMUND nickt Knut zu. Dasselbe ist auch meine Absicht.

SIGNE, die ebenfalls zugehört hat. Gudmund!

GUDMUND und KNUT flüstern miteinander, während sie beide auf Signe zeigen. Die dort!

GUDMUND wird stutzig. Ja, meine.

KNUT ebenso. Nein, meine.

MARGIT leise, halb verwirrt. Signe!

GUDMUND wie vorher, zu Knut. Was meinst Du damit?

KNUT. Ich will doch Signe —

GUDMUND. Signe! Signe ist meine Braut vor Gott.

MARGIT mit einem Aufschrei. Sie war's! Nein, nein!  
GUDMUND sie erblickend, leise. Margit! Sie hat alles gehört!

KNUT. Alle Wetter! Steht es so? — Hört, Frau Margit, Ihr habt nicht nötig, so verwundert zu tun; ich durchschaue jetzt das Ganze.

MARGIT zu Signe. Aber Du hast doch eben gesagt —? Erfasst plötzlich den Zusammenhang. Gudmund meinst Du!

SIGNE verwundert. Ja, wußtest Du das nicht? — Aber was fehlt Dir, Margit?

MARGIT mit fast tonloser Stimme. O nichts, nichts.

KNUT zu Margit. Und heut früh, da Ihr mir mein Wort abnahmt, heut abend keinen Unfrieden hier zu stiften, — habt Ihr also gewußt, daß Gudmund Alfsön zu erwarten war! Haha, bildet Euch nur nicht ein, daß Ihr mit Knut Gaesling Possen treiben könnt! Signe ist mir lieb geworden. Noch am Vormittag war es nur mein unbesonnenes Gelübde, das mich trieb, um sie zu freien; aber jetzt —

SIGNE zu Margit. Er? Das war der Freier, an den Du dachtest?

MARGIT. Still, still!

KNUT ernst und bestimmt. Frau Margit, — Ihr seid Signes ältere Schwester; eine Antwort sollt Ihr mir geben.

MARGIT mit sich selbst kämpfend. Signe hat ihren Bräutigam schon gewählt; — mehr kann ich nicht sagen.

KNUT. Gut! So hab' ich auf Solhaug nichts weiter zu schaffen. Aber nach Mitternacht — merkt's Euch — da ist der Tag um! Da dürftet Ihr mich wohl wiedersehen, und dann mag das Glück entscheiden, wer Signe heimführt, Gudmund oder ich.

GUDMUND. Ja, versuch's nur! Es soll Dich eine blutige Stirn kosten!

SIGNE voll Angst. Gudmund! Bei allen Heiligen —!

KNUT. Hab' Geduld, hab' nur Geduld, Gudmund Alfsön! Eh'die Sonne aufgeht, bist Du in meiner Gewalt. Und sie — Deine Braut —. Geht zur Thür, winkt

und ruft leise. Erik! Erik, komm! Fort zu unsern Gesippen! Drohend, während Erik sich in der Thür zeigt. Ja, — weh' Euch allen, wenn ich wiederkomme!

Er und Erik gehen links im Hintergrund hinaus.

SIGNE leise zu Gudmund. Ach, aber so sag' mir doch, — was soll das alles bedeuten?

GUDMUND flüsternd. Wir müssen beide noch heut nacht Solhaug verlassen.

SIGNE. Gott steh' mir bei! — Du willst —!

GUDMUND. Verrate uns nicht! Kein Wort zu irgend einem Menschen; nicht einmal zu Deiner Schwester.

MARGIT für sich. Sie — sie ist es! Sie, an die er kaum gedacht hat bis zum heutigen Tag. Wär' ich frei gewesen, so weiß ich wohl, wen er gewählt hätte. — Ja, frei!

Bengt und die Gäste, Männer und Weiber, kommen aus dem Hause.

JUNGE MÄDCHEN und BURSCHE singen:  
Auf! Weiter hier draußen gescherzt und gelacht  
Auf blumigem Wiesenraine,  
Daß rings der Vögelein Volk erwacht  
Im Birkenhaine!

Auf! Weiter erbaue nun Tanz und Sang  
Die fröhlichste Festgemeinde, —  
All Leid muß enden beim Fiedelklang  
Im Birkenhaine!

BENGT. Recht, so soll es sein! Das gefällt mir! Ich bin lustig und mein Weib ist lustig; und darum sollt auch Ihr lustig sein alle miteinander.

EINER VON DEN GÄSTEN. Ja, laßt uns ein Versturnier veranstalten!

VIELE rufen. Ja, ja, ein Versturnier.

EIN ANDERER GAST. Nein, laßt das lieber bleiben; das bringt nur Unfrieden in die Gesellschaft. Mit gedämpfter Stimme. Bedenkt, daß Knut Gaesling heut auf dem Schloß ist —!

MEHRERE untereinander flüsternd. Ja, ja, das ist wahr! Ihr erinnert Euch noch an das letzte Mal, da er —. Man sei auf der Hut — das ist das Beste!

EIN ALTER MANN. Aber Ihr, Frau Margit —; ich weiß, Euer Geschlecht war allzeit sagenkundig, und Ihr selbst wußtet viele schöne Geschichten, da Ihr noch ein Kind wart.

MARGIT. Ach, ich habe sie alle, alle vergessen. Doch fragt meinen Vetter Gudmund Alfsön; der singt Euch gern eine lustige Geschichte.

GUDMUND leise, bittend. Margit —!

MARGIT. Ei, was setzest Du für ein kläglich Gesicht auf! Lustig, Gudmund! Lustig! Ja, ja, es fällt Dir nicht so leicht, glaub's wohl. Lachend, zu den Gästen. Er hat heut abend die Waldelfe geschaut. Sie wollt' ihn verführen; aber Gudmund ist ein treuer Gesell. Wendet sich wieder zu Gudmund. Nun ja, die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Wenn Du Dein Herzlieb übers Gebirg' und durch die Wälder entführst, so wende Dich ja nicht um; schau' niemals zurück; — die Waldelfe sitzt hinter jedem Busch und lacht; und zuletzt — Mit gedämpfter Stimme, indem sie dicht an ihn herantritt: kommst Du doch nicht weiter, als sie will.

Sie geht nach rechts hinüber.

SIGNE leise. O Gott, o Gott!

BENGT geht vergnügt unter den Gästen umher. Hahaha! Frau Margit versteht so etwas zusammenzusetzen. Wenn sie erst einmal will, so macht sie's viel besser als ich.

GUDMUND für sich. Sie droht mir. Ich muß ihr die letzte Hoffnung rauben; eher beruhigt sich ihr Gemüt nicht. Wendet sich zu den Gästen. Ich kenn' ein kleines Lied. Wenn Ihr Lust habt, es zu hören, so —

MEHRERE GÄSTE. Bitte, bitte, Gudmund Alfsön!

Man schließt um ihn einen Kreis; einige sitzen, andere stehen. Margit lehnt an einem Baum rechts vorn. Signe steht links in der Nähe des Hauses.

GUDMUND singt:

Ich ritt durch weite Wälder,  
Ich fuhr nach fremdem Strand;  
Doch meine Braut, die freit' ich mir  
Im lieben Heimatland.

Da war eine böse Elfe,  
Die wollt' vor Neid vergehn:  
Nie soll mit ihm sein feines Lieb  
Am Traualtare stehn.

Hör' mich, Du böse Elfe,  
Was machst Du Dir Beschwer?  
Zwei Herzen, die in Liebe eins,  
Die trennst Du nimmermehr!

EIN ALTER MANN. Das ist ein schönes Lied!  
Schau', wie die jungen Burschen verstohlen dort hinüber  
gucken. Zeigt auf die Mädchen. Ja, ja, jeder hat schon  
die seine, glaub's wohl.

BENGT macht Margit Zeichen. Ja, und ich hab' die  
meine, das weiß ich genau. Hahaha!

MARGIT leise, bebend. O, all den Spott und Hohn  
dulden zu müssen! Nein, nein! Nun muß ich das  
Äußerste versuchen.

BENGT. Was fehlt Dir? Du bist ja so blaß.

MARGIT. Es geht bald vorüber. Wendet sich zu den  
Gästen. Mir ist, als ob ich vorhin gesagt hätte, ich hätte  
all meine Geschichten vergessen. Aber eine ist mir  
doch noch eingefallen.

BENGT. Recht so, mein Frauchen! Heraus damit!

JUNGE MÄDCHEN bittend. Ja, erzählt, erzählt,  
Frau Margit!

MARGIT. Fast bin ich bange, daß sie Euch wenig  
gefallen wird; aber sei dem nun, wie ihm wolle.

GUDMUND leise. Alle Heiligen, sie will doch wohl  
nicht —

MARGIT. Es saß einmal eine Jungfrau fein  
Wohl auf ihres Vaters Schloß;

Sie säumte Seide, sie säumte Lein, —  
 Trübeinsamkeit war ihr Genöß.  
 Sie ging so verlassen und freudlos umher  
 In den leeren Stuben und Sälen;  
 Doch nährte ihr Herze gar hohes Begehr,  
 Nur einen vom Adel zum Manne zu wählen. --  
 Da stieg Bergkönig aus seinem Schacht  
 Und kam mit Gold und Mannen  
 Und führte des dritten Tages Nacht  
 Sie — als sein Weib — von dannen.  
 Nun saß sie im Berge und ließ sich den Met  
 Aus goldenem Horne entgegenschäumen,  
 Das Tal lag da wie ein blühendes Beet, —  
 Sie sah seine Pracht nur in Träumen. —  
 Da war ein Spielmann, jung und fein,  
 Sang draußen im Lichte der Sonnen;  
 Das klang bis zum Schoße der Felsen hinein,  
 Wo ihr Sommer um Sommer verronnen.  
 So wundersam löste sich nun ihre Qual; —  
 Auf sprang das Bergtor in weitem Bogen;  
 Gottvaters Friede lag über dem Tal,  
 Nun ward ihr Auge um nichts mehr betrogen.  
 Ihr war, als sei bei des Harfentons Macht  
 Zum ersten Male ihr Herz erwacht,  
 Als ob ihr nun erst erschlossen werde,  
 Wie reich, wie überreich die Erde.  
 Nun müßt ihr wissen allesamt, —  
 Den, der zum Felsenkerker verdammt,  
 Kann Harfenspiel leicht vom Banne befrein!  
 Nun sah er sie schmachten, hörte sie schrein, —  
 Doch er warf seine Harfe in seinen Kahn,  
 Zog seidene Segel auf seine Rah'n  
 Und steuerte über das salzige Meer  
 Samt seiner Braut — auf Niewiederkehr.

In steigender Leidenschaft.

Du rührtest so herrlich der Saiten Gold, —  
 Nun ward ich dem Leben von neuem hold!  
 Ich muß fort, ich muß fort in die grünen Tale!

Ich sterbe da drinnen im steinernen Saale!  
Er spottet nur mein! Er umfaßt sie, er  
Flieht mit ihr über das salzige Meer!

Schreit auf.

Mit mir ist es aus; die Felsen winken!  
Sonne leuchtet nicht mehr; alle Sterne versinken.

Sie wankt und sinkt ohnmächtig an einen Baum.

SIGNE ist weinend hinzugeeilt, um sie in ihren Armen aufzufangen. Margit! Schwester!

GUDMUND zugleich, stutzt sie. Zu Hilfe! Zu Hilfe!  
Sie stirbt!

Bengt und die Gäste scharen sich unter Ausrufen des Schreckens  
um sie.



## DRITTER AKT

Die große Stube auf Solhaug wie im ersten Akt, aber jetzt vom Fest her in Unordnung. Es ist noch immer Nacht; eine milde Dämmerung ist über das Zimmer und die Landschaft draußen gebreitet.

Bengt steht auf der offenen Außengalerie, einen Bierhumpen in der Hand. Eine Schar Gäste ist im Begriff, das Schloß zu verlassen. In der Stube geht eine Magd umher und räumt auf.

BENGT ruft den Fortziehenden nach. Also, Gott mit Euch, und ein froh Wiederschen auf Solhaug! Ihr hättet sonst wirklich hier bleiben und ausschlafen können, ebensogut wie die andern. Na ja, ja —; nein wartet! Ich komm' noch bis zur Pforte mit; ich muß Euch doch noch einmal zutrinken.

Geht ab.

DIE GÄSTE singen, sich entfernend:

B'hüt Gott und Lebewohl Euch insgemein

Hier hinter Solhaugs Türen!

Nun ziehn wir hin über Stock und Stein; —

Frisch auf! Die Fiedel mag führen!

Bei Tanz und Gesang

Wird der Heimweg uns nicht so schwer und lang.

Hei, lustig dahin!

Der Gesang verliert sich mehr und mehr in der Ferne. Margit tritt durch die Tür links in die Stube.

DIE MAGD. Jesus Christus, Frau, Ihr seid schon auf?

MARGIT. Ich bin frisch und munter; Du kannst hinunter gehen und Dich schlafen legen. Halt! Sag' mir: sind schon alle Gäste fort?

DIE MAGD. Nein, nicht alle; ein Teil ist über Nacht geblieben. Die schlafen gewiß schon.

MARGIT. Und Gudmund Alfsön —?

DIE MAGD. Er schläft wohl auch. Zeigt nach rechts. Eben vorhin ging er in seine Kammer, dort, gleich überm Gang.

MARGIT. Gut; Du kannst gehn.

Die Magd links ab.

Margit geht langsam durch die Stube, setzt sich an den Tisch rechts  
und blickt zum offenen Fenster hinaus.

### MARGIT.

Wenn es tagt, so zieht wohl Gudmund hinaus, —  
Und ich werde ihn nie mehr wiedersehen;  
Dann sitz' ich wieder beim Gatten zu Haus —.  
Mir spielt das Geschick wie dem Blümlein mit,  
Wie dem Hälmchen, das irgend ein Fuß zertritt, —  
Mein Los ist Verwelken, Vergehen.

Kurze Pause, sie lehnt sich in den Stuhl.

Mir fällt das blinde Geschöpfchen ein,  
Das harmlos zum Kinde gediehen,  
Bis daß ihm die Mutter mit Zauberei'n  
Die Gabe, zu sehen, verliehen.  
Nun schaute es staunend unverwandt  
Über Berg und See, über Tal und Strand.  
Da versagten die Künste der Gauklerin,  
Und das Kind ging wieder in Dunkel dahin;  
Die Lust am Spielen war ihm vergangen.  
Von Sehnsucht bleichten ihm seine Wangen.  
Hinsiechend lebte es all seine Tage  
In ewiger, namenloser Klage. —  
So ging auch ich wie blindgeboren  
Im blühenden Sommer, im strahlenden Licht —

Sie springt auf.

Und dann —! Und dann wieder alles verloren!  
Nein, nein, so wohlfeil verkauf' ich mich nicht.  
Drei Jahre ertrug ich die Höllepein,  
Nun muß mein Opfer ein Ende finden!  
Könnst' ich noch länger dies Dasein verwinden,  
Ich müßte wie eine Taube sein.  
Hier wird mir die Jugend verkränkt und vergällt, —  
Und draußen, da wogt die unendliche Welt; —  
Gudmund will ich folgen mit Schild und mit Bogen,  
Teilen sein Glück und mildern seinen Kummer,  
Hüten seinen Schritt und schützen seinen Schlummer; —  
Das Staunen! Kommen wir so gezogen,

Der kühne Ritter und Margit, sein Lieb —  
Sein Weib!

Schlägt die Hände zusammen.

O Herrgott, vergib, vergib!  
Weiß selber nicht mehr, was ich spreche. —  
Rette mich, eh' ich zusammenbreche!

Geht eine Weile grübelnd umher.

Signe —? Könnte ich Ruhe haben,  
Wenn sie Dich vor der Zeit begraben?  
Und doch —? Wer weiß? Sie ist ja noch Kind;  
In ihren Jahren vergißt man geschwind.

Abermals Pause; sie zieht das Fläschchen hervor, betrachtet es lange  
und sagt leise.

Dies Fläschchen —! Es ließe mich alles gewinnen —!  
Ein Griff — und mein Gatte müßte von hinnen.

Erschrocken.

Nein, nein, ich werf' es hinaus in den Bach!

Will es zum Fenster hinauswerfen, hält aber inne.

Und doch, — ich fühlte mich nicht zu schwach — —  
Flüstert mit einem aus Schauer und Entzücken gemischten Aus-  
druck.

In welch verführerischer Gestalt  
Lockt doch der Sünde süße Gewalt!  
Mich dünkt, das Glück gewährt höchsten Genuß,  
Das mit Leib und mit Seele erkauf't werden muß.

Bengt, den leeren Bierhumpen in der Hand, kommt über die  
Außengalerie herein; sein Gesicht glüht; er geht mit unsicheren  
Schritten.

BENGT, schleudert den Humpen auf den Tisch links. So!  
Das war ein Fest, das in der ganzen Gegend von sich  
reden machen wird. Erblickt Margit. Na, da bist Du  
ja? Bist wieder zu Dir gekommen? Das freut mich.

MARGIT, die inzwischen das Fläschchen verborgen hat. Ist  
das Thor geschlossen?

BENGT setzt sich an den Tisch links. Ich hab' für alles  
gesorgt. Ich folgte den letzten Gästen bis zur Pforte  
hinunter. Aber wo blieb Knut Gaesling heut abend?

— Gib mir Met, Margit! Ich bin durstig. Füll' mir den Becher da.

Margit nimmt eine Metkanne aus dem Schrank und schenkt den Becher voll, der vor ihm auf dem Tische steht.

MARGIT geht mit der Kanne nach rechts hinüber. Du fragtest nach Knut Gaesling.

BENGT. Ja freilich, freilich. Der Prahler, — der Großsprecher! Ich weiß noch, wie er uns gestern früh drohte.

MARGIT setzt die Kanne auf den Tisch rechts. Er führte schlimme Reden im Munde heut nacht, als er aufbrach.

BENGT. Tat er das? Recht so! Ich werd' ihm den Schädel einschlagen.

MARGIT lächelt verächtlich. Hm —

BENGT. Ich werd' ihm den Schädel einschlagen, sag' ich! Ich bin nicht furchtsam, und wenn ich zehn solcher Kerle begegnete. Draußen im Vorratshause hängt meines Großvaters Streitaxt; der Schaft ist mit Silber ausgelegt; und wenn ich mit d e r komme, so —! Schlägt auf den Tisch und trinkt. Morgen rüst' ich mich und zieh' aus mit allen meinen Mannen und schlage Knut Gaesling den Schädel ein. Trinkt aus.

MARGIT leise. O, mit dem da leben zu müssen!

Sie will gehen.

BENGT. Margit, komm her! Schenk' mir wieder ein! Sie kommt näher; er will sie auf sein Knie niederziehen. Hahaha! Du bist hübsch, Margit! Ich hab' Dich gern.

MARGIT reißt sich los. Laß mich! Sie geht mit dem Becher nach rechts hinüber.

BENGT. Du bist heut abend nicht fügsam. Hahaha, — Du meinst das wohl nicht so schlimm.

MARGIT leise, während sie den Becher wieder vollschenkt. Wär' es der letzte Becher! . . . . . Sie läßt den Becher stehen und will nach links ab.

BENGT. Hör', Margit! Für e i n s kannst Du dem Himmel danken, und zwar dafür, daß ich Dich geheiratet habe, bevor Gudmund Alfsön wieder kam.

MARGIT bleibt an der Thür stehen. Warum das?

BENGT. Nun ja, — weil sein ganzes Hab und Gut nicht den zehnten Teil so groß ist wie meins. Und dessen bin ich sicher, gefreit hätt' er um Dich, wenn Du nicht Frau auf Solhaug wärst.

MARGIT kommt näher, blickt verstohlen nach dem Becher. Glaubst Du?

BENGT. Darauf will ich schwören, Margit. Bengt Gautesön hat ein paar kluge Augen im Kopfe. Aber jetzt kann er ja Signe nehmen.

MARGIT. Und Du denkst, er will —?

BENGT. Sie nehmen? O ja, seit er Dich nicht mehr haben kann. Wenn Du noch frei wärst, ja dann — Hahaha, Gudmund ist just wie die andern; er mißgönnt mir, daß ich Dein Mann bin. Eben darum mag ich Dich ja so gut leiden, Margit! — Her mit dem Becher! Voll bis zum Rand!

MARGIT geht widerstrebend nach rechts hinüber. Deinen Becher sollst Du haben — ganz gewiß.

BENGT. Knut Gaesling hat ja auch um Signe gefreit; aber dem will ich den Schädel einschlagen. Gudmund ist ein ehrlicher Kerl; er soll sie kriegen. Denk nur, Margit, wie gut wir als Nachbarn zusammen leben werden. Dann kommen wir zueinander zu Gaste und sitzen, solange der Tag währt, jeder mit seinem Weib auf dem Schoß, und trinken und schwatzen das Blaue vom Himmel.

MARGIT verrät einen immer mehr sich steigenden Seelenkampf; unwillkürlich hat sie das Fläschchen hervorgezogen, während sie sagt: Jawohl, jawohl!

BENGT. Hahaha! Am Anfang, mein' ich, wird Gudmund mich ein bißchen scheel ansehen, wenn ich Dich herze; aber das verwindet er gewiß bald.

MARGIT leise. Das ist mehr, als ein Mensch ertragen kann! Schüttelt den Inhalt des Fläschchens in den Becher, tritt ans Fenster, wirft das Glas hinaus und sagt, ohne ihn anzusehen. Dein Becher ist gefüllt.

BENGT. Dann her damit!

MARGIT kämpft in Angst und Zweifel, endlich sagt sie. Trink heut nicht mehr!

BENGT lachend, indem er sich in den Stuhl zurücklehnt. So, — wartest Du etwa auf mich? Blinzelt ihr zu. Geh nur, ich komm' bald nach.

MARGIT plötzlich fest. Dein Becher ist gefüllt. Zeigt auf ihn. Da steht er. Sie geht rasch links ab.

BENGT erhebt sich. Ich mag sie gern. Es reut mich nicht, daß ich sie zur Frau genommen, obschon ihr nicht mehr Erbgut eignete als der Becher da und der Schmuck, den sie als Braut trug.

Er tritt an den Tisch am Fenster und nimmt den Becher. Ein Knecht kommt eilig und erschrocken durch den Hintergrund.

DER KNECHT ruft. Herr Bengt! Herr Bengt! Sputet Euch, so sehr Ihr könnt! Knut Gaesling zieht mit einem Haufen Gewaffneter herauf gegens Schloß.

BENGT stellt den Becher hin. Knut Gaesling? Wer sagt das?

DER KNECHT. Einige von Euren Gästen sahen ihn drunten des Wegs kommen, und da liefen sie eiligst zurück, um Euch zu warnen.

BENGT. Gut; so werd' ich denn auch —! Hol' mir meines Großvaters Streitaxt!

Er und der Knecht gehen durch den Hintergrund ab. Bald darauf kommen G u d m u n d und S i g n e l e i s und vorsichtig durch die Türe rechts herein.

SIGNE leise. So muß es denn sein!

GU DMUND ebenso. Die höchste Gefahr Zwingt uns.

SIGNE. Ach, so flüchten zu sollen, — Aus seiner Heimat, die einen gebar!

Trocknet die Tränen.

Und doch, ich will Dir nicht grollen —

Ich fliehe ja gerne Dir zulieb.

Freilich, wärest Du nicht friedlos, blieb'

Ich besser bei Margit.

GU DMUND. Und tags darauf Käme Knut Gaesling mit seinen Mannen Und höbe Dich auf sein Roß hinauf Und schleppte die Braut von dannen!

SIGNE.

Ja, laß uns fliehn! Doch wie fangen wir's an?

GUDMUND.

Ich hab' draußen am Fjord einen treuen Mann;  
Der schafft uns ein Schiff. Durch salzige Wellen  
Wird uns der Nordwind die Segel schwellen.  
Im Dänenland, glaub' mir, ist herrlich zu sein;  
Da wirst Du gar bald mit Freuden wohnen;  
Da warten die lieblichsten Blumen Dein  
Unter schattigen Buchenkronen.

SIGNE bricht in Tränen aus.

Meine arme Schwester — ade! ade!  
Wie hast Du mich immer gehegt und geleitet,  
Mit frommem Gebet mir die Wege bereitet;  
Wie warst Du mir Mutter in Wohl und in Weh! —  
Komm, Gudmund, — trinken wir ihr zur Ehre  
Noch diesen Becher, auf daß ihr Herz  
Bald wieder genese, und Gott ihren Schmerz,  
In Frohsinn wieder verkehre!

Sie ergreift den Becher.

GUDMUND.

Das woll'n wir; wir trinken ihr Wohlergehen.

Wird stutzig.

Nein, halt!

Nimmt ihr den Becher aus der Hand.

Wo hab' ich nur den schon gesehen?

SIGNE. 's ist Margits Becher.

GUDMUND betrachtet ihn genau.

Wahrhaftig, — mich trog  
Mein Aug' nicht. Als ich zur Fremde zog,  
Trank Margit aus ihm in funkelndem Weine,  
Daß der Himmel uns bald wieder fröhlich vereine; —  
Doch trank sie sich selber nur Sorge und Pein.  
Nein, trinken wir keinen Met oder Wein  
Aus diesem Becher mehr!

Schüttet den Inhalt aus dem Fenster.

Komm, 's ist Zeit!

Lärm und Rufe hinter der Szene.

SIGNE.

Horch! — Gudmund, ich höre Lärm und Streit!

GU DMUND horchend. Knut Gaeslings Stimme!

SIGNE. Daß Gott sich erbarm'!

GU DMUND stellt sich vor sie.

Keine Furcht! Dich schützt Deines Gudmund Arm.

Margit kommt eilig von links.

MARGIT nach dem Lärm hinhorchend. Was gibt's da?  
Ist mein Mann —?

GU DMUND und SIGNE. Margit!

MARGIT erblickt sie. Gudmund! Und Signe! Ihr seid hier?

SIGNE geht auf sie zu. Margit, — liebe Schwester!

MARGIT voll Entsetzen, da sie den Becher bemerkt, den Gudmund noch immer in der Hand halt. Den Becher! Wer hat ihn geleert?

GU DMUND verwirrt. Geleert —? Ich und Signe, wir wollten —

MARGIT schreit auf. Gnade, Gnade! Zu Hilfe! Sie sterben!

GU DMUND stellt den Becher weg. Margit —!

SIGNE. O Gott, was fehlt Dir?

MARGIT eilt nach dem Hintergrund. Hilfe, Hilfe! Will denn niemand helfen?!

Ein Knecht kommt eilig über die Außengalerie herein.

DER KNECHT ruft erschrocken. Frau Margit! Euer Gemahl —!

MARGIT. Er! Hat auch er getrunken —?

GU DMUND leise. Ah, nun begreif' ich —

DER KNECHT. Knut Gaesling hat ihn erschlagen!

SIGNE. Erschlagen!

GU DMUND zieht das Schwert. Noch nicht, will ich hoffen. Flüstert Margit zu. Sei ruhig! Keiner hat aus dem Becher getrunken.

MARGIT. Dann sei Gott gelobt, der uns alle errettet hat!

Sie sinkt in einen Stuhl zur Linken. Gudmund will eilig ab durch den Hintergrund.



EIN ANDERER KNECHT unter der Thür, hält ihn auf.  
Ihr kommt zu spät. Herr Bengt ist tot.

GUDMUND. Also doch erschlagen!

DER KNECHT. Aber die Gäste und Eure Leute  
sind der Gewalttäter Herr geworden. Knut Gaesling  
und seine Mannen sind gebunden. Da kommen sie.

Gudmunds Mannen, Gäste und Knechte führen Knut Gaesling, Erik von Haegge und mehrere von Knuts Leuten gebunden herein.

KNUT bleich und ruhig. Totschläger, Gudmund! Was sagst Du dazu?

GUDMUND. Knut, Knut, was hast Du getan?

ERIK. Es geschah ohne Absicht, — das kann ich bezeugen.

KNUT. Er lief mich an mit geschwungener Axt; ich wollt' mich verteidigen, und so hieb ich denn blindlings zu.

ERIK. Hier stehen viele, die das gesehen haben.

KNUT. Frau Margit, fordert eine Buße, so hoch Ihr wollt, — ich bin bereit, sie zu zahlen.

MARGIT. Ich fordere nichts. Gott möge über uns alle richten. Doch ja, — eins fordre ich; laßt Euren schlimmen Anschlag gegen meine Schwester fahren!

KNUT. Nimmermehr werd' ich versuchen, mein unselig Gelübde einzulösen. Glaubt mir, ich werd' mich bessern. Möchte nur keine entehrende Strafe mich treffen für meine Tat. Zu Gudmund. Solltest Du wieder zu Ehren und Würden gelangen, so sprich beim König ein gutes Wort für mich.

GUDMUND. Ich? Noch bevor der Tag kommt, muß ich über der Grenze sein.

Erstaunen unter den Gästen; Erik erklärt ihnen flüsternd den Zusammenhang.

MARGIT zu Gudmund. Du gehst? Und Signe will Dir folgen?

SIGNE bittend. Margit!

MARGIT. Alles Glück mit Euch beiden!

SIGNE an ihrem Halse. Geliebte Schwester!



DER SENDBOTE. Vor drei Tagen wurde er zu Bergen enthauptet. Mit gedämpfter Stimme. Er hatte Norwegens Königin beleidigt.

MARGIT tritt zwischen Gudmund und Signe.  
So schlägt den Sünder des Himmels Hand!  
Mir hat er heut nacht seine Engel gesendet  
Und, als mir schon jede Hoffnung schwand,  
Mein Los noch gnädig zum Guten gewendet.  
Nun weiß ich, das Leben ist mehr als ein Jagen  
Nach glänzenden Gütern, nach festlichen Tagen.  
Ich fühlte, wie bitter der Mensch verzagt,  
Der seiner Seele Seligkeit wagt. —  
Ich tret' in Synnöves Kloster ein —

Da Gudmund und Signe sprechen wollen.  
Sagt nichts! Es würde vergeblich sein.

Legt ihre Hände zusammen.  
So knüpf' ich denn Eurer Liebe Band  
Und stell' Euer Leben in Gottes Hand!

Sie winkt zum Abschied und geht nach links. Gudmund und Signe wollen ihr folgen. Margit halt sie mit einer abwehrenden Gebärde zurück, geht hinaus und schließt hinter sich die Thür. Im selben Augenblick geht die Sonne auf und wirft ihr Licht in die Stube.

GUDMUND.

Signe, — mein Weib! — Sieh, der Tag will beginnen;  
Das ist unsrer jungen Liebe Tag!

SIGNE. Mein schönstes Erinnern, mein bestes Sinnen  
Hast Du mir geschenkt und Dein Harfenschlag.  
Mein edler Sänger, — in Leid und Lust  
Schlag nur die Saiten zu höchsten Liedern;  
Ich trag' eine Harfe in tiefer Brust,  
Die soll Dir in Freuden und Schmerzen erwidern!

CHORGESANG von Männern und Frauen.  
Sonne hat ihr segnend Aug' erhoben,  
Hütet liebevoll der Frommen Fuß,  
Sendet milder Strahlen Trostesgruß —  
Lob und Preis dem Herrn im Himmel droben!



DIE HELDEN AUF HELGELAND  
(NORDISCHE HEERFAHRT)  
SCHAUSPIEL IN VIER AKTEN

## VORWORT ZUR ERSTEN DEUTSCHEN AUSGABE 1876

Indem ich von einer meiner älteren dramatischen Arbeiten hier eine deutsche Ausgabe erscheinen lasse, dürfte es vielleicht nicht überflüssig sein, darauf aufmerksam zu machen, daß ich den Stoff zu diesem Schauspiel nicht dem Nibelungenliede, sondern der damit verwandten nordischen Wölsungasage entnommen habe. Doch auch dies nur zum Teil. Die hauptsächlichste Grundlage meiner Dichtung beruht vielmehr auf den verschiedenen, noch vorhandenen isländischen Familiensagen, in denen die aus dem Nibelungenliede und der Wölsungasage bekannten riesenhaften Verhältnisse und Vorgänge sehr oft nur auf menschliche Dimensionen zurückgeführt erscheinen. Ich glaube daraus schließen zu dürfen, daß die in den zwei eben erwähnten Dichtungen geschilderten Situationen und Begebenheiten für unser gesamtgermanisches Leben in den ältesten historischen Zeiten typisch gewesen sind. Hält man an dieser Annahme fest, so fällt wohl auch der Vorwurf weg, durch das vorliegende Schauspiel sei unsere nationale Sagenwelt in eine Sphäre herabgezogen, in die sie nicht gehört. Für die Darstellung auf der Bühne eignen sich die idealisierten und gewissermaßen unpersönlichen Sagengestalten heutzutage weniger als je; doch hiervon ganz abgesehen, hatte ich überhaupt nur die Absicht, unser Leben in der alten Zeit, nicht unsere Sagenwelt darzustellen.

Was diese deutsche Ausgabe betrifft, so sei es mir erlaubt, der hochgeehrten Übersetzerin meinen verbindlichsten Dank abzustatten für den Eifer und die Liebe zur Sache, womit sie die keineswegs leichte Aufgabe unternommen und gelöst hat. Ebenso bezeuge ich meinem hochgeschätzten Freunde, dem hiesigen königl. Opernregisseur Herrn Dr. Grandaur, meinen Dank. Es ist dies nicht das erste Mal, daß er skandinavischen Schriftstellern bereitwillig seine Hand

gereicht hat, und ohne seinen einsichtsvollen Beistand hätte auch diese Unternehmung schwerlich so schnell bewerkstelligt werden noch so gut gelingen können.

München, im März 1876

HENRIK IBSEN

## PERSONEN

OERNULF VON DEN FJORDEN, Landsasse auf  
Island

SIGURD DER STARKE, Seekönig

GUNNAR HERSE, ein reicher Lehnsmann auf Helge-  
land

THOROLF, Oernulfs jüngster Sohn

DAGNY, Oernulfs Tochter

HJÖRDIS, Oernulfs Pflege Tochter

KÅRE, ein helgeländer Bauer

EGIL, Gunnars Sohn, vier Jahre alt

Die sechs älteren Söhne Oernulfs

Oernulfs und Sigurds Mannen,

Gäste, Knechte, Mägde, Geächtete usw.

Das Stück spielt in des Erik Blutaxt Tagen zu Helge-  
land im nördlichen Norwegen, auf Gunnars Hof und  
nahe dabei.

[Sprich: Jördis, Kore und Horfager.]



## ERSTER AKT

Hoher Strand, der im Hintergrunde schroff zum Meer abfällt. Links eine Bretterhütte, rechts Felsen und Nadelwaldung. Die Masten zweier Kriegsschiffe sieht man unten in der Bucht. Rechts weit draußen Klippen und hohe kleine Inseln. Die See ist in wildem Aufruhr. Es ist Winter; Schneegeköber und Sturm.

Sigurd kommt von den Schiffen herauf. Er trägt ein weißes Wams mit Silbergürtel, einen blauen Mantel, gewirkte Beinkleider, Pelzschuhe und eine Stahlhaube, an der Seite ein kurzes Schwert. Gleich danach erscheint Oernulf auf dem Felsen. Er trägt ein Wams von dunklem Schafsfell mit Brustplatte und Beinschienen, gewirkte Beinkleider und Pelzschuhe; über der Schulter hat er einen braunen groben Wollenmantel, dessen Kapuze über die Stahlhaube gezogen ist, so daß ein Teil des Gesichtes verborgen bleibt. Er ist hoch und hünenhaft gewachsen, hat einen langen weißen Bart und ist vom Alter nur leicht gebeugt; bewaffnet ist er mit rundem Schild, Schwert und Speiß.

Sigurd tritt zuerst auf, blickt um sich, gewahrt die Bretterhütte, geht rasch darauf zu und versucht, die Tür zu erbrechen.

OERNULF wird auf dem Felsen sichtbar, stutzt, da er Sigurd sieht, scheint ihn zu erkennen, steigt hernieder und ruft: Gib Raum, Krieger!

SIGURD wendet sich um, legt die Hand ans Schwert und antwortet: Ich weichen? Es wär' das erste Mal!

OERNULF. Du sollst und mußt! Ich brauche die Hütte zum Nachtlager für meine steifgefrornen Mannen.

SIGURD. Und ich für ein müdes Weib.

OERNULF. Meine Mannen sind mehr wert als Deine Weiber!

SIGURD. Dann müssen auf Helgeland Geächtete hoch im Preise stehen.

OERNULF legt den Speiß ein. Teuer sollst Du das Wort mir zahlen!

SIGURD zieht sein Schwert. Nun wird es Dir schlimm ergehen, Greis!

Oernulf dringt auf ihn ein, Sigurd verteidigt sich.

Dag ny und mehrere Mannen Sigurds kommen vom Strand, Oernulfs sechs Söhne rechts vom Berge.

DAGNY, einige Schritte voraus, trägt ein rotes Gewand, einen blauen Mantel mit zurückgeschlagener Pelzmütze. Sie ruft zu den

Schiffen hinunter: Auf, Sigurds Mannen! Mein Herr streitet mit einem Fremdling!

OERNULFS SÖHNE. Zu Hilfe dem Greis! Sie steigen herab.

SIGURD zu seinen Leuten. Bleibt, wo Ihr seid! Ich zwing' ihn wohl allein.

OERNULF zu den Söhnen. Laßt mich! Er dringt auf Sigurd ein. Dein Blut will ich sehen!

SIGURD. Doch erst sieh Deines! Er verwundet ihn am Arm, so daß der Spieß zur Erde fällt.

OERNULF. Ein guter Hieb, Kriegermann!

Schwingst das Schwert gewaltig,  
Schlägst mit scharfen Streichen;  
Sigurd selbst, der Starke,  
Müßte vor Dir weichen.

SIGURD lächelnd. So wird ihm die Schande zur Ehre.

OERNULFS SÖHNE mit einem Ausruf des Erstaunens. Sigurd selbst! Sigurd, der Starke!

OERNULF. Doch härter trafst Du traun in jener Nacht, da Du mir Dagny, die Tochter, raubtest. Schlägt die Kapuze zurück.

SIGURD UND SEINE MANNEN. Oernulf von den Fjorden!

DAGNY, freudig, doch mit einem Anflug von Unruhe. Mein Vater! Meine Brüder!

SIGURD zu Dagny. Tritt hinter mich!

OERNULF. Das ist nicht nötig. Nähert sich Sigurd. Ich erkannte Dich sogleich, als ich Dich erschaute. Darum fing ich Fehde an. Prüfen wollt' ich, ob das Gerücht wahr ist, das Dich Norwegens kühnsten Kämpen nennt. So sei denn Fried' und Freundschaft zwischen uns!

SIGURD. Das beste wär's, fügte es sich so.

OERNULF. Hier meine Hand! Du bist ein wackerer Kämpfe. So scharfe Hiebe hat noch keiner getauscht mit dem alten Oernulf!

SIGURD schüttelt die dargebotene Hand. Es seien die letzten Schwerthiebe, so wir tauschten! Und nun sollst

Du selbst in unsrer Sache richten; bist Du bereit, zu stellen die Bedingungen?

OERNULF. Ich bin's; und so sei der Streit geschlichtet! Zu den andern. Hiermit tu' ich Euch allen kund, um was es sich handelt. Fünf Winter ist's her, da lagen Sigurd und Gunnar als Wikinger auf Island. Ganz nahe bei meinem Hofe nahmen sie den Winter über Aufenthalt und Obdach. Da raubte Gunnar mit Gewalt und List meine Pflgetochter Hjördis; doch Du, Sigurd, nahmst Dagny, mein eigen Kind, und zogst mit ihr von dannen. Für diesen Raub wirst Du verurteilt, dreihundert Mark in Silber zu entrichten, und damit soll Dein Friedensbruch gesühnt sein.

SIGURD. Billige Buße dünkt mich, was Du da forderst. Die dreihundert Mark werd' ich entrichten, und dazu will ich noch einen verbrämten Seidenmantel legen; es ist eine Königsgabe von Aedhelstan in England und so gut, wie je ein Mann auf Island einen trug.

DAGNY. Recht so, mein kühner Eheherr, und Dank Dir, mein Vater! Nun erst bin ich frohen Mutes. Sie drückt dem Vater und den Brüdern die Hand und spricht leise mit ihnen.

OERNULF. So trete denn unser Vergleich in Kraft, und Dagny soll von Stund an so ehrenvoll gehalten werden, als wäre sie Dir gesetzlich angetraut mit ihrer Sippe Zustimmung.

SIGURD. Und auf mich kannst Du von nun an bauen wie auf Dein eigen Geschlecht.

OERNULF. Das hoff' ich fürwahr; und gleich will ich erproben, wie Du mir gesonnen.

SIGURD. Ich bin bereit. Sprich, was begehrst Du?

OERNULF. Deine Hilfe, mit Rat und mit Tat. Hierher fuhr ich gen Helgeland, um Gunnar zu suchen und Sühne zu fordern für Hjördis' Raub.

SIGURD überrascht. Gunnar!

DAGNY ebenso. Und Hjördis! Wo sind sie zu finden?

OERNULF. Daheim, denk' ich, auf Gunnars Hof.

SIGURD. Und der liegt —?

OERNULF. Wenig Pfeilschüsse von hier. Das hast Du nicht gewußt?

SIGURD mit unterdrückter Bewegung. Gewiß nicht! Spärlich hab' ich nach Gunnar geforscht, seit wir zusammen von Island segelten. Weite Wikingsfahrten macht' ich und manchem fremden König dient' ich, indessen Gunnar zu Hause saß. Hier bin ich heut gelandet, im Dämmerlicht, vom Unwetter verschlagen. Wohl war es mir kund, daß Gunnar den Hof seiner Väter hier im Norden habe, doch —

DAGNY zu Oernulf. Und darum verließest Du die Heimat?

OERNULF. So ist's. Zu Sigurd. Daß wir beide uns trafen, ist ein Werk der Gewaltigen dort oben. Sie wollten es so. Hätt' ich Dich suchen wollen, ich hätte nicht gewußt, wo Du zu finden bist.

SIGURD gedankenvoll. Wohl wahr! Wohl wahr! Doch Dein Handel mit Gunnar! — Sag', Oernulf, denkst Du ihn hart anzupacken und alle Mittel anzuwenden, gute wie böse?

OERNULF. Das muß ich. Höre, Sigurd, was ich Dir sage. Im Sommer ritt ich zum Thing, und viel ehrenreiche Männer waren zur Stelle. Als der Thing zu Ende war, saß ich in der Halle und zechte mit meinen Stammgenossen, und es kam auf den Weiberraub die Rede. Höhnische Worte muß' ich da hören, daß ich den Schimpf so lange ungerächt auf mir sitzen lassen. Da faßte mich der Zorn; ich schwur, gen Norwegen zu ziehen, um Gunnar zu suchen, und Buße für den Raub zu fordern oder ihn zu rächen und nicht eher nach Island heimzukehren, als bis ich meine Sache gefördert.

SIGURD. Steht es so, dann gilt es, wenn es not tut, mit Strenge zu verfahren.

OERNULF. Gewiß. Doch unbillig werd' ich nicht sein, und Gunnar steht im Ruf eines ehrenwerten Mannes. Auch freu' ich mich auf einen Kampf; es ward mir zuletzt die Zeit zu lang auf Island. Draußen

auf den blauen Wassern bin ich alt und grau geworden; es war mir, als müßt' ich noch einmal hinaus, eh' ich — nun! Bergthora, mein gutes Weib, ist ja längst gestorben, meine ältesten Söhne gingen Sommer um Sommer auf die Wikingsfahrt, und als nun Thorolf heranwuchs —

DAGNY freudig. Thorolf ist mit? Wo ist er?

OERNULF. Unten im Schiffe. Deutet rechts nach dem Hintergrunde. Da wirst Du einen Burschen sehen! Groß und stark und schön ist er geworden, seit Du die Heimat verlassen. Er wird ein herrlicher Recke werden, Sigurd — gleich Dir!

DAGNY lächelnd. Ich merke schon — Thorolf steht Deinem Herzen noch immer am nächsten.

OERNULF. Gewiß! Ist er doch der Jüngste und seiner Mutter ähnlich.

SIGURD. Aber so sag' mir, — Dein Handel mit Gunnar — willst Du schon heut —

OERNULF. Heut lieber als morgen. Mit billiger Buße geb' ich mich zufrieden; verweigert Gunnar solchen Vergleich, dann mag er die Folgen tragen!

Der Bauer K ä r e kommt eilig von rechts; er trägt ein grobes Bauerngewand und den Filzhut tief im Gesicht; in der Hand hält er einen Zaunpfahl, den er abgebrochen hat.

KÄRE. Glück zur Begegnung, Krieger!

OERNULF. Kriegers Begegnung bringt selten Glück.

KÄRE. Seid Ihr Männer von Ehre, so gewährt mir Frieden in Eurer Mitte! Gunnars Leute trachten mir nach dem Leben.

OERNULF. Gunnar!

SIGURD. So hast Du Böses gegen ihn verübt!

KÄRE. Mein Recht hab' ich behauptet. Wir trieben Vieh auf derselben Weide, einer Insel hart am Festland. Gunnars Leute nahmen meine besten Ochsen weg, und einer der Männer schalt mich einen Hörigen. Da griff ich zur Waffe und erschlug ihn.

OERNULF. Das war gerechte Tat!

KÄRE. Doch heut morgen fahndeten seine Mannen nach mir. Das Glück war mir günstig, denn ich wurde

beizeiten gewarnt und konnte entslüpfen. Doch kurze Frist nur bleibt mir, und meine Feinde suchen mich aufs neue.

SIGURD zu Kåre. Kaum trau' ich Deinen Worten, Bauer! In frühern Tagen kannt' ich Gunnar so gut wie mich selbst, und so viel weiß ich: niemals übte er Unbill gegen den Friedfertigen.

KÅRE. Gunnar hat auch nicht teil an all dem Ungemach, er ist südwärts gefahren. Doch Hjördis, sein Weib —

DAGNY. Hjördis!

OERNULF murmelt. O ja, das gleicht ihr!

KÅRE. Ich bot Sühne für den Knecht, und Gunnar war gewillt, sie zu nehmen; da aber kam Hjördis hinzu; sie stachelte ihren Ehemann auf mit höhnischen Worten und hinderte die Aussöhnung; bald darauf fuhr Gunnar südwärts, und morgen —

SIGURD blickt nach links. Dort ziehen reisige Mannen nordwärts; ist das nicht —?

KÅRE. Gunnar selbst.

OERNULF. Sei getrost! Ich hoff', Euch zu versöhnen.

Gunnar mit mehreren Männern kommt von links. Er trägt ein Hausgewand, braunen Kittel, gewirkte Beinkleider, blauen Mantel und breiten Hut; als Waffe hat er nur eine kleine Handaxt.

GUNNAR bleibt überrascht und unsicher stehen, da er die Versammlung erblickt. Oernulf von den Fjorden! Wahrhaftig —!

OERNULF. Du siehst recht.

GUNNAR. Nun wohl — Heil und Glück auf meiner Scholle, so Du in Frieden kommst!

OERNULF. Willst Du wie ich, dann soll kein Unfriede verübt werden.

SIGURD nähert sich. Gruß und Heil, Gunnar!

GUNNAR freudig. Sigurd — Waffenbruder! Er schüttelt ihm die Hand. Ja, bist Du mit, dann weiß ich gewiß, daß Oernulf in Frieden kommt. Zu Oernulf. Reich' mir Deine Hand, Greis! Nicht schwer ist zu

erraten, was Dich nach dem Norden führt: es gilt Hjördis, Deiner Pflgetochter.

OERNULF. So ist es. Große Schmach widerfuhr mir, als Du sie von Island entführtest, ohne meine Zustimmung nachzusuchen.

GUNNAR. Du kommst mit Fug und Recht. Was der Knabe gesündigt, muß der Mann sühnen. Lang' schon habe ich Dich erwartet um dieser Sache willen, Oernulf; und forderst Du Sühne, so sind wir bald einig.

SIGURD. So denk' auch ich. Oernulf wird billig sein.

GUNNAR mit Wärme. Das muß Du, Greis! Wolltest Du Hjördis schätzen nach Gebühr, dann würde all mein Hab und Gut nicht reichen.

OERNULF. Nach Gesetz und Brauch werd' ich mich richten, darauf verlaß Dich! — Doch nun zu etwas anderm! Deutet auf Käre. Kennst Du diesen Mann?

GUNNAR. Käre! Zu Oernulf. So weißt Du, daß zwischen uns Streit ist?

OERNULF. Deine Leute haben sein Vieh geraubt, und für Raub gebührt Buße.

GUNNAR. Auch für Mord! Zu Käre. Er hat meinen Knecht erschlagen!

KÄRE. Weil er mich verhöhnte.

GUNNAR. Ich habe mich bereit erklärt zum Vergleich.

KÄRE. Aber das war nicht nach Hjördis Sinn; sie überfiel mich diesen Morgen, während Du fern warst, und trachtet mir nach dem Leben.

GUNNAR aufgebracht. Sprichst Du die Wahrheit? Hjördis hätte —?

KÄRE. Jedes Wort ist wahr.

OERNULF. Deshalb hat der Bauer um meinen Beistand gebeten, und der ist ihm sicher.

GUNNAR nach einem Augenblick der Überlegung. Rühmlich hast Du an mir gehandelt, Oernulf, und es ist billig, daß ich mich Deiner Forderung füge. Höre mich, Käre! Ich will des Knechtes Tod für aufgewogen halten durch die Unbill, die Dir widerfuhr.

KÅRE reicht Gunnar die Hand. Ein guter Spruch ist das; dem füg' ich mich.

OERNULF. Und soll der Bauer Friede haben vor Dir und den Deinen?

GUNNAR. Friede zu Hause und allerwegen!

SIGURD deutet nach rechts. Seht!

GUNNAR mißvergnügt. Das ist Hjördis!

OERNULF. Mit bewaffneten Knechten.

KÅRE. Sie sucht mich.

Hjördis mit einem Troß Knechte. Sie trägt ein schwarzes Gewand, Mantel und Hut. Die Knechte sind mit Schwert und Axt bewaffnet; sie selbst hat einen leichten Spieß in der Hand.

HJÖRDIS bleibt am Eingang stehen. Ei seht, zahlreiche Mannen treffen wir hier!

DAGNY eilt ihr entgegen. Gruß und Heil, Hjördis!

HJÖRDIS kalt. Dank! Ich habe schon vernommen, daß Du nicht ferne seist. Tritt näher, indem sie einen scharfen Blick über die Versammlung gleiten läßt. Gunnar und — Kåre, mein Widersacher — Oernulf und seine Söhne und — Indem sie Sigurd gewahrt, fährt sie kaum merklich zusammen, verstummt, faßt sich aber sogleich und sagt: Viele seh' ich, die ich kenne — doch weiß ich nicht, wer mir am meisten zugetan ist.

OERNULF. Wir alle sind Dir zugetan.

HJÖRDIS. Wenn dem so ist, wirst Du Dich nicht widersetzen, Kåre in meines Gatten Gewalt zu geben.

OERNULF. Dessen bedarf es nicht mehr.

GUNNAR. Es ist jetzt Fried' und Eintracht zwischen uns.

HJÖRDIS mit unterdrücktem Spott. Eintracht? Nun ja, ich weiß, Du bist ein kluger Mann, Gunnar! Kåre hat zahlreiche Freunde hier gefunden, und so dünkt es Dich denn das Sicherste —

GUNNAR. Es nützt Dir wenig, mich mit Hohnreden zu reizen. Mit Nachdruck. Kåre hat Frieden vor uns!

HJÖRDIS bezwingt sich. Gut! Hast Du ihm Frieden zugesagt, so muß die Zusage gehalten werden.



GUNNAR streng, doch ohne Heftigkeit. Das muß es und das soll es!

OERNULF zu Hjördis. Und noch ein Vergleich ward halb und halb geschlossen, ehe Du erschienst.

HJÖRDIS scharf. Zwischen Dir und Gunnar?

OERNULF nickt. Es galt Dir.

HJÖRDIS. Ich ahne, wem es galt. Doch wisse, mein Pflegevater: nie soll es heißen, Gunnar habe sich schrecken lassen, weil Du mit bewaffneter Macht ins Land gekommen. Wärest Du als ein Wandersmann allein in unser Haus getreten — der Zwist wäre leichter beigelegt worden.

GUNNAR. Oernulf und seine Söhne kommen in Frieden!

HJÖRDIS. Mag sein. Doch anders wird es im Volksmund lauten; und Du selbst, Gunnar, trauest gestern dem Frieden noch so wenig, daß Du Egil, unsern Sohn, südwärts schicktest, sobald es hieß, Oernulf liege mit Heerschiffen in der Bucht.

SIGURD zu Gunnar. Du hast Deinen Sohn südwärts geschickt?

HJÖRDIS. Jawohl — daß er geborgen wäre, wenn Oernulf uns überfallen sollte.

OERNULF. Darüber solltest Du nicht spotten, Hjördis! Was Gunnar getan, war klugen Mannes Tat, — falls Du die Aussöhnung hindern solltest.

HJÖRDIS. Das Glück schaltet über das Leben — laß geschehen, was da will! Doch lieber untergehen, als das Leben fristen durch feigen Vergleich!

DAGNY. Sigurd zahlt Buße und wird darum nicht angesehen als ein geringerer Mann.

HJÖRDIS. Sigurd muß selbst am besten wissen, was sich mit seiner Ehre verträgt.

SIGURD. Daran braucht keiner mich zu mahnen.

HJÖRDIS. Sigurd ist ein vielgepriesener Held; und doch vollbrachte Gunnar eine kühnere Tat, als er den Eisbären vor meiner Kammer tötete.

GUNNAR mit einem verlegenen Blick auf Sigurd. Laß das, Hjördis!

OERNULF. Fürwahr! Es ist die kühnste Tat, die je ein Mann auf Island vollführte, und darum —

SIGURD. Und darum auch kann Gunnar sich leichter fügen, ohne feig genannt zu werden.

HJÖRDIS. Wird Sühne gegeben, so wird auch Sühne gefordert — Gunnar, gedenke dessen, was Du mir einst gelobt!

GUNNAR. Unbedacht war das Gelöbniß. Verlangst Du, daß ich es halte?

HJÖRDIS. Gehalten muß es werden, wofern wir beide fortan noch unter einem Dache leben sollen. Wisse denn, Oernulf: willst Du Sühne für Deiner Pflegetochter Raub, so sollst auch Du büßen, weil Du Jökul, meinen Vater, getötet und all sein Hab und Gut genommen hast.

OERNULF. Jökul fiel in ehrlichem Zweikampf. Und böseren Schimpf tat Deine Sippe mir an, als sie Dich ungekannt mir nach Island schickte, damit ich Dich an Kindesstatt annähme.

HJÖRDIS. Ehre und nicht Schimpf hattest Du davon, daß Du Jökuls Tochter erzogst.

OERNULF. Eitel Unfrieden hatt' ich davon.

HJÖRDIS. Noch schlimmerer Unfriede kann Dir werden, wofern —

OERNULF. Ich kam nicht her, um mit Weibern zu zanken. Gunnar, vernimm mein letztes Wort! Bist Du willens, für den Weiberraub Buße zu zahlen?

HJÖRDIS zu Gunnar. Denk an Dein Gelöbniß!

GUNNAR zu Oernulf. Du hörst ja, ich tat ein Gelübde, und darum muß ich —

OERNULF erbittert. Schon gut! Niemand soll von mir sagen, ich hätte Blutgeld gezahlt für einen ehrlichen Kampf.

HJÖRDIS mit mächtiger Stimme. So trotzen wir Dir und den Deinen!

OERNULF in steigendem Zorn. Und wer hat hier das Recht, Sühne zu fordern für Jökul? Wo sind seine Gesippen? — Keiner von ihnen ist am Leben. Wo ist sein rechtmäßiger Stellvertreter?

HJÖRDIS. Das ist Gunnar an meiner Statt.

OERNULF. Gunnar! Ja, wärest Du ihm verbunden mit Deines Pflegevaters Einwilligung, oder hätte Gunnar für den Raub Buße gezahlt, so wäre er rechtmäßiger Stellvertreter; so aber —

DAGNY bang und flehentlich. Vater! Vater!

SIGURD rasch. Sprich nicht zu Ende!

OERNULF mit erhobener Stimme. Ja, laut soll es gesagt werden! — Ein entführtes Weib hat gesetzlich keinen Gatten.

GUNNAR heftig. Oernulf!

HJÖRDIS in wilder Erregung. Verhöhnt! Beschimpft! Mit zitternder Stimme. Das — das sollst Du bereuen!

OERNULF fährt fort. Ein entführtes Weib ist vor dem Gesetz nicht mehr als eine Buhle! Willst Du Deinen ehrlichen Namen wiedergewinnen, so mußt Du —

HJÖRDIS bezwingt sich. Nein, Oernulf! Was sich ziemt, das weiß ich besser. Bin ich Euch nur Gunnars Buhle — wohlan! so wasche er seine Ehre rein durch eine Tat, durch eine so große Tat, daß keine Schande mehr an meinem Lose haftet. Und nun hüte Dich, Oernulf! Hier trennen sich unsere Wege. Aber die Waffen laß ich führen gegen Dich und die Deinen — immer und überall. Gefährdet sollst Du sein an Leib und Leben und auch jedweder, der — — Mit einem durchdringenden Blick auf Käre. Käre! Nun wohl! Oernulf nahm sich Deiner Sache an, und es ist Friede zwischen uns; doch möcht' ich Dir nicht raten, fürs erste heimzukehren; manchen Rächer hat der Erschlagene, und es könnte leicht geschehen, daß — nun, ich habe Dich gewarnt; Du magst die Folgen tragen! — Komm, Gunnar! Wir müssen uns rüsten. Auf Island vollführtest Du eine kühne Tat; doch größere Tat mußt Du nun voll-

bringen, wofern nicht Deine — Deine Buhle sich Deiner schämen soll und ihrer selbst!

GUNNAR. Sei besonnen, Hjördis! Unziemlich ist es, sich so zu gebärden!

DAGNY bittend. Bleib, Hjördis! Ich will den Vater besänftigen.

HJÖRDIS ohne auf sie zu hören. Fort, fort! — Nicht wurde mir an der Wiege geweissagt, daß ich als elende Buhle mein Leben fristen würde. Doch soll ich dieses Leben und diese Schmach ertragen, nur einen einzigen Tag länger ertragen, so muß mein Eheherr eine Tat vollbringen, eine Tat, die ihn berühmter macht als alle Männer!

Geht rechts ab.

GUNNAR mit leiser Stimme. Sigurd, gelobe mir eines: wir sprechen uns, bevor Du aus dem Lande gehst!

Geht mit seinen Leuten rechts ab.

Während dieses Vorganges hat sich das Unwetter verzogen. Die Mittagssonne erscheint gleich einer roten Scheibe unten tief am Meeresrand.

OERNULF drohend. Dein Gebaren soll Dir teuer zu stehen kommen, Pflögetochter!

DAGNY. Vater, Vater! Du führst doch nichts Böses im Schilde?

OERNULF. Laß mich! — Jetzt, Sigurd, jetzt handelt es sich um mehr als Buße zwischen mir und Gunnar.

SIGURD. Was gedenkst Du zu tun?

OERNULF. Noch weiß ich es nicht. Doch weithin soll man davon sprechen, daß Oernulf von den Fjorden Gunnar heimgesucht hat.

SIGURD fest und ruhig. Nun gut. Das aber sag' ich Dir, Oernulf: das Schwert gegen ihn schwingen sollst Du nicht, solange ich atme.

OERNULF. Nicht? — Und wenn ich nun will?

SIGURD. Es wird nicht geschehen — und wenn Du auch wolltest.

OERNULF heftig. Gut! Halt Du nur zusammen mit meinen Feinden! Ich erkühne mich, wider Euch alle zu stehen.

SIGURD. Höre mich, Oernulf! Den Tag sollst Du nicht erleben, da wir zwei die Schwerter kreuzen. In Ehren haben wir uns ausgesöhnt; Dagny ist mir werter denn Waffen und Gold, und nie werd' ich vergessen, daß Du ihr nächster Blutsverwandter bist.

OERNULF. Das hab' ich von Dir erwartet, Held Sigurd!

SIGURD. Doch Gunnar ist mein Waffenbruder; Fried' und Freundschaft haben wir uns zugeschworen. Im Streit wie im Frieden haben wir z u s a m m e n das Glück gesucht, und er ist mir der teuerste von allen Männern. Nicht nach Kriegsfahrten steht ihm der Sinn, so kühn Gunnar auch ist. Nun, und mich kennt Ihr ja alle. Ihr wißt, daß mich die Gefahr nicht schreckt. Doch hier steh' ich, Oernulf, und bitte um friedlichen Austrag für Gunnar. Sei mir zu Willen in dieser Sache!

OERNULF. Das kann ich nicht. Ich würde zum Spott aller Helden, kehrt' ich mit leeren Händen heim nach Island!

SIGURD. Nicht mit leeren Händen sollst Du von hinnen ziehen. Hier im Hafen liegen meine beiden Heerschiffe mit allem Gut, das ich auf meinen Wikingsfahrten gewonnen. Da findest Du viel köstliche Königsgaben, Kisten mit guten Waffen und von fahrender Habe manch anderes feines Stück. Nimm eines von den Schiffen, nimm das reichste — es soll Dein sein mit allem, was sich an Bord findet; sieh es an als Buße für Hjördis und laß Gunnar in Frieden fahren!

OERNULF. Wackrer Sigurd! Das wolltest Du für Gunnar tun?

SIGURD. Wer tut für den erprobten Freund je zu viel?

OERNULF. Dein halbes Hab und Gut weggeben!

SIGURD inständig. Nimm es ganz! Nimm beide Schiffe! Alles, was mir gehört, und laß mich Dir nach Island

folgen als der geringste Deiner Mannen! Was ich gebe, kann ich wieder erringen; — doch übst Du gegen Gunnar Gewalt, so werd' ich im Leben nicht mehr froh. Nun, Oernulf, was sagst Du dazu?

OERNULF überlegt. Zwei gute Heerschiffe, Waffen und fahrende Habe — der Schätze kann man nie zu viel haben — jedennoch — Iteftig. Nein, nein! Hjördis hat mir gedroht — ich will nicht. Schimpflich wär's, nähm' ich Dein Eigentum.

SIGURD. So höre zuvor —

OERNULF. Nein! Selbst muß ich mein Recht mir verschaffen. Laß das Schicksal walten!

KÅRE tritt näher. Freundlich ist der Rat, den Sigurd Dir gibt. Doch willst Du Dir Dein Recht auf förder-same Art verschaffen, so hab' ich einen besseren Vor-schlag. Rechne nie auf Entschädigung, solange Hjördis noch ein Wort zu reden hat; doch Deine Rache kannst Du haben, wenn Du auf mich hörst.

OERNULF. Rache! Und was rätst Du mir?

SIGURD. Böses, — das seh' ich wohl.

DAGNY zu Oernulf. Hör' ihn nicht an!

KÅRE. Hjördis hat mich friedlos erklärt; listig wird sie mir nach dem Leben trachten. Gelobst Du, mich zu schützen, so will ich heut nacht Gunnars Hof in Brand stecken — mit allem, was darin ist. Ist das nach Deinem Sinn?

SIGURD. Elender!

OERNULF ruhig. Nach meinem Sinn? Weißt Du, Kåre, was mehr nach meinem Sinn wäre? Mit Donnerstimme. Könnt' ich Dir Nase und Ohren abhauen, schuftiger Knecht! Du kennst den alten Oernulf schlecht, wenn Du glaubst, er würde mittun bei solchem Bubenstück!

KÅRE, der zurückgewichen ist. Machst Du Dich nicht über Gunnar her, so kommt er über Dich!

OERNULF. Das zu hindern, hab' ich Fäuste und Waffen.

SIGURD. Und nun fort von uns! Männer von Ehre schändet Dein Umgang.

KARE am Ausgang. So muß ich mich denn selber schützen, so gut ich kann. Aber das sag' ich Euch: Ihr werdet es bereuen, verfährt Ihr noch weiter so glimpflich. Ich kenne Hjördis — und werde sie zu treffen wissen!

Geht ab nach der See zu.

DAGNY. Er brütet Rache. Sigurd, das muß vereitelt werden!

OERNULF verdrießlich. Ach, laß ihn tun, was ihn gelüstet. Sie ist nichts Besseres wert.

DAGNY. Das ist nicht Deine wahre Meinung. Denk daran: Du hast sie auferzogen!

OERNULF. Unselig die Stunde, da ich sie unter mein Dach nahm — Jökuls Worte wollen in Erfüllung gehen.

SIGURD. Jökuls Worte?

OERNULF. Ihres Vaters Worte. Als ich ihm den Todesstreich versetzte, fiel er flach auf den Rasen nieder, sah mich an und sang:

Jökuls Sproß wird Jökuls Mörder

Weh bereiten allerwegen —

Wem einst Jökuls Schätze eigen,

Nimmer sind sie dem zum Segen!

So sang er. Dann schwieg er eine Weile, lachte — und verschied.

SIGURD. Das mußt Du so ernst nicht nehmen.

OERNULF. Wer weiß! Es geht verbürgt die Sage, Jökul habe einmal seinen Kindern das Herz eines Wolfs zu essen gegeben, damit sie einen grimmigen Sinn bekämen. Hjördis hat gewiß ihr gut Teil bekommen, das sieht man. Stutzt, indem er nach rechts hinausblickt. Gunnar! — Müssen wir beide uns nochmals begegnen?

GUNNAR erscheint. Ja, Oernulf! Denke von mir, wie Du willst, aber ich kann nicht als Feind von Dir scheiden.

OERNULF. Was ist Dein Begehr?

GUNNAR. Dir die Hand zur Versöhnung zu bieten, bevor Du aufbrichst. Hörst mich alle! Folgt mir nach meinem Hause und seid meine Gäste, solange' es Euch lüstet! An Obdach und Speise fehlt es nicht; und

von unserm Zwist soll weder heut noch morgen die Rede sein.

SIGURD. Doch Hjördis —?

GUNNAR. Fügt sich meinem Willen. Sie besann sich eines Bessern auf dem Heimweg und meinte, gleich mir, daß wir uns wohl aussöhnen könnten, wenn Ihr uns als Gäste besuchen wolltet.

DAGNY. Ja! So soll es sein!

SIGURD unschlussig. Ich weiß doch nicht, ob —

DAGNY. Gunnar ist Dein Waffenbruder. Wahrlich, ich müßte Dich schlecht kennen, wenn Du Dich weigertest!

GUNNAR zu Sigurd. Freundschaft hast Du mir bezeugt, wo wir uns auch fanden; — Du wirst mir diesmal nicht entgegen sein!

DAGNY. Und von hinnen ziehen, während Hjördis im Groll zurückbleibt — nein, nein, das dürfen wir nicht!

GUNNAR. Groß Unrecht hab' ich Oernulf zugefügt. Eh' es nicht wieder gut gemacht ist, kann ich vor mir selbst nicht Frieden finden.

SIGURD heftig. Alles andre kann ich für Dich tun, Gunnar! Nur hier bleiben kann ich nicht! Faßt sich. Ich bin König Aedhelstan untertänig und muß noch diesen Winter zu ihm nach England.

DAGNY. Das kannst Du ja ganz gut!

GUNNAR. Keiner kennet sein künftig Schicksal. Vielleicht, Sigurd, sehen wir uns jetzt zum letzten Mal, und dann könnt' es Dich reuen, daß Du nicht bis zum letzten Augenblick mir hilfreich warst.

DAGNY. Und lange Zeit wirst Du mich nicht wieder frohgemut sehen, wenn Du heute von dannen fährst.

SIGURD bestimmt. Nun wohl, es sei! Euer Wunsch werde erfüllt, obgleich — Doch nun ist es beschlossen — hier meine Hand: Ich bleibe — und will Dein und Hjördis' Gast sein.

GUNNAR schüttelt Sigurd die Hand. Dank, Sigurd, das wußt' ich! — Und Du, Oernulf, denkst Du wie er?



OERNULF widerwillig Ich will es überlegen; Hjördis hat bitter mich gekränkt — heute kann ich mich noch nicht entscheiden.

GUNNAR. Ja, ja, alter Kämpe, Sigurd und Dagny werden wohl wissen, Dir die Stirn zu glätten. — Nun rüst' ich das Mahl. Lebt wohl so lange, und willkommen in meiner Halle!!

Geht rechts ab.

SIGURD für sich. Hjördis hat sich eines Bessern besonnen, sagt er. Da kennt er sie wenig; eher möcht' ich glauben, sie brüte Unheil — Bricht ab und wendet sich zu seinen Leuten. Nun folget mir alle zu den Schiffen! Gute Gaben will ich wählen für Gunnar und sein Gesinde,

DAGNY. Das Beste, was wir haben — Und Du, mein Vater — Du sollst keine Ruhe vor mir haben. bis Du Dich fügst!

Sie geht mit Sigurd und den Mannen hinunter zur See und verschwindet im Hintergrunde.

OERNULF. Mich fügen! Ja, hätte Gunnar kein Weibervolk im Hause — Wüßt' ich ihr nur beizukommen! — Thorolf! Du hier?

THOROLF, der rasch aufgetreten ist. Wie Du siehst. Vater, ist es wahr, das Gerücht? Du trafst Dich mit Gunnar, dem Lehnsmann?

OERNULF. Ja.

THOROLF. Und hast nun Streit mit ihm?

OERNULF. Hm — wenigstens mit Hjördis.

THOROLF. So sei getrost! Nun wird Dir Rache.

OERNULF. Rache? Wer rächt mich?

THOROLF. Höre nur! Ich stand im Schiff, da kam ein Mann gelaufen, mit einem Pfahl in der Hand, und rief: „Gehörst Du auf Oernulfs Heerschiff, dann grüss' ihn vom Bauer Kåre und sag' ihm, daß ich jetzt Rache nehme für uns beide!“ — Darauf bestieg er ein Boot und ruderte von dannen, indem er sagte: „Zwanzig Geächtete liegen im Fjord; mit ihnen fahr' ich südwärts, und heut abend wird Hjördis sich keines Sprossen mehr zu rühmen haben.“

OERNULF. Das sagte er?! Ha, nun begreif' ich! Gunnar hat seinen Sohn weggebracht, Kåre ist in Unfrieden mit ihm —

THOROLF. Und nun rudert er hinaus, den Knaben zu töten!

OERNULF kurz entschlossen. Vorwärts — alle! Die Beute wollen wir ihm streitig machen!

THOROLF. Was hast Du vor?

OERNULF. Laß mich! Die Rache gehört mir, nicht Kåre!

THOROLF. Ich begleite Dich.

OERNULF. Nein, Du folgst Sigurd und Deiner Schwester nach Gunnars Hof!

THOROLF. Sigurd? Ist er im Lande?

OERNULF. Dort siehst Du seine Heerschiffe; wir sind ausgesöhnt — Du folgst ihm!

THOROLF. Zu Deinen Feinden?

OERNULF. Geh Du nur zum Gelage! Nun soll Hjördis den alten Oernulf kennen lernen! — Aber höre, Thorolf, — zu keinem sprichst Du von meinem Vorhaben, — hörst Du, zu keinem!

THOROLF. Das gelob' ich!

OERNULF faßt Thorolfs Hand und blickt ihn zärtlich an. So lebe wohl, mein wackrer Junge! Befleißige Dich guter Sitten im Festhaus — dann machst Du mir Ehre. Nicht sollst Du unnütze Reden führen, aber was Du sprichst, das muß scharf sein wie Schwertesschneide. Sei leutselig, solange Dir Gutes erwiesen wird; doch reizt man Dich, sollst Du nicht dazu schweigen! Trinke nicht mehr, als Du vertragen kannst; aber weise das Horn nicht zurück, wenn es Dir mit Maßen geboten wird, damit man Dich nicht für einen Schwächling halte!

THOROLF. Sei unbesorgt!

OERNULF. So geh nun zum Fest nach Gunnars Hof! Ich komme auch zum Gelage, und zwar so, wie man's von mir gewiß nicht erwartet. Munter zu den andern.

Vorwärts, Du Wolfsbrut! Wetze die Zähne — Blut sollst Du zu trinken bekommen!

Er geht mit den älteren Söhnen rechts im Hintergrund ab.

Sigurd und Dagny kommen in prächtigen Festgewändern vom Strand herauf, gefolgt von zwei Männern, die eine Kiste tragen; die Männer gehen gleich wieder zurück.

THOROLF blickt dem Vater nach. Nun ziehen sie alle hinaus in den Kampf, und ich darf nicht mit. Hart ist es, in seiner Sippe der Jüngste zu sein. — Dagny! Gruß und Heil, liebe Schwester!

DAGNY. Thorolf! Alle guten Geister! Wie bist Du groß geworden!

THOROLF. Ei, in fünf Jahren, sollt' ich meinen —

DAGNY. Ja, ja! Da hast Du recht.

SIGURD reicht Thorolf die Hand. In Dir wächst dem Oernulf ein mutiger Gesell heran, wenn ich mich nicht täusche.

THOROLF. Wollt' er mich nur auf die Probestellen, —

DAGNY lächelnd. Doch schont er Dich mehr, als es nach Deinem Sinn? Ich weiß wohl, er hat Dich fast allzulieb.

SIGURD. Wo ist er hin?

THOROLF. Hinunter zum Schiffe. Gehen wir! Er kommt später.

SIGURD. Ich harre meiner Leute, die noch Waren heraufbringen und die Schiffe verankern.

THOROLF. Da muß ich helfen!

Geht hinab zur See.

SIGURD nach einer kurzen Pause. Dagny, mein Weib, endlich sind wir allein! Ich habe Dir Dinge zu sagen, die sich nicht länger verschweigen lassen.

DAGNY erstaunt. Was meinst Du?

SIGURD. Gefährlich kann sie werden, diese Fahrt nach Gunnars Hof.

DAGNY. Gefährlich? Glaubst Du, daß Gunnar —?

SIGURD. Gunnar ist gut und treu. Nein, nein! Doch besser wär's gewesen, ich wäre von dannen gezogen, ohne ihn heimzusuchen.

DAGNY. Du machst mir Angst! Sigurd, was ist es?

SIGURD. Antworte mir vor allem auf eine Frage: wo ist der Goldring, den ich Dir einstens gab?

DAGNY zeigt ihn. Hier an meinem Arm. Du gebotest mir, ihn zu tragen.

SIGURD. Wirf ihn hinunter auf des Meeres Grund, so tief, daß keiner je ihn findet: denn manchen Mannes Untergang könnt' er werden!

DAGNY. Der Ring?

SIGURD. An jenem Abend, da der Weiberraub in Deines Vaters Hause geschah — erinnere Dich —

DAGNY. Ob ich mich erinnere!

SIGURD. Davon will ich jetzt reden.

DAGNY. Was ist es? Sag'!

SIGURD. Du weißt, es war ein Festgelag gewesen. Zeitig gingst Du auf Deine Kammer, indes Hjördis mitten unter den zechenden Mannen sitzen blieb. Fleißig machte das Horn die Runde, und großer Dinge vermaß sich mancher. Ich schwur, eine holde Maid aus Island zu entführen, wenn ich aufbräche; Gunnar schwur dasselbe und reichte Hjördis den Trunk. Da trank sie aus dem Horn, stand auf und gelobte, daß sie als Eheweib nur dem Kämpfen eignen wolle, der nach ihrer Kammer ginge, den Eisbären tötete, der an der Tür dort angebunden sei, und sie wegtrüge auf seinen Armen.

DAGNY. Ja, ja -- das weiß ich.

SIGURD. Doch alle meinten, es sei unmöglich; denn der Bär war der wildesten Ungetüme eines. Niemand außer Hjördis durfte ihm nahen, und er hatte die Stärke von zwanzig Männern.

DAGNY. Aber Gunnar erschlug ihn dennoch, und diese Tat trug seinen Ruhm durch alle Lande.

SIGURD. Er ward berühmt durch sie -- allein -- diese Tat vollbrachte ich!

DAGNY aufschreiend. Du!

SIGURD. Da die Männer den Festsaal verließen, bat mich Gunnar, ihm zur Zwiesprach auf sein

Schlafgemach zu folgen. Dort sagte er: „Hjördis ist mir werter denn alle Weiber; ich kann nicht leben ohne sie.“ — Ich antwortete: „So geh nach ihrer Kammer; Du weißt, welche Bedingung sie gestellt hat.“ — Er aber meinte: „Ein liebesiecher Mann schätzt das Leben hoch. Ungewiß bleibt der Ausgang des Kampfes mit dem Bären, und ich zittere bei dem Gedanken, jetzt mein Leben lassen zu müssen — denn mit dem Leben verlör’ ich auch Hjördis.“ Lange sprachen wir zusammen, und das Ende war, daß Gunnar sein Schiff zur Abfahrt bereit machte, ich aber mein Schwert zog, Gunnars Waffenkleider antat und nach der Kammer ging.

DAGNY mit stolzer Freude. Und Du, — Du warst des Bären Überwinder?

SIGURD. Ich war’s. Im Gemach war es düster wie unter den Fittichen des Raben. Hjördis wähnte, es sei Gunnar, der neben ihr säße — erhitzt war sie vom Met — sie streifte einen Ring von ihrem Arm und gab ihn mir —: den Du jetzt trägst, der ist’s.

DAGNY zögernd. Und Du bliebst die Nacht bei Hjördis im Gemach?

SIGURD. Mein blankes Schwert lag zwischen uns. Nach kurzer Pause. Ehe der Tag graute, trug ich Hjördis auf Gunnars Schiff. Sie merkte nicht unsere List, und er segelte mit ihr ins Weite. Alsdann ging ich nach Deinem Schlafgemach und fand Dich dort inmitten Deiner Mägde, — was nun folgte, weißt Du. Ich zog von Island mit einer holden Maid, wie ich geschworen, und Du bist mir von Stund an treulich gefolgt, wohin ich auch fuhr.

DAGNY bewegt. Mein tapferer Eheherr! Du vollbrachtest die Heldentat — o, ich hätt’ es ahnen müssen! Außer Dir war keiner dazu im stande! Hjördis, das stolze und herrliche Weib, konntest Du gewinnen — und kürtest mich! Zwiefach teuer müßtest Du hinfort mir sein, wärest Du mir nicht schon das Teuerste auf Erden!

SIGURD. Dagny, mein gutes Weib, nun weißt Du alles — was Du wissen mußt. Ich mußte Dich warnen: denn der Ring — laß ihn Hjördis nie vor Augen kommen! Willst Du mir folgen, so wirf ihn weg — tief ins Meer!

DAGNY. Nein, Sigurd! Dazu ist er mir zu teuer. Ist er doch ein Geschenk von Dir! Aber sei unbesorgt: ich werde ihn vor aller Augen verbergen, und niemals will ich verraten, was Du mir anvertraut.

Thorolf kommt von den Schiffen mit Sigurds Mannen.

THOROLF. Alles ist bereit zur Fahrt.

DAGNY. So komm, Sigurd, mein edler, starker Held!

SIGURD. Ruhig, Dagny — ruhig! In D e i n e r Macht steht es nun, ob die Fahrt in Frieden oder mit Männermord enden soll. Rasch zu den übrigen. Auf zum Festmahl, nach Gunnars Hof!

Geht mit Dagny nach rechts; die andern folgen.

## ZWEITER AKT

Die Festhalle in Gunnars Hause. Die Eingangstür befindet sich im Hintergrunde, kleinere Türen an den Seitenwänden. Im Vordergrunde links der große Hochsitz, ihm gegenüber, rechts, der kleinere. Mitten in der Halle brennt ein Reisigfeuer auf einem gemauerten Herd. Im Hintergrunde zu beiden Seiten der Tür sind Erhöhungen für die Frauen des Hauses. An den Wänden entlang zwei mächtige Tische mit Banken zu beiden Seiten; sie reichen von den zwei Hochsitzen bis zum Hintergrunde. Draußen ist es finster; das Feuer erhellt die Halle.

Dag ny und Hjördis kommen von rechts herein.

DAGNY. Ich verstehe Dich nicht, Hjördis. Du hast mich nun auf dem ganzen Hof herumgeführt. Ich wüßte nicht, was Dir fehlt — und was Du hast, ist schön und herrlich — wie kannst Du klagen?

HJÖRDIS. Hm! Setz' einen Aar in den Käfig, und er wird in die Stäbe beißen, seien sie nun von Eisen oder von Gold.

DAGNY. In einem bist Du doch reicher als ich; Du hast Egil, Deinen kleinen Sohn.

HJÖRDIS. Besser keinen Sohn als einen, der unehrlich geboren ist!

DAGNY. Unehrllich?

HJÖRDIS. Hast Du die Worte Deines Vaters vergessen? — Egil ist ein Bankert, — so sagte er.

DAGNY. Ein Wort im Zorn gesprochen — wie magst Du das Dir zu Herzen nehmen!

HJÖRDIS. Ja, ja, Oernulf hatte recht; Egil ist schwächlich; man merkt ihm an, daß er unfrei geboren.

DAGNY. Hjördis, wie kannst Du —

HJÖRDIS, ohne auf sie zu hören. So saugt sich die Schande ins Blut, wie Gift vom Schlangenzahn. In freigebornen Heldensöhnen ist andres Mark. Ich hab' von einer Königin gehört, die ihrem Sohn das Wams fest ins Fleisch genäht, ohne daß er mit den Augen zuckte. Mit einem boshaften Gesichtsausdruck. Dag ny, das will ich bei Egil versuchen!

DAGNY empört. Hjördis! Hjördis!

HJÖRDIS lacht. Haha! Du denkst, es sei mein Ernst? Mit verändertem Ton. Doch ob Du mir nun glaubst oder nicht — bisweilen kommt eine unwiderstehliche Lust über mich, dergleichen zu vollführen. Es muß wohl im Blute liegen; es heißt ja, ich stamme vom Geschlechte Jötuns. — Da, setz' Dich, Dagny! Weit herum bist Du gekommen in diesen fünf langen Jahren — sag', an Königshöfen warst Du wohl oft zu Gast?

DAGNY. Gewiß! Zumal bei Aedhelstan in England.

HJÖRDIS. Und warst überall hoch geehrt und saßest zu oberst an der Tafel?

DAGNY. Das sollt' ich meinen. Als Sigurds Ehefrau —

HJÖRDIS. Fürwahr, ein gepriesener Held ist Sigurd — steht auch Gunnar über ihm.

DAGNY. Gunnar?

HJÖRDIS. Eine Tat vollbrachte Gunnar, deren Sigurd sich nicht erkühnte — Doch genug! — Und nun sag' mir: wenn Sigurd auf Wikingsfahrten war und Du ihm folgtest; wenn Du die Schwerter sausen hörtest in wildem Spiel; wenn das rote Blut auf dem Schiffsdeck dampfte — überkam Dich da nicht eine unbändige Lust, unter den Männern zu streiten, das Kriegskleid anzulegen und zur Waffe zu greifen?

DAGNY. Nie! Wo denkst Du hin? Ich — ein Weib!

HJÖRDIS. Ein Weib, ein Weib! — Es gibt niemand, der weiß, was ein Weib vermag! — Nun, — e i n e s wirst Du mir doch sagen können, Dagny; denn das muß Du sicher wissen: wenn ein Mann das Weib umfängt, das er liebt — ist es wahr, daß alsdann ihr Blut brennt, daß ihre Brust pocht, daß ihr die Sinne vergehen vor seliger Lust?

DAGNY errötend. Hjördis, wie kannst Du —

HJÖRDIS. So sag' mir's —

DAGNY. Das, denk' ich, hast Du wohl selbst erfahren.

HJÖRDIS. Ja, ein Mal, nur ein einzig Mal! Es war in jener Nacht, da Gunnar bei mir saß in der Kammer.



Er umfing mich so heftig, daß der Harnisch barst, und da, da —

DAGNY erregt. Wie? Sigurd?

HJÖRDIS. Sigurd? Wer spricht von Sigurd? Von Gunnar red' ich und von jener Nacht, da der Weiber-raub —

DAGNY faßt sich. Ja, ich erinnere mich, — ich weiß wohl —

HJÖRDIS. Es war das erste und das einzige Mal in meinem Leben — Mir war, als hätt' ein Zauber mich gebannt. Denn daß Gunnar ein Weib so umfahen könne, das — Sie hält inne und blickt Dagny an. Bist Du krank? — Bald wirst Du bleich, bald rot —

DAGNY. Ich? O nein!

HJÖRDIS ohne Dagnys zu achten. Hinaus aufs Meer in den lustigen Kampf hätt' ich ziehen sollen! Das wäre besser gewesen, für mich und vielleicht auch — für uns alle! Das wär' ein Leben gewesen, voll und reich! — Wunderst Du Dich nicht, Dagny, mich lebend hier zu finden? Wird Dir nicht bange, nun es finster worden, allein in einer Stube mit mir zu sein? Kommt Dir nicht der Gedanke, ich wär' all die Zeit über tot gewesen, und die hier vor Dir steht, sei nur ein Geist?

DAGNY in unheimlicher Stimmung. Komm — laß uns gehen — zu den andern!

HJÖRDIS faßt sie beim Arm. Nein, bleib! Begreifst Du, Dagny, wie ein Mensch, der fünf Nächte hier geweilt hat, noch leben kann?

DAGNY. Fünf Nächte?

HJÖRDIS. Hier im Norden ist jede Nacht einen Winter lang. — In schnellem Wechsel der Stimmung. Aber nein, — es ist auch schön hier! Du sollst hier sehen, was Du nie an Englands Königshof erschaut. Die Zeit, da Du bei mir bist, wollen wir miteinander wie Schwestern sein. Zum Meer hinunter wollen wir gehen, wenn das Unwetter tobt; Du sollst die Wogen sehen, wie sie ans Land fliegen gleich wilden weißmähnigen Rossen. Und weit draußen die Walfische! Sie gehen aufein-

ander los wie Kämpen in Panzer und Stahl! — Ha, welche Wonne, reitend auf des Walfischs Rücken als Unhold vor den Schiffen einherzuziehen, den Sturm zu wecken und durch süße Zauberweisen die Menschen in die Tiefe zu locken!

DAGNY. Pfui, Hjördis, wie kannst Du nur so sprechen!

HJÖRDIS faßt sie bei der Hand. Kannst Du Zauberlieder singen?

DAGNY mit Abscheu. Ich?!

HJÖRDIS. Ich glaubte es. Denn wodurch sonst hättest Du Sigurd an Dich gelockt?

DAGNY. Schändlich ist Deine Rede. Ich gehe!

HJÖRDIS hält sie zurück. Weil ich scherze? — Hör' nur weiter! Wie herrlich, Dagny, am Abend hier an der Luke zu sitzen, — zuzuhören dem Meergespenste, das im Bootshaus unten jammert — hier zu weilen und zu lauschen auf die Heimfahrt der Toten — denn hier oben im Norden müssen sie vorbei. Die Recken sind's, die im Streite gefallen, die gewaltigen Weiber, die ihr Leben nicht tatenlos verbracht, wie Du und ich. In Sturm und Ungewitter sausen sie durch die Lüfte — auf schwarzen Rossen und mit hellem Schellenklang! Schlingt ihre Arme um Dagny und drückt sie wild an ihre Brust. Ha! Stell' Dir vor, Dagny, die letzte Fahrt auf so herrlichem Renner zu tun!

DAGNY, indem sie sich losreißt. Hjördis! Hjördis! Laß mich! Ich will nichts hören!

HJÖRDIS lacht. Weich ist Dein Sinn und schreckhaft. Gunnar kommt vom Hintergrunde her mit Sigurd und Thorolf.

GUNNAR. Ja wahrhaftig, zu meinem Glücke fehlt mir nun nichts mehr. Dich, Sigurd, meinen tapfern Bruder, hab' ich wiedergefunden, ganz so treu wie in früheren Tagen; ich habe Oernulfs Sprossen unter meinem Dach, und er selbst, der Greis, wird später kommen — ist's nicht so?

THOROLF. Er versprach es.

GUNNAR. Wäre nur auch klein Egil hier!

THOROLF. Den Knaben hast Du wohl sehr lieb, denn Du sprichst so oft von ihm?

GUNNAR. Wie sollt' ich nicht! Er ist ja doch mein einziges Kind und verspricht hold und liebe reich zu werden.

HJÖRDIS. Aber kein Kämpfe.

GUNNAR. Je nun, das wird sich zeigen.

SIGURD. Daß Du ihn aber fortbrachtest —

GUNNAR. Hätt' ich's nur nicht getan! Halblaut. Du weißt ja, Sigurd: hat einer etwas über alles in der Welt lieb, so handelt er zuweilen unmännlich. Laut. Nur wenig Leute hatt' ich auf dem Hof, und keiner von uns konnte des Lebens sicher sein, als es hieß, Oernulf sei mit einem Heerschiff gelandet.

HJÖRDIS. Ich kenn' etwas, das noch höher steht als das Leben.

THOROLF. Und das wäre?

HJÖRDIS. Unsere Ehre und unser Ruf vor der Welt.

GUNNAR. Hjördis!

SIGURD. Nimmer soll es von Gunnar heißen, er habe durch solche Tat seine Ehre verwirkt.

GUNNAR streng. Vergebliches Bemühen, mich wider Oernulfs Sippe aufzureizen!

HJÖRDIS lächelnd. Hm, sag' mir, Sigurd, — kann Dein Schiff mit allen Winden segeln?

SIGURD. Ja, wenn es klug gesteuert wird.

HJÖRDIS. Gut; auch ich will mein Schiff mit Klugheit steuern und hoffe, ans Ziel zu kommen.

Geht nach dem Hintergrund.

DAGNY leise und unruhig. Sigurd, laß uns fort — noch heut abend!

SIGURD. Jetzt ist's zu spät; Du selbst hast —

DAGNY. Da hatt' ich Hjördis noch lieb; aber jetzt — ich hab' Worte von ihr vernommen — daß mich schaudert, denk' ich daran.

Sigurds Mannen mit andern Gästen. Männer und Weiber, Knechte und Mägde im Hintergrund.

GUNNAR nach einer kleinen Pause, die mit gegenseitigen Begrüßungen usw. ausgefüllt wird. Nun zu Tisch! Mein vornehmster Gast, Oernulf von den Fjorden, kommt später. Thorolf hat es mir zugesagt.

HJÖRDIS zum Hausgesinde. Reicht Bier und Meierum! Dann löst sich die Zunge und der Sinn wird fröhlich.

Gunnar führt Sigurd zu dem Hochsitz rechts. Dagny setzt sich Sigurd zur Rechten, Hjördis sitzt ihm gerade gegenüber auf der andern Seite desselben Tisches. Thorolf erhält Platz am andern Tische und sitzt also Gunnar gegenüber, der sich auf dem hohen Hochsitze niederläßt. Die übrigen nehmen gegen den Hintergrund zu Platz.

HJÖRDIS nach einer kurzen Pause, während der man einander zugetrunken und leise über den Tisch geplaudert hat. Selten findet man so viel kühne Männer beisammen, wie heut abend hier in der Halle. Schicklich also wär's, den alten Brauch zu üben, daß jeder seine Taten nenne! Dann können alle entscheiden, wer der kühnste ist.

GUNNAR. Der Brauch ist gefährlich beim Trinkgelage. Unfrieden führt er zumeist herauf.

HJÖRDIS. Ich dachte nicht, daß Gunnar furchtsam sei.

SIGURD. Das denkt gewiß niemand. Aber spät würden wir fertig, wollte jeder von uns seine Taten nennen; so zahlreich sind wir. Erzähl' uns lieber von Deiner Fahrt nach Bjarmeland, Gunnar! So weit nordwärts gefahren zu sein, das ist eine vollwertige Tat, und gern hören wir Dir zu.

HJÖRDIS. Die Fahrt nach Bjarmeland ist Fährmannswerk und verdient nicht, vor Helden genannt zu werden. Nein, Sigurd — beginne Du! Wenn ich nicht glauben soll, daß Du meinen Eheherrn nur ungern preisen hörst, so beginne! Nenne von Deinen Taten die, so Du am höchsten schätzt!

SIGURD. Da Du mich zwingst, so sei es! Dies meine Tat: Als ich auf einer Wikingsfahrt unter Orknö

lag, da kamen uns Feinde entgegen; wir aber enterten die Schiffe, und ich stritt allein gegen acht Mann.

HJÖRDIS. Die Tat war gut. Aber warst Du in ganzer Rüstung?

SIGURD. In ganzer Rüstung — mit Axt, Speer und Schild.

HJÖRDIS. Die Tat war gleichwohl gut. Und nun, mein Eheherr, künde Du die rühmlichste Deiner Taten!

GUNNAR unwillig. Ich erschlug zwei Berserker, die ein Handelsschiff geraubt hatten, sandte die gefangnen Fährleute in ihre Heimat zurück und gab das Schiff frei ohne Lösegeld. Englands König nannte diese Tat wacker, sagte, ich hätte rühmlich gehandelt, und sandte mir Dank und gute Gaben.

HJÖRDIS. Wahrlich, Gunnar, eine bessere Tat hättest Du namhaft machen können!

GUNNAR heftig. Keiner andern weiß ich mich zu rühmen! Seit ich von Island fuhr, hab' ich in Frieden gelebt und mich an Seefahrten erfreut. — Nichts mehr davon!

HJÖRDIS. Wenn Du selbst Deinen Ruhm verdunkelst, so muß Dein Eheweib sprechen.

GUNNAR. Hjördis, schweig — ich befehl' es!

HJÖRDIS fährt fort. Sigurd stritt gegen acht Mann und war in voller Rüstung. Gunnar ging bei finstrer Nacht in mein Gemach, erschlug den Bären, der die Stärke von zwanzig Männern hatte, und trug doch nur in der Hand ein kurzes Schwert!

GUNNAR in heftiger Erregung. Weib, kein Wort mehr!

DAGNY leise. Sigurd, wirst Du dulden —

SIGURD ebenso. Schweig!

HJÖRDIS zu den übrigen. Und nun, Ihr wackeren Männer, wer ist der kühnere: Sigurd oder Gunnar?

GUNNAR. Schweig!

HJÖRDIS mit erhobener Stimme. Sagt an! Mit Fug heischt man es von Euch!

Ein alter Mann unter den Gästen. Soll die Wahrheit gesagt werden: Gunnars Tat ist herrlicher denn

alles, was je ein Mann vollbracht hat. Gunnar ist der kühnste Held, und nächst ihm Sigurd!

GUNNAR, indem er über den Tisch hinblickt. Sigurd, Sigurd! Wenn Du wüßtest —

DAGNY leise. Das ist zu viel — selbst für einen Freund!

SIGURD ebenso. Schweig, Dagny! Laut zu den übrigen. Sicherlich ist Gunnar der edelste der Helden; und dafür würde ich ihn halten bis an meinen letzten Tag, auch wenn er jene Tat nicht vollführt hätte; denn ich achte sie minder hoch als Ihr.

HJÖRDIS. Das sprichst der Neid aus Dir, Wiking Sigurd!

SIGURD lächelnd. Wie Du Dich irrest! Freundlich zu Gunnar, indem er ihm über den Tisch zutrinkt. Heil Dir, edler Gunnar! Fest soll unsere Freundschaft bestehen, versucht man gleich sie zu erschüttern.

HJÖRDIS. Das versucht niemand, soviel ich weiß.

SIGURD. Sag' das nicht! Fast möcht' ich glauben, Du ludest uns zum Trinkgelage, um Unfrieden zu stiften.

HJÖRDIS. Das gleicht Dir, Sigurd! Du bist böse, weil Du unter den Zechgenossen hier nicht als der Erste giltst.

SIGURD. Allzeit hab' ich Gunnar höher geschätzt als mich selbst.

HJÖRDIS. Nun, — der Platz hinter Gunnar ist ja auch gut, und — mit einem Seitenblick auf Thorolf — wär' Oernulf hier, so wär' ihm die dritte Stelle geworden!

THOROLF. Dann hätte Jökul, Dein Vater, ganz unten an der Tafel sitzen müssen; denn er mußte Oernulf weichen.

Der folgende Wortwechsel wird von beiden Seiten mit wachsender, doch verhaltener Leidenschaftlichkeit geführt.

HJÖRDIS. Das solltest Du nicht sagen. Oernulf ist ja Skalde; und es geht das Gerede, daß er sich größerer Taten gerühmt hat, als er vollbrachte.

THOROLF. Dann wehe dem, der dieses Gerede so laut wiederholt, daß es mir zu Ohren dringt.

HJÖRDIS mit herausforderndem Lächeln. Wolltest Du es rächen?

THOROLF. Ja, und auf eine Art, daß es weithin ruchbar würde!

HJÖRDIS. So will ich mein Horn darauf leeren, daß Dir zuvor ein Bart ums Kinn sprosse!

THOROLF. Selbst ein bartloser Gesell ist zu gut dazu, mit Weibern zu zanken.

HJÖRDIS. Doch zu weichlich, um mit Männern zu kämpfen. Deshalb ließ Dein Vater Dich zu Haus auf Island so lang hinter dem Ofen, während Deine Brüder ins Feld zogen.

THOROLF. Schlimm war's, daß sein Auge nicht ebenso gut über Dich wachte; nie hättest Du dann als entführtes Weib Island verlassen können!

SIGURD und GUNNAR. Thorolf!

DAGNY zu gleicher Zeit. Bruder!

HJÖRDIS leise und zitternd vor Aufregung. Ha, warte -- warte Du!

THOROLF reicht Gunnar die Hand. Sei nicht böse, Gunnar! Schlimme Worte entfielen meinem Munde -- aber Deine Ehefrau reizte mich.

DAGNY leise und flehend. Schwester, wenn Du mich je liebtest, so wecke keinen Streit!

HJÖRDIS lachend. Beim Trinkgelage muß man Spaß verstehen, wenn die Fröhlichkeit gedeihen soll.

GUNNAR, der leise mit Thorolf gesprochen. Du bist ein braver Bursche! Reicht ihm ein Schwert, das am Hochsitze hängt. Da, Thorolf, da hast Du eine gute Gabe! Mach' guten Gebrauch davon und laß uns Freunde sein!

HJÖRDIS. Du solltest Deine Waffen nicht verschenken, Gunnar. Die Leute könnten sonst sagen, Du trenntest Dich nur von Dingen, die Du selbst nicht zu brauchen weißt.

THOROLF, der inzwischen das Schwert geprüft. Dank für die Gabe, Gunnar! In unrühmlichem Handel soll dieses Schwert nie geschwungen werden!

HJÖRDIS. Willst Du das Gelübde halten, so leihe das Schwert niemals Deinen Brüdern!

GUNNAR. Hjördis!

HJÖRDIS fährt fort. Hänge es auch nicht an Deines Vaters Wand, sonst hängt es bei den Waffen eines unwürdigen Mannes.

THOROLF. Wohl wahr, Hjördis — Deines Vaters Axt und Schild hängen dort seit manchen Jahren.

HJÖRDIS bezwingt sich. Daß Oernulf meinen Vater erschlug, — diese Tat führst Du beständig im Munde; aber spricht das Gerücht wahr, so ist die Tat weniger ehrenvoll, als Du denkst.

THOROLF. Und was sagt das Gerücht?

HJÖRDIS lächelnd. Ich darf es nicht künden; Du würdest aufbegehren.

THOROLF. So schweig — das seh' ich lieber! Kehrt ihr den Rücken.

HJÖRDIS. Nun, ich kann es ja auch sagen. Ist es wahr, Thorolf, daß Dein Vater in Weiberkleidung drei Nächte bei der Hexe in Smalserhorn saß und Zaubertränke kochte, bevor er wagte, zum Zweikampf mit Jökul auszuziehen? Alle erheben sich, große Bewegung unter den Gästen.

GUNNAR, SIGURD und DAGNY. Hjördis!

THOROLF in der höchsten Erbitterung. Solch eine schändliche Lüge über Oernulf von den Fjorden hast Du nicht g e h ö r t , Du hast sie selbst e r d i c h t e t , und wer auf so etwas verfällt, muß giftig sein wie Du! Die schimpflichste Tat, die ein Mann begehen kann, hast Du meinem Vater nachgesagt. Wirft das Schwert weg. Da, Gunnar, da hast Du sie wieder, Deine Gabel! Aus dem Hause, wo mein Vater verhöhnt wurde, nehm' ich kein Geschenk mit!

GUNNAR. Thorolf, so hör' doch!

THOROLF. Laß mich fort! Doch hütet Euch Ihr beiden. Du wie Hjördis! Denn in diesem Augenblicke hat mein Vater d e n in seiner Gewalt, der Euch das Teuerste ist auf Erden.



HJÖRDIS stutzt. Dein Vater hat —

GUNNAR fährt auf. Was sagst Du?

SIGURD heftig. Wo ist Oernulf?

THOROLF mit Hohnlachen. Südwärts — mit meinen Brüdern!

GUNNAR. Südwärts!

HJÖRDIS in heftiger Leidenschaft. Gunnar! Oernulf hat unseren Sohn ermordet!

GUNNAR. Ermordet! Egil ermordet! Dann wehe Oernulf und seinem ganzen Hause! Thorolf — ist es wahr?

SIGURD. Gunnar, Gunnar — hör' mich an!

GUNNAR. Antworte, wenn Dir Dein Leben lieb ist!

THOROLF. Du schreckst mich nicht! Wart' nur, bis mein Vater kommt. Rache dräuend dringt er in Gunnars Hof! Und Du, Hjördis, freue Dich der Worte, die ich heut vernahm: „Noch eh' es dunkelt, werden Gunnar und sein Weib sich keines Sprossen mehr zu rühmen haben!“

Ab durch die Mitte.

GUNNAR im tiefsten Schmerz. Ermordet — ermordet! Mein Egil ermordet!

HJÖRDIS wild. Und Du läßt Thorolf ziehen! Läßt Egil, Deinen Sohn, ungerächt? Ein Schurke sollst Du sein vor jedermann, wofern —

GUNNAR ganz außer sich. Ein Schwert, — eine Axt! — Das war seine letzte Botschaft! Entreißt einem der Umstehenden die Axt und eilt hinaus.

SIGURD will ihm folgen. Gunnar, zügle Dich!

HJÖRDIS hält Sigurd zurück. Bleib, bleib! Die Männer werden sie trennen — ich kenne Gunnar. Man hört einen Schreckensruf aus der Menge, die am Ausgang sich schart.

SIGURD UND DAGNY. Was war das?

EINE STIMME AUS DER MENGE. Thorolf fiel!

SIGURD. Thorolf! Ha, laßt mich!

DAGNY. Mein Bruder! O mein Bruder!

Sigurd will hinaus, im selben Augenblick aber teilt sich die Menge, Gunnar tritt ein und wirft an der Thür die Axt zu Boden.

GUNNAR. Es ist geschehen! Egil ist gerächt!

SIGURD. Wohl Dir, wenn Du nicht zu rasch gewesen mit der Tat!

GUNNAR. Kann sein, kann sein! Doch Egil — Egil, mein holder Junge!

HJÖRDIS. Wappnen müssen wir uns jetzt und Hilfe bei unsern Freunden suchen; denn Thorolf hat viele Rächer.

GUNNAR finster. Er selbst wird sein schrecklichster Rächer sein; Tag und Nacht wird er mir vor Augen stehen.

HJÖRDIS. Thorolf bekam seinen Lohn. Für der Sippe Tat muß die Sippe büßen.

GUNNAR. Wohl wahr. Aber das weiß ich: vor dem Mord war mir froher zu Mut.

HJÖRDIS. Die Blutnacht ist stets die ärgste — ist sie vorüber, dann wird es besser. Mit schändlicher List hat Oernulf der Rache gefröhnt. In offnem Kampf wollte er sich uns nicht stellen; er tat, als sei er versöhnlich gestimmt, und fiel so über unser wehrloses Kind her! Ha, ich sah schärfer als Ihr. Mir ahnte, daß Oernulf schlimm und arglistig sei! Wohl hatt' ich Grund, Dich aufzustacheln gegen ihn und sein ganzes falsches Geschlecht!

GUNNAR erregt. Du hattest recht. Gering ist meine Rache im Vergleich zu Oernulfs Missetat. Er verlor Thorolf, aber er hat doch sechs Söhne noch. Ich hingegen habe keinen — keinen mehr!

EIN KNECHT kommt eilig aus dem Hintergrunde her. Oernulf von den Fjorden naht!

GUNNAR. Oernulf!

HJÖRDIS UND EINIGE MÄNNER. Zu den Waffen! Zu den Waffen!

DAGNY zu gleicher Zeit. Mein Vater!

SIGURD wie von einer Ahnung erfaßt. Oernulf? — Ha, Gunnar, Gunnar!

GUNNAR zieht das Schwert. Auf, Ihr Mannen! Rache über Egils Mörder!

Oernulf tritt ein, mit Egil auf dem Arm.

GUNNAR aufschreiend. Egil!

OERNULF. Da habt Ihr klein Egil wieder.

ALLE durcheinander. Egil — Egil lebt!

GUNNAR läßt das Schwert sinken. Weh' mir! Was hab' ich getan!

DAGNY. O Thorolf, mein Bruder!

SIGURD. Ich dacht' es wohl!

OERNULF setzt Egil nieder. Da, Gunnar, hast Du Deinen wackern Jungen!

EGIL. Vater! Der alte Oernulf wollte mir ja nichts zu Leide tun, wie Du mir sagtest, als ich fortkam.

OERNULF zu Hjördis. Buße hab' ich gezahlt für Deines Vaters Tod! Jetzt können wir uns wohl versöhnen.

HJÖRDIS mit unterdrückter Bewegung. Vielleicht!

GUNNAR wie aus dem Schlaf erwachend. Hat mich ein häßlicher Traum verwirrt? Du — Du bringst Egil!

OERNULF. Wie Du siehst. Doch wisse, er war dem Tode nahe.

GUNNAR. Ich weiß es.

OERNULF. Und Du freust Dich nicht mehr über seine Wiederkehr?

GUNNAR. Wär' er früher gekommen, ich würde mich mehr gefreut haben. — Doch sag' mir alles, was geschehen!

OERNULF. Das ist bald gesagt. Kåre spann Ränke wider Euch. Mit andern Bösewichtern fuhr er gen Süden, Egil zu fahnden.

GUNNAR. Kåre! Leise. Ha, nun versteh' ich Thorolfs Worte!

OERNULF zu Gunnar. Sein Anschlag kam mir zu Ohren. Die Untat durfte nicht geschehen. Ich wollte nicht Genugtuung geben für Jökul und hätte Dich selbst im Zweikampf getötet, wenn es hätte sein müssen — aber Dein Geschlecht wollt' ich schirmen. So zog ich mit meinen Söhnen Kåre nach.

SIGURD leise. Eine unselige Tat ward hier begangen!

OERNULF. Wie ich zur Stelle kam, lagen Egils Begleiter gebunden, Dein Sohn war schon in der Feinde Gewalt, und nicht lange mehr würden sie ihn geschont haben. Da gab es einen heißen Kampf! Nicht oft hab' ich schärfere Schwerthiebe getauscht. Käre und zwei Männer flohen landeinwärts. Die andern schlafen fest, — schwer werden sie zu wecken sein.

GUNNAR in großer Spannung. Doch Du — Du, Oernulf?

OERNULF finster. Sechs Söhne folgten mir in den Kampf —

GUNNAR atemlos. Und heimwärts?

OERNULF. Keiner.

GUNNAR entsetzt. Keiner! Leise. Und Thorolf, Thorolf!

Tiefe Bewegung in der Menge. Hjördis scheint einen schweren innern Kampf zu kämpfen. Dagny weint leise auf dem Hochsitz zur rechten. Sigurd steht schmerzlich bewegt hinter ihr.

OERNULF nach einer kleinen Pause. Gleich einer üppigen Tanne dazustehen und durch ein einziges Unwetter dann aller Zweige beraubt zu werden — das ist hart. Doch neue Menschen kommen wieder — reicht mir ein Horn — ich will meiner Söhne Gedächtnis trinken! Einer von Sigurds Leuten bringt ein Horn. Heil Euch, die Ihr nun einreitet in Walhall, meine tapfern Söhne! Die ehernen Tore werden nicht hinter Euren Fersen zuschlagen, denn Ihr kommt mit großem Gefolge! — Trinkt und gibt das Horn weiter. Und nun heimwärts nach Island! Oernulfs Heerfahrt ist zu Ende! Der alte Baum hat nur noch einen grünen Zweig, und der muß behütet werden. Wo ist Thorolf?

EGIL zu seinem Vater. Ja, bring mich zu Thorolf! Oernulf sagte, Thorolf wird mir ein Schiff schnitzen mit vielen, vielen Helden an Bord.

OERNULF. Preisen muß ich alle guten Mächte, daß Thorolf nicht mitgezogen in den Kampf. Wär'

auch er — so stark ich bin, das hätt' ich nicht überstanden! Doch wo bleibt er? Immer war er der erste, seinen Vater zu begrüßen! Glaubten wir beide doch keinen Tag ohne einander leben zu können.

GUNNAR. Oernulf, Oernulf!

OERNULF mit steigender Unruhe. So stumm steht Ihr alle da! Erst jetzt seh' ich es. Was ist geschehen? Wo ist Thorolf?

DAGNY. Sigurd, Sigurd — das übersteht er nicht!

GUNNAR mit sich kampfend. Greis! — Nein! — Und doch, es läßt sich nicht verheimlichen —!

OERNULF heftig. Mein Sohn! Wo ist er?

GUNNAR. Thorolf ist erschlagen.

OERNULF. Erschlagen! Thorolf? Thorolf? — Das lügst Du!

GUNNAR. Mein Herzblut gäb' ich hin, wüßt' ich ihn am Leben!

HJÖRDIS. Thorolf selbst ist Schuld an dem, was geschah. In dunkler Rede gab er zu verstehen, daß Du Egil überfallen und getötet habest. Halb im Unfrieden sind wir geschieden. Du hast schon einmal Männer meines Stammes erschlagen — und außerdem — ein frechmäuliger Bursch, saß Thorolf am Tisch, und er stieß viel böse Worte aus. Da erst kam über Gunnar der Zorn; da erst erhob er die Waffe gegen Deinen Sohn. Er hatte triftigen Grund zur Tat, sollt' ich meinen.

OERNULF ruhig. Man merkt, daß Du ein Weib: denn Du brauchst viel Worte. Wozu das? — Ist Thorolf tot, so ist sein Lied zu Ende.

EGIL. Wenn Thorolf tot ist, so bekomm' ich keine Helden.

OERNULF. Ja, Egil, wir beide haben unsere Helden verloren. Zu Hjördis. Dein Vater sang:

„Jökuls Sproß wird Jökuls Mörder  
Weh bereiten allerwegen.“ —

Gut hast Du dafür gesorgt, daß sein Wort Wahrheit werde. Er schweigt einen Augenblick und wendet sich dann zu einem der Männer. Wo empfing er den Todesstreich?

DER MANN. Quer über der Stirn.

OERNULF befriedigt. Hm, eine rühmliche Stelle! So hat er nicht den Rücken gewandt. Doch — fiel er seitwärts nieder oder vor Gunnars Füße?

DER MANN. Halb auf die Seite, halb vor Gunnars Füße.

OERNULF. Das kündet nur halbe Rache. Ja, ja — wir werden sehen!

GUNNAR nähert sich. Oernulf! Ich weiß, daß all mein Hab und Gut den Verlust nicht aufwiegen kann. Doch fordere von mir, was Du willst —

OERNULF streng abbrechend. Gib mir Thorolfs Leichnam und laß mich ziehen! Wo liegt er? Gunnar deutet stumm nach dem Hintergrund.

OERNULF geht ein paar Schritte, dann aber wendet er sich um und spricht mit Donnerstimme zu Sigurd, Dagny und mehreren, die ihm teilnehmend folgen wollen: Bleibt! — Glaubt Ihr, Oernulf brauche ein Trauergeleit wie ein wehklagend Weib? — Bleibt, sag' ich! Den Thorolf trag' ich ganz allein. Ruhig-kraftvoll. Ohne Söhne geh' ich von dannen, doch keiner soll sagen, daß er gebeugt mich sah!

Er geht langsam hinaus.

HJÖRDIS mit gezwungenem Lachen. Laßt ihn gehen, wenn er will! Zahlreich brauchen wir nicht zu sein, sollt' er im Unfrieden wiederkehren. Nun, Dagny, denk' ich, ist es wohl das letzte Mal, daß zu solchem Handel Dein Vater von Island zog.

SIGURD aufgebracht. Schändlich!

DAGNY ebenso. Du kannst ihn noch verhöhnen — verhöhnen nach dem, was geschah!?

HJÖRDIS. Ist die Tat getan, so soll sie auch gerühmt werden! Haß und Rache schwur ich Oernulf diesen Morgen. Jökuls Ermordung konnt' ich vergessen, alles — nur das nicht, daß Oernulf mein Geschick schmähete. Eine Buhle nannt' er mich. Bin ich's, so hab' ich mich dessen nicht zu schämen: denn Gunnar ist jetzt mächtiger als Dein Vater. Er ist herrlicher und berühmter als Sigurd, Dein eigner Gatte!

DAGNY in heftiger Erregung. Da irrst Du, Hjördis — und gleich jetzt sollen alle es wissen, daß Du unter dem Dach eines Feiglings wohnst!

SIGURD heftig. Dagny, was tust Du!

GUNNAR. Feigling?

HJÖRDIS mit Hohnlachen. Du sprichst im Wahnwitz!

DAGNY fährt fort. Nicht länger soll es verschwiegen werden. Ich blieb still, als Du meinen Vater und meine gefallenen Brüder verhöhntest; blieb still, solange Oernulf zugegen war — denn er sollte nicht hören, daß Thorolf von eines Buben Hand gefallen. Nun aber — nun rühme Du Gunnar nimmermehr um jene Tat auf Island, denn Gunnar ist feige! Das Schwert, das blank und bloß zwischen Dir und dem Entführer lag, das hängt an meines Gatten Seite — und der Ring, den Du vom Arm Dir zogst, — gegeben hast Du ihn Sigurd! Sie zieht den Ring ab und hält ihn hoch empor. Da ist er!

HJÖRDIS wild. Sigurd!

DIE MENGE. Sigurd! Sigurd vollbrachte die Tat!

HJÖRDIS bebend vor innerer Erregung. Er, Er! — Gunnar, ist es wahr?

GUNNAR mit edler Ruhe. Alles ist wahr! Nur das nicht, daß ich feige bin; — ich bin weder ein Feigling, noch ein Bube!

SIGURD bewegt zu Gunnar. Das bist Du nicht, und bist es nie gewesen! Zu den übrigen. Auf, meine Mannen, fort von hier!

DAGNY im Abgehen zu Hjördis. Wer ist der erste Mann hier in der Halle — mein Eheherr oder Deiner?

Ab mit Sigurd und seinem Gefolge.

HJÖRDIS für sich. Jetzt hab' ich eine Tat noch zu vollbringen, nur auf eine Tat noch zu sinnen: Sigurd muß sterben — oder ich!

## DRITTER AKT

Die Halle in Gunnars Haus. Es ist Tag.

Hjördis sitzt auf einer Bank, dem kleineren Hochsitze gegenüber, und flicht eine Bogensehne; auf dem Tische liegt ein Bogen mit mehreren Pfeilen.

HJÖRDIS, indem sie die Sehne dehnt. Sie ist geschmeidig und stark, die Sehne — Mit einem Blick auf die Pfeile. Die Pfeile sind scharf und wuchtig — Läßt die Hände in den Schoß sinken. Doch wo findet sich die Hand, die — Hettig. Verhöhnt, verhöhnt von ihm — von Sigurd! Ihn muß ich mehr hassen als alle andern, das fühl' ich wohl. Aber nur wenig Tage noch, dann hab' ich — Grubelnd. Doch der Arm, der Arm, der die Tat vollbringt —? Gunnar kommt schweigsam und nachdenklich.

HJÖRDIS nach kurzer Pause. Wie geht Dir's, mein Gemahl?

GUNNAR. Schlecht, Hjördis! Was gestern geschah, will nicht weichen, — schwer lastet es mir auf dem Herzen.

HJÖRDIS. Tu wie ich: mache Dir etwas zu schaffen!

GUNNAR. Ich muß wohl. Pause. Gunnar macht einige Schritte, wird aufmerksam und nähert sich Hjördis.

GUNNAR. Was machst Du da?

HJÖRDIS ohne aufzublicken. Ich flechte eine Bogensehne, wie Du siehst.

GUNNAR. Eine Bogensehne — aus Deinem eignen Haar!

HJÖRDIS lächelnd. In jeder Stunde wird jetzt eine große Tat geboren! Du erschlugst meinen Pflegebruder — und ich flechte an diesem Strang seit Tagesgrauen.

GUNNAR. Hjördis! Hjördis!

HJÖRDIS blickt auf. Was soll ich?

GUNNAR. Wo warst Du diese Nacht?

HJÖRDIS. Diese Nacht?

GUNNAR. Du warst nicht im Schlafgemach.

HJÖRDIS. Das weißt Du?



GUNNAR. Ich konnte nicht schlafen. Unruhige Träume schuf mir das — was mit Thorolf geschehen; es war mir, als ob er erschiene — genug, ich wachte. Da ertönte ein wunderbar lieblicher Gesang durchs Haus; ich stand auf, schlich durch die Tür herein: Du saßest hier am Reisigfeuer — es brannte blau und rot — schäftetest Pfeile und sangst Zaubersprüche darüber.

HJÖRDIS. Es war nötig. Denn hart ist die Brust, die heute getroffen werden soll.

GUNNAR. Ich verstehe Dich — Du willst Sigurds Fall.

HJÖRDIS. Hm, vielleicht!

GUNNAR. Das soll Dir nie gelingen! Mit Sigurd halt' ich Frieden, so sehr Du mich auch aufreizest.

HJÖRDIS lächelnd. Meinst Du?

GUNNAR. Das steht fest bei mir.

HJÖRDIS reicht ihm die Sehne. Sag', Gunnar, kannst Du diesen Knoten lösen?

GUNNAR versucht es. Nein, er ist zu fest und zu künstlich geschlungen.

HJÖRDIS erhebt sich. Der Norne Gespinst ist noch künstlicher geschlungen; das kannst Du noch weniger lösen.

GUNNAR. Die Wege der Gewaltigen sind wirr — und unbekannt Dir wie mir.

HJÖRDIS. Eins aber weiß ich bestimmt: uns beiden wird Sigurd noch ein unselig Los bereiten.

Pause. Gunnar steht in sich versunken.

HJÖRDIS, die ihn im stillen beobachtet hat. Woran denkst Du?

GUNNAR. An einen Traum, den ich jüngst hatte. Mir war's, als hätt' ich die Tat vollbracht, die Du begehrst: Sigurd lag erschlagen auf dem Felde — Du standest daneben totenbleich. Da sagte ich: „Freust Du Dich nun, daß Dein Wunsch erfüllt ist?“ — Du aber lachtest und antwortetest: „Mehr noch würd' ich mich freuen, lägest Du, Gunnar, an Sigurds Stelle.“

HJÖRDIS mit erzwungnem Lachen. Schlecht kennst Du mich, wenn ein so törichter Traum Dich zu heirren vermag.

GUNNAR. Sag' an, Hjördis, wie gefällt Dir diese Halle?

HJÖRDIS. Die Wahrheit, Gunnar: mitunter dünkt sie mich zu eng.

GUNNAR. Ja, ja, ich dacht' es mir: wir sind um Einen zuviel.

HJÖRDIS. Vielleicht auch um zwei.

GUNNAR, der ihre Äußerung nicht gehört hat. Doch dem soll abgeholfen werden!

HJÖRDIS sieht ihn fragend an. Abgeholfen werden? — So hast Du vor —?

GUNNAR. Meine Schiffe zu rüsten und das Land zu verlassen. Ich will die Ehre zurückgewinnen, die ich verloren, weil ich Dich über alles liebte.

HJÖRDIS gedankenvoll. Du willst das Land verlassen? — Ja, das wird wohl das Beste sein für uns beide.

GUNNAR. Schon als wir von Island aufbrachen, sah ich voraus, daß es nicht gut mit uns enden würde. Dein Sinn ist stolz und stark; es gibt Zeiten, da ich fast Furcht vor Dir habe, doch — seltsam — gerade darum hab' ich Dich so lieb, ein zaubrisches Grauen umgibt Dich, — mir ist, als könntest Du mich zu Freveltaten verlocken, und für wohlgetan würd' ich halten, was immer Du begehrtest. Mit leisem Kopfschütteln. Unergründlich ist der Norne Walten. Sigurd hätte Dein Gatte werden sollen.

HJÖRDIS schreit auf. Sigurd?

GUNNAR. Ja, Sigurd. Haß und Rachsucht verblenden Dich, sonst würdest Du ihn höher schätzen. Wie Sigurd hätt' ich sein müssen: dann hätt' ich Dein Leben Dir fröhlich gestaltet.

HJÖRDIS in starker, doch unterdrückter Erregung. Und das — das, meinst Du, hätte Sigurd gekonnt?

GUNNAR. Er ist starkherzig und dabei stolz wie Du.

HJÖRDIS heftig. Wenn dem so ist — Faßt sich. Gleichviel, gleichviel! Mit hervorbrechender Leidenschaft. Gunnar, gib Sigurd den Tod!

GUNNAR. Nimmermehr!

HJÖRDIS. Durch List und Lüge ward ich Dein Eheweib — es soll vergessen sein! Fünf freudlose Jahre hab' ich hier verbracht — das alles soll vergessen sein, von dem Tag an, da Sigurd nicht mehr lebt!

GUNNAR. Von meiner Hand soll ihm kein Leid geschehen! Weicht unwillkürlich zurück. Hjördis, Hjördis! Versuche mich nicht.

HJÖRDIS. So muß ich einen andern Rächer ausfindig machen. Nicht länger soll Sigurd Worte des Hohns sprechen über Dich und mich. Ballt die Hände in krampfhafter Erbitterung. Bei ihr, dem einfältigen Weibe — bei ihr sitzt er jetzt vielleicht, kosend, und lacht über uns; er spricht von all der Schmach, die ich erduldet, da er mich raubte an Deiner Statt, erzählt ihr, wie er listig lachte, als er in der dunklen Kammer stand und ich ihn nicht erkannte!

GUNNAR. Das tut er nicht, — gewiß nicht!

HJÖRDIS. Sigurd und Dagny müssen sterben! Ich kann nicht atmen, solange' die beiden nicht tot sind. Sie tritt mit funkelnden Augen dicht vor Gunnar hin und sagt leidenschaftlich, aber flüsternd:

Könntest Du mir dazu verhelfen, Gunnar — dann könnt' ich in Liebe mit Dir leben, dann könnt' ich Dich in meine Arme schließen so heiß und so heftig, wie Du nie es geträumt hast!

GUNNAR schwankend. Hjördis, Du wolltest —

HJÖRDIS. Ans Werk, Gunnar — dann sollen die schweren Tage vorbei sein! Nicht mehr werd' ich aus der Stube gehen, wenn Du kommst, nicht unfreundliche Reden mehr führen oder Dein Lächeln lähmen, wenn Du froh bist. Pelz und kostbare Seidenkleider will ich tragen; ziehst Du in den Krieg — ich folge Dir; reitest Du zu friedlichem Tun — ich reite Dir zur Seite! Beim Festgelag werd' ich neben Dir sitzen,

Dein Horn füllen, Dir zutrinken und süße Weisen singen,  
die Dein Herz erfreuen.

GUNNAR halb und halb überwunden. Ist es wahr? —  
Du wolltest —?

HJÖRDIS. Mehr als das, zehnfach mehr! Glaube  
mir. Nur Rache! Rache an Sigurd und Dagny, und  
ich will — Hält inne, da die Thür sich öffnet. Dagny! Du hier?

Dagny aus dem Hintergrunde.

DAGNY. Schnell, schnell, Gunnar — Deine Mannen  
sollen rüsten!

GUNNAR. Rüsten? Gegen wen?

DAGNY. Der Bauer Kåre zieht heran mit vielen  
Geächteten — Böses führt er im Schilde. Eben zwar  
tritt ihm Sigurd in den Weg — aber man kann nicht  
wissen —

GUNNAR gerührt. Das hat Sigurd für mich getan!

DAGNY. Sigurd ist Dir doch ein treuer Freund.

GUNNAR. Und wir, Hjördis, wir dachten daran  
— — ja, es ist, wie ich sagte: ein Zauber liegt über  
allen Deinen Worten. Jedwede Tat dünkt mich recht,  
wenn Du sie heischest.

DAGNY verwundert. Was meinst Du?

GUNNAR. Nichts, nichts! Dank für die Botschaft.  
Dagny! — Nun geh' ich, — meine Mannen zu sammeln,  
Wendet sich zur Thür, halt aber inne und kommt wieder näher.  
Was macht Oernulf?

DAGNY senkt das Haupt. Das frage nicht. Gestern  
trug er Thorolfs Leichnam auf das Schiff; nun wirft  
er ein Grab auf am Strande — darin sollen seine Söhne  
liegen.

Gunnar schweigt und geht ab durch die Mitte.

DAGNY. Vor Abend ist keine Gefahr. Nahert sich.  
Hjördis! Noch ein Geschäft hab' ich hier auf dem  
Hofe. Zu Dir komm' ich.

HJÖRDIS. Zu mir? Nach dem, was gestern ge-  
schehen?

DAGNY. Eben deshalb. — — — Hjördis! Pflege-  
schwester! Hege keinen Groll wider mich! Vergiß

die Worte, die Kummer und böse Mächte mir in den Mund legten; vergib all den Schimpf, den ich Dir angetan; denn, glaube mir, ich bin zehnfach unglücklicher als Du!

HJÖRDIS. Unglücklich — Du? Sigurds Gattin?

DAGNY. Ist doch alles, was geschah, m e i n Werk: Daß sich Streit entspann, daß Thorolf fiel, daß jene Schmähreden über Dich und Gunnar ergingen. Weh' mir! So heiter war mein Los! — Doch von Stund' an werd' ich niemals wieder froh.

HJÖRDIS wie von einer plötzlichen Eingebung ergriffen. Vorher aber, in den fünf langen Jahren — in all der Zeit war das Glück mit Dir?

DAGNY. Kannst Du daran zweifeln?

HJÖRDIS. Hm! G e s t e r n hab' ich nicht daran gezweifelt, aber —

DAGNY. Was meinst Du?

HJÖRDIS. Ach, nichts Bedeutendes. Laß uns von andern Dingen reden!

DAGNY. Nein, nein! Hjördis, sag' mir —

HJÖRDIS. Es wird Dir kaum erfreulich sein. Doch weil Du es begehrt — Mit boshaftem Ausdruck. Entsinnt Du Dich noch — damals auf Island — wir waren auf dem Thing zusammen mit Oernulf, Deinem Vater, und saßen bei unsern Spielgenossinnen in der Thingstube, nach Frauensitte. Da traten zwei Fremdlinge in die Stube.

DAGNY. Sigurd und Gunnar.

HJÖRDIS. Sie grüßten uns nach Ritterart, setzten sich zu uns auf die Bank, und allerlei scherzhafte Reden führten wir mitsammen. Etliche verlangten zu wissen, warum die beiden Helden gelandet, — ob sie wohl Ehefrauen sich auf der Insel suchen wollten. Da sagte Sigurd: „Schwer wird es mir fallen, ein Weib so ganz nach meinem Sinne zu finden.“ — Oernulf lachte und meinte, in Island sei kein Mangel an erlauchten Frauen. Doch Sigurd antwortete: „Hochgemute Hausfrau heischt der Held. D i e will ich wählen, die in ein n i e d e r e s

Los sich nicht finden kann; keine Ehre darf ihr zu hoch hängen, daß sie nicht danach haschte; in den Kampf muß sie mir willig folgen; eine Rüstung muß sie tragen; zum Streit muß sie mich anfeuern, und nicht mit den Wimpern darf sie zucken, wenn die Schwerter blitzen; denn ist sie zaghaften Gemütes, so ernt' ich wenig Ehre.“ Nicht wahr, so sprach Sigurd?

DAGNY unsicher. Gewiß — aber —

HJÖRDIS. Also dacht' er sich das Weib, das sein Leben ihm hold machen könnte, und — dann — mit verächtlichem Lächeln — dann wählt' er D i c h.

DAGNY in schmerzlicher Bestürzung. Du meinst —

HJÖRDIS. Sieh, darum hast Du wohl Stolz und Edelsinn an den Tag gelegt, hast Ehre von allen beansprucht, auf daß Sigurd durch Dich geehrt würde — nicht wahr?

DAGNY. Nein, Hjördis, doch —

HJÖRDIS. Doch Du feuertest ihn an zu großen Taten, folgtest ihm in den Kampf und verlangtest dort zu sein, wo der Streit am heißesten entbrannte? Ist's nicht so?

DAGNY tief bewegt. Nein, nein!

HJÖRDIS. Du warst also zaghaft von Gemüte, so daß Sigurd Unehre davon erntete?

DAGNY überwältigt. Hjördis, Hjördis!

HJÖRDIS höhnisch lachend. Aber schön war Dein Los immerdar — Meinst Du, auch Sigurd kann das sagen?

DAGNY. Halt ein! Weh' mir! Du lehrtest mich erst, mich selbst erkennen!

HJÖRDIS. Ein scherzhaft Wort, und sogleich weinst Du! Denke nicht mehr daran! Sieh, was ich heut gemacht habe! Nimmt einige Pfeile vom Tische. Wie spitz und scharf! Nicht wahr, ich verstehe mich drauf, Pfeile zu schleifen?

DAGNY. Und sie zu brauchen. Du triffst sicher. Über all das, was Du eben gesagt, habe ich bis heut nie nachgedacht. Heftiger. Aber daß Sigurd — daß

ich ihm all die Zeit das Leben schwer und unrühmlich gemacht haben soll, — nein, nein, das kann nicht wahr sein!

HJÖRDIS. Nun, nun — tröste Dich, Dagny! Es ist ja auch nicht wahr. Ja, hätte Sigurd noch den Ehrgeiz seiner früheren Tage! Da stand all sein Sinnen und Sehnen danach, der erste Mann im Land zu heißen — nun begnügt er sich mit einem geringeren Glücke.

DAGNY. Nein, Hjördis! Sigurd ist von hoher Gesinnung nach wie vor. Ich fühl's, ich bin nicht das rechte Weib für ihn. Er hat es mir nicht eingestanden — aber so darf es nicht bleiben!

HJÖRDIS. Was willst Du tun?

DAGNY. Ich will nicht wie eine Last seine Schritte hemmen, nicht länger ihm hindernd im Wege sein!

HJÖRDIS. So willst Du —

DAGNY. Stille, es kommt wer!

Ein Knecht vom Hintergrund.

DER KNECHT. Wiking Sigurd betritt den Hof.

HJÖRDIS. Sigurd? So laß Gunnar rufen!

DER KNECHT. Gunnar ist ausgeritten, um seine Nachbarn zu sammeln, denn Kåre will —

HJÖRDIS. Gut, gut, — das weiß ich. Geh! Der Knecht geht; zu Dagny, die ebenfalls gehen will. Wo willst Du hin?

DAGNY. Fort, um Sigurd nicht zu treffen. Wohl müssen wir uns trennen, das fühl' ich nur zu gut. Aber ihm jetzt begegnen — nein, nein, das kann ich nicht! Geht links ab.

HJÖRDIS blickt ihr nach, eine Weile stumm. Und sie wollt' ich — Setzt den Gedanken fort, indem sie auf die Bogen-  
schne schaut. Geringe Rache wäre das gewesen — der Hieb traf besser! Ihm — es ist schwer, zu sterben; aber bisweilen ist es noch schwerer, zu leben.

Sigurd durch die Mitte.

HJÖRDIS. Du suchst wohl Gunnar. Setz' Dich! Gleich wird er kommen.

Sie will gehen.

SIGURD. Nein, bleib! Dich such' ich mehr als ihn.

HJÖRDIS. Mich?

SIGURD. Und wohl mir, daß ich Dich allein treffe.

HJÖRDIS. Kommst Du mich zu kränken, so vers schlägt es Dir ja wenig, ob die Stube voll ist von Männern und Weibern.

SIGURD. Ach ja, ich weiß nur zu gut, wie Du über mich denkst.

HJÖRDIS bitter. Tu' ich Dir vielleicht unrecht? Nein, nein! Vergiftet hast Du mir mein ganzes Leben! Vergiß nicht, daß Du es warst, der jene schändliche List brauchte — daß Du es warst, der bei mir in der Kammer saß, — der mir Liebe heuchelte, während Du im Innern listig dazu lachtest, mich wegschleudertest an Gunnar — denn für ihn war ich ja noch gut genug — und aus dem Lande gingst mit dem Weibe Deiner Wahl.

SIGURD. So manches Werk kann Menschenwille vollbringen, aber die großen Taten werden vom Schicksal gelenkt — und so ist es uns beiden ergangen.

HJÖRDIS. Wohl wahr — böse Nornen walten über der Welt: doch gering ist ihre Macht, dafern sie keine Helfer finden in unsrer eignen Brust. Das Glück gehört dem, der stark genug ist, die Nornen zum Kampf herauszufordern — das will ich tun!

SIGURD. Du willst —?

HJÖRDIS. Eine Kraftprobe wagen mit — mit denen, die über mir sind. — Doch nichts mehr davon! Ich hab' heute noch viel zu tun. Sie setzt sich an den Tisch.

SIGURD nach einer kleinen Pause. Du wirkst gute Waffen für Gunnar.

HJÖRDIS mit leichtem Lächeln. Nicht für Gunnar, doch wider Dich!

SIGURD. Das kommt wohl auf eins heraus.

HJÖRDIS. Mag sein; denn bin ich der Norne gewachsen, so sollst Du und Gunnar früher oder später — Hält inne, lehnt sich mit dem Rücken gegen den Tisch, sieht



lachelnd Sigurd an und sagt mit verändertem Ton: Hm — weißt Du, wie mir zuweilen ist? — Oft macht es mir Freude, in meinen Gedanken mir lustige Bilder auszumalen. Dann sitz' ich da und schließe die Augen und denke: Nun kommt Sigurd der Starke ins Land! Mord und Brand will er üben — an mir und meinem Gatten. Alle Mannen Gunnars sind gefallen, nur er und ich sind übrig. Schon legen von draußen sie Feuer ans Dach — „Ein Bogenschuß“, ruft Gunnar, „ein einziger, kann uns erretten“ — da reißt der Strang. „Hjördis, schneide von Deinem Haar eine Flechte und mach' eine Bogensehne draus — es gilt das Leben!“ Aber ich lache — „Laß brennen, laß brennen! Das Leben ist mir keine Handvoll Haare wert.“

SIGURD. Eine seltsame Macht liegt in Deiner Rede!

HJÖRDIS sieht ihn kalt an. Du setztest Dich zu mir?

SIGURD. Du meinst, ich sei Dir im Herzen gram — Hjördis, wir sprechen uns zum letzten Mal! Ein Etwas nagt an mir wie eine Krankheit und läßt mich nicht von hinnen ziehen. Du mußt mich besser kennen lernen!

HJÖRDIS. Was willst Du?

SIGURD. Dir eine Saga erzählen.

HJÖRDIS. Ist sie traurig?

SIGURD. Traurig, wie das Leben selbst.

HJÖRDIS bitter. Als ob Du wüßtest, daß das Leben traurig sein kann!

SIGURD. Urteile, wenn meine Saga zu Ende ist!

HJÖRDIS. So erzähle; ich arbeite indessen. Er setzt sich auf ein Bänkchen zu ihrer rechten Seite.

SIGURD. Es waren einmal zwei junge Krieger, die von Norwegen zogen, um Schätze und Ruhm zu gewinnen; sie hatten einander Freundschaft geschworen und hielten ehrlich zusammen auf allen ihren weiten Fahrten.

HJÖRDIS. Und die zwei jungen Krieger hießen Sigurd und Gunnar?

SIGURD. Ja, wir können sie so nennen. Zuguterletzt kamen sie nach Island; dort hauste ein alter Land-

sasse, der von Norwegen gefahren zu König Haralds Zeiten. Er hatte zwei holde Jungfrauen im Haus; die eine aber, seine Pflögetochter, die war doch die herrlichste; denn sie war klug und war stark von Gemüte, und die Krieger sprachen unter vier Augen von ihr, und keiner hatte je ein holderes Frauenbild gesehen — so schien es beiden.

HJÖRDIS gespannt. Beide? — Willst Du meiner spotten?

SIGURD. Gunnar dachte an sie Tag und Nacht. Nicht anders Sigurd. Doch beide schwiegen; und sie ließ es nie erraten, ob ihr Gunnar gefiele; daß sie aber dem Sigurd nicht gut sei, das war leicht zu erkennen.

HJÖRDIS atemlos. Weiter — ich bitte Dich!

SIGURD. Um so mehr mußte Sigurd an sie denken; doch keiner wußte darum. Da, eines Abends beim Trinkgelage geschah es, daß jene stolze Jungfrau schwur, nur d e r Mann sollte sie zu eigen haben, der die Heldentat vollbringe, die sie namhaft mache. Hoch schlug da Sigurd das Herz vor Wonne, denn er fühlte die Kraft in sich, die Tat zu vollbringen; doch Gunnar nahm ihn beiseite und gestand ihm seine Liebe — Sigurd verschwieg die seine, und so —

HJÖRDIS aufschreiend. Sigurd, Sigurd! Faßt sich. Und die Saga — ist sie wahr?

SIGURD. Sie ist es. Einer von uns mußte ja weichen; Gunnar war mein Freund — ich konnte nicht anders handeln. So wardst Du Gunnars Gattin, und ich freite ein ander Weib.

HJÖRDIS. Und gewannst sie lieb?

SIGURD. Ich lernte sie schätzen; aber es gibt nur ein Weib, das Sigurd geliebt hat, und das ist jenes Weib, das ihm gram war vom ersten Tag, da sie sich begegneten. Erhebt sich. Hier endet meine Saga. Leb' wohl, Gunnars Gattin, wir sehen uns niemals wieder!

HJÖRDIS springt auf. Nein, bleib! Weh uns beiden! Sigurd, was hast Du getan!

SIGURD stutzt. Ich? — Was ist Dir?

HJÖRDIS. Und all das sagst Du mir jetzt! Doch nein, — es kann nicht die Wahrheit sein!

SIGURD. Es ist das letzte Mal, daß wir uns sprechen. Jedes Wort ist Wahrheit! Du solltest lernen milder über mich zu urteilen — darum muß' ich reden.

HJÖRDIS faltet unwillkürlich die Hände und sieht in stiller Bestürzung zu ihm empor. Geliebt — ich geliebt — von Dir! Heftig, indem sie dicht an ihn herantritt. Ich glaub' Dir nicht! Blickt ihn starr an; ausbrechend in wildem Schmerz: Ja, es ist wahr und — verderblich für uns beide! Sie bedeckt das Gesicht mit den Händen und wendet sich ab.

SIGURD entsetzt. Hjördis!

HJÖRDIS leise, zwischen Lachen und Weinen kämpfend. Kehr' Dich nicht dran — Ich meinte nur — Sie legt die Hand auf seinen Arm. Sigurd, Deine Saga ist noch nicht zu Ende. — Jenes stolze Weib, von dem Du sprachst — sie hat Dich wieder geliebt!

SIGURD fährt zurück. Du!

HJÖRDIS mit Fassung. Ja, Sigurd, ich habe Dich geliebt, das erkenn' ich jetzt. Du sagst, ich war wortkarg und unmild gegen Dich — was soll ein Weib Bessres tun? — Hätt' ich meine Liebe zur Schau getragen, ich wäre Deiner unwert gewesen! Du warst mir stets der herrlichste unter allen Männern, und Dich als den Gatten einer andern zu wissen, das schuf mir jenes bittere Weh, das ich selbst nicht begriff.

SIGURD erschuttert. Ein unselig Gespinst hat die Norne um uns beide gesponnen.

HJÖRDIS. Du selbst bist schuld daran; stark und kühn soll der Mann handeln. Als ich jene schwere Bedingung stellte dem, der mich erringen wollte, dacht' ich nur an Dich — und dennoch konntest Du —

SIGURD. Ich kannte Gunnars Seelenschmerz; ich allein konnt' ihn heilen; — welche Wahl blieb mir? Doch hätt' ich gewußt, was ich jetzt weiß — ich hätte nicht für mich eintreten können; denn eine gar gewaltige Macht ist die Liebe.

HJÖRDIS *rasch*. Nun wohl, Sigurd, ein unselig Spiel hat uns lange Jahre getrennt; jetzt ist der Knoten gelöst. Die kommenden Zeiten sollen uns Ersatz geben!

SIGURD *kopfschüttelnd*. Unmöglich! Wir müssen uns wieder trennen.

HJÖRDIS. Das müssen wir *n i c h t*. Ich liebe Dich! Jetzt darf ich's gestehen, ohne zu erröten; denn meine Liebe ist nicht buhlerisch wie die weichlicher Weiber. Wär' ich ein Mann — bei allen Mächten! ich könnte Dich just so lieben, wie ich es jetzt tue. Auf denn, Sigurd! Das Glück ist einer großen Tat wert. Wir beide sind frei, wofern wir es sein wollen, und dann ist das Spiel gewonnen!

SIGURD. Frei? Wie meinst Du das?

HJÖRDIS. Was ist Dagny Dir? Was kann sie Dir sein? Nicht mehr, als Gunnar mir in meinen geheimen Gedanken. Was liegt daran, ob zwei elende Leben verspielt sind!

SIGURD. Hjördis, Hjördis!

HJÖRDIS. Laß Gunnar hier bleiben, laß Dagny mit ihrem Vater nach Island ziehen — ich folge Dir in Stahl und Panzer auf allen Deinen Fahrten! Sigurd ist bewegt. Nicht als Deine Gattin will ich Dir folgen; denn ich hab' einem andern angehört, und das Weib lebt, das ehemals an Deiner Seite weilte. Nein, Sigurd, nicht als Gattin — wie eines jener starken Weiber, wie eine von Hildes Schwestern will ich Dir folgen, Dich zu Kampf und Mannestaten anfeuern, daß Dein Name weit über alle Lande klinge; im Schwerterkampf will ich nicht von Deiner Seite weichen, im Unwetter und auf der Wikingsfahrt will ich ausharren unter Deinen Männern; und wenn Dir einst das Totenlied gesungen wird, dann soll es künden von Sigurd u n d von Hjördis.

SIGURD. Das war einst mein schönster Traum — jetzt ist es zu spät. Gunnar und Dagny stehen zwischen uns, und beide haben ein Recht auf diesen Platz. Um Gunnars willen gab ich meine junge Liebe hin — soll ich Seelenpein erdulden, so will ich wenigstens dies

Opfer nicht umsonst gebracht haben. Und Dagny — treuherzig und vertrauensvoll, verließ sie Heimat und Sippe; nie darf sie ahnen, daß es Hjördis war, nach der ich mich sehnte in ihren Armen.

HJÖRDIS. Und darum willst Du eine Last durchs Leben schleppen? Wozu wurden Dir Kraft und Mut, und alle die edlen Geistesgaben? Meinst Du, es sei fürder ein geziemend Los für mich, auf Gunnars Hof zu sitzen? Nein, Sigurd, glaube mir, es gibt noch viel zu tun für einen Mann wie Dich! Erik regiert Norwegens Reich — erhebe Dich wider ihn! Manch guter Kämpfe wird in Deiner Gefolgschaft streiten; mit unüberwindlicher Macht wollen wir vordringen, streiten und wirken und nicht ruhen, bis Du auf Hårfagers Königsthron sitztest.

SIGURD. Hjördis, Hjördis! Das war der Traum meiner wilden Jugend. Er sei vergessen! Versuche mich nicht!

HJÖRDIS mit Hoheit. Es ist der Norne Beschluß, daß wir beide zusammenhalten sollen. Er ist nicht umzustößen. Klar seh' ich jetzt meinen Beruf im Leben: Dich berühmt zu machen über alle Lande! Du hast vor mir gestanden jeden Tag, jede Stunde, die ich hier gelebt. Ich wollte Dich aus meinem Herzen reißen, aber ich konnt' es nicht! Nun ist es nicht mehr nötig, denn nun weiß ich, daß Du mich liebst!

SIGURD mit erzwungener Kälte. Wohlan — so wisse: ich hab Dich geliebt. Es ist vorbei — vergessen sind jene Tage.

HJÖRDIS. Du lügst, Sigurd! In meinem Wert steh' ich so hoch, daß Du es nie vergessen kannst, wenn Du mich einmal geliebt hast!

SIGURD heftig. Das muß ich und das will ich!

HJÖRDIS. Sei's drum, aber Du kannst nicht. Hindern willst Du mich — es gelingt Dir nicht. Vor Abend noch sollen Gunnar und Dagny alles wissen!

SIGURD. Ha, das tust Du nicht!

HJÖRDIS. Ich tu's.

SIGURD. Dann hab' ich Dich verkannt; für hochherzig hab' ich Dich stets gehalten.

HJÖRDIS. Böse Tage zeugen böse Gedanken. Zu groß ist das Vertrauen, das Du in mich setztest. Ich will, ich muß Dir folgen — hinaus ins Leben, in den Kampf! Zu eng ist's mir in Gunnars Haus.

SIGURD mit Nachdruck. Aber den Wert der Mannesehre weißt Du doch zu schätzen?! Es ist triftiger Grund zum Kampf zwischen mir und Gunnar. Wenn Gunnar nun fiele von meiner Hand — würdest Du gleichwohl alles kund tun und mir folgen?

HJÖRDIS stutzt. Warum fragst Du das?

SIGURD. Antworte mir zuvor! Was tätest Du, wenn ich der Mörder Deines Gatten würde?

HJÖRDIS blickt ihn fest an. Dann müßt' ich schweigen und dürfte nicht ruhen, bis ich Dich in den Tod geschickt hätte.

SIGURD mit einem Lächeln. Gut, Hjördis — das wußt' ich wohl!

HJÖRDIS unruhig. Aber das kann nicht geschehen!

SIGURD. Es muß geschehen. Du selbst hast nun die Würfel geworfen um Gunnars Leben und das meine.

Gunnar mit mehreren Knechten aus der Mitte.

GUNNAR finster zu Hjördis. Nun keimt die Saat, die Du gesät!

SIGURD nähert sich. Was ist Dir widerfahren?

GUNNAR. Sigurd, Du hier? — — Was mir widerfahren ist? Nichts andres als ich wohl erwarten mußte. Sobald Dagny, Dein Weib, mir Kunde gebracht von Kåres Anschlag, stieg ich aufs Pferd, meine Nachbarn um Hilfe anzugehen wider ihn.

HJÖRDIS gespannt. Nun?

GUNNAR. Mürrisch lautete die Antwort, wo ich erschien. Mein Handel mit Kåre sei wenig rühmlich, sagten sie — hm, sie sagten noch andere Dinge, die ich nicht wiederholen mag. Bin ich doch ein beschimpfter Mann: sie sagen mir nach, ich hätte wie ein Bube

gehandelt. Mit mir gemeinsame Sache zu machen, das gilt jetzt für Schande.

SIGURD. Nicht lange mehr wird es für Schande gelten; vor Abend noch sollst Du hinreichende Gefolgschaft haben wider Kåre.

GUNNAR. Sigurd!

HJÖRDIS leise, triumphierend. Ha, das wußt' ich wohl!

SIGURD mit erzwungenem Kraftgefühl. Aber hiemit, Gunnar, ist auch der Friede zwischen uns zu Ende! Du hast Thorolf, meines Weibes Bruder, erschlagen, und darum entbiete ich Dich zum Zweikampf auf morgen, wenn die Sonne aufgeht!

Hjördis geht in heftiger Gemütsbewegung einen Schritt auf Sigurd zu, faßt sich aber und bleibt während des Folgenden unbeweglich stehen.

GUNNAR in höchster Überraschung. Zum Zweikampf — mich? Du scherzest, Sigurd!

SIGURD. Zum Zweikampf bist Du ehrlich entboten; es gibt ein Würfelspiel um Leben und Tod. Einer von uns muß fallen!

GUNNAR bitter. Ha, ich verstehe! Du warst allein mit Hjördis, als ich kam — sie hat Dich aufs neue aufgestachelt.

SIGURD. Vielleicht. Halb zu Hjördis gewandt. Ein hochgesinntes Weib muß ja des Gatten Ehre wahren. Zu den Männern im Hintergrunde. Und Ihr, Leute, geht zu Gunnars Nachbarn und sagt ihnen, daß er morgen Schwerthiebe mit mir tauscht. Feig wird keiner den Mann nennen, der mit Sigurd dem Starken einen Waffengang wagt.

Die Knechte gehen ab durch die Mitte.

GUNNAR geht rasch auf Sigurd zu und drückt ihm die Hand in heftiger Gemütsbewegung. Sigurd, mein edler Bruder, etzt erst versteh' ich Dich! Wie Du einst für mein Glück Dein Leben wagtest, so wagst Du es nun für meine Ehre.

SIGURD. Dank' Deinem Weibe; sie hat den größten Teil an meinem Tun. — Morgen, wenn die Sonne heraufsteigt —

GUNNAR. Treff' ich Dich. Weich. Waffenbruder, willst Du ein gutes Schwert von mir haben? Es ist eine köstliche Gabe.

SIGURD. Dank, Gunnar! Doch laß es hängen — Wer weiß, ob ich es am nächsten Abend noch brauchen kann.

GUNNAR schüttelt Sigurd die Hand. Leb' wohl, Sigurd!

SIGURD. Leb' wohl — und Glück zum Werke!  
Sie scheiden. Gunnar geht links hinaus, Sigurd wirft einen Blick auf Hjördis und geht ab durch die Mitte.

HJÖRDIS nach einer Pause, leis und gedankenvoll. Zum Zweikampf — morgen? Wer wird fallen? Schweigt eine Weile und ruft dann aus, wie von einem festen Entschluß gepackt: Wer auch falle — Sigurd und ich bleiben beisammen!



## VIERTER AKT

Am Strand. Es ist Abend. Dann und wann erscheint der Mond durch zerrissene Gewitterwolken. Im Hintergrunde ein schwarzer, frisch aufgeworfener Hügel.

Auf einem Stein rechts im Vordergrund sitzt Oernulf unbedeckten Hauptes, die Ellbogen auf die Knie gestützt, das Gesicht in den Händen vergraben. Seine Leute schaufeln am Grabe, einige leuchten mit Kienspanen. Nach kurzer Pause kommen Sigurd und Dagny aus dem Bootshause, worin ein helles Reisigfeuer brennt.

DAGNY flüsternd. Da sitzt er noch. Hält Sigurd zurück. Nein, — sprich ihn nicht an!

SIGURD. Du hast recht. Es ist noch zu früh; besser, man läßt ihn allein!

DAGNY geht nach rechts hinüber und betrachtet den Vater mit stiller Trauer. So stark war er gestern, da er Thorolfs Leiche auf den Rücken nahm! Stark war er, da sie den Grabhügel aufwarfen — Aber als seine Söhne nun drinnen lagen und Sand und Steine darauf fielen — da übermannte ihn die Trauer, da brach er zusammen! Trocknet ihre Tränen. Sag', Sigurd! Wann gedenkst Du heimzufahren nach Island?

SIGURD. Sobald das Unwetter sich gelegt, und ich meinen Handel mit Gunnar ausgetragen habe.

DAGNY. Und dann wirst Du Dir Land kaufen und einen Hof bauen und nie mehr in den Seekrieg ziehen?

SIGURD. Ja, ja — das hab' ich Dir versprochen!

DAGNY. Und hat mich Hjördis wirklich belogen, da sie sagte, ich wäre Deiner unwürdig als Eheweib?

SIGURD. Ja, ja, Dagny — verlaß Dich auf mein Wort!

DAGNY. So will ich wieder froh sein und versuchen, all das Böse zu vergessen, das hier vollführt worden. An den langen Winterabenden wollen wir zusammen von Gunnar und von Hjördis sprechen, und —

SIGURD. Nein, Dagny! Willst Du uns beiden wohl, so nenne Hjördis nie mehr, wenn wir daheim auf Island sitzen!

DAGNY. Dein Haß ist ungerecht. Sigurd, Sigurd, das gleicht Dir wenig!

EINER DER MÄNNER nähert sich Oernulf. Nun ist das Grab bestellt.

OERNULF wie aus dem Schlaf erwachend. Das Grab — bestellt? Nun ja —

SIGURD. Jetzt sprich mit ihm, Dagny!

DAGNY nähert sich. Vater, es ist kalt hier draußen; ein Unwetter zieht herauf.

OERNULF. Hm, sei ohne Sorge! Das Grab ist fest und gut gebaut, — sie ruhen sicher darin.

DAGNY. Ja, aber Du —?

OERNULF. Ich? — Mich friert nicht.

DAGNY. Du hast heut noch nichts gegessen; willst Du nicht hineingehen? Das Nachtmahl steht bereit.

OERNULF. Laß das Nachtmahl stehen! Mich hungert nicht.

DAGNY. Aber so still hier zu sitzen, glaub' mir, das frommt Dir nicht; Du bist es nicht gewohnt.

OERNULF. Wohl wahr. Ein Etwas schnürt mir die Brust zusammen; ich kann nicht Atem holen.

Er verbirgt abermals das Antlitz in den Händen. Pause. Dagny setzt sich neben ihn.

DAGNY. Morgen rüstest Du Dein Schiff und fährst mit uns gen Island, nicht?

OERNULF ohne aufzublicken. Was soll ich dort? Nein! Ich will zu meinen Söhnen.

DAGNY schmerzlich. Vater!

OERNULF erhebt das Haupt. Geh hinein und laß mich! Haben die Stürme eine Nacht oder zwei mich umbraust, so denk' ich, ist's geschehen.

SIGURD. So darfst Du nicht denken.

OERNULF. Befremdet Dich mein Wunsch nach Ruhe? Mein Tagwerk ist ja vollbracht, meine Söhne sind bestattet. Heftig. Geht! — Fort! Fort! Er verbirgt wieder sein Antlitz.

SIGURD leise zu Dagny, die sich erhebt. Laß ihn noch eine kleine Weile sitzen!

DAGNY. Nein, — ich weiß mir Rat — ich kenne den Vater! Zu Oernulf. Dein Tagwerk ist vollbracht, sagst Du; doch ganz noch nicht. Bestattet hast Du Deine Söhne — aber Du bist ja Skalde? Es ziemt sich ihr Gedächtnis zu singen.

OERNULF schüttelt das Haupt. Singen? Nein, nein! Gestern konnt' ich es, heute bin ich zu alt.

DAGNY. Und doch muß es sein. Ruhmwürdige Männer waren alle Deine Söhne; ihnen sei ein Lied geweiht, und das kann in unserer Sippe keiner außer Dir!

OERNULF blickt Sigurd fragend an. Ein Lied? Was meinst Du, Sigurd?

SIGURD. Ich meine, Deiner Tochter Begehr ist billig.

DAGNY. Deine Nachbarn auf Island möchten es übel deuten, wenn die Totenfeier den Söhnen Oernulfs bereitet wird, und kein Sang noch gedichtet ist. Deinen Söhnen zu folgen, dazu hast Du noch Zeit genug.

OERNULF. Gut, ich will's versuchen. Und Du, Dagny, merk' auf, damit Du den Sang hernach in Runen ritzen kannst.

Die Männer kommen näher mit den Fackeln, so daß sich eine Gruppe um Oernulf bildet; er schweigt eine Weile, sinnt nach und hebt dann an:

Trübt den Sinn die Trauer,  
Fremd ist ihm die Freude;  
Traf den Sänger Sorge,  
Tönt sein Lied vom Leide.

Des Gesanges Segen  
Gab der Gott mir, Brage —  
Künde meinen Kummer,  
Klinge drum, o Klage!

Erhebt sich.

Grausam ward der Norne  
Groll ob mir entladen;  
Glück und Glanz verglommen  
Über Oernulfs Pfaden.

Sieben Söhne waren  
Mir vom Gott gegeben;  
Gramvoll geht der Greis nun,  
Liebeleer durchs Leben.

Sieben Söhne sah ich  
Schön um mich sich scharen,  
Schutz und Schirm dem Wiking  
Mit den weißen Haaren.

Tot sind nun die Tapfern!  
Wehr und Wall zerfallen!  
Einsam irrt der Alte,  
Öd' sind Haus und Hallen!

Thorolf, mir so teuer,  
Letzter von den Lieben —  
Wollt' das Weh verwinden,  
Wärst mir Du geblieben!

Lieb wie Lenzeslächeln,  
Wonne war Dein Wesen;  
Wuchsest hold und herrlich  
Als ein Held erlesen!

Tobend tief im Innern  
Wächst das Weh, das wilde,  
Das die alte Brust mir  
Zwängt wie zwischen Schilde.

Neidisch nahm die Norne  
All mein Eigen wieder,  
Schüttete der Schmerzen  
Schale auf mich nieder.

Wehrlos bin ich worden;  
Hätt' ich Götterstärke:  
Rastlos sänn' ich Rache  
Für der Norne Werke!

Die den Todesstreich mir  
Tief ins Herz versetzte,  
Die mir ruchlos raubte,  
Alles — auch das Letzte! —

Ist für Oernulf alles  
Nun in Nacht versunken?  
Nein, es hat der Sänger  
Suttungs Met getrunken!

Mit steigender Begeisterung.

Meine Söhne sanken;  
Doch mit Dichtermunde  
Geb' von meinem Leide  
Laut im Lied ich Kunde!

Lind auf meine Lippen  
Legt' ein Gott mir Tone —  
Kling hinaus, o Klage,  
Übers Grab der Söhne!

Heil Euch, Helden! Ruhmreich  
Reitet auf vom Grabe! —  
Erdenweh und -wunden  
Heilt die Göttergabel!

Er holt tief Atem, streicht sich das Haar von der Stirn zurück und  
sagt:

So! Nun ist Oernulf wieder frisch, wieder stark!  
Zu den Männern. Kommt mit zum Nachtmahl, Ihr Ge-  
sellen; wir haben ein schweres Tagwerk gehabt!

Geht mit den Knechten ins Boothaus.

DAGNY. Gepriesen seien die Hohen im Himmel,  
die so guten Rat mir schenkten! Zu Sigurd. Willst Du  
nicht hineingehen?

SIGURD. Nein, — dazu hab' ich wenig Lust! Sag',  
ist alles bereit für morgen?

DAGNY. Ja. Ein Totenhemd, mit Seide gesäumt,  
liegt auf der Bank. Aber ich weiß gewiß, daß Du Gun-

nar im Kampf bestehen wirst. Darum hab' ich nicht geweint bei der Arbeit.

SIGURD. Alle guten Mächte mögen verhüten, daß Du je weinst um meinerwillen!

Er bleibt stehen und blickt umher

DAGNY. Was lauschest Du?

SIGURD. Hörst Du nichts? — dort! Deutet nach links.

DAGNY. Ja, es geht wie ein seltsam Unwetter über die See.

SIGURD. indem er nach dem Hintergrund geht. Hm, es wird noch harten Hagel regnen in diesem Wetter. Ruft. Wer ist da?

KÅRE links draußen. Bekannte Leute, Wiking Sigurd!

Kåre mit einem Troß Bewaffneter von links.

SIGURD. Wo wollt Ihr hin?

KÅRE. Nach Gunnars Hof.

SIGURD. Als Feinde?

KÅRE. Das sollt' ich meinen! Jüngst hast Du mich daran gehindert; doch diesmal, denk' ich, wird es Dir recht sein!

SIGURD. Leicht möglich!

KÅRE. Ich vernahm von Deinem Handel mit Gunnar; doch geht es, wie ich will, so wird Gunnar mit elenden Waffen zum Zweikampf kommen.

SIGURD. Du sinnst auf ein verwegen Werk. Hüte Dich, Bauer!

KÅRE mit trotzigem Lachen. Laß mich gewähren! Willst Du Dein Schiff in dieser Nacht takeln, so werden wir Dir leuchten! — Kommt alle meine Mannen, — hier geht der Weg!

Sie gehen alle rechts im Hintergrund ab.

DAGNY. Sigurd, Sigurd! Dies Unheil mußt Du verhüten!

SIGURD geht rasch zur Thür des Boothauses und ruft hinein: Auf vom Mahl, Oernulf. Nimm Rache an Kåre!

OERNULF kommt mit den andern. Der Bauer Kåre — wo ist er?

SIGURD. Er stürmt nach Gunnars Hof, zu Mord und Brand!

OERNULF. Haha! — Laß ihn gewähren! So werd' auch ich an Gunnar und Hjördis gerächt. Später dann will ich Kåre fahnden.

SIGURD. Ein zweckloser Anschlag! Kåre muß Du diese Nacht noch fahnden, willst Du ihn fassen. Denn ist die Untat verübt, so zieht er in die Berge. Gunnar hab' ich zum Zweikampf entboten; er ist Dir sicher, wofern nicht ich selbst — doch gleichviel! Diese Nacht muß man ihn vor seinen Widersachern schützen. Schlimm wär' es, wenn ein Bube wie Kåre mich um meine Rache brächte.

OERNULF. Du hast recht. Heut nacht will ich Thorolfs Mörder schirmen — doch morgen muß er fallen.

SIGURD. E r o d e r i c h — darauf kannst Du bauen!

OERNULF zu den Knechten. Sokommt denn, Oernulfs Stamm zu rächen! Er geht mit den Männern rechts im Hintergrund ab.

SIGURD. Folg' ihnen, Dagny! I c h muß bleiben; denn die Kunde vom Zweikampf wandert schon durchs Volk, und ich darf Gunnar nicht begegnen, eh' die Zeit gekommen ist. Aber Du — berate und leite Deinen Vater! Würdig soll er zu Werke gehen. Es sind viele Weiber auf Gunnars Hof; weder Hjördis noch den andern darf Unbill widerfahren.

DAGNY. Ich eile dem Vater nach. Nun denkst Du doch an Hjördis! Hab' Dank für die Gesinnung!

SIGURD. Geh jetzt!

DAGNY. Ich gehe. Doch um Hjördis willen können wir unbesorgt sein; sie hat einen goldenen Panzer in ihrer Kammer und verteidigt sich wohl selbst.

SIGURD. Das denk' auch ich. Aber geh Du gleichwohl, — lenke Deines Vaters Tun, wache über alle und — über Gunnars Eheweib!

DAGNY. Verlaß Dich auf mich! Auf frohes Wiedersehen! Sie folgt den andern.

SIGURD. Es ist das erste Mal, Waffenbruder, daß ich ungerüstet bleibe, während Du in Gefahr schwebst. Lauscht. Geschrei und Schwerthiebe! Sie sind schon auf dem Hofe — Will rechts hinüber, bleibt aber stehen und weicht dann überrascht zurück. Hjördis — hier?

Hjördis. Sie trägt ein rotes Scharlachgewand mit goldenem Waffenschmuck, Helm, Panzer, Arm- und Beinschienen. Ihr Haar flattert frei. Auf dem Rücken trägt sie einen Köcher und am Gürtel einen kleinen Schild. In der Hand hat sie den Bogen mit der haren Sehne.

HJÖRDIS eilig, indem sie zurücksieht, als ob sie sich vor einem Verfolger ängstige; sie tritt dicht an Sigurd heran, faßt ihn am Arm und sagt flüsternd: Sigurd, Sigurd, siehst Du ihn?

SIGURD. Wen? Wo?

HJÖRDIS. Den Wolf dort, gleich dort! Er rührt sich nicht, erstarrt mich an mit roten, glühenden Augen! — Das ist mein Todesbote, Sigurd! Dreimal ist er mir erschienen: das bedeutet, daß ich sicher in dieser Nacht noch sterben werde.

SIGURD. Hjördis, Hjördis!

HJÖRDIS. Eben dort versank er in die Erde. Ja, ja, — nun hat er mich gewarnt!

SIGURD. Du bist krank, Hjördis. Komm ins Haus.

HJÖRDIS. Nein, — hier will ich warten! Meine Zeit ist kurz.

SIGURD. Was ist Dir widerfahren?

HJÖRDIS. Was mir widerfahren ist? Ich weiß es nicht! Aber als Du heute sagtest, Gunnar und Dagny stünden zwischen uns, da hast Du wahr gesprochen. Fort von ihnen und aus dem Leben müssen wir — dann können wir zusammenbleiben!

SIGURD. Wir? Ha, Du meinst —

HJÖRDIS hoheitsvoll. Ich ward heimatlos in der Welt von dem Tag an, da Du eine andere zum Weibe nahmst. Ein Unrecht hast Du damals begangen! Alle guten Gaben kann der Mann seinem treuerprobten Freunde geben — alles, nur nicht das Weib, das er liebt! Denn tut er das, so zerreißt er das heimliche Gespinnst der



Norne, und z w e i Leben sind verspielt. Eine untrügliche Stimme in mir sagt, daß ich geschaffen ward, damit mein starker Sinn Dich erhebe und trage in schweren Zeiten, und daß D u geboren wardst, damit ich in einem Manne alles fände, was ich für groß und herrlich halte. Denn das weiß ich, Sigurd, hätten wir zwei zusammengehalten — Du wärest der Berühmteste und ich wäre die Glückliche unter den Menschen geworden.

SIGURD. Die Klage kommt zu spät. Glaubst Du, das Leben, das meiner wartet, sei heiter? Tag für Tag um Dagny zu sein und eine Liebe zu heucheln, die mir das Herz beklemmt? Und doch muß es sein; es läßt sich nicht ändern.

HJÖRDIS mit wachsender Leidenschaft. O doch! Laß uns beide aus dem Leben gehen! Siehst Du diese Bogensehne? Mit ihr treff' ich sicher: denn herrliche Zaubersprüche hab' ich darüber gesungen. Sie nimmt einen Pfeil aus dem Köcher. Horch, horch, wie es hoch in den Lüften saust! Das ist die Heimfahrt der Toten. Ich habe sie herbeschworen — in ihrem Zuge wollen wir folgen!

SIGURD weicht zurück. Hjördis, Hjördis, — Du machst mir Grauen!

HJÖRDIS ohne auf ihn zu achten. Keine Macht mehr wendet unser Geschick. Und besser so, als hättest Du mich hienieden gefreit, und ich hätte auf Deinem Hof gesessen und Lein und Wolle für Dich gesponnen und Dir Kinder geboren — pfui, pfui!

SIGURD. Halt ein! Deine Zauberkünste sind übermächtig geworden — sie haben Dir die Seele krank gemacht. Entsetzt. Ha, sieh, sieh! Gunnars Hof — er brennt!

HJÖRDIS. Laß brennen, laß brennen! Der Wolken-saal dort oben ist besser als Gunnars Balkenstube!

SIGURD. Doch Egil, Dein Sohn — sie töten ihn!

HJÖRDIS. Mögen sie ihn töten — so wird meine Schande mit ihm begraben!

SIGURD. Und Gunnar! Sie bringen Deinen Gatten ums Leben!

HJÖRDIS. Was gilt mir das? Einem besseren Gatten folg' ich heim diese Nacht. Ja, Sigurd, so muß es sein! Hier im Lande blüht mir kein Glück. Der weiße Gott dringt nach dem Norden — ich will ihm nicht begegnen! Die alten Götter sind nicht mehr stark, wie früher; beinah zu Schatten sind sie worden — mit ihnen wollen wir streiten! Hinweg aus diesem Leben, Sigurd! Auf des Himmels Königsstuhl will ich Dich setzen und mich selbst Dir zur Seite! Das Unwetter bricht los. Horch, horch, da kommt unser Gefolge! Siehst Du die schwarzen jagenden Rosse? Eines für mich und eines für Dich! Sie legt den Bogen an und schießt. So fahre denn die letzte Fahrt!

SIGURD. Gut getroffen, Hjördis! Er fällt zu Boden.

HJÖRDIS jubelnd, indem sie auf ihn zueilt. Sigurd, mein Bruder! Nun gehören wir einander an!

SIGURD. Nun weniger denn je: hier trennen sich unsre Wege — ich bin ein Christ!

HJÖRDIS. Du! — Ha, nein, nein!

SIGURD. Der weiße Gott ist mein Gott. König Aedhelstan lehrte mich ihn kennen. Zu ihm geh' ich jetzt hinan!

HJÖRDIS in Verzweiflung. Und ich! — Sie läßt den Bogen sinken. Weh', weh'!

SIGURD. Schwer war mein Leben von der Stunde an, da ich Dich aus meinem Herzen riß und Dich Gunnar zu eigen gab. Ich danke Dir, Hjördis — nun ist mir so leicht — so frei!

Er stirbt.

HJÖRDIS leise. Tot! — Verspielt — meine Seele verspielt! Das Unwetter wütet heftiger; sie ruft wild: Sie kommen! Ich habe sie heraufbeschworen! — Doch nein, nein — ich folg' Euch nicht — will nicht nach Walhall ohne Sigurd! Keine Rettung — sie sehen mich, sie lachen und winken, sie spornen ihre Rosse! Eilt zur Felsenklippe im Hintergrund. Schon sind sie über mir — und keine Zuflucht, kein Versteck! Ja! Vielleicht in der Tiefe des Meeres!

Sie stürzt sich ins Meer.

Oernulf, Dagny, Gunnar mit Egil und Sigurds Mannen  
treten nach und nach rechts auf.

OERNULF zum Grabhügel gewandt. Nun könnt Ihr  
ruhig schlafen: denn Rache ist Euch worden.

DAGNY kommt. Vater, Vater — der Schreck tötet  
mich! All das Blutvergießen und dies Unwetter —  
horch, horch!

GUNNAR mit Egil auf dem Arm. Gebt Frieden und  
Obdach meinem Kinde!

OERNULF. Gunnar!

GUNNAR. Ja, Oernulf! Mein Hof ist niederge-  
brannt und meine Mannen sind gefallen; ich bin in  
Deiner Gewalt — tu mit mir nach Deinem Willen!

OERNULF. In Sigurds Hand liegt Dein Los. —  
Doch komm ins Haus! Hier draußen ist es unsicher.

DAGNY. Ja, hinein, hinein! Sie geht auf das Boothaus  
zu, wird den Leichnam gewahr und stoßt einen Schrei aus.  
Sigurd, mein Eheherr — sie haben ihn ermordet! Sie  
wirft sich über ihn.

OERNULF eilt hinzu. Sigurd!

GUNNAR, indem er Egil niedersetzt. Sigurd ermordet!

DAGNY blickt verzweiflungsvoll die Männer an, die den  
Toten umringen. Nein, nein, — es ist nicht so! Er kann  
nicht tot sein! Bemerkt den Bogen. Ha! Was ist das?  
Erhebt sich.

OERNULF. Meine Tochter, es ist, wie Du sagtest  
— Sigurd ward ermordet.

GUNNAR, wie von einer plötzlichen Ahnung ergriffen. Und  
Hjördis? — Ist Hjördis hier gewesen?

DAGNY leise und mit Fassung. Ich weiß es nicht;  
aber das weiß ich: ihr Bogen ist hier gewesen.

GUNNAR. Ha, ich dacht' es!

DAGNY. Still, still! Für sich. So bitter also hat  
sie ihn gehaßt!

GUNNAR leise. Sigurd getötet — in der Nacht vor  
dem Zweikampf; — so hat sie mich dennoch geliebt.

Alle schrecken zusammen; die wilde Jagd saust durch die Luft.

EGIL erschrocken. Vater! Sieh, sieh!

GUNNAR. Was ist?

EGIL. Dort oben — all die schwarzen Rosse!

GUNNAR. Das sind Wolken, die —

OERNULF. Nein, das ist der Toten Heimfahrt.

EGIL mit einem Aufschrei. Die Mutter ist unter ihnen!

DAGNY. Alle guten Mächte!

GUNNAR. Kind, was sagst Du da?

EGIL. Dort — voran — auf dem schwarzen Roß!  
Vater! Vater!

Egil klammert sich entsetzt an seinen Vater. Kurze Pause. Das Unwetter zieht vorüber, die Wolken zerteilen sich; der Mond scheint friedlich über der Landschaft.

GUNNAR leise und schmerzvoll. Wahrlich — jetzt ist Hjördis tot.

OERNULF. So ist es, Gunnar. An ihr hätt' ich mehr zu rächen gehabt denn an Dir. Teuer kam die Begegnung uns beiden zu stehen. Hier meine Hand — Friede und Versöhnung!

GUNNAR. Hab' Dank, Oernulf! Oernulf, hab' Dank! Und nun zu Schiffe! Ich ziehe mit Euch nach Island!

OERNULF. Ja, nach Island! — Unsre Heerfahrt wird so bald nicht vergessen werden:

Kunde von den kühnen Kämpfen,  
Die gestritten hier am Strande, —  
Töne bis in fernste Tage  
Laut im Lied durch nordische Lande!







3956